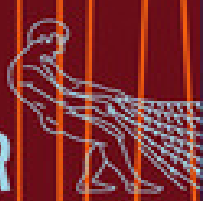
CHIMAMANDA NGOZI

ADICHIE

AMERICANAH

ROMAN



S. FISCHER

Telegram:@shabarsbibliothek

Chimamanda Ngozi Adichie

Americanah

Roman

Aus dem Englischen von Anette Grube

E-BOOKS

Telegram:@shabarsbibliothek

Inhalt

- Dieses Buch ist unserer [...]
- Teil 1
  - 1
  - 2
- Teil 2
  - 3
  - 4
  - 5
  - 6
  - 7
  - 8
  - 9
  - 10
  - 11
  - 12
  - 13
  - 14
  - 15
  - 16
  - 17
  - 18
  - 19
  - 20
  - 21
  - 22
- Teil 3
  - 23
  - 24
  - 25
  - 26
  - 27
  - 28
  - 29

Telegram:@shabarsbibliothek

    - 30
- Teil 4
    - 31
    - 32
    - 33
    - 34
    - 35
    - 36
    - 37
    - 38
    - 39
    - 40
    - 41
- Teil 5
    - 42
- Teil 6
    - 43
- Teil 7
    - 44
    - 45
    - 46
    - 47
    - 48
    - 49
    - 50
    - 51
    - 52
    - 53
    - 54
    - 55
- Dank
- Glossar

Telegram:@shabarsbibliothek

Dieses Buch ist unserer nächsten Generation gewidmet, ndi na-abia n'iru*: Toks, Chisom, Amaka, Chinedum, Kamsiyonna und Arinze.*

Meinem wunderbaren Vater in diesem seinem achtzigsten Lebensjahr.

Und wie immer Ivara.

Telegram:@shabarsbibliothek

Teil 1

1

Princeton im Sommer roch nach gar nichts, und obwohl Ifemelu das friedliche Grün der vielen Bäume, die sauberen Straßen und stattlichen Häuser, die maßvoll überteuerten Geschäfte und die ruhige unwandelbare Atmosphäre wohlverdienter Eleganz mochte, war es das Fehlen eines Geruchs, das ihr am besten gefiel, vielleicht weil alle anderen amerikanischen Städte, die sie kannte, unverwechselbar rochen. Philadelphia roch modrig nach Geschichte. New Haven roch nach Verwahrlosung. Baltimore roch nach Salzlake und Brooklyn nach sonnenwarmem Abfall. Aber Princeton roch nach gar nichts. Hier liebte sie es, tief durchzuatmen. Sie liebte es, den Ortsansässigen dabei zuzuschauen, wie sie ausgesprochen höflich Auto fuhren und ihre neuesten Modelle vor dem Biosupermarkt in der Nassau Street oder vor den Sushi-Restaurants oder der Eisdiele, in der es Eis in fünfzig Geschmacksrichtungen gab, darunter Roter Pfeffer, oder vor dem Postamt abstellten, an dessen Eingang sie von überschwänglichen Mitarbeitern begrüßt wurden. Sie mochte den Campus, gravitätisch vor Gelehrtheit, die neogotischen Gebäude mit ihren weinbewachsenen Mauern und die Art und Weise, wie sich im Halbdunkel des Abends alles in eine gespenstische Szenerie verwandelte. Am meisten mochte sie es, dass sie an diesem Ort wohlhabender Ungezwungenheit so tun konnte, als wäre sie jemand anders, jemand, der speziell in diesen

Telegram:@shabarsbibliothek

heiligen amerikanischen Club aufgenommen worden war, jemand, der Sicherheit ausstrahlte.

Aber sie mochte es nicht, dass sie nach Trenton fahren musste, um sich Zöpfe flechten zu lassen. Es war unvernünftig, in Princeton einen Friseursalon zu erwarten, in dem Zöpfe geflochten wurden – die wenigen Schwarzen, die sie hier gesehen hatte, waren so hellhäutig und hatten so glatte Haare, dass sie sie sich nicht mit Zöpfen vorstellen konnte –, doch als sie an einem sengendheißen Nachmittag im Bahnhof von Princeton auf den Zug wartete, fragte sie sich, warum sie sich nicht *hier* die Haare machen lassen konnte. Der Schokoriegel in ihrer Handtasche war geschmolzen. Ein paar andere Leute warteten auf dem Bahnsteig, alle weiß und schlank und dünn bekleidet. Der Mann, der ihr am nächsten stand, aß ein Eis in der Waffel; sie hatte es immer als ein wenig unverantwortlich gefunden, dass erwachsene amerikanische Männer Eis in der Waffel aßen, insbesondere dass erwachsene amerikanische Männer in der Öffentlichkeit Eis in der Waffel aßen. Als der Zug endlich kreischend einfuhr, wandte er sich an sie und sagte »Wird aber auch Zeit« mit der Vertrautheit, die Fremde nach einer gemeinsam erlittenen Enttäuschung über eine öffentliche Dienstleistung verbindet. Sie lächelte ihn an. Das ergrauende Haar auf seinem Hinterkopf, das auf komische Weise eine kahle Stelle verbergen sollte, wurde nach vorn geweht. Er musste Akademiker sein, aber kein Geisteswissenschaftler, sonst wäre er verlegen. Eine harte Wissenschaft wie Chemie vielleicht. Früher hätte sie »Ich weiß« entgegnet, diese typisch amerikanische Floskel, die auf Zustimmung und nicht unbedingt auf Wissen schließen ließ, und dann hätte sie ein Gespräch mit ihm angefangen, um zu sehen, ob er etwas sagen würde, was sie für ihren Blog verwenden könnte. Die Leute fühlten sich geschmeichelt, wenn man ihnen Fragen zu ihrer Person stellte, und wenn sie nichts erwiderte, nachdem sie sie angesprochen hatte, erzählten sie noch

Telegram:@shabarsbibliothek

mehr. Sie waren dazu konditioniert, Pausen zu füllen. Wenn sie sie fragten, was sie machte, sagte sie vage »Ich schreibe einen Lifestyle-Blog«, denn es behagte ihnen nicht, wenn sie antwortete: »Ich schreibe einen anonymen Blog mit dem Titel *Raceteenth oder Ein paar Beobachtungen über schwarze Amerikaner (früher als Neger bekannt) von einer nicht-amerikanischen Schwarzen.*« Ein paarmal hatte sie genau das gesagt. Einmal zu einem weißen Mann mit Dreadlocks, der neben ihr im Zug saß, sein blondes Haar wie ausgefranste alte Seile, das zerschlissene Hemd trug er mit genügend Pietät, um sie davon zu überzeugen, dass er ein Kämpfer für soziale Gerechtigkeit war und einen guten Gastblogger abgeben würde. »Rasse wird heutzutage total überschätzt, Schwarze müssen sich selbst überwinden, jetzt geht es nur noch um Klassen, um die Besitzenden und die Habenichtse«, erklärte er ihr gleichmütig, und sie begann mit diesem Satz einen Beitrag mit der Überschrift »Nicht alle weißen Amerikaner mit Dreadlocks sind schlecht drauf«. Auf einem Flug saß ein Mann aus Ohio neben ihr. Seinen gepolsterten Schultern und kontrastfarbenem Hemdkragen nach zu urteilen eindeutig mittleres Management. Er wollte wissen, was sie mit »Lifestyle-Blog« meinte, und sie erklärte es ihm und rechnete damit, dass er zurückhaltend reagieren oder das Gespräch beenden würde mit etwas defensiv Belanglosem wie »Die einzige Rasse, die zählt, ist die menschliche Rasse«. Aber er sagte: »Haben Sie schon mal über Adoptionen geschrieben? Niemand in diesem Land will schwarze Babys, und ich meine keine Mischlingskinder, sondern schwarze. Nicht einmal schwarze Familien wollen schwarze Babys.«

Er erzählte ihr, dass er und seine Frau ein schwarzes Kind adoptiert hätten und sie dafür von ihren Nachbarn wie Märtyrer für eine zweifelhafte Sache angesehen würden. Und ihr Posting über ihn »Schlecht gekleidete weiße Manager aus Ohio sind nicht immer so, wie wir glauben« hatte in

Telegram:@shabarsbibliothek

jenem Monat die meisten Kommentare erhalten. Sie fragte sich noch immer, ob er den Beitrag gelesen hatte. Sie hoffte es. Sie saß oft in Cafés oder Restaurants oder Flughäfen oder Bahnhöfen, beobachtete Fremde, stellte sich ihr Leben vor und überlegte, wer von ihnen eventuell ihren Blog gelesen hatte. Ihren Ex-Blog. Erst vor ein paar Tagen hatte sie ihren letzten Beitrag geschrieben, der bislang zweihundertvierundsiebzig Mal kommentiert worden war. Alle diese Leser, die jeden Monat mehr geworden waren, die sich untereinander vernetzt hatten und so viel mehr wussten als sie; sie hatten ihr immer Angst eingejagt und sie erheitert. SapphicDerrida, eine der aktivsten Bloggerinnen, schrieb: *Ich bin ein bisschen überrascht, wie persönlich ich es nehme. Viel Glück bei der nicht weiterbeschriebenen »Veränderung deines Lebens«, aber komm bitte bald wieder zurück in die Blogosphäre. Du hast mit deiner respektlosen, furchteinflößenden, komischen und zum Nachdenken anregenden Stimme einen Raum für echte Gespräche über ein wichtiges Thema geschaffen.* Leser wie SapphicDerrida, die Statistiken herunterspulten und in ihren Kommentaren Worte wie »reifizieren« benutzten, machten Ifemelu nervös und bestrebt danach, originell zu sein und zu beeindrucken, so dass sie sich im Lauf der Zeit wie ein Geier gefühlt hatte, der an dem Gerippe der Geschichten anderer Leuten herumpickte, um etwas Brauchbares zu finden. Manchmal deutete sie das Thema Rasse behutsam an. Manchmal glaubte sie sich selbst nicht. Je mehr sie schrieb, umso unsicherer wurde sie. Jedes Posting kratzte immer noch eine Schuppe ihres Selbst ab, bis sie sich nackt und verlogen vorkam.

Der Mann mit dem Eis setzte sich im Zug neben sie, und um eine Unterhaltung zu unterbinden, starrte sie konzentriert auf einen braunen Fleck neben ihren Füßen, verschütteten Frappucino, bis sie in Trenton einfuhren. Auf dem Bahnsteig drängten sich Schwarze, viele von ihnen

Telegram:@shabarsbibliothek

dick, in dünner kurzer Kleidung. Sie staunte noch immer, wie sehr eine Zugfahrt von ein paar wenigen Minuten alles verändern konnte. Wann immer sie während ihres ersten Jahres in Amerika mit dem Zug von New Jersey zur Penn Station und dann mit der U-Bahn zu Tante Uju nach Flatlands gefahren war, hatte sie sich gewundert, dass in den Bahnhöfen in Manhattan überwiegend schlanke weiße Menschen ausstiegen und überwiegend schwarze dicke Leute, je weiter sie nach Brooklyn hineinfuhren. Sie hatte in Gedanken jedoch nicht das Wort »dick« benutzt. Sie hatte sie als »kräftig« betrachtet, denn ihre Freundin Ginika hatte sie schon ganz früh darauf hingewiesen, dass in Amerika »dick« als Schimpfwort galt, befrachtet mit einem moralischen Urteil wie die Wörter »dumm« oder »Scheißkerl«, und nicht einfach eine Beschreibung war wie »groß« oder »klein«. Sie hatte »dick« aus ihrem Vokabular gestrichen. Aber sie hatte »dick« letzten Winter nach fast dreizehn Jahren wieder in ihren Wortschatz aufgenommen, als sie im Supermarkt die riesige Tüte mit Tostitos bezahlte und ein Mann in der Schlange hinter ihr murmelte: »Dicke Leute sollten so einen Dreck nicht essen.« Sie schaute sich zu ihm um, überrascht und ein wenig gekränkt, und dachte, dass es ein perfekter Beitrag für ihren Blog wäre, wie dieser Fremde entschieden hatte, dass sie dick war. Sie würde das Posting unter den Schlagwörtern »Rasse, Geschlecht, Körpergröße« speichern. Doch als sie zu Hause die Wahrheit im Spiegel betrachtete, begriff sie, dass sie zu lange das Spannen ihrer Kleidung, das Aneinanderreiben der Innenseiten ihrer Oberschenkel, die weicheren, runderen Teile ihres Körpers ignoriert hatte, die schwabbelten, wenn sie sich bewegte. Sie war wirklich dick.

Sie sprach sich das Wort »dick« mehrmals langsam vor und dachte an all die anderen Dinge, die nicht zu sagen sie in Amerika gelernt hatte. Sie war dick. Sie hatte keine Kurven oder schwere Knochen; sie war dick, es war

Telegram:@shabarsbibliothek

das einzige Wort, das sich richtig anfühlte. Und sie hatte auch den Beton in ihrer Seele ignoriert. Ihr Blog lief gut, hatte jeden Monat Tausende einzelne Besucher, sie verdiente gutes Geld mit ihren Reden, hatte ein Stipendium für Princeton und eine Beziehung mit Blaine – »Du bist die große Liebe meines Lebens« hatte er auf die Karte zu ihrem letzten Geburtstag geschrieben –, und doch war Beton in ihrer Seele. Schon eine ganze Weile, eine Erschöpfung früh am Morgen, eine Trostlosigkeit und Konturlosigkeit. Damit einher gingen amorphe Sehnsüchte, gestaltloses Verlangen, kurze eingebildete Blicke in andere Leben, die sie führen könnte, und all das verschmolz im Lauf der Monate zu einem schmerzhaften Heimweh. Sie durchforstete nigerianische Webseiten, nigerianische Profile auf Facebook, nigerianische Blogs, und jeder Klick förderte die Geschichte eines jungen Menschen zutage, der vor kurzem zurückgegangen war, ausgestattet mit einem amerikanischen oder britischen Abschluss, und ein Finanzunternehmen, eine Musikproduktionsfirma, ein Modelabel, eine Zeitschrift, eine Fast-Food-Kette gegründet hatte. Sie betrachtete die Fotos dieser Männer und Frauen und verspürte den dumpfen Schmerz des Verlusts, als hätten sie ihr gewaltsam die Hand geöffnet und etwas weggenommen. Sie lebten ihr Leben. Nigeria wurde zu dem Land, in dem sie sein sollte, zum einzigen Ort, in dem sie Wurzeln schlagen könnte, ohne sofort den Drang zu verspüren, sie wieder ausreißen und die Erde abschütteln zu müssen. Und dort war natürlich auch Obinze. Ihre erste Liebe, ihr erster Liebhaber, der einzige Mensch, bei dem sie nie das Bedürfnis verspürt hatte, sich zu erklären. Er war jetzt verheiratet und Vater, und sie hatten seit Jahren keinen Kontakt mehr, dennoch konnte sie nicht so tun, als wäre er nicht Bestandteil ihres Heimwehs oder als würde sie nicht häufig an ihn denken, ihre gemeinsame Vergangenheit durchgehen und nach Vorzeichen suchen für etwas, was sie nicht benennen konnte.

Telegram:@shabarsbibliothek

Der unhöfliche Fremde im Supermarkt – wer wusste schon, was *er* für Probleme hatte, ausgezehrt und schmallippig wie er gewesen war – hatte sie kränken wollen, doch stattdessen hatte er sie wachgerüttelt.

Und sie träumte davon und plante, sich für Jobs in Lagos zu bewerben. Anfänglich verschwieg sie es Blaine, weil sie ihr Stipendium in Princeton beenden wollte, und danach verschwieg sie es ihm, weil sie sich ganz sicher sein wollte. Aber während die Wochen vergingen, begriff sie, dass sie nie wirklich sicher sein würde. Sie sagte ihm, dass sie nach Hause zurückgehen wolle, und fügte hinzu »Ich muss«, wobei sie wusste, dass er aus ihren Worten das Ende heraushören würde.

»Warum?«, fragte Blaine nahezu automatisch, vor den Kopf gestoßen von ihrer Ankündigung. Sie saßen in seinem Wohnzimmer in New Haven, gebadet in Softjazz und mildem Tageslicht, und sie sah ihn an, ihren guten verwirrten Mann, und spürte, wie der Tag etwas Trauriges, Episches annahm. Sie lebten seit drei Jahren zusammen, drei Jahre ohne Knitterfalten wie ein glattgebügeltes Laken, bis zu ihrem einzigen Streit ein paar Monate zuvor, als Blaines Blick vor Schuldzuweisungen kalt geworden war und er sich geweigert hatte, mit ihr zu sprechen. Aber sie hatten diesen Streit überlebt, vor allem wegen Barack Obama, und waren sich dank ihrer gemeinsamen Leidenschaft wieder nahegekommen. Bevor Blaine sie am Wahlabend küsste, sein Gesicht tränenüberströmt, drückte er sie an sich, als wäre Obamas Sieg auch ihr persönlicher Sieg. Und jetzt sagte sie ihm, dass es vorbei war. »Warum?«, fragte er. In seinem Unterricht sprach er über Konzeptionen von Nuancen und Komplexität, dennoch fragte er sie nach einem einzigen Grund, der *Ursache*. Doch sie hatte keine kühne Offenbarung erlebt, und es gab keine Ursache; es lag einfach daran, dass sich Schicht um Schicht Unzufriedenheit in ihr abgelagert hatte und eine Masse bildete, die sie jetzt antrieb. Das erzählte sie ihm nicht, denn es

Telegram:@shabarsbibliothek

würde ihn schmerzen zu erfahren, dass sie sich schon eine Weile so fühlte, dass die Beziehung mit ihm am besten mit einem Haus zu vergleichen war, mit dem sie zufrieden war, in dem sie jedoch immer am Fenster saß und hinausschaute.

»Nimm die Pflanze mit«, sagte er, als sie ihre Kleider in seiner Wohnung packte und ihn zum letzten Mal sah. Er war niedergeschlagen und stand mit hängenden Schultern in der Küche. Es war die einzige Pflanze in seiner Wohnung, vielversprechende grüne Blätter trieben aus drei Bambusstängeln, und als sie sie an sich nahm, überkam sie plötzlich ein Gefühl niederschmetternder Einsamkeit, das sie wochenlang nicht wieder loswurde. Manchmal spürte sie es immer noch. Wie war es möglich, dass man etwas vermisste, was man gar nicht mehr wollte? Blaine brauchte, was sie ihm nicht geben konnte, und sie brauchte, was er ihr nicht geben konnte, und darum trauerte sie um den Verlust dessen, was hätte sein können.

Und hier war sie, an einem opulenten Sommertag, und wollte sich Zöpfe flechten lassen für die Reise nach Hause. Ihre Haut klebte vor Hitze. Auf dem Bahnsteig von Trenton standen Leute, die dreimal so dick waren wie sie, und sie betrachtete bewundernd eine Frau in einem sehr kurzen Rock. Es war nichts Besonderes dabei, mit schlanken Beinen in einem Minirock anzugeben – es war kein Risiko und kostete keine Mühe, Beine zur Schau zu stellen, die die Welt guthieß –, aber der dicken Frau ging es um die stille Überzeugung, die man nur mit sich selbst teilt, ein Gefühl der Richtigkeit, das andere nicht verstehen. Ihre Entscheidung zurückzugehen war damit vergleichbar; wann immer sie von Zweifeln heimgesucht wurde, stellte sie sich vor, dass sie tapfer allein dastand, nahezu heroisch, um ihre Unsicherheit zu bekämpfen. Die dicke Frau scharte eine Gruppe sechzehn-, siebzehnjähriger Teenager um sich. Sie versammelten sich lachend und plappernd, ihre gelben T-Shirts vorn und hinten mit Werbung für ein

Telegram:@shabarsbibliothek

Freizeitprogramm bedruckt. Sie erinnerten Ifemelu an ihren Cousin Dike. Einer der Jungen, dunkel und groß, mit dem dünnen muskulösen Körperbau eines Athleten, sah aus wie Dike. Nicht, dass Dike jemals diese Schuhe tragen würde, Espadrilles. Kraftlose Treter würde er dazu sagen. Es war ein neuer Ausdruck; er hatte ihn zum ersten Mal ein paar Tage zuvor gebraucht, als er ihr erzählte, wie er mit Tante Uju einkaufen war. »Mom wollte mir diese verrückten Schuhe kaufen. Komm schon, du weißt doch, dass ich keine kraftlosen Treter tragen kann!«

Ifemelu stellte sich vor dem Bahnhof in die Schlange für die Taxis. Sie hoffte, dass ihr Fahrer kein Nigerianer wäre, denn ein Nigerianer wäre, sobald er ihren Akzent hörte, entweder auf aggressive Weise versessen darauf, ihr zu erzählen, dass er einen Master hatte, Taxifahren nur sein Zweitjob war und seine Tochter in Rutgers zu den Besten ihres Fachs gehörte, oder er würde verbissen schweigend fahren, ihr das Wechselgeld herausgeben, ihr »danke« ignorieren und sich die ganze Zeit der Demütigung hingeben, dass diese Nigerianerin, noch dazu ein kleines Mädchen, die vielleicht eine Krankenschwester oder eine Buchhalterin oder sogar eine Ärztin war, auf ihn herabschaute. In Amerika waren alle nigerianischen Taxifahrer davon überzeugt, dass sie nicht wirklich Taxifahrer waren. Sie war die Nächste. Ihr Fahrer war schwarz und mittleren Alters. Sie öffnete die Tür und blickte auf die Rückseite des Fahrersitzes. *Mervin Smith.* Kein Nigerianer, aber man konnte nie sicher sein. Nigerianer nahmen hier alle möglichen Namen an. Auch sie war früher jemand anders gewesen.

»Wie geht’s?«, fragte der Mann.

Sie stellte sofort erleichtert fest, dass er aus der Karibik war.

»Sehr gut. Danke.« Sie nannte ihm die Adresse von *Mariama African Hair Braiding*. Es war das erste Mal, dass sie diesen Salon aufsuchte – der,

Telegram:@shabarsbibliothek

in dem sie sich normalerweise Zöpfe machen ließ, war geschlossen, weil die Besitzerin in die Elfenbeinküste zurückgekehrt war, um zu heiraten –, doch sie war überzeugt, dass er aussehen würde wie alle anderen afrikanischen Salons: Sie befanden sich in den Stadtteilen, die mit Graffiti besprüht waren, in denen feuchte Gebäude standen und keine Weißen lebten, sie hatten grelle Schilder mit Namen wie *Aisha* und *Fatima African Hair Braiding*, die Heizkörper darin waren im Winter zu heiß, und im Sommer kühlten die Klimaanlagen nicht, die Flechterinnen waren frankophone westafrikanische Frauen, eine von ihnen wäre die Besitzerin und spräche das beste Englisch, nähme die Anrufe entgegen und hätte das Sagen. Oft trug eine Frau ein Baby mit einem Tuch auf den Rücken gebunden. Oder ein kleines Kind schlief auf einer Decke auf einem abgewetzten Sofa. Manchmal schauten ältere Kinder vorbei. Die Gespräche wurden laut und schnell geführt, auf Französisch oder Wolof oder Malinke, und wenn sie mit den Kundinnen Englisch sprachen, war es immer gebrochen und kurios, als hätten sie die Sprache nicht richtig gelernt, bevor sie sich den Slang und die Amerikanismen aneigneten. Worte kamen unvollständig heraus. In Philadelphia hatte einmal eine Flechterin aus Guinea zu Ifemelu gesagt: »Igwa, o God, igwa sossaua.« Und es bedurfte vieler Wiederholungen, bis Ifemelu verstand, dass die Frau »Ich war, o Gott, ich war so sauer« sagte.

Mervin Smith war aufgekratzt und redselig. Während er fuhr, sprach er über die Hitze und die Stromausfälle, die es mit Sicherheit geben würde.

»In dieser Hitze sterben die alten Leute wie die Fliegen. Wenn sie keine Klimaanlage haben, müssen sie ins Einkaufszentrum. Dort ist die Klimaanlage umsonst. Aber manchmal haben sie niemand, der sie hinfährt. Man muss sich um die alten Leute kümmern«, sagte er, seine gute Laune nicht beeinträchtigt von Ifemelus Schweigen.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Da sind wir!«, sagte er und blieb vor einem heruntergekommenen Block stehen. Der Salon befand sich in der Mitte, zwischen einem chinesischen Restaurant namens Happy Joy und einem kleinen Laden, der Lotterielose verkaufte. Im Inneren war er schäbig, die Farbe blätterte ab, die Wände waren mit großen Postern mit geflochtenen Frisuren und kleineren Zetteln mit der Aufschrift PROMPTE STEUERERSTATTUNG beklebt. Drei Frauen in T-Shirts und knielangen Hosen arbeiteten an den Haaren sitzender Kundinnen. In einer Ecke hing ein kleiner Fernseher, in dem ein nigerianischer Film lief: Ein Mann schlug seine Frau, die Frau duckte sich und schrie, die schlechte Tonqualität war zu laut und schrill.

»Hallo!«, sagte Ifemelu.

Sie drehten sich alle zu ihr um, doch nur eine, die die namengebende Mariama sein musste, sagte: »Hallo. Komm rein.«

»Ich hätte gern Braids.«

»Was für Braids willst du?«

Ifemelu sagte, sie wolle Medium Kinky Twists, und fragte nach dem Preis.

»Zweihundert«, sagte Mariama.

»Letzten Monat habe ich hundertsechzig bezahlt.« Sie hatte sich vor drei Monaten zum letzten Mal Zöpfe flechten lassen.

»Also hundertsechzig?«, fragte Ifemelu.

Mariama zuckte die Achseln und lächelte. »Okay, aber du musst nächstes Mal wieder zu uns kommen. Setz dich. Aisha wird dich bedienen. Sie ist gleich fertig.« Mariama deutete auf die kleinste Frau, die eine Hautkrankheit hatte, rosaweiße Wirbel auf den Armen und im Nacken, die bedenklich ansteckend aussahen.

»Hallo, Aisha«, sagte Ifemelu.

Telegram:@shabarsbibliothek

Aisha blickte zu Ifemelu, nickte kaum merklich, ihr Gesicht nahezu unfreundlich in seiner Ausdruckslosigkeit. Sie hatte etwas Merkwürdiges.

Ifemelu setzte sich neben die Tür; der Ventilator auf dem angeschlagenen Tisch lief auf Hochtouren, änderte jedoch nichts an der Stickigkeit des Raums. Neben dem Ventilator lagen Kämme, Pakete mit Attachments, Zeitschriften mit zahllosen herausgerissenen Seiten, stapelweise bunte DVDs. In einer Ecke lehnte ein Besen neben einem Bonbonbehälter und der rostigen Trockenhaube, die seit einer Ewigkeit nicht mehr benutzt worden war. Auf dem Bildschirm schlug ein Mann zwei Kinder, ungelenke Schläge, die über ihren Köpfen ins Leere gingen.

»Nein! Böser Vater! Schlechter Mensch!«, sagte die andere Flechterin, starrte auf den Fernseher und zuckte zusammen.

»Bist du aus Nigeria?«, fragte Mariama.

»Ja«, sagte Ifemelu. »Und du?«

»Ich und meine Schwester Halima sind aus Mali. Aisha ist aus dem Senegal«, sagte Mariama.

Aisha schaute nicht auf, aber Halima lächelte Ifemelu an, ein freundliches, wissendes Lächeln, mit dem sie eine afrikanische Landsmännin willkommen hieß; eine Amerikanerin würde sie nie so anlächeln. Sie schielte heftig, die Pupillen schossen in entgegengesetzte Richtungen, so dass Ifemelu nicht wusste, mit welchem Auge Halima sie ansah.

Ifemelu fächelte sich mit einer Zeitschrift Kühlung zu. »Es ist so heiß«, sagte sie. Diese Frauen würden zumindest nicht erwidern: »Dir ist heiß? Aber du bist doch aus Afrika!«

»Diese Hitzewelle ist schlimm. Tut mir leid, aber die Klimaanlage ist gestern kaputtgegangen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Ifemelu wusste, dass die Klimaanlage nicht erst seit gestern kaputt war, sondern seit langem, vielleicht schon immer; trotzdem nickte sie und meinte, dass sie vielleicht überlastet gewesen sei. Das Telefon klingelte. Mariama nahm ab und sagte dann: »Komm gleich vorbei.« Es waren genau die Worte, die Ifemelu veranlasst hatten, mit afrikanischen Friseursalons keine Termine mehr zu vereinbaren. Sie sagten regelmäßig, komm gleich vorbei, und wenn man kam, warteten immer zwei Frauen, die Micro Braids haben wollten, und die Besitzerin sagte trotzdem: »Bleib da, meine Schwester ist gleich da, um uns zu helfen.« Wieder klingelte das Telefon, und Mariama sprach mit lauter Stimme Französisch und hörte auf zu flechten, um zu gestikulieren, während sie ins Telefon schrie. Dann nahm sie ein gelbes Western-Union-Formular aus der Tasche und begann, Zahlen vorzulesen. »Trois! Cinq! Non, non, cinq!«

Die Frau, deren Haar sie zu dünnen schmerzhaften Cornrows flocht, sagte aufgebracht: »Jetzt mach schon! Ich hab nicht den ganzen Tag Zeit!«

»Tschuldigung, Tschuldigung«, sagte Mariama. Dennoch wiederholte sie die Zahlen von Western Union, bevor sie weiterarbeitete, den Telefonhörer zwischen Schulter und Ohr geklemmt.

Ifemelu schlug ihren Roman auf, *Zuckerrohr* von Jean Toomer, und überflog ein paar Seiten. Sie wollte das Buch schon seit einiger Zeit lesen in der Annahme, dass es ihr gefallen würde, da Blaine es nicht mochte. Ein preziöses Werk, hatte er es genannt in diesem leise nachsichtigen Tonfall, den er anschlug, wenn sie über Literatur sprachen, als wäre er überzeugt, dass sie in einer kleinen Weile und mit ein bisschen mehr Einsicht akzeptieren würde, dass die Bücher, die er bevorzugte, die besseren waren, Bücher, geschrieben von jungen und relativ jungen Männern und vollgepackt mit *Dingen*, eine faszinierende, verwirrende Anhäufung von Markennamen, Musik, Comicheften und Symbolen, von rasch

Telegram:@shabarsbibliothek

abgehandelten Gefühlen, und jeder Satz war sich stilvoll seiner eigenen Eleganz bewusst. Sie hatte viele davon gelesen, weil er sie empfohlen hatte, aber sie waren wie Zuckerwatte, die nur einen flüchtigen Eindruck auf ihrer Zunge hinterließ.

Sie schlug das Buch zu, es war zu heiß, um sich zu konzentrieren. Sie aß etwas von der geschmolzenen Schokolade, schickte Dike eine SMS, dass er sie anrufen solle, sobald das Basketballtraining zu Ende wäre, und fächelte sich Kühlung zu. Sie las die Schilder an der Wand gegenüber – KEINE KORREKTUREN DER BRAIDS NACH EINER WOCHE. KEINE SCHECKS. KEINE KOSTENERSTATTUNG –, doch sie achtete sorgfältig darauf, nicht in die Ecken des Raums zu schauen, weil sie wusste, dass das unter die lecken Rohre gestopfte Zeitungspapier zu Klumpen verschimmelt war und überall Schmutz und längst vergammelte Dinge herumlagen.

Schließlich war Aisha mit ihrer Kundin fertig und fragte Ifemelu, was für eine Farbe sie für ihre Attachments wollte.

»Farbe vier.«

»Keine gute Farbe«, sagte Aisha sofort.

»Die nehme ich immer.«

»Sieht schmutzig aus. Warum nicht Farbe eins?«

»Farbe eins ist zu schwarz, sie sieht unecht aus«, sagte Ifemelu und wickelte das Tuch von ihrem Kopf. »Manchmal nehme ich Farbe zwei, aber Farbe vier kommt meiner Haarfarbe am nächsten.«

Aisha zuckte die Achseln, es war ein hochmütiges Schulterzucken, als wäre es nicht ihr Problem, wenn eine Kundin keinen guten Geschmack hatte. Sie holte zwei Pakete Attachments aus einem Schrank und überprüfte, ob beide die gleiche Farbe hatten.

Sie berührte Ifemelus Haar. »Warum nicht glätten?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich mag mein Haar, wie Gott es geschaffen hat.«

»Aber wie kämmen? Schwer zu kämmen«, sagte Aisha.

Ifemelu hatte ihren eigenen Kamm mitgebracht. Vorsichtig kämmte sie ihr Haar, das dicht, weich und sehr kraus war, bis es ihr Gesicht einrahmte wie ein Heiligenschein. »Es ist nicht schwer zu kämmen, wenn man es gut anfeuchtet«, sagte sie in dem geduldigen Tonfall der Missionarin, den sie benutzte, wenn sie andere schwarze Frauen von den Vorteilen von natürlich belassenem Haar überzeugen wollte. Aisha schnaubte; sie konnte nicht verstehen, warum sich jemand die Mühe machen sollte, krauses Haar zu kämmen, statt es einfach zu glätten. Sie unterteilte Ifemelus Haar, nahm eine Strähne von dem Haufen auf dem Tisch und begann, sie geschickt einzuflechten.

»Das ist zu fest«, sagte Ifemelu. »Mach es nicht so fest.« Weil Aisha einfach weiterflocht, glaubte Ifemelu, dass sie sie nicht verstanden hatte, berührte den schmerzhaften Zopf und sagte: »Zu fest, zu fest.«

Aisha schob ihre Hand weg. »Nein. Nein. Lass es. Gut so.«

»Es ist zu fest!«, sagte Ifemelu. »Bitte, mach es lockerer.«

Mariama sah ihnen zu. Dann ließ sie einen französischen Wortschwall vom Stapel. Aisha lockerte den Zopf.

»Tschuldigung«, sagte Mariama. »Sie versteht nicht gut.«

Aber Ifemelu sah Aisha am Gesicht an, dass sie sehr wohl verstand. Aisha war einfach eine gute Marktfrau, immun gegen die kosmetischen Nettigkeiten der amerikanischen Kundenbetreuung. Ifemelu konnte sich vorstellen, wie sie auf einem Markt in Dakar arbeitete, wie die Flechterinnen in Lagos, die sich die Nase mit dem Kopftuch putzten und die Hände daran abwischten, den Kopf ihrer Kundin grob zurechtrückten, sich beschwerten, wie voll oder wie hart oder wie kurz ihr Haar war,

Telegram:@shabarsbibliothek

vorbeigehenden Frauen etwas zuriefen und sich die ganze Zeit zu laut unterhielten und zu fest flochten.

»Du kennst sie?«, fragte Aisha und blickte zum Fernseher.

»Was?«

Aisha wiederholte die Frage und deutete auf die Schauspielerin im Fernsehen.

»Nein«, sagte Ifemelu.

»Aber du bist aus Nigeria.«

»Ja, aber ich kenne sie nicht.«

Aisha deutete auf den DVD-Stapel auf dem Tisch. »Früher zu viel Voodoo. Ganz schlecht. Jetzt ist Nigeria-Film sehr gut. Schönes großes Haus!«

Ifemelu hielt nichts von Nollywood-Filmen mit ihrem übertriebenen Agieren und ihren unwahrscheinlichen Plots, doch sie nickte zustimmend, denn die Worte »Nigeria« und »gut« in ein und demselben Satz zu hören war Luxus, sogar wenn er von dieser seltsamen senegalesischen Frau stammte, und sie entschied, darin ein gutes Omen für ihre Rückkehr nach Hause zu sehen.

Alle, denen sie erzählt hatte, dass sie zurückging, waren überrascht, erwarteten eine Erklärung, und wenn sie sagte, dass sie zurückkehrte, weil sie es so wollte, runzelten sie verständnislos die Stirn.

»Du schließt deinen Blog und verkaufst deine Eigentumswohnung, um nach Lagos zurückzugehen und für eine Zeitschrift zu arbeiten, die nicht gerade gut zahlt«, hatte Tante Uju gesagt und es dann wiederholt, als wollte sie Ifemelu zwingen, das Ausmaß ihrer Torheit einzusehen. Nur ihre alte Freundin in Lagos, Ranyinudo, fand es normal, dass sie zurückkam. »Lagos ist jetzt voller Rückkehrer aus Amerika, du kommst also besser auch zurück. Ständig laufen sie mit einer Flasche Wasser herum, als würde sie

Telegram:@shabarsbibliothek

vor Hitze sterben, wenn sie nicht dauernd Wasser trinken«, sagte Ranyinudo. Sie hatten all die Jahre Kontakt gehalten, sie und Ranyinudo. Zuerst schrieben sie sich unregelmäßig Briefe, aber als Internetcafés eröffneten, Mobiltelefone immer verbreiteter wurden und Facebook florierte, kommunizierten sie häufiger. Es war Ranyinudo gewesen, die ihr ein paar Jahre zuvor erzählt hatte, dass Obinze heiraten würde. »Er macht jetzt das große Geld. Schau nur, was dir durch die Lappen gegangen ist«, hatte Ranyinudo gesagt. Ifemelu tat so, als wäre es ihr gleichgültig. Sie hatte schließlich den Kontakt zu Obinze abgebrochen, und es war so viel Zeit vergangen, und sie hatte gerade Blaine kennengelernt und ließ sich zufrieden auf ein gemeinsames Leben mit ihm ein. Doch nachdem sie aufgelegt hatte, dachte sie sehr lange über Obinze nach. Wenn sie sich die Hochzeit vorstellte, empfand sie so etwas wie Kummer, einen lange zurückliegenden Kummer. Doch sie sagte sich, dass sie sich für ihn freute, und um sich zu beweisen, dass sie sich für ihn freute, beschloss sie, ihm zu schreiben. Sie wusste nicht, ob er seine alte Adresse noch nutzte, und sie schickte die E-Mail, ohne wirklich damit zu rechnen, dass er antworten würde. Aber er tat es. Sie schrieb ihm nicht wieder, denn mittlerweile hatte sie sich eingestanden, dass sie ihn immer noch ein bisschen mochte. Am besten war es, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Als ihr Ranyinudo letzten Dezember erzählte, dass sie ihm und seiner kleinen Tochter im Palms-Einkaufszentrum über den Weg gelaufen war (und Ifemelu konnte sich dieses neue, ausufernde, moderne Einkaufszentrum in Lagos noch immer nicht recht vorstellen; wenn sie es versuchte, fiel ihr nur das übervolle Mega Plaza ein) – »Er sah so *sauber* aus, und seine Tochter ist so hübsch«, sagte Ranyinudo –, verspürte Ifemelu einen schmerzhaften Stich angesichts der vielen Veränderungen in seinem Leben.

»Jetzt ist Nigeria-Film sehr gut«, sagte Aisha noch einmal.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ja«, antwortete Ifemelu begeistert. Sie war zu jemandem geworden, der nach Zeichen suchte. Nigerianische Filme waren gut, deswegen war es gut, dass sie nach Hause zurückkehrte.

»Bist du Yoruba in Nigeria?«, fragte Aisha.

»Nein. Ich bin eine Igbo.«

»Du bist Igbo?« Zum ersten Mal lächelte Aisha, und das Lächeln entblößte ebenso viel von ihren kleinen Zähnen wie von ihrem dunklen Zahnfleisch. »Ich glaube, du bist Yoruba, weil du dunkel bist, und Igbo sind hell. Ich habe zwei Igbo-Männer. Sehr gut. Igbo-Männer sind richtig gut zu Frauen.«

Aisha flüsterte nahezu, ihr Tonfall ein bisschen anzüglich, und die Verfärbungen auf ihren Armen und in ihrem Nacken wurden im Spiegel zu hässlichen Geschwüren. Ifemelu stellte sich vor, dass manche platzten und nässten, andere schuppten. Sie schaute weg.

»Igbo-Männer sind richtig gut zu Frauen«, wiederholte Aisha. »Ich will heiraten. Sie mich lieben, aber sagen, Familie will Igbo-Frau. Weil Igbo heiraten immer Igbo.«

Ifemelu schluckte ein Lachen hinunter. »Willst du sie beide heiraten?«

»Nein.« Aisha machte eine ungeduldige Geste. »Ich will heiraten einen. Aber ist wahr? Igbo heiraten immer Igbo?«

»Igbo heiraten alle möglichen Leute. Der Mann meiner Cousine ist Yoruba. Die Frau meines Onkels ist aus Schottland.«

Aisha hielt im Flechten inne, betrachtete Ifemelu im Spiegel, als wollte sie entscheiden, ob sie ihr glauben konnte.

»Meine Schwester sagt, ist wahr. Igbo heiraten immer Igbo.«

»Woher will deine Schwester das wissen?«

»Sie kennt viele Igbo-Leute in Afrika. Sie verkauft Stoff.«

»Wo ist sie?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»In Afrika.«

»Wo? Im Senegal?«

»Benin.«

»Warum sagst du Afrika, statt gleich das Land zu nennen?«, fragte Ifemelu.

Aisha gluckste. »Du nicht kennst Amerika. Du sagst Senegal, und amerikanische Leute, sie sagen: Wo ist das? Meine Freundin von Burkina Faso, sie fragen sie, dein Land in Südamerika?« Aisha begann wieder zu flechten, ein gerissenes Lächeln im Gesicht, und fragte dann, als könnte Ifemelu unmöglich begreifen, wie es hier zuging: »Wie lange du bist in Amerika?«

Da entschied Ifemelu, dass sie Aisha überhaupt nicht ausstehen konnte. Sie wollte das Gespräch jetzt beenden, so dass sie während der sechs Stunden, die es dauern würde, ihr Haar zu flechten, nur sprechen mussten, was unbedingt nötig war, deswegen gab sie vor, sie nicht gehört zu haben und holte ihr Handy heraus. Dike hatte noch nicht geantwortet. Normalerweise meldete er sich innerhalb von Minuten, aber vielleicht war er noch im Basketballtraining oder sah sich mit seinen Freunden ein albernes Video auf YouTube an. Sie rief ihn an und hinterließ eine lange Nachricht, hob die Stimme und sprach endlos über sein Basketballtraining und fragte, ob es in Massachussetts auch so heiß war und ob er heute noch immer mit Page ins Kino gehen wollte. Und da sie sich unbekümmert fühlte, schrieb sie als Nächstes eine E-Mail an Obinze und schickte sie ab, ohne sie noch einmal zu lesen. Sie hatte geschrieben, dass sie nach Nigeria zurückkehrte, und obwohl ein Job auf sie wartete, obwohl ihr Auto bereits auf einem Schiff unterwegs nach Lagos war, fühlte es sich jetzt zum ersten Mal plötzlich wahr an. *Ich habe vor kurzem beschlossen, nach Nigeria zurückzugehen.*

Telegram:@shabarsbibliothek

Aisha ließ sich nicht entmutigen. Kaum blickte Ifemelu von ihrem Handy auf, fragte Aisha noch einmal: »Wie lange du bist in Amerika?«

Ifemelu legte das Handy bedächtig in ihre Tasche zurück. Jahre zuvor war ihr auf der Hochzeit einer Freundin von Tante Uju eine ähnliche Frage gestellt worden, und sie hatte »zwei Jahre« geantwortet, was der Wahrheit entsprochen hatte, aber der Hohn im Gesicht des Nigerianers hatte sie gelehrt, dass sie mehr Jahre brauchte, um von Nigerianern in Amerika, von Afrikanern in Amerika, ja von Einwanderern in Amerika generell ernst genommen zu werden. Sie sagte sechs Jahre, als es nur dreieinhalb waren. Acht Jahre, als es fünf waren. Jetzt, da sie dreizehn Jahre hier war, schien es nicht länger nötig zu lügen, aber sie log trotzdem.

»Fünfzehn Jahre«, sagte sie.

»Fünfzehn? Das ist lange Zeit.« Ein neuer Respekt schlich sich in Aishas Blick. »Du lebst in Trenton?«

»Ich lebe in Princeton.«

»Princeton.« Aisha schwieg kurz. »Du Studentin?«

»Ich hatte ein Stipendium für Princeton«, sagte sie wohl wissend, dass Aisha nicht wusste, was ein Stipendium war, und in dem kurzen Augenblick, in dem Aisha eingeschüchtert dreinblickte, empfand Ifemelu ein perverses Vergnügen. Ja, Princeton. Ja, die Sorte Ort, die Aisha sich nicht einmal vorstellen konnte, die Sorte Ort, an dem keine Schilder mit der Aufschrift PROMPTE STEUERERSTATTUNG hingen, denn die Menschen in Princeton brauchten keine prompte Steuererstattung.

»Aber ich gehe nach Nigeria zurück«, fügte Ifemelu reumütig hinzu. »Nächste Woche.«

»Um Familie zu besuchen.«

»Nein. Ich gehe endgültig zurück. Um in Nigeria zu leben.«

»Warum?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Was meinst du mit warum? Warum nicht?«

»Besser Geld schicken. Außer dein Vater ist großer Mann? Du hast Beziehungen?«

»Ich habe Arbeit«, sagte sie.

»Du bist fünfzehn Jahre in Amerika und gehst zurück wegen Arbeit?« Aisha grinste hämisch. »Du kannst bleiben?«

Aisha erinnerte sie an das, was Tante Uju gesagt hatte, als sie endlich akzeptierte, dass Ifemelu es ernst meinte – *Wirst du dem Leben dort gewachsen sein?* –, und an die Andeutung, dass Amerika sie irgendwie unwiderruflich verändert hatte, dass ihrer Haut Dornen gewachsen waren. Auch ihre Eltern schienen zu glauben, dass sie Nigeria vielleicht nicht »gewachsen« war. »Zumindest hast du jetzt die amerikanische Staatsbürgerschaft, du kannst jederzeit nach Amerika zurückgehen«, hatte ihr Vater gesagt. Beide hatten sie gefragt, ob Blaine sie begleiten würde, die Frage befrachtet mit Hoffnung. Es amüsierte sie, wie oft sie sich jetzt nach Blaine erkundigten, da sie eine Weile gebraucht hatten, um mit ihrem schwarzen amerikanischen Freund Frieden zu schließen. Sie nahm an, dass sie insgeheim Pläne für ihre Hochzeit schmiedeten; ihre Mutter würde über die Farben und einen Essenslieferanten nachdenken und ihr Vater über einen angesehenen Freund, den er bitten könnte, der Sponsor zu sein. Sie wollte ihnen die Hoffnung nicht nehmen, weil es so wenig brauchte, um sie ihnen zu lassen und sie damit glücklich zu machen, und sagte zu ihrem Vater: »Wir haben beschlossen, dass ich zuerst zurückgehe, und Blaine wird ein paar Wochen später nachkommen.«

»Großartig«, erwiderte ihr Vater, und sie sagte nichts mehr, weil es am besten war, es einfach bei großartig zu belassen.

Aisha zog ein bisschen zu fest an ihrem Haar. »Fünfzehn Jahre in Amerika sind sehr lange Zeit«, sagte Aisha, als hätte sie darüber

Telegram:@shabarsbibliothek

nachgedacht. »Du hast Freund? Du heiratest?«

»Ich gehe auch nach Nigeria zurück, um meinen Freund zu sehen«, sagte Ifemelu und staunte über sich selbst. *Meinen Freund.* Wie leicht es war, Fremde zu belügen, die Versionen des eigenen Lebens zu erschaffen, die nur in der Phantasie existieren.

»Oh! Okay!«, sagte Aisha aufgeregt. Ifemelu hatte ihr endlich einen verständlichen Grund für ihren Wunsch zurückzukehren geliefert. »Du heiratest?«

»Vielleicht. Wir werden sehen.«

»Oh!« Aisha hörte auf zu flechten und starrte sie im Spiegel ausdruckslos an, und Ifemelu befürchtete einen Augenblick lang, dass die Frau hellseherische Fähigkeiten hatte und sah, dass sie log.

»Ich will dir zeigen meine Männer. Ich rufe an. Sie kommen, und du sie lernst kennen. Erst ich rufe an Chijioke. Er Taxifahrer. Dann Emeka. Er arbeitet Sicherheitsdienst. Du sie lernst kennen.«

»Du musst sie nicht anrufen, nur damit ich sie kennenlerne.«

»Nein. Ich rufe an. Du sagst, dass Igbo auch Nicht-Igbo heiraten. Dir sie glauben.«

»Nein, wirklich. Das geht nicht.«

Aisha redete weiter, als hätte sie sie nicht gehört. »Du sagst ihnen. Dir sie glauben, weil du bist ihre Igbo-Schwester. Beide sind okay. Ich will heiraten.«

Ifemelu schaute zu Aisha, einer Senegalesin mit unscheinbarem Gesicht und fleckiger Haut, die, so unwahrscheinlich es auch schien, zwei Igbo-Freunde hatte und jetzt darauf bestand, dass Ifemelu die Männer kennenlernte und sie drängte, sie zu heiraten. Es wäre ein guter Beitrag für ihren Blog gewesen: »Der sonderbare Fall einer nicht-amerikanischen

Telegram:@shabarsbibliothek

Schwarzen oder Wie die Belastungen des Immigrantenlebens dich zu verrückten Handlungen verleiten.«

Telegram:@shabarsbibliothek

2

Als Obinze ihre E-Mail las, saß er auf dem Rücksitz seines Range Rovers im stehenden Verkehr von Lagos, sein Jackett lag auf der Lehne des Vordersitzes, ein bettelndes Kind mit rostfarbenem Haar drückte das Gesicht ans Fenster neben ihm, ein Händler hielt bunte CDs ans andere Fenster, im Radio liefen leise die Nachrichten in Pidgin auf Wazobia FM, und auf allen Seiten herrschte die Düsternis drohenden Regens. Er starrte reglos auf seinen BlackBerry. Zuerst überflog er die E-Mail und wünschte instinktiv, dass sie länger wäre. *Decke,* kedu? *Hoffe, alles ist in bester Ordnung mit Arbeit und Familie. Ranyinudo sagt, dass sie dich vor einer Weile getroffen hat und du jetzt ein Kind hast! Stolzer Papa. Gratuliere. Ich habe vor kurzem beschlossen, nach Nigeria zurückzugehen. Sollte in einer Woche in Lagos sein. Würde gern in Verbindung bleiben. Mach's gut. Ifemelu.*

Er las sie langsam noch einmal und verspürte das Bedürfnis, irgendetwas zu glätten, seine Hose, seinen kahlgeschorenen Kopf. Sie nannte ihn Decke. In ihrer letzten E-Mail, ein paar Tage vor seiner Hochzeit geschickt, hatte sie ihn Obinze genannt, sich für ihr jahrelanges Schweigen entschuldigt, ihm mit fröhlichen Sätzen Glück gewünscht und den schwarzen Amerikaner erwähnt, mit dem sie zusammenlebte. Eine elegante E-Mail. Er hatte sie gehasst. Er hatte sie so sehr gehasst, dass er den schwarzen Amerikaner googelte – warum sollte sie den Mann mit vollem Namen nennen, wenn sie nicht wollte, dass er ihn googelte? –, ein Yale-Dozent, und wurde wütend, weil sie mit einem Mann zusammen war, der seine

Telegram:@shabarsbibliothek

Freunde in seinem Blog als »Typen« bezeichnete, doch es war das Foto des schwarzen Amerikaners – er verströmte in einer schäbigen Jeans und mit schwarz gefasster Brille intellektuelle Coolness –, das Obinze den Rest gegeben und ihn veranlasst hatte, eine kalte Antwort zu senden. *Danke für die guten Wünsche, war nie glücklicher.* Er hoffte, sie würde etwas Spöttisches erwidern – es sah ihr so gar nicht ähnlich, dass sie in ihrer E-Mail kein bisschen scharfzüngig gewesen war –, aber sie antwortete nicht, und als er nach seinen Flitterwochen in Marokko noch einmal mailte und schrieb, dass er gern in Verbindung bleiben und hin und wieder mit ihr telefonieren würde, reagierte sie nicht.

Der Verkehr setzte sich wieder in Bewegung. Es nieselte. Der bettelnde Junge lief neben dem Wagen her, sein rehäugiges Gesicht theatralisch, seine Bewegungen hektisch: Immer wieder hob er die Hand an den Mund, die Fingerspitzen aneinandergepresst. Obinze öffnete das Fenster und hielt ihm einen Hundert-Naira-Schein hin. Im Rückspiegel beobachtete ihn sein Fahrer Gabriel mit tiefer Missbilligung.

»Gott segne Sie, *oga*!«, sagte das Kind.

»Geben Sie diesen Bettlern kein Geld, Sir«, sagte Gabriel. »Sie sind alle reich. Sie verdienen großes Geld mit Betteln. Ich habe von einem gehört, der in Ikeja ein Haus mit sechs Wohnungen gebaut hat!«

»Warum arbeitest du dann als Chauffeur und gehst nicht betteln, Gabriel?«, fragte Obinze und lachte ein wenig zu herzlich. Er wollte Gabriel erzählen, dass ihm seine Freundin aus Universitätszeiten, ja, seine Freundin aus Universitäts- *und* Oberschulzeiten gerade eine E-Mail gesandt hatte. Als er ihr das erste Mal den BH ausziehen durfte, lag sie auf dem Rücken und stöhnte leise, ihre Finger gespreizt auf seinem Kopf, und später sagte sie: »Meine Augen waren offen, aber ich habe die Decke nicht gesehen. Das ist noch nie so gewesen.« Andere Mädchen hätten behauptet,

Telegram:@shabarsbibliothek

dass sie nie zuvor einen Jungen an sich herangelassen hatten, aber nicht sie, niemals. Sie war auf impulsive Weise ehrlich. Sie begann, *Decke* zu nennen, was sie miteinander taten, ihre warmen Umarmungen auf seinem Bett, wenn seine Mutter nicht zu Hause war, wenn sie nur noch Unterwäsche trugen, sich berührten, küssten, saugten und die Bewegungen des Beckens simulierten. *Ich sehne mich nach Decke*, schrieb sie einmal hinten auf sein Erdkundeheft, und lange Zeit danach konnte er das Heft nicht ansehen, ohne einen Schauder zu verspüren, ein Gefühl heimlicher Erregung. An der Universität, als sie nicht länger simulierten, begann sie *ihn* auf spielerische, zweideutige Weise Decke zu nennen, aber wenn sie stritten oder sie schlechtgelaunt war, nannte sie ihn Obinze. Sie hatte ihn nie wie seine Freunde Zed genannt. »Warum nennst du ihn Decke?«, hatte sein Freund Okwudiba sie einmal gefragt, an einem dieser trägen Tage nach den Prüfungen im ersten Semester. Sie hatte sich zu einer Gruppe seiner Freunde an einen schmutzigen Plastiktisch in einer Bierkneipe unweit des Campus gesetzt. Sie trank aus ihrer Flasche Maltina, schluckte, blickte zu Obinze und sagte: »Weil er so groß ist, dass er mit dem Kopf an die Decke stößt, siehst du das nicht?« Ihre vorsätzliche Langsamkeit, ihr kleines Lächeln sollten ihnen bedeuten, dass das nicht der wahre Grund war. Und er war nicht groß. Sie trat ihn unter dem Tisch, und er trat sie zurück, und schaute dabei seine lachenden Freunde an; sie hatten alle ein bisschen Angst vor ihr und waren alle ein bisschen in sie verliebt. Sah sie die Decke, wenn der schwarze Amerikaner sie berührte? Hatte sie das Wort »Decke« bei anderen Männern benutzt? Der Gedanke, dass sie es vielleicht getan hatte, ärgerte ihn jetzt. Sein Handy klingelte, und einen verwirrten Augenblick lang dachte er, dass ihn Ifemelu aus Amerika anrief.

»Liebling, *kedu ebe I no?*« Seine Frau, Kosi, begann ihre Anrufe immer mit diesen Worten: Wo bist du? Er fragte nie, wo sie war, wenn er sie anrief,

Telegram:@shabarsbibliothek

aber sie sagte es ihm trotzdem: Ich gehe gerade in den Friseursalon. Ich bin gerade auf der Third Mainland Bridge. Es war, als müsste sie sich ihrer Leibhaftigkeit vergewissern, wenn sie nicht zusammen waren. Sie hatte eine hohe Mädchenstimme. Sie sollten um halb acht bei der Party im Haus des Chiefs sein, und es war bereits nach sechs.

Er sagte, dass er im Stau stehe. »Aber es geht vorwärts, und wir biegen gerade in die Ozumba Mbadiwe. Ich bin gleich da.«

Auf dem Lekki Expressway floss der Verkehr im nachlassenden Regen, und bald drückte Gabriel vor dem hohen schwarzen Tor seines Zuhauses auf die Hupe. Mohammed, der Pförtner, drahtig in seinem schmutzigen weißen Kaftan, öffnete das Tor und hob die Hand zum Gruß. Obinze schaute zu dem hellbraunen Haus mit den Säulen davor. Im Inneren befanden sich die aus Italien importierten Möbel, seine Frau, seine zwei Jahre alte Tochter Buchi, das Kindermädchen Christiana, die Schwester seiner Frau, Chioma, die Zwangsferien machte, weil die Universitätsdozenten wieder einmal streikten, und das neue Hausmädchen Marie aus der Republik Benin, das sie geholt hatten, nachdem seine Frau entschieden hatte, dass nigerianische Hausmädchen nicht geeignet waren. In den Räumen wäre es kühl, die Belüftungsschlitze der Klimaanlage vibrierten leise, in der Küche röche es nach Curry und Thymian, im Fernseher unten liefe CNN, während im Fernseher oben Zeichentrickfilme gezeigt würden, und überall herrschte die ungetrübte Atmosphäre des Wohlstands. Er stieg aus dem Wagen. Seine Beine waren steif, er hatte Mühe, sie zu heben. Seit ein paar Monaten fühlte er sich aufgebläht von allem, was er sich zugelegt hatte – die Familie, die Häuser, die Autos, die Bankkonten –, und hin und wieder überwältigte ihn das Bedürfnis, in alles mit einer Nadel zu stechen, um die Luft entweichen zu lassen, um frei zu sein. Er war nicht länger sicher, ja, er war eigentlich nie sicher gewesen, ob

Telegram:@shabarsbibliothek

er sein Leben mochte, weil es ihm wirklich gefiel, oder ob er es mochte, weil es von ihm erwartet wurde.

»Liebling«, sagte Kosi und öffnete die Tür, bevor er davorstand. Sie war geschminkt, ihr Teint glühte, und er dachte wie so oft, was für eine schöne Frau sie war, die Augen perfekt mandelförmig, die Gesichtszüge erstaunlich symmetrisch. Das Kleid aus Crashseide war in der Taille eng geschnitten, und ihre Figur sah aus wie ein Stundenglas. Er umarmte sie, darauf bedacht, ihre Lippen zu vermeiden, die rosa bemalt und mit einem dunkleren Rosa umrandet waren.

»Sonnenschein am Abend! *Asa! Ugo!*«, sagte er. »Chief muss keine Lichter anzünden, wenn du auf der Party bist.«

Sie lachte. So wie sie immer lachte, mit offenherziger Freude über ihr Aussehen, wenn die Leute sie fragten: »Ist Ihre Mutter weiß? Sind Sie Mischling?«, weil sie so hellhäutig war. Das Vergnügen, das es ihr machte, für einen Mischling gehalten zu werden, verursachte ihm stets Unbehagen.

»Daddy-Daddy!«, rief Buchi und lief ihm auf die etwas unbeholfene Weise kleiner Kinder entgegen. Sie hatte gerade gebadet, trug einen Blümchenschlafanzug und roch süß nach Babylotion.

»Buch-Buch! Daddys Buch!« Er hob sie hoch, küsste sie, rieb die Nase an ihrem Nacken und tat so, als würde er sie auf den Boden werfen, weil es sie immer zum Lachen brachte.

»Willst du duschen oder dich nur umziehen?«, fragte Kosi und folgte ihm nach oben, wo sie einen auffällig bestickten blauen Kaftan auf sein Bett gelegt hatte. Ihm wäre ein Hemd oder ein schlichterer Kaftan lieber gewesen als dieser, den Kosi für eine ungeheure Summe bei einem dieser prätentiösen Modedesigner auf Lagos Island gekauft hatte. Aber er würde ihn tragen, um ihr einen Gefallen zu tun.

»Ich ziehe mich nur um«, sagte er.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Wie war die Arbeit?«, fragte sie wie immer auf vage freundliche Weise. Er sagte, dass er über den neuen Wohnblock nachgedacht habe, den er gerade in Parkview gebaut hatte. Er hoffe, dass Shell ihn mieten würde, denn die Ölfirmen seien immer die besten Mieter, die sich nie über abrupte Mieterhöhungen beschwerten und mit amerikanischen Dollar bezahlten, so dass sich niemand um den schwankenden Naira-Kurs kümmern müsse.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte sie und berührte ihn an der Schulter. »Gott wird Shell bringen. Alles wird gut, Liebling.«

Die Wohnungen waren bereits an eine Ölfirma vermietet, aber manchmal erzählte er ihr sinnlose Lügen wie diese, weil ein Teil von ihm hoffte, dass sie Fragen stellen oder ihn herausfordern würde, obwohl er wusste, dass diese Hoffnung vergeblich war, weil ihr nur daran lag, dass ihre Lebensumstände unverändert blieben, und wie er das zuwege brachte, überließ sie ganz und gar ihm.

Auf Chiefs Party würde er sich wie gewöhnlich langweilen, aber er ging trotzdem hin, weil er immer zu Chiefs Partys ging, und jedes Mal, wenn er vor Chiefs großem eingezäunten Compound den Wagen abstellte, dachte er daran, wie er mit seiner Cousine Nneoma zum ersten Mal hierhergekommen war. Er war erst kurz aus England zurück, erst eine Woche wieder in Lagos, aber Nneoma murrte bereits, dass er immer nur in ihrer Wohnung herumlag, las und Trübsal blies.

»*Ahn-ahn! O gini?* Bist du etwa der erste Mensch, der dieses Problem hat? Du musst raus und dich ins Zeug legen. Jeder legt sich ins Zeug. Das ist das Wichtigste in Lagos, dass man sich ins Zeug legt«, sagte Nneoma. Sie hatte geschickte Hände mit dicken Handflächen und viele Geschäftsinteressen; sie flog nach Dubai, um Gold zu kaufen, nach China, um Frauenkleidung zu kaufen, und seit neuestem organisierte sie für eine

Telegram:@shabarsbibliothek

Firma, die tiefgefrorene Hühner produzierte, den Vertrieb. »Ich würde ja sagen, hilf mir bei meinen Geschäften, aber das geht nicht, du bist zu weichherzig, du sprichst zu viel Englisch. Ich brauche jemanden mit *gra-gra*«, sagte sie.

Obinze schwindelte noch von dem, was ihm in England passiert war, er war noch umgeben von den Schichten seines Selbstmitleids, und Nneomas Frage »Bist du etwa der erste Mensch, der dieses Problem hat?« empörte ihn. Sie hatte keine Ahnung, diese Cousine, die im Dorf aufgewachsen war, die die Welt mit einem nüchternen, ungerührten Blick betrachtete. Aber langsam ging ihm auf, dass sie recht hatte; er war nicht der Erste, und er wäre nicht der Letzte. Er begann sich auf die Stellenanzeigen in den Zeitungen zu bewerben, doch niemand bat ihn zu einem Vorstellungsgespräch, und seine Schulfreunde, die jetzt bei Banken und Mobilfunkgesellschaften arbeiteten, fingen an, ihn zu meiden, weil sie Angst hatten, dass er ihnen seinen Lebenslauf noch einmal in die Hand drücken würde.

Eines Tages sagte Nneoma: »Ich kenne diesen sehr reichen Mann, Chief. Er ist seit langem hinter mir her, aber ich sage immer nein. Er hat ein ernstes Problem mit Frauen, und er kann einen mit Aids anstecken. Aber du kennst die Männer ja, die Frau, die nein zu ihnen sagt, vergessen sie nicht. Jetzt ruft er mich ab und zu an, und ich gehe manchmal zu ihm, um ihm Respekt zu bezeugen. Er hat mir sogar mit Geld geholfen, um neu anzufangen, als diese Satanskinder mir letztes Jahr mein Geld gestohlen haben. Er glaubt noch immer, dass ich eines Tages ja sagen werde. Hah, *o di egwu*, wozu? Ich bringe dich zu ihm. Wenn er gutgelaunt ist, kann der Mann sehr großzügig sein. Er kennt jeden in diesem Land. Vielleicht gibt er uns eine Empfehlung für irgendeinen Generaldirektor.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Ein Butler ließ sie ein; Chief saß auf einem vergoldeten Stuhl, der wie ein Thron aussah, nippte Cognac und war von Gästen umgeben. Er sprang auf, ein eher kleiner Mann, erfreut und überschwänglich. »Nneoma! Bist du es wirklich? Du hast heute also an mich gedacht!«, sagte er. Er umarmte Nneoma, trat einen Schritt zurück, um unverhohlen ihre Hüften zu betrachten, die in einem maßgeschneiderten Rock steckten, ihre verlängerten Haare, die ihr bis auf die Schulter reichten. »Du willst wohl, dass ich einen Herzinfarkt habe, was?«

»Wie kann ich so was wollen? Was würde ich ohne dich tun?«, sagte Nneoma kokett.

»Du weißt genau, was du tust«, sagte Chief, und seine Gäste, drei verständnisvolle Männer, lachten schallend.

»Chief, das ist mein Cousin, Obinze. Seine Mutter ist die Schwester meines Vaters, die Professorin«, sagte Nneoma. »Sie hat meine Schulgebühren bezahlt, vom ersten bis zum letzten Jahr. Wenn sie nicht gewesen wäre, wüsste ich nicht, wo ich heute wäre.«

»Wunderbar, wunderbar!«, sagte Chief und sah Obinze an, als wäre er irgendwie für diese Großzügigkeit verantwortlich.

»Guten Abend, Sir«, sagte Obinze. Er war überrascht, dass Chief ein penibel gepflegter Geck war: manikürte, glänzende Fingernägel, schwarze Samtslipper an den Füßen, ein diamentenbesetztes Kreuz um den Hals. Er hatte einen größeren Mann mit einem weniger schmucken Äußeren erwartet.

»Setzt euch. Was kann ich euch anbieten?«

Bedeutende Männer und bedeutende Frauen, das lernte Obinze später, sprachen nicht mit den Leuten, sie hielten ihnen vielmehr Ansprachen, und an diesem Abend redete Chief und redete, hielt hochtrabende Vorträge über Politik, während seine Gäste riefen: »Genau! Sie haben ja so recht, Chief!

Telegram:@shabarsbibliothek

Danke!« Sie trugen die Uniform der jungen, wohlhabenden Leute von Lagos – Lederslipper, Jeans, enge Hemden mit offenem Kragen, überall bekannte Designerlogos –, doch ihr Verhalten war bestimmt von dem beflissenen Eifer von Männern in Bedrängnis.

Nachdem seine Gäste gegangen waren, wandte sich Chief an Nneoma. »Kennst du das Lied ›Niemand weiß, was morgen ist‹?« Dann sang er das Lied mit kindlicher Begeisterung. *Niemand weiß, was morgen ist! Morgen! Niemand weiß, was morgen ist!* Anschließend goss er einen weiteren großzügigen Schuss Cognac in sein Glas. »Das ist das Prinzip, auf dem dieses Land beruht. Das wichtigste Prinzip. Niemand weiß, was morgen ist. Erinnert ihr euch noch an diese großen Banker während Abachas Regierungszeit? Sie haben geglaubt, dass ihnen das Land gehört, und als Nächstes saßen sie im Gefängnis. Und der arme Mann, der seine Miete nicht zahlen konnte? Babangida hat ihm eine Ölquelle geschenkt, und jetzt hat er einen Privatjet!« Chief sprach triumphierend, verkaufte alltägliche Beobachtungen als großartige Erkenntnisse, während Nneoma zuhörte und lächelte und ihm recht gab. Ihre Lebhaftigkeit war übertrieben, als ob ein breiteres Lächeln und ein rascheres Lachen – sie polierte sein Ego auf Hochglanz – garantieren würden, dass Chief ihnen half. Es amüsierte Obinze, wie unverhohlen sie war, wie schamlos sie flirtete. Aber Chief schenkte ihnen nur eine Kiste Rotwein und sagte nebenbei zu Obinze: »Komm mich nächste Woche besuchen.«

Obinze besuchte ihn in der nächsten Woche und in der übernächsten; Nneoma riet ihm, so lange hinzugehen, bis Chief etwas für ihn tat. Chiefs Butler servierte immer frische Pfeffersuppe, gut gewürzte Fischstücke in einer Brühe, die Obinzes Nase zum Laufen brachte, seine Gedanken klärte, irgendwie seine Zukunft entwirrte und ihn mit Hoffnung erfüllte, so dass er zufrieden dasaß und Chief und seinen Gästen zuhörte. Sie faszinierten ihn,

Telegram:@shabarsbibliothek

das plumpe Schwanzeinziehen der Beinahe-Reichen in Gegenwart der tatsächlich Reichen und der tatsächlich Reichen in Gegenwart der Superreichen; Geld zu haben bedeutete anscheinend, vom Geld verzehrt zu werden. Obinze empfand Widerwillen und Sehnsucht; er bedauerte sie und stellte sich vor, wie sie zu sein. Eines Tages trank Chief mehr Cognac als üblich und sprach ins Blaue hinein über Leute, die einem ein Messer in den Rücken rammten, und kleine Jungs, die sich in die Hose machten, und undankbare Dummköpfe, die sich plötzlich für schlau hielten. Obinze wusste nicht, was genau passiert war, aber irgendjemand hatte Chief verärgert, ein Abgrund hatte sich aufgetan, und kaum waren sie allein, sagte er: »Chief, wenn ich Ihnen irgendwie helfen kann, dann sagen Sie es. Sie können sich auf mich verlassen.« Er war über seine eigenen Worte überrascht. Er war aus sich selbst herausgetreten. Die Pfeffersuppe hatte ihn berauscht. Er war in Lagos, und er musste sich ins Zeug legen.

Chief sah ihn an, es war ein langer durchtriebener Blick. »Wir brauchen mehr Leute wie dich in diesem Land. Leute aus guten Familien, die zu Hause gut erzogen wurden. Du bist ein Gentleman, ich sehe es deinen Augen an. Und deine Mutter ist Professorin. Das ist nicht leicht.«

Obinze lächelte ein wenig, um angesichts dieses merkwürdigen Kompliments bescheiden zu wirken.

»Du bist hungrig und ehrlich, das ist sehr selten in diesem Land. Ist es nicht so?«, fragte Chief.

»Ja«, sagte Obinze, obwohl er nicht sicher war, dass er zustimmte, weil er glaubte, diese Eigenschaften zu besitzen, oder weil er glaubte, dass sie selten waren. Doch es war gleichgültig, denn Chief war von beidem überzeugt.

»Alle sind hungrig in diesem Land, sogar die reichen Männer sind hungrig, aber niemand ist ehrlich.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Obinze nickte, und Chief sah ihn noch einmal lange an, bevor er sich wortlos erneut seinem Cognac zuwandte. Bei seinem nächsten Besuch war Chief wieder redselig wie immer.

»Ich war Babangidas Freund. Ich war Abachas Freund. Jetzt, wo das Militär weg ist, bin ich Obasanjos Freund«, sagte er. »Weißt du warum? Weil ich dumm bin?«

»Natürlich nicht, Chief«, sagte Obinze.

»Es heißt, dass die Staatliche Gesellschaft zur Förderung der Landwirtschaft bankrott ist und privatisiert werden soll. Wusstest du das? Nein. Warum weiß ich es? Weil ich Freunde habe. Bis du es erfährst, habe ich mich entschieden und von der Arbitrage profitiert. So funktioniert unser freier Markt!« Chief lachte. »Die Gesellschaft wurde in den sechziger Jahren gegründet und besitzt überall Land. Die Häuser sind heruntergekommen, und die Termiten fressen die Dächer. Aber sie werden verkauft. Ich werde sieben Grundstücke für jeweils fünf Millionen kaufen. Weißt du, mit wie viel sie in den Büchern stehen? Mit je einer Million. Weißt du, wie viel sie tatsächlich wert sind? Fünfzig Millionen.« Chief hielt inne und starrte auf ein klingelndes Handy – vier Handys lagen auf dem Tisch neben ihm –, ignorierte es und lehnte sich auf dem Sofa zurück. »Ich brauche einen Strohmann.«

»Ja, Sir, das kann ich machen«, sagte Obinze.

Nneoma saß später auf ihrem Bett, aufgeregt für ihn, und gab ihm Ratschläge, während sie sich hin und wieder auf den Kopf schlug; unter den Attachments juckte ihre Kopfhaut, und kratzen konnte sie sich nicht.

»Das ist deine Chance! Zed, wach auf! Die Sache hat einen großen Namen, Evaluierungsberatung, aber es ist nicht schwierig. Man unterbewertet die Immobilie und sorgt dafür, dass es so aussieht, als ginge alles mit rechten Dingen zu. Du kaufst die Immobilie und verkaufst die

Telegram:@shabarsbibliothek

Hälfte davon, um den Kaufpreis wieder reinzukriegen, und schon bist du im Geschäft! Du meldest dein eigenes Unternehmen an. Und als Nächstes baust du dir ein Haus in Lekki und legst dir ein paar Autos zu und bittest deine Heimatstadt, dir ein paar Titel zu verleihen, und deine Freunde, Glückwunschanzeigen für dich in die Zeitungen zu setzen, und bevor du dich umsiehst, gibt dir jede Bank, in die du einen Fuß setzt, sofort einen günstigen Kredit, weil sie glauben, dass du das Geld gar nicht mehr brauchst! Und nachdem du deine Firma angemeldet hast, brauchst du einen Weißen. Frag einen deiner Freunde in England. Erzähl allen, dass er dein Generaldirektor ist. Du wirst sehen, dass dir alle Türen offenstehen, nur weil du einen *oyinbo* Generaldirektor hast. Sogar Chief hat ein paar weiße Männer, die er wenn nötig zur Schau stellt. So funktioniert Nigeria, glaub mir.«

Und so funktionierte es, und so funktionierte es noch immer für Obinze. Die Leichtigkeit hatte ihn ganz benommen gemacht. Als er zum ersten Mal mit seinem Angebotsschreiben zur Bank ging, war er sich surreal vorgekommen, als er »fünfzig« und »fünfundfünfzig« sagte und »Millionen« wegließ, weil es nicht erforderlich war, das Offensichtliche auszusprechen. Es erstaunte ihn zudem, wie einfach manche andere Dinge wurden, wie auch nur der Anschein von Reichtum ihm den Weg ebnete. Er musste lediglich in seinem BMW vorfahren, und der Pförtner salutierte und öffnete ihm das Tor, ohne Fragen zu stellen. Sogar in der amerikanischen Botschaft wurde er anders behandelt. Jahre zuvor, nach dem Studium und voller ehrgeiziger Träume von Amerika, war ihm ein Visum verweigert worden, doch mit den neuen Kontoauszügen bekam er es sofort. Bei seiner ersten Reise plauderte der Passbeamte im Flughafen von Atlanta mit ihm und fragte ihn freundlich: »Wie viel Bargeld haben Sie dabei?« Als Obinze

Telegram:@shabarsbibliothek

antwortete, dass es nicht viel war, schien der Mann überrascht. »Nigerianer wie Sie erklären regelmäßig Tausende von Dollar.«

Das war er jetzt, ein Nigerianer, von dem erwartet wurde, dass er bei der Einreise jede Menge Bargeld deklarierte. Er empfand eine verwirrende Fremdheit, weil sein Geist mit der rasanten Veränderung seiner Lebensumstände nicht mithalten konnte, und er spürte einen leeren Raum zwischen sich selbst und der Person, die er angeblich war.

Er verstand noch immer nicht, warum Chief beschlossen hatte, ihm zu helfen, ihn zu benutzen, während er die beiderseitigen Vorteile überwachte und beförderte. Schließlich wurde Chiefs Haus von ergebenen Besuchern überrannt, von Verwandten und Freunden, die Verwandte und Freunde mitbrachten, mit Taschen voller Anfragen und Gesuchen. Manchmal fragte er sich, ob Chief ihn eines Tages um etwas bitten würde, den hungrigen und ehrlichen Jungen, den er groß gemacht hatte, und in seinen melodramatischeren Augenblicken stellte er sich vor, dass Chief ihn bat, einen Mord zu organisieren.

Kaum waren sie bei Chiefs Party eingetroffen, machte Kosi die Runde durch den Raum, umarmte Männer und Frauen, die sie kaum kannte, nannte die älteren übertrieben respektvoll »Ma« und »Sir«, genoss die Aufmerksamkeit, die ihr Gesicht erregte, hielt sich jedoch bescheiden zurück, so dass ihre Schönheit nicht bedrohlich wirkte. Sie bewunderte das Haar einer anderen Frau, ein Kleid, eine Krawatte. Sie sagte häufig »Wir danken Gott«. Als eine Frau sie vorwurfsvoll fragte: »Was für eine Gesichtscreme benutzen Sie? Wie kann man nur so perfekte Haut haben?«, lachte Kosi anmutig und versprach, der Frau eine SMS mit den Einzelheiten ihrer Gesichtspflege zu schicken.

Telegram:@shabarsbibliothek

Obinze wunderte sich immer, wie wichtig es ihr war, eine rundherum angenehme Person ohne Ecken und Kanten zu sein. Sonntags lud sie seine Verwandten zu Yamsklößen und Onugbu-Suppe ein und achtete darauf, dass alle viel zu viel aßen. *Onkel, du musst mehr essen! In der Küche ist noch Fleisch! Ich bringe dir noch ein Guiness!* Als er sie zum ersten Mal ins Haus seiner Mutter in Nsukka mitnahm, kurz bevor sie heirateten, sprang sie auf und half, das Essen zu servieren, und als seine Mutter abräumen wollte, stand sie gekränkt auf und sagte: »Mummy, wie kannst du abräumen, wenn ich da bin?« Jeden Satz, den sie zu seinen Onkeln sagte, beendet sie mit einem »Sir«. Sie band den Töchtern seiner Cousinen Schleifen ins Haar. Ihre Bescheidenheit hatte etwas Unbescheidenes: Sie war zu dick aufgetragen.

Jetzt knickste sie und begrüßte Mrs Akin-Cole. Sie war eine berühmte alte Frau aus einer berühmten alten Familie mit dem hochmütigen Ausdruck – die Augenbrauen stets hochgezogen – einer Person, die es gewohnt war, dass man ihr Ehrerbietung entgegenbrachte; Obinze stellte sich oft vor, dass sie Champagnerbläschen rülpste.

»Wie geht es Ihrem Kind? Geht sie schon in die Schule?«, fragte Mrs Akin-Cole. »Sie müssen sie in die französische Schule schicken. Sie ist sehr gut, sehr streng. Sie unterrichten natürlich auf Französisch, aber es kann nicht schaden, wenn das Kind noch eine zivilisierte Sprache lernt. Englisch lernt sie ja schon zu Hause.«

»Okay, Ma. Ich werde mir die französische Schule ansehen«, sagte Kosi.

»Die französische Schule ist nicht schlecht, aber mir ist Sidcot Hall lieber. Sie unterrichten den gesamten britischen Lehrplan«, sagte eine andere Frau, deren Namen Obinze entfallen war. Er wusste, dass sie während der Regierungszeit von General Abacha viel Geld gemacht hatte. Angeblich war sie Zuhälterin gewesen, hatte Offiziere der Armee mit

Telegram:@shabarsbibliothek

jungen Mädchen versorgt und als Gegenleistung überzogene Lieferverträge erhalten. Jetzt, in ihrem engen, paillettenbesetzten Kleid, das die Schwellung ihres Bauches betonte, war sie der Prototyp bestimmter Frauen mittleren Alters in Lagos: vor Enttäuschung verdorrt, von Bitterkeit zerfressen, die Pickel auf ihrer Stirn mit einer dicken Schicht Make-up bedeckt.

»O ja, Sidcot Hall«, sagte Kosi. »Sie steht ganz oben auf meiner Liste, weil ich weiß, dass sie nach dem britischen Lehrplan unterrichten.«

Normalerweise hätte Obinze nichts gesagt, sondern nur zugesehen und zugehört, aber heute sagte er aus unerfindlichem Grund: »Sind wir nicht alle in Grundschulen gegangen, die nach dem nigerianischen Lehrplan unterrichtet haben?«

Die Frauen sahen ihn an; ihre verwirrten, ungläubigen Mienen bekundeten, dass er es unmöglich ernst meinen konnte. Und auf gewisse Weise meinte er es nicht ernst. Natürlich wollte auch er nur das Beste für seine Tochter. Manchmal, jetzt, kam er sich wie ein Eindringling vor in diesem neuen Kreis von Leuten, die glaubten, dass die modernsten Schulen, die modernsten Lehrpläne die Vollständigkeit ihrer Kinder garantierten. Er teilte ihre Gewissheiten nicht. Er hatte zu lange um das getrauert, was hätte sein können, und sich gefragt, was sein sollte.

Als er jünger gewesen war, hatte er Leute mit einer begüterten Kindheit und einem ausländischen Akzent bewundert, aber jetzt spürte er eine unausgesprochene Sehnsucht in ihnen, eine traurige Suche nach etwas, was sie nie fanden. Er wollte kein gut ausgebildetes Kind verstrickt in Unsicherheiten. Buchi würde nicht in die französische Schule gehen, dessen war er sicher.

»Wenn Sie Ihr Kind benachteiligen wollen, indem Sie es in eine dieser Schulen mit unerfahrenen nigerianischen Lehrern schicken, dann sind Sie

Telegram:@shabarsbibliothek

selbst schuld«, sagte Mrs Akin-Cole. Sie sprach mit dem nicht lokalisierbaren ausländischen Akzent – britisch und amerikanisch und gleichzeitig noch etwas anderes – der reichen Nigerianerin, die nicht wollte, dass irgendjemand vergaß, wie weltgewandt sie war, wie viele Meilen sich auf ihrer British Airways Executive Card angesammelt hatten.

»Der Sohn einer meiner Freundinnen geht in eine Schule auf dem Festland, und stellen Sie sich vor, sie haben in der ganzen Schule nur fünf Computer. Nur fünf!«, sagte die andere Frau. Jetzt fiel Obinze ihr Name ein. Adamma.

Mrs Akin-Cole sagte: »Die Dinge haben sich verändert.«

»Das stimmt«, sagte Kosi. »Aber ich verstehe auch, was Obinze sagt.«

Sie schlug sich auf beide Seiten, um es allen rechtzumachen; sie entschied sich immer für den Frieden und nicht für die Wahrheit, war stets darauf bedacht, sich anzupassen. Als er ihr jetzt zusah, wie sie mit Mrs Akin-Cole sprach, und der goldene Lidschatten auf ihren Augen schimmerte, fühlte er sich schuldig für seine Gedanken. Sie war eine so treuergebene Frau, eine so wohlmeinende, treuergebene Frau. Er ergriff ihre Hand.

»Wir werden uns Sidcot Hall und die französische Schule und auch ein paar nigerianische Schulen wie Crown Day ansehen«, sagte Kosi und blickte ihn flehentlich an.

»Ja«, sagte er und drückte ihre Hand. Sie wusste, dass es eine Entschuldigung war, und später würde er sich richtig entschuldigen. Er hätte still sein, ihr Gespräch nicht stören sollen. Sie erzählte ihm oft, dass ihre Freundinnen sie beneideten und behaupteten, er würde sich wie ein Ausländer verhalten, weil er ihr am Wochenende das Frühstück brachte und jeden Abend zu Hause blieb. Und im Stolz in ihren Augen sah er eine bessere Version seiner selbst. Er wollte gerade etwas zu Mrs Akin-Cole

Telegram:@shabarsbibliothek

sagen, etwas Belangloses und Versöhnliches, als er in seinem Rücken Chiefs erhobene Stimme hörte: »Und während wir uns hier noch unterhalten, fließt Öl durch illegale Leitungen und wird flaschenweise in Cotonou verkauft! Ja! Ja!«

Chief stürzte sich auf sie.

»Meine wunderschöne Prinzessin!«, sagte Chief zu Kosi und umarmte sie, drückte sie fest an sich; Obinze fragte sich, ob er ihr jemals Avancen gemacht hatte. Es würde ihn nicht wundern. Er war einmal in Chiefs Haus gewesen, als ein Mann mit seiner Freundin kam, und als sie den Raum verließ, um die Toilette aufzusuchen, hörte Obinze, wie Chief zu dem Mann sagte: »Das Mädchen gefällt mir. Überlass sie mir, und ich schenke dir ein schönes Grundstück in Ikeja.«

»Sie sehen gut aus, Chief«, sagte Kosi. »So jung.«

»Ah, meine Liebe, ich tue mein Bestes.« Chief zog scherzend an den Satinrevers seines schwarzen Jacketts. Er war wirklich eine stattliche Erscheinung, schlank und aufrecht, im Gegensatz zu vielen seiner Altersgenossen, die aussahen wie schwangere Männer.

»Mein Junge!«, sagte er zu Obinze.

»Guten Abend, Chief.« Obinze schüttelte mit beiden Händen seine Hand und verneigte sich leicht. Auch die anderen Männer auf der Party verneigten sich, scharten sich um Chief und wetteiferten darum, lauter als die anderen zu lachen, wenn Chief einen Witz erzählte.

Es war voll geworden. Obinze schaute sich um und entdeckte Ferdinand, einen stämmigen Bekannten Chiefs, der bei den letzten Wahlen für den Gouverneursposten kandidiert und verloren und wie alle unterlegenen Politiker das Wahlergebnis vor Gericht angefochten hatte. Ferdinand hatte einen harten unmoralischen Gesichtsausdruck; würde man seine Hände untersuchen, fände man vermutlich das getrocknete Blut seiner Feinde unter

Telegram:@shabarsbibliothek

seinen Fingernägeln. Ferdinand sah zu ihm, und Obinze wandte den Blick ab. Er war besorgt, dass Ferdinand mit ihm über das dubiose Landgeschäft sprechen wollte, das er bei ihrer letzten Begegnung erwähnt hatte, deswegen murmelte er, dass er auf die Toilette gehen wollte, und entfernte sich von der Gruppe.

Am Buffet sah er einen jungen Mann, der traurig und enttäuscht auf die kalten Braten und Nudelgerichte schaute. Obinze fühlte sich von seiner Unbeholfenheit angezogen; die Kleidung des jungen Mannes und seine Haltung zeugten von einem Außenseitertum, das er nicht verbergen konnte, so sehr er es auch versuchte.

»Auf der anderen Seite steht ein Tisch mit nigerianischem Essen«, sagte Obinze zu ihm, und der junge Mann schaute ihn an und lachte dankbar. Er hieß Yemi und war Zeitungsjournalist. Das war keine Überraschung; Bilder von Chiefs Partys tauchten zuhauf in den Wochenendausgaben auf.

Yemi hatte Anglistik studiert, und Obinze fragte ihn, welche Bücher er mochte, weil er endlich über etwas Interessantes reden wollte, aber bald begriff er, dass Yemi nur Bücher als Literatur durchgehen ließ, die vielsilbige Wörter und unverständliche Passagen enthielten.

»Das Problem ist, dass der Roman zu simpel ist, der Mann benutzt nicht einmal schwierige Wörter.«

Es betrübte Obinze, dass Yemi so ungebildet war und nicht wusste, dass er es war. Obinze verspürte den Wunsch, Lehrer zu sein. Er stellte sich vor, er stünde vor einer Klasse voller Yemis und unterrichtete. Es würde zu ihm passen, das Leben als Lehrer, so wie es zu seiner Mutter gepasst hatte. Er dachte oft an andere Dinge, die er hätte tun können oder noch immer tun könnte: an der Universität lehren, eine Zeitung herausgeben, als professioneller Tischtennislehrer arbeiten.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich weiß nicht, was Sie beruflich tun, Sir, aber ich bin immer auf der Suche nach einem besseren Job. Ich beende gerade meinen Master«, sagte Yemi auf die Art des wahren Lagosianers, der sich immer ins Zeug legte und nach Vielversprechenderem und Besserem strebte. Obinze gab ihm seine Karte und kehrte zu Kosi zurück.

»Ich habe mich schon gefragt, wo du bist«, sagte Kosi.

»Entschuldige, ich habe mich mit jemand unterhalten«, sagte Obinze. Er griff in die Tasche und berührte seinen BlackBerry. Kosi fragte ihn, ob er noch etwas zu essen wolle. Er wollte nichts mehr. Er wollte nach Hause. Es zog ihn mit aller Macht in sein Arbeitszimmer, wo er Ifemelus E-Mail beantworten könnte. Ohne sich dessen bewusst zu sein, hatte er in Gedanken die Antwort bereits formuliert. Wenn sie vorhatte, nach Nigeria zurückzukehren, hieß das, dass sie nicht mehr mit dem schwarzen Amerikaner zusammen war. Aber vielleicht nahm sie ihn auch mit; sie war schließlich eine Frau, die einen Mann mühelos dazu brachte, sein Leben aufzugeben, eine Frau, die eine gewisse Art von Sicherheit möglich machte, weil sie Sicherheit nicht erwartete oder darum bat. Wenn sie während des Studiums seine Hand gehalten hatte, hatte sie so fest zugedrückt, dass beide Handflächen schweißnass wurden, und im Spaß gesagt: »Nur für den Fall, dass wir zum letzten Mal Händchen halten, lass uns richtig Händchen halten. Weil uns jeden Moment ein Motorrad oder ein Auto überfahren kann, oder ich sehe auf der Straße den wahren Mann meiner Träume und verlasse dich, oder du siehst die wahre Frau deiner Träume und verlässt mich.« Vielleicht käme der schwarze Amerikaner auch nach Nigeria und klammerte sich an sie. Aber aufgrund ihrer E-Mail glaubte er es nicht. Er nahm den BlackBerry heraus, um die amerikanische Uhrzeit zu berechnen, zu der sie geschickt worden war. Früher Nachmittag. Sie schien die Sätze hastig geschrieben zu haben; er fragte sich, was sie zu diesem Zeitpunkt

Telegram:@shabarsbibliothek

getan hatte. Und er fragte sich, was Ranyinudo ihr noch über ihn erzählt hatte.

An dem Samstag im Dezember, als er Ranyinudo vor dem Palms-Einkaufszentrum getroffen hatte, hatte er Buchi auf dem Arm und die Tüte mit Buchis Keksen in der anderen Hand und wartete, dass Gabriel mit dem Wagen kam. »Der Zed!«, hatte Ranyinudo gerufen. In der Oberschule war sie ein sprudelnder Wildfang gewesen, sehr groß und dünn und direkt, ohne das Geheimnisvolle der Mädchen. Die Jungs hatten sie alle gemocht, waren ihr aber nie nachgelaufen, und sie hatten sie liebevoll Lass-mich-in-Ruhe genannt, denn wenn man sie nach ihrem ungewöhnlichen Namen fragte, sagte sie meist: »Ja, das ist ein Igbo-Name, und er bedeutet ›Lasst uns in Ruhe‹, also lasst mich in Ruhe!« Er war überrascht, wie schick sie jetzt aussah und wie anders mit ihrem kurzen stachligen Haar und den engen Jeans, ihr Körper voll und kurvig.

»Der Zed – der Zed! Ist ja ewig her! Aber du erkundigst dich ja nicht mehr nach uns. Ist das deine Tochter? Gott segne sie. Neulich habe ich einen Freund getroffen, Dele. Kennst du Dele, er arbeitet in der Hale Bank? Er hat gesagt, dass dir das Gebäude neben dem Ace-Büro auf Banana Island gehört. Glückwunsch. Du hast es wirklich weit gebracht. Und Dele hat gesagt, dass du so bescheiden bist.«

Der übertriebene Wirbel, den sie um ihn machte, die Hochachtung, die ihr aus jeder Pore triefte, waren ihm unangenehm gewesen. In ihren Augen war er nicht länger der Zed aus der Oberschule, und die Geschichten über seinen Reichtum veranlassten sie zu der Annahme, dass er sich mehr verändert hatte, als überhaupt möglich war. Die Leute bezeichneten ihn oft als bescheiden, aber sie meinten nicht echte Bescheidenheit, sondern nur, dass er mit seiner Mitgliedschaft im Club der Reichen nicht angab, die Rechte nicht ausübte, die damit verbunden waren – unhöflich zu sein,

Telegram:@shabarsbibliothek

rücksichtslos, gegrüßt zu werden, statt zu grüßen –, und weil so viele andere sich diese Rechte anmaßten, wurde sein Verhalten als bescheiden interpretiert. Er protzte auch nicht mit seinen Besitztümern oder sprach darüber, weswegen die Leute vermuteten, dass er weit mehr besaß, als tatsächlich der Fall war. Sogar sein bester Freund Okwudiba nannte ihn oft bescheiden, und das ärgerte ihn etwas, weil er wünschte, Okwudiba würde begreifen, dass Unhöflichkeit zum Normalfall wurde, wenn man ihn für bescheiden hielt. Außerdem war ihm Bescheidenheit immer als etwas Trügerisches erschienen, erfunden für das Wohlbehagen der anderen; man wurde von den Leuten für Bescheidenheit gelobt, weil man ihnen kein größeres Gefühl der Unzulänglichkeit vermittelte, als sie es sowieso schon hatten. Was er schätzte, war Aufrichtigkeit; er hatte sich schon immer gewünscht, wirklich ehrlich zu sein, und fürchtete fortwährend, dass er es nicht war.

Auf dem Rückweg von Chiefs Party sagte Kosi im Wagen: »Liebling, du musst noch Hunger haben. Hast du nur die Frühlingsrolle gegessen?«

»Und *suya*.«

»Du musst etwas essen. Gott sei Dank habe ich Marie gebeten zu kochen«, sagte sie und fügte kichernd hinzu: »Ich hätte besser auf mich achten und die Schnecken nicht anrühren sollen. Ich glaube, ich habe zehn Stück davon gegessen. Sie haben so gut und pfeffrig geschmeckt.«

Obinze lachte, er war etwas gelangweilt, aber zufrieden, weil sie glücklich war.

Marie war zierlich, und Obinze war nicht sicher, ob sie schüchtern war, oder ob ihr gebrochenes Englisch sie so wirken ließ. Sie war erst seit einem Monat bei ihnen. Das letzte Mädchen, das ein Verwandter von Gabriel empfohlen hatte, war untersetzt gewesen und mit einer Reisetasche

Telegram:@shabarsbibliothek

angekommen. Er war nicht da, als Kosi sie durchsuchte – sie tat das routinemäßig bei allen Hausangestellten –, doch als er nach Hause kam, hörte er Kosi in dem ungeduldigen schrillen Tonfall schreien, den sie anschlug, um von den Hausangestellten als Autorität anerkannt zu werden und Respektlosigkeiten zu unterbinden. Die Tasche des Mädchens lag offen auf dem Boden, Kleidungsstücke hingen heraus. Kosi stand daneben und hielt mit den Fingerspitzen ein Päckchen Kondome hoch.

»Wozu ist das? Wie? Willst du in meinem Haus als Prostituierte arbeiten?«

Das Mädchen blickte anfänglich wortlos zu Boden, doch dann schaute sie Kosi ins Gesicht und sagte leise: »Bei meiner letzten Stelle hat mich der Mann meiner Madam immer gezwungen.«

Kosis Augen traten aus den Höhlen. Sie machte einen Schritt nach vorn, als wollte sie das Mädchen schlagen, blieb dann jedoch stehen.

»Bitte, nimm deine Tasche und verlass sofort mein Haus«, sagte sie.

Das Mädchen verlagerte das Gewicht und blickte ein bisschen überrascht drein, dann nahm sie ihre Tasche und ging zur Tür. Nachdem sie gegangen war, sagte Kosi: »Hast du schon einmal so einen Unsinn gehört, Liebling? Sie hat Kondome mitgebracht und erzählt dann so einen Schwachsinn? Ist das nicht unglaublich?«

»Ihr früherer Arbeitgeber hat sie vergewaltigt, und sie hat beschlossen, sich diesmal zu schützen«, sagte Obinze.

Kosi starrte ihn an. »Sie tut dir leid. Du kennst diese Hausmädchen nicht. Wie kann sie dir leidtun?«

Er wollte sie fragen: *Wie kann sie dir nicht leidtun?* Aber die leise Furcht in ihren Augen ließ ihn verstummen. Ihre so große und so gewöhnliche Unsicherheit ließ ihn verstummen. Sie sorgte sich wegen eines Hausmädchens, das zu verführen ihm nicht im Traum eingefallen wäre. So

Telegram:@shabarsbibliothek

konnte eine Frau, die mit einem jungen, reichen Mann verheiratet war, in Lagos werden; er wusste, wie leicht es war, in Paranoia zu geraten wegen Hausmädchen, Sekretärinnen, *Lagos Girls*, diesen weltgewandten glamorösen Ungeheuern, die einen verheirateten Mann unzerkaut verschlangen, ihn ihren schmuckbehängten Hals hinuntergleiten ließen. Dennoch wünschte er, Kosi wäre weniger ängstlich, weniger angepasst.

Ein paar Jahre zuvor hatte er ihr von einer attraktiven Bankangestellten erzählt, die ihn in seinem Büro aufgesucht hatte, um ihn zu überreden, ein Konto bei ihrer Bank zu eröffnen, eine junge Frau, die eine besonders weit geöffnete, maßgeschneiderte Bluse trug und versuchte, die Verzweiflung in ihren Augen zu verbergen. »Liebling, deine Sekretärin sollte keins dieser Bankmarketingmädchen in dein Büro lassen«, hatte Kosi gesagt, als würde sie ihn, Obinze, nicht länger wahrnehmen und sähe stattdessen verschwommene Gestalten, die klassischen Typen: einen reichen Mann, eine Bankangestellte, die einen bestimmten Anlagebetrag erzielen musste, ein schlichter Tauschhandel. Kosi rechnete damit, dass er sie betrog, und ihr Bestreben war, seine Möglichkeiten zu minimieren. »Kosi, nichts kann passieren, außer ich will es. Das werde ich nie wollen«, hatte er gesagt, um sie einerseits zu beruhigen, andererseits zurückzuweisen.

In den Jahren, seitdem sie verheiratet waren, hatte sie eine übermäßige Abneigung gegen ledige Frauen und eine übermäßige Liebe zu Gott entwickelt. Vor ihrer Heirat war sie einmal in der Woche in die anglikanische Kirche in der Marina gegangen, eine jeden Sonntag abzuhakende Routine, die sie erledigte, weil sie so erzogen worden war, doch nach der Hochzeit wechselte sie zum Haus Davids, weil es, wie sie ihm erklärte, eine bibeltreue Kirche war. Später, nachdem er herausgefunden hatte, dass das Haus Davids einen speziellen Gebetsgottesdienst zum Thema »Behalte deinen Ehemann« abhielt, war er

Telegram:@shabarsbibliothek

beunruhigt gewesen. Ebenso als er sie gefragt hatte, warum ihre beste Freundin aus Universitätstagen, Elohor, sie kaum mehr besuchte, und Kosi geantwortet hatte: »Sie ist noch immer unverheiratet«, als wäre es ein einsichtiger Grund.

Marie klopfte an die Tür seines Arbeitszimmers und kam mit einem Tablett mit Reis und gebratenen Kochbananen herein. Er aß langsam und legte eine Fela-CD auf. Dann begann er, die E-Mail auf seinem Computer zu schreiben; von der Tastatur seines BlackBerrys bekäme er Krämpfe in den Fingern und im Kopf. Er hatte Ifemelu in der Universität mit Fela bekanntgemacht. Davor hatte sie Fela für einen verrückten Grasraucher gehalten, der bei seinen Konzerten in Unterwäsche auftrat, doch dann verliebte sie sich in den Afrobeat, und sie lagen auf seiner Matratze in Nsukka und hörten Musik, und wenn der Chor einsetzte, sprang sie unvermittelt auf und bewegte rasch und vulgär die Hüften. Er fragte sich, ob sie sich noch daran erinnerte. Er fragte sich, ob sie sich noch daran erinnerte, dass ihm sein Cousin Mix-Kassetten aus dem Ausland geschickt hatte und er sie ihr kopiert hatte in dem berühmten Elektronikladen auf dem Markt, in dem den ganzen Tag laute Musik lief, die einem noch in den Ohren klang, nachdem man wieder gegangen war. Er hatte gewollt, dass sie die gleiche Musik hörte wie er. Sie hatte sich nie wirklich für Biggie, Warren G, Dr. Dree und Snoop Dog interessiert, aber bei Fela war es anders gewesen. Fela gefiel ihnen beiden.

Er schrieb die E-Mail mehrmals, ohne seine Frau zu erwähnen oder die erste Person Plural zu benutzen, und versuchte sich an einem Gleichgewicht zwischen ernst und komisch. Er wollte sie nicht abschrecken. Er wollte sicher sein, dass sie antwortete. Er verschickte die E-Mail und schaute ein paar Minuten später nach, ob sie schon reagiert hatte. Er war müde. Es war

Telegram:@shabarsbibliothek

keine physische Erschöpfung – er ging regelmäßig ins Fitnessstudio und hatte sich seit Jahren nicht so gut gefühlt –, sondern eine zehrende Mattigkeit an den Rändern seiner Gedanken. Er stand auf und trat hinaus auf die Terrasse; von der plötzlichen Hitze, dem lauten Brummen des Generators seines Nachbarn, dem Geruch nach Dieselabgasen wurde ihm leicht schwindlig. Geflügelte Insekten umschwirrten verzweifelt die elektrische Glühbirne. Als er in die ferne schwüle Dunkelheit schaute, hatte er das Gefühl, dass er schweben könnte, wenn er sich nur gehenließe.

Telegram:@shabarsbibliothek

Teil 2

3

Mariama war mit der Frisur ihrer Kundin fertig und besprühte sie mit Glanzspray, und nachdem die Kundin gegangen war, sagte sie: »Ich hole was beim Chinesen.«

Aisha und Halima sagten, was sie haben wollten – General Tsos sehr scharfes Huhn, Hähnchenflügel, Huhn in Orangensoße –, ohne zu zögern wie Leute, die jeden Tag die gleichen Gerichte nannten.

»Willst du auch etwas?«, fragte Mariama Ifemelu.

»Nein, danke«, sagte Ifemelu.

»Deine Haare brauchen lang. Du musst essen«, sagte Aisha.

»Ich will nichts. Ich habe einen Granola-Riegel«, sagte Ifemelu. Sie hatte auch ein paar kleine Karotten in einer Plastiktüte dabei, allerdings hatte sie bis jetzt nur die geschmolzene Schokolade gegessen.

»Was für Riegel?«, fragte Aisha.

Ifemelu zeigte ihr den Riegel, bio, hundert Prozent Vollkorn mit echten Früchten.

»Das ist kein Essen!«, höhnte Halima und wandte den Blick vom Fernseher.

»Sie fünfzehn Jahre hier, Halima«, sagte Aisha, als würde die Länge ihres Aufenthalts in Amerika erklären, warum Ifemelu einen Granola-Riegel aß.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Fünfzehn? Lange Zeit«, sagte Halima.

Aisha wartete, bis Mariama gegangen war, und nahm dann ihr Handy aus der Hosentasche. »Tschuldigung, ich ruf schnell an«, sagte sie und ging nach draußen. Nachdem sie telefoniert hatte, kam sie strahlend zurück, ihr lächelndes Gesicht war auf ebenmäßige Weise hübsch, was Ifemelu zuvor nicht aufgefallen war.

»Emeka spät aufgestanden. Nur Chijioke kann kommen, bevor wir fertig sind«, sagte sie, als hätten sie und Ifemelu es gemeinsam geplant.

»Hör mal, sie brauchen nicht kommen. Ich weiß gar nicht, was ich zu ihnen sagen soll«, sagte Ifemelu.

»Sag Chijioke, Igbo kann Nicht-Igbo heiraten.«

»Aisha, ich kann ihm nicht sagen, dass er dich heiraten soll. Wenn er will, wird er dich heiraten.«

»Sie wollen mich heiraten. Aber ich bin nicht Igbo!« In Aishas Augen schimmerten Tränen; die Frau musste etwas labil sein.

»Haben sie das gesagt?«, fragte Ifemelu.

»Emeka sagt, seine Mutter sagt, sie sich bringt um, wenn er heiratet Amerikanerin«, sagte Aisha.

»Das ist nicht richtig.«

»Aber ich bin Afrikanerin.«

»Dann wird sie sich vielleicht nicht umbringen, wenn er dich heiratet.«

Aisha sah sie ausdruckslos an. »Mutter von deinem Freund will, dass er dich heiratet?«

Ifemelu dachte zuerst an Blaine, doch dann begriff sie, dass Aisha natürlich von ihrem angeblichen Freund sprach.

»Ja. Sie fragt immer wieder, wann wir heiraten.« Sie staunte über die Leichtigkeit, mit der sie log, als hätte sie sich selbst davon überzeugt, dass sie nicht in Erinnerungen lebte, auf denen sich der Mehltau von dreizehn

Telegram:@shabarsbibliothek

Jahren angesammelt hatte. Aber es hätte stimmen können; Obinzes Mutter hatte sie schließlich gemocht.

»Ah!«, sagte Aisha auf wohlwollende Weise neidisch.

Ein Mann mit trockener gräulicher Haut und einem weißen Wuschelkopf kam mit einem Plastiktablett herein und bot Kräuterlotionen zum Verkauf an.

»Nein, nein, nein«, sagte Aisha zu ihm, die Hand erhoben, als wollte sie ihn abwehren. Der Mann ging wieder. Er tat Ifemelu leid. In seinem fadenscheinigen afrikanischen Hemd hatte er hungrig ausgesehen, und sie fragte sich, wie viel er mit seinen Verkäufen verdiente. Sie hätte ihm etwas abkaufen sollen.

»Du redest Igbo mit Chijioke. Er hört auf dich«, sagte Aisha. »Du redest Igbo?«

»Natürlich spreche ich Igbo«, sagte Ifemelu und fragte sich, ob Aisha erneut meinte, dass Amerika sie verändert hatte. »Vorsichtig!«, fügte sie hinzu, denn Aisha zog einen engzahnigen Kamm durch einen Teil ihres Haars.

»Deine Haare sind hart«, sagte Aisha.

»Sie sind nicht hart«, sagte Ifemelu bestimmt. »Du benutzt den falschen Kamm.« Und sie nahm Aisha den Kamm aus der Hand und legte ihn auf den Tisch.

Ifemelu war im Schatten des Haars ihrer Mutter aufgewachsen. Es war kohlrabenschwarz und so dick, dass es im Salon zwei Behälter Glättungsmittel aufsaugte, so voll, dass es stundenlang unter der Haube trocknen musste, und als endlich die rosa Lockenwickler herausgenommen wurden, hing es frei und elastisch über ihren Rücken, als wollte es jubeln. Ihr Vater nannte es eine prächtige Krone. »Ist Ihr Haar echt?«, fragten

Telegram:@shabarsbibliothek

Fremde und berührten es ehrfürchtig. Andere fragten: »Sind Sie aus Jamaika?«, als könnte nur ausländisches Blut so üppiges Haar erklären, das an den Schläfen nicht ausdünnte. Während ihrer Kindheit schaute Ifemelu oft in den Spiegel und zog an ihrem eigenen Haar, entwirrte die Locken und wollte, dass es so wäre wie das ihrer Mutter, aber es blieb kraus und wuchs nur widerwillig; Zöpfeflechterinnen behaupteten, dass es scharf wie ein Messer war.

In dem Jahr, als Ifemelu zehn wurde, kam ihre Mutter eines Tages von der Arbeit nach Hause und sah völlig verändert aus. Ihre Kleidung war dieselbe, ein braunes Kleid mit einem Gürtel um die Taille, doch ihr Gesicht war gerötet, ihr Blick wirr. »Wo ist die große Schere?«, fragte sie, und als Ifemelu sie ihr brachte, hob sie sie an den Kopf und schnitt sich eine Handvoll Haar nach der anderen ab. Ifemelu starrte sie fassungslos an. Die Haare lagen wie totes Gras auf dem Boden. »Bring mir eine große Tüte«, sagte ihre Mutter. Ifemelu gehorchte wie in Trance, weil Dinge geschahen, die sie nicht verstand. Sie sah zu, wie ihre Mutter durch die Wohnung ging und alle katholischen Gegenstände einsammelte, die an den Wänden hängenden Kruzifixe, die in Schubladen liegenden Rosenkränze, die in Regalen stehenden Messbücher. Ihre Mutter warf alles in die Plastiktüte und trug sie dann in den Hof hinter dem Haus, ihre Schritte hastig, den Blick unverwandt in die Ferne gerichtet. Neben dem Müllplatz entfachte sie ein Feuer an der Stelle, an der sie auch ihre Monatsbinden verbrannte. Als Erstes warf sie ihr Haar hinein, eingewickelt in eine alte Zeitung, und dann eins nach dem anderen die Objekte des Glaubens. Dunkelgrauer Rauch stieg auf. Auf der Terrasse begann Ifemelu zu weinen, weil sie spürte, dass etwas passiert war, und die Frau, die neben dem Feuer stand, mehr Kerosin darüber spritzte, wenn es niederbrannte, und zurücktrat, wenn es

Telegram:@shabarsbibliothek

aufflackerte, die Frau, die kahlköpfig und ausdruckslos dastand, nicht ihre Mutter war, nicht ihre Mutter sein konnte.

Als ihre Mutter wieder hereinkam, wich Ifemelu vor ihr zurück, doch ihre Mutter zog sie an sich.

»Ich bin errettet worden«, sagte sie. »Mrs Ojo hat mir heute während der Nachmittagspause gepredigt, und ich habe Christus empfangen. Alles Alte ist von mir abgefallen, und alles ist neu geworden. Gelobt sei der Herr. Sonntags gehen wir jetzt zur Revival Saints. Es ist eine bibeltreue und lebendige Kirche, nicht wie St. Dominik.« Es war nicht ihre Mutter. Sie sprach die Worte zu streng, als wäre sie nicht sie selbst. Ihre Stimme, normalerweise hoch und feminin, war tief und belegt. An diesem Nachmittag musste Ifemelu mit ansehen, wie sich das Wesen ihrer Mutter verflüchtigte. Früher hatte ihre Mutter hin und wieder den Rosenkranz gebetet, sich vor dem Essen bekreuzigt, hübsche Heiligenbildchen um den Hals getragen, lateinische Lieder gesungen und gelacht, wenn Ifemelus Vater sie wegen ihrer schrecklichen Aussprache verspottete. Sie hatte auch gelacht, wann immer er sagte: »Ich bin Agnostiker und respektiere die Religion«, und erwidert, wie glücklich er sich schätzen könne, mit ihr verheiratet zu sein, denn er flöge auf den Flügeln ihres Glaubens in den Himmel, obwohl er nur zu Hochzeiten und Beerdigungen in die Kirche gehe. Doch nach diesem Nachmittag war ihr Gott ein anderer. Er stellte Ansprüche. Entkraustes Haar brachte Ihn auf. Tanzen brachte Ihn auf. Sie feilschte mit Ihm, bot Ihm den Hungertod im Tausch gegen Wohlstand, eine Beförderung, Gesundheit. Sie fastete, bis sie nur noch aus Haut und Knochen bestand: An Wochenenden trank und aß sie nichts, an Werktagen trank sie abends kein Wasser mehr. Ifemelus Vater verfolgte sie mit besorgtem Blick, drängte sie, ein bisschen mehr zu essen, ein bisschen weniger zu fasten, wählte die Worte mit Bedacht, damit sie ihn nicht einen

Telegram:@shabarsbibliothek

Erfüllungsgehilfen des Teufels nannte und ignorierte, wie sie es mit der Cousine tat, die bei ihnen wohnte. »Ich faste für die Bekehrung deines Vaters«, sagte sie oft zu Ifemelu. Monatelang war die Luft in ihrer Wohnung wie gesprungenes Glas. Alle machten auf Zehenspitzen einen Bogen um ihre Mutter, die zu einer Fremden geworden war, dürr und knochig und streng. Ifemelu hatte Angst, dass sie eines Tages einfach entzweibrechen und sterben würde.

Dann, am Ostersamstag, ein Tag voller Verdruss, der erste ruhige Ostersamstag in Ifemelus Leben, kam ihre Mutter aus der Küche gerannt und sagte: »Ich habe einen Engel gesehen!« Früher hatten sie gekocht und geschuftet, die Küche voller Töpfe und die Wohnung voller Verwandter, und Ifemelu und ihre Mutter waren abends in die Kirche gegangen, hatten brennende Kerzen in der Hand gehalten und in einem Meer flackernder Flammen gesungen, waren nach Hause zurückgekehrt und hatten weiter das große Ostermittagessen gekocht. Doch jetzt herrschte Stille in der Wohnung. Die Verwandten waren nicht gekommen, und zum Essen gäbe es wie immer Reis und Eintopf. Ifemelu war bei ihrem Vater im Wohnzimmer, und als ihre Mutter sagte: »Ich habe einen Engel gesehen!«, sah Ifemelu kurz Ärger in seinen Augen auflodern und gleich wieder erlöschen.

»Was ist passiert?«, fragte er in dem beschwichtigenden Tonfall, den man einem Kind gegenüber anschlägt, als würde sich der Wahnsinn seiner Frau legen, wenn er ihn nur geduldig ertrug.

Ihre Mutter erzählte ihnen von der Vision, die sie gerade gehabt hatte, von der gleißenden Erscheinung eines Engels neben dem Gaskocher, der ein mit rotem Faden gebundenes Buch in der Hand hielt und ihr riet, die Revival Saints zu verlassen, denn der Prediger sei ein Hexer, der sich des Nachts unter dem Meer mit dem Teufel traf.

»Du solltest auf den Engel hören«, sagte ihr Vater.

Telegram:@shabarsbibliothek

Und so verließ ihre Mutter die Kirche und ließ sich das Haar wieder wachsen, hörte jedoch auf, Halsketten und Ohrringe zu tragen, denn der Prediger von Miracle Spring erklärte Schmuck für unchristlich und einer tugendhaften Frau für nicht angemessen. Kurz darauf, am selben Tag, an dem der gescheiterte Staatsstreich stattfand, während die Händlerinnen, die unten wohnten, weinten, weil der Staatsstreich Nigeria gerettet hätte und Marktfrauen zu Ministerinnen ernannt worden wären, hatte ihre Mutter eine weitere Vision. Dieses Mal tauchte der Engel in ihrem Schlafzimmer auf, oberhalb des Kleiderschranks, und wies sie an, Miracle Spring zu verlassen und sich Guiding Assembly anzuschließen. Während der ersten Messe, die Ifemelu mit ihrer Mutter besuchte, in einer Kongresshalle mit Marmorboden, umgeben von parfümierten Menschen und dem Echo volltönender Stimmen, blickte Ifemelu zu ihrer Mutter auf und sah, dass sie gleichzeitig weinte und lachte. In dieser Kirche der Hoffnung, des Stampfens und Klatschens, in der sich Ifemelu einen Wirbel aus wohlhabenden Engeln über ihren Köpfen vorstellte, fand die Seele ihrer Mutter ein Zuhause. Es war eine Kirche der Neureichen; der kleine Wagen ihrer Mutter war das älteste Auto auf dem Parkplatz, der Lack matt und zerkratzt. Wenn sie mit den Begüterten zur Messe ging, so sagte sie, würde Gott sie segnen so wie Er die anderen gesegnet hatte. Sie trug wieder Schmuck und trank Guiness; sie fastete nur noch einmal in der Woche und sagte häufig »*Mein* Gott sagt« und »In *meiner* Bibel steht«, als wären der Gott und die Bibel anderer Leute nicht nur anders, sondern irreführend. Ihre Antwort auf ein »Guten Morgen« oder »Guten Tag« war ein fröhliches »Gott segne Sie!«. Ihr neuer Gott war freundlich und ließ sich Befehle erteilen. Jeden Morgen weckte sie den Haushalt zum Gebet, und sie knieten auf dem kratzigen Teppich im Wohnzimmer, sangen, klatschten in die Hände und tauchten den vor ihnen liegenden Tag in Christi Blut. Die Worte

Telegram:@shabarsbibliothek

ihrer Mutter durchdrangen die Stille der Dämmerung: »Gott, mein himmlischer Vater, ich befehle dir, diesen Tag mit Segnungen zu füllen und mir zu beweisen, dass du Gott bist! Herr, ich erwarte, dass du mich wohlhabend machst! Lass das Böse nicht siegen, lass meine Feinde nicht über mich triumphieren!« Auch wenn Ifemelus Vater einmal behauptete, dass die Gebete wahnhafte Kämpfe mit eingebildeten Verleumdern seien, bestand er darauf, dass Ifemelu zu diesen frühen Gebeten aufstand. »Es macht deine Mutter glücklich«, sagte er.

Wenn es in der Kirche an der Zeit war, Zeugnis abzulegen, eilte ihre Mutter als Erste zum Altar. »Heute Morgen hatte ich einen Schnupfen«, sagte sie. »Doch als Pastor Gideon anfing zu beten, ist er abgeklungen. Jetzt bin ich gesund. Gelobt sei der Herr!« Die Gläubigen riefen »Alleluia!«, und andere taten es ihr nach. *Ich habe nicht gelernt, weil ich krank war, und doch habe ich die Prüfungen mit Bravour bestanden! Ich hatte Malaria und habe gebetet und wurde geheilt! Mein Husten verschwand, als der Pastor zu beten begann!* Aber ihre Mutter trat immer als Erste vor, sie glitt lächelnd zum Altar, umhüllt vom Glühen der Erlösung. Später, als Pastor Gideon in dem Anzug mit den breiten Schultern und den spitzen Schuhen aufsprang und sagte »Unser Gott ist kein armer Gott, Amen? Unsere Pflicht ist es, erfolgreich zu sein, Amen?«, streckte Ifemelus Mutter den Arm gen Himmel, während sie sagte: »Amen, Vater, Herr im Himmel, Amen.«

Ifemelu glaubte nicht, dass Gott dem Pastor das große Haus und die vielen Autos geschenkt hatte, er hatte sie selbstverständlich mit dem Geld aus den drei Kollekten gekauft, die bei jedem Gottesdienst durchgeführt wurden, und sie glaubte auch nicht, dass Gott für alle tun würde, was Er für Pastor Gideon getan hatte, weil das schlichtweg unmöglich war, doch sie war froh, dass ihre Mutter jetzt wieder regelmäßig aß. Die Herzlichkeit war in ihre Augen zurückgekehrt, ihre Haltung brachte eine neue Freude zum

Telegram:@shabarsbibliothek

Ausdruck, sie blieb nach dem Essen wieder mit ihrem Vater am Tisch sitzen und sang laut, während sie sich wusch. Ihre neue Kirche fing sie auf, zerstörte sie jedoch nicht. Sie machte sie vorhersehbar, und somit war es leicht, sie anzulügen. Um während ihrer Teenagerjahre ungehindert ausgehen zu können, sagte Ifefemelu einfach »Ich gehe in die Bibelstunde« oder »Ich gehe in den Gemeindesaal«. Ifemelu interessierte sich nicht für die Kirche, sie unternahm keinerlei Glaubensanstrengung, vielleicht weil ihre Mutter sich schon so sehr bemühte. Doch der Glaube ihrer Mutter tröstete sie; sie stellte ihn sich als weiße Wolke vor, die gütig über ihrem Kopf schwebte, wohin immer sie sich wandte. Bis der General in ihr Leben trat.

Jeden Morgen betete Ifemelus Mutter für den General. Sie sagte: »Himmlischer Vater, ich befehle dir, Ujus Mentor zu segnen. Mögen seine Feinde nie über ihn triumphieren!« Oder: »Wir tauchen Ujus Mentor in Christi kostbares Blut!« Und Ifemelu murmelte irgendetwas Unsinniges, statt »Amen« zu sagen. Ihre Mutter sprach das Wort »Mentor« trotzig aus, mit belegter Stimme, als würde die Kraft ihrer Rede den General wahrhaft in einen Mentor und die Welt in einen Ort verwandeln, in dem sich junge Ärzte tatsächlich Tante Ujus neuen Mazda leisten konnten, diesen grünen, glänzenden, furchterregend stromlinienförmigen Wagen.

Chetachi, die oben wohnte, fragte Ifemelu: »Deine Mama sagt, dass Tante Ujus Mentor ihr ein Darlehen für das Auto gegeben hat.«

»Ja.«

»Ha. Tante Uju hat wirklich Glück, was?«, sagte Chetachi.

Ifemelu entging ihr wissendes Grinsen nicht. Chetachi und ihre Mutter mussten bereits über den Wagen getratscht haben; sie waren neidische, klatschsüchtige Menschen, die nur zu Besuch kamen, um zu sehen, was die

Telegram:@shabarsbibliothek

anderen hatten, um neue Möbel oder neue elektronische Geräte zu begutachten.

»Gott sollte den Mann wirklich segnen. Ich hoffe, dass ich nach meinem Abschluss auch einen Mentor haben werde«, sagte Chetachi. Ifemelu ärgerte sich über Chetachis Sticheleien. Aber es war der Fehler ihrer Mutter, die ihren Nachbarn so eifrig die Mentorengeschichte erzählte. Das hätte sie nicht tun sollen; es ging niemanden etwas an, was Tante Uju tat. Ifemelu hatte gehört, wie sie zu jemandem im Hinterhof sagte: »Weißt du, der General wollte Arzt werden, als er jung war, und deswegen hilft er jetzt jungen Ärzten. Gott setzt ihn im Leben anderer Menschen ein.« Sie klang aufrichtig, fröhlich, überzeugend. Sie glaubte, was sie erzählte. Ifemelu verstand die Fähigkeit ihrer Mutter nicht, sich etwas einzureden, was nichts mit der Realität zu tun hatte. Als Tante Uju ihnen von ihrer neuen Stelle berichtete – »Es gab keine freie Arztstelle im Krankenhaus, aber der General hat dafür gesorgt, dass sie für mich eine schaffen« –, sagte Ifemelus Mutter prompt: »Das ist ein Wunder!«

Tante Uju lächelte, ein stilles Lächeln, das den Frieden bewahrte; sie hielt es natürlich nicht für ein Wunder, sagte es aber nicht. Oder vielleicht hatte ihre neue Stelle als Beraterin des Militärkrankenhauses auf Victoria Island tatsächlich etwas von einem Wunder, ebenso ihr neues Haus in Dolphin Estate, diese Ansammlung von Doppelhäusern, die so frisch und ausländisch aussahen, manche rosa, andere in einem warmen Himmelblau gestrichen, umgeben von einem Park mit Gras so dicht wie ein neuer Teppich und Bänken, auf denen sich die Leute ausruhen konnten – eine Seltenheit sogar auf der Insel. Nur Wochen zuvor hatte sie ihr Studium abgeschlossen, und alle ihre Kommilitonen sprachen davon, ins Ausland zu gehen, um die amerikanischen oder britischen Prüfungen abzulegen, denn die Alternative war, in die staubtrockene Ödnis der Arbeitslosigkeit zu

Telegram:@shabarsbibliothek

taumeln. Im Land gab es keine Hoffnung mehr, Autos standen tagelang in der Hitze für Benzin an, Rentner hoben schlappe Plakate hoch, um ihre Rente einzufordern, Dozenten verkündeten einen Streik nach dem anderen. Aber Tante Uju wollte nicht weg; seit Ifemelu sich erinnern konnte, träumte sie davon, eine Privatklinik zu eröffnen, und an diesem Traum hielt sie fest.

»Es wird nicht immer so sein in Nigeria, ich bin sicher, dass ich einen Teilzeitjob finden werde, es wird hart werden, ja, aber eines Tages werde ich meine Klinik eröffnen, auf der Insel!«, hatte Tante Uju zu Ifemelu gesagt. Dann ging sie zur Hochzeit einer Freundin. Der Vater der Braut war ein Generalleutnant der Luftwaffe, und es hieß, dass der Staatschef teilnehmen würde, und Tante Uju sagte im Scherz, dass sie ihn bitten würde, sie als Stabsärztin für *Aso Rock* einzustellen. Er kam nicht, aber viele seiner Generäle waren da, und einer von ihnen bat seinen Adjutanten, Tante Uju auszurichten, sie möge nach dem Empfang zu seinem Wagen auf dem Parkplatz kommen. Als sie zu dem dunklen Peugeot mit der kleinen Flagge auf der Motorhaube ging und »Guten Tag, Sir« zu dem Mann auf dem Rücksitz sagte, erwiderte er: »Ich mag dich. Ich möchte mich um dich kümmern.« Vielleicht hatten diese Worte, *Ich mag dich. Ich möchte mich um dich kümmern*, etwas von einem Wunder, dachte Ifemelu, aber nicht auf die Weise, wie ihre Mutter es meinte. »Ein Wunder! Gott ist treu!«, sagte ihre Mutter an jenem Tag mit Tränen des Glaubens in den Augen.

In ähnlichem Tonfall sagte sie: »Der Teufel ist ein Lügner. Er will verhindern, dass wir Segnungen erhalten, aber er wird es nicht schaffen«, als Ifemelus Vater seine Arbeit in der Behörde verlor. Er wurde gefeuert, weil er sich weigerte, seine neue Chefin Mummy zu nennen. Er kam früher als gewöhnlich nach Hause, das Kündigungsschreiben in der Hand, verbittert und ungläubig, und beklagte die Absurdität, dass ein erwachsener

Telegram:@shabarsbibliothek

Mann eine erwachsene Frau Mummy nennen sollte, nur weil sie beschlossen hatte, dass man ihr auf diese Weise am besten Respekt bezeugen konnte. »Zwölf Jahre gewissenhafte Arbeit. Das ist sittenwidrig«, sagte er. Ihre Mutter tätschelte ihm den Rücken, sagte, dass Gott ihm andere Arbeit verschaffen würde, und bis dahin kämen sie mit ihrem Gehalt als Korrektorin zurecht. Jeden Morgen ging er los, um Arbeit zu suchen, mit zusammengebissenen Zähnen und fest geknoteter Krawatte, und Ifemelu fragte sich, ob er sein Glück in willkürlich ausgewählten Firmen versuchte, doch bald schon blieb er zu Hause, saß in Bademantel und Unterhemd auf dem schäbigen Sofa neben der Stereoanlage. »Hast du dich heute Morgen nicht gewaschen?«, fragte ihn ihre Mutter eines Nachmittags, als sie erschöpft von der Arbeit kam, Mappen an die Brust gepresst, nasse Flecken unter den Armen. Dann fügte sie gereizt hinzu: »Wenn du jemand Mummy nennen musst, um dein Gehalt zu kriegen, dann solltest du es tun!«

Einen Augenblick lang schwieg er, wirkte verloren, geschrumpft und verloren. Ifemelu tat er leid. Sie fragte ihn nach dem Buch, das mit der Vorderseite nach unten auf seinem Schoß lag, ein Buch, das sie schon gesehen und er schon einmal gelesen hatte. Sie hoffte, dass er ihr wie so oft einen langen Vortrag zum Beispiel über die Geschichte Chinas halten würde, und sie würde mit halbem Ohr zuhören und ihn aufheitern. Aber er war nicht in der Stimmung. Er zuckte die Achseln, als wollte er sagen, dass sie das Buch haben könne, wenn sie es wollte. Er ließ sich von den Worten ihrer Mutter zu leicht verletzen, bedachte sie mit zu viel Aufmerksamkeit, spitzte stets die Ohren, wenn er ihre Stimme hörte, sein Blick war unverwandt auf sie gerichtet. Vor kurzem, bevor er gefeuert wurde, hatte er zu Ifemelu gesagt: »Sobald ich befördert werde, werde ich deiner Mutter etwas wirklich Denkwürdiges kaufen«, und als sie ihn fragte was, lächelte er und sagte geheimnisvoll: »Das wird sich zeigen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Während sie ihn betrachtete, wie er still auf dem Sofa saß, dachte sie, wie sehr er aussah wie das, was er war, ein Mann voller vertrockneter Sehnsüchte, ein Mann im mittleren öffentlichen Dienst, der sich ein anderes Leben wünschte, der sich nach mehr Bildung gesehnt hatte, als ihm möglich gewesen war. Er sprach oft davon, dass er nicht hatte studieren können, weil er sich eine Arbeit hatte suchen müssen, um seine Geschwister zu unterstützen, und dass Leute, die in der Oberschule nicht so gut gewesen waren wie er, jetzt einen Doktortitel hatten. Er sprach ein formelles, gehobenes Englisch. Ihre Haushalthilfen verstanden ihn kaum, waren aber trotzdem beeindruckt. Einmal war ihre frühere Haushaltshilfe Jecinta in die Küche gekommen, hatte leise in die Hände geklatscht und zu Ifemelu gesagt: »Du hättest gerade die großen Worte deines Vaters hören sollen! *O di egwu!*« Manchmal stellte ihn sich Ifemelu zu Kolonialzeiten vor, in einem Klassenzimmer in den fünfziger Jahren, einen übereifrigen Schüler in einer schlecht sitzenden Schuluniform aus billiger Baumwolle, der sich anstrengte, die Lehrer in der Missionsschule zu beeindrucken. Sogar seine Handschrift war manieriert, geschwungen und verschnörkelt mit einer einheitlichen Eleganz, als wäre sie gedruckt. Als Ifemelu ein Kind war, hatte er sie als aufsässig, rebellisch, uneinsichtig gescholten, Wörter, die ihre kleinen Schandtaten monumental und nahezu ruhmvoll erscheinen ließen. Doch als sie älter wurde, störte sie sein manieriertes Englisch, weil es Maskerade war, ein Schild gegen seine Unsicherheit. Ihn verfolgte, was er nicht hatte – eine Promotion, das Leben der oberen Mittelschicht –, und so wurde seine affektierte Ausdrucksweise seine Rüstung. Ihr war es lieber, wenn er Igbo sprach, nur dann schien er sich seiner Ängste nicht bewusst zu sein.

Nachdem er seine Arbeit verloren hatte, wurde er ruhiger, und zwischen ihm und der Welt bildete sich eine dünne Mauer. Während der

Telegram:@shabarsbibliothek

Abendnachrichten auf *NTA* sagte er nicht mehr »ein Volk störrischer Speichellecker«, er monologisierte nicht mehr darüber, wie Babandingas Regierung die Nigerianer zu unbesonnenen Idioten degradiert hatte, er spottete nicht mehr über ihre Mutter. Aber vor allem nahm er jetzt an den morgendlichen Gebeten teil. Das hatte er nie zuvor getan; ihre Mutter hatte ihn einst dazu gedrängt, bevor sie aufbrachen, um in ihre Heimatstadt zu fahren. »Wir wollen beten und die Straßen in Christi Blut tauchen«, hatte sie gesagt, und er hatte entgegnet, dass die Straßen sicherer und weniger rutschig wären, wenn sie nicht in Blut getaucht würden. Ihre Mutter hatte die Stirn gerunzelt, und Ifemelu hatte sich vor Lachen gebogen.

Zumindest ging er nicht in die Kirche. Früher war Ifemelu mit ihrer Mutter von der Kirche zurückgekommen und hatte ihn im Wohnzimmer auf dem Boden sitzend vorgefunden, wo er seinen Stapel LPs durchging und ein Lied mitsang. Dann sah er immer zufrieden und ausgeruht aus, als hätte ihn das Alleinsein mit der Musik erfrischt. Doch nach seiner Kündigung hörte er kaum mehr Musik. Sie kamen nach Hause, und er saß am Esstisch über lose Blätter geneigt und schrieb Briefe an Zeitungen und Zeitschriften. Und Ifemelu wusste, dass er seine Chefin Mummy nennen würde, wenn man ihm noch einmal eine Chance gäbe.

Es war früh an einem Sonntagmorgen, und jemand hämmerte gegen die Wohnungstür. Ifemelu mochte den Sonntagmorgen, das langsame Vergehen der Zeit, wenn sie, für die Kirche gekleidet, im Wohnzimmer bei ihrem Vater saß, während ihre Mutter sich fertigmachte. Manchmal unterhielten sie sich, sie und ihr Vater, manchmal schwiegen sie, ein gemeinsames zufriedenes Schweigen wie an diesem Morgen. Es war nur das Brummen des Kühlschranks aus der Küche zu hören, bis an die Tür gehämmert wurde. Eine unhöfliche Störung. Ifemelu öffnete und sah den Hausbesitzer

Telegram:@shabarsbibliothek

vor sich stehen, einen rundlichen Mann mit hervortretenden, geröteten Augen, der angeblich jeden Morgen ein Glas scharfen Gin trank. Er schaute an Ifemelu vorbei zu ihrem Vater und schrie: »Jetzt sind es drei Monate! Und ich warte immer noch auf mein Geld!« Ifemelu kannte seine Stimme, das blecherne Geschrei war immer aus den Wohnungen ihrer Nachbarn, von woanders zu hören gewesen. Aber jetzt stand er hier in ihrer Wohnung, die Szene erschütterte sie, der Hausbesitzer, der an *ihrer* Tür schrie, und ihr Vater, der ihn schweigend und eiskalt ansah. Nie zuvor waren sie die Miete schuldig geblieben. Ihr ganzes Leben hatte sie hier verbracht; die Wohnung war vollgestopft, die Küche schwarz vom Rauch, und es war ihr peinlich, wenn ihre Schulfreundinnen zu Besuch kamen, aber die Miete waren sie nie schuldig geblieben.

»So ein Maulheld, dieser Mann«, sagte ihr Vater, nachdem der Hausbesitzer wieder gegangen war, und dann sagte er nichts mehr. Es gab nichts mehr zu sagen. Sie waren die Miete schuldig.

Ihre Mutter kam singend und stark parfümiert herein, ihr Gesicht trocken und strahlend dank des Puders, der einen Ton zu hell war. Sie streckte Ifemelus Vater das Handgelenk hin, über das offen ihr dünnes goldenes Armband hing.

»Uju kommt nach der Kirche und nimmt uns mit, damit wir uns das Haus in Dolphin Estate ansehen«, sagte ihre Mutter. »Wirst du mit uns kommen?«

»Nein«, sagte er kurz angebunden, als wäre Tante Ujus neues Leben ein Thema, das er lieber vermied.

»Du solltest mitkommen«, sagte sie, doch er erwiderte nichts, als er vorsichtig das Armband um ihr Handgelenk schloss. Dann sagte er, dass er den Wasserstand im Wagen kontrolliert habe.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Gott ist treu. Schau dir nur Uju an, die sich ein Haus auf Victoria Island leisten kann!«, sagte ihre Mutter gutgelaunt.

»Mama, aber du weißt doch, dass Tante Uju nicht einen Kobo dafür bezahlen muss«, sagte Ifemelu.

Ihre Mutter sah sie an. »Hast du das Kleid gebügelt?«

»Es muss nicht gebügelt werden.«

»Es ist zerknittert. *Ngwa,* geh und bügle es. Zumindest gibt es Strom. Oder zieh dir was anderes an.«

Ifemelu stand widerwillig auf. »Das Kleid ist nicht zerknittert.«

»Geh und bügle es. Die Welt muss nicht sehen, dass wir harte Zeiten durchmachen. Es gibt schlimmere Fälle als unseren. Heute leitet Schwester Ibinabo die Sonntagsarbeit, also beeil dich, damit wir gehen können.«

Schwester Ibinabo war mächtig, und weil sie so tat, als trüge sie leicht an ihrer Macht, war sie noch mächtiger. Der Pastor tat angeblich alles, worum sie ihn bat. Es war nicht klar, warum; manche behaupteten, sie hätte die Kirche mit ihm zusammen gegründet, andere, dass sie ein schreckliches Geheimnis aus seiner Vergangenheit kannte, wieder andere, dass sie einfach über mehr spirituelle Macht verfügte als er, aber nicht Pastorin sein konnte, weil sie eine Frau war. Sie konnte die seelsorgerische Zustimmung zu einer Heirat verhindern, wenn sie es wollte. Sie kannte alle und wusste alles und schien zur gleichen Zeit überall zu sein. Ihr Gesicht war wettergegerbt, als hätte sie das Leben lange Zeit hin und her geschleudert. Es war schwer zu sagen, wie alt sie war, ob fünfzig oder sechzig, ihr Körper war drahtig, ihre Miene verschlossen wie eine Muschel. Sie lachte nie, lächelte aber häufig das verkniffene Lächeln der Frommen. Mütter begegneten ihr pietätvoll und ehrfürchtig; sie brachten ihr kleine Geschenke und überließen ihr willig ihre Töchter für die Sonntagsarbeit. Schwester Ibinabo, die Retterin junger

Telegram:@shabarsbibliothek

Frauen. Sie wurde gebeten, mit sorgenvollen und besorgniserregenden Mädchen zu sprechen. Manche Mütter fragten, ob ihre Tochter bei ihr in der Wohnung hinter der Kirche wohnen durfte. Aber Ifemelu hatte in Schwester Ibinabo immer eine tiefsitzende schwelende Feindseligkeit gegenüber jungen Mädchen gespürt. Schwester Ibinabo mochte junge Mädchen nicht, sie beobachtete sie und ermahnte sie, als wäre sie gekränkt von dem, was in ihnen noch frisch und in ihr längst vertrocknet war.

»Ich habe gesehen, dass du letzten Samstag eine enge Hose getragen hast«, sagte Schwester Ibinabo zu einem Mädchen, Christie, übertrieben flüsternd, leise genug, um es als Flüstern auszugeben, und laut genug, dass alle es hörten. »Alles ist erlaubt, aber nicht alles ist wohlfeil. Jedes Mädchen, das eine enge Hose trägt, will die Sünde der Versuchung begehen. So etwas tut man besser nicht.«

Christie nickte, demütig, bescheiden, und nahm die Schande auf sich.

Durch die zwei winzigen Fenster im Hinterzimmer der Kirche drang nur wenig Licht, deswegen brannte auch tagsüber die Glühbirne. Umschläge für das Sammeln von Geld lagen stapelweise auf dem Tisch und daneben wie leicht reißbares Gewebe buntes Seidenpapier. Die Mädchen verteilten sich. Die einen beschrifteten die Umschläge, und die anderen schnitten Papierstreifen ab und drehten sie ein, klebten sie zu Blüten und luftigen Girlanden zusammen. Am nächsten Sonntag würden sie in einem speziellen Dankgottesdienst um den dicken Hals von Chief Omenka und die dünneren Hälse seiner Familienmitglieder hängen. Er hatte der Kirche zwei neue Lieferwagen gespendet.

»Geh in diese Gruppe, Ifemelu«, sagte Schwester Ibinabo.

Ifemelu verschränkte die Arme, und wie so oft, wenn sie etwas sagte, von dem sie wusste, dass es besser unausgesprochen bliebe, purzelten ihr

Telegram:@shabarsbibliothek

die Worte aus dem Mund. »Warum sollte ich Girlanden für einen Dieb machen?«

Schwester Ibinabo starrte sie überrascht an. Alle verstummten. Die anderen Mädchen sahen sie erwartungsvoll an.

»Was hast du gesagt?«, fragte Schwester Ibinabo leise und bot Ifemelu die Möglichkeit, sich zu entschuldigen, die Worte zurückzunehmen. Doch Ifemelu spürte, dass sie nicht zurückkonnte, ihr Herz raste, trieb sie weiter.

»Chief Omenka ist ein *419*er, ein Vorschussbetrüger, das wissen alle«, sagte sie. »In dieser Kirche sind alle Männer *419*er. Warum sollen wir so tun, als ob die Kirche nicht mit schmutzigem Geld gebaut worden ist?«

»Es ist Gottes Werk«, sagte Schwester Ibinabo leise. »Wenn du Gottes Werk nicht tun kannst, dann solltest du gehen. Geh.«

Ifemelu lief aus dem Zimmer, am Tor vorbei und zur Bushaltestelle, wohl wissend, dass ihre Mutter im Hauptraum der Kirche innerhalb von Minuten von der Sache erfahren würde. Sie hatte den Tag ruiniert. Sie wären zu Tante Ujus Haus gefahren und hätten gut zu Mittag gegessen. Jetzt wäre ihre Mutter gereizt und verärgert. Sie wünschte, sie hätte nichts gesagt. Sie hatte schließlich auch früher für die anderen *419*er Girlanden gebastelt, Männer, die reservierte Plätze in der ersten Reihe hatten, Männer, die Autos spendeten, als wären es Kaugummis. Sie war gern zu ihren Empfängen gegangen, sie hatte Reis und Fleisch und Krautsalat gegessen, Speisen, denen der Geruch von Betrug anhaftete, sie hatte sie gegessen, obwohl sie das wusste, und war nicht daran erstickt, hatte nicht einmal daran gedacht zu ersticken. Doch heute war es anders gewesen. Als Schwester Ibinabo mit Christie gesprochen hatte mit dieser giftigen Boshaftigkeit, die sie als religiöse Lenkung ausgab, hatte Ifemelu sie angesehen und plötzlich etwas von ihrer eigenen Mutter in ihr wiedererkannt. Ihre Mutter war ein freundlicherer und einfacherer Mensch,

Telegram:@shabarsbibliothek

doch wie Schwester Ibinabo war sie jemand, der leugnete, dass die Dinge waren, wie sie waren. Jemand, der den Mantel der Religion um die eigenen kleinlichen Wünsche hüllen musste. Plötzlich wollte Ifemelu nie wieder in diesem kleinen Raum voller Schatten sein. Zuvor war alles voller Güte gewesen, der Glaube ihrer Mutter, durchdrungen von Gnade, und plötzlich war es das nicht mehr. Sie wünschte kurz, dass ihre Mutter nicht ihre Mutter wäre, und dafür fühlte sie sich gleichzeitig schuldig und traurig.

Unheimlicherweise stand niemand an der Bushaltestelle, und sie nahm an, dass die Leute, die sich normalerweise hier drängten, alle in Kirchen waren, sangen und beteten. Sie wartete auf den Bus, fragte sich, ob sie nach Hause oder woandershin fahren sollte. Es war am besten, nach Hause zu fahren und sich dem zu stellen, dem sie sich stellen musste.

Ihre Mutter zog sie am Ohr, ein nahezu zärtliches Zupfen, als wollte sie ihr nur widerwillig Schmerz zufügen. Das tat sie, seitdem Ifemelu ein Kind gewesen war. »Ich schlag dich«, hatte sie gesagt, wenn Ifemelu etwas Schlimmes getan hatte, aber sie schlug sie nie, zog sie nur leicht am Ohr. »Der Teufel benutzt dich. Deswegen musst du beten. Urteile nicht. Überlass das Urteilen Gott!«

Ihr Vater sagte: »Du musst deine angeborene Neigung zu provozieren zügeln, Ifemelu. Du bist in der Schule auffällig geworden, weil du dafür bekannst bist, unbotmäßig zu sein, und wie ich dir gesagt habe, hat das bereits deine Schulakte besudelt. Es besteht keine Notwendigkeit, ein vergleichbares Verhaltensmuster in der Kirche an den Tag zu legen.«

»Ja, Papa.«

Als Tante Uju kam, erzählte ihr Ifemelus Mutter, was passiert war. »Lies Ifemelu die Leviten. Du bist die Einzige, auf die sie hört. Frag sie, was ich ihr getan habe, dass sie mich in der Kirche auf diese Weise bloßstellt. Sie

Telegram:@shabarsbibliothek

hat Schwester Ibinabo beleidigt! Das ist, als hätte sie den Pastor beleidigt! Warum ist dieses Mädchen bloß so eine Quertreiberin? Ich habe schon immer gesagt, dass sie besser ein Junge wäre, so wie sie sich benimmt.«

»Schwester, du weißt, ihr Problem ist, dass sie nicht immer weiß, wann sie den Mund halten soll. Beruhige dich, ich werde mit ihr reden«, sagte Tante Uju und spielte wie gewöhnlich die Rolle der Friedensstifterin und beschwichtigte die Frau ihres Cousins. Sie war mit Ifemelus Mutter immer gut ausgekommen, sie hatten das ungetrübte Verhältnis von zwei Menschen, die sorgsam vermieden, über ernste Themen zu sprechen. Vielleicht empfand Tante Uju Dankbarkeit für Ifemelus Mutter, weil sie sie aufgenommen, ihren Status als die besondere Verwandte, die bei ihnen wohnte, akzeptiert hatte. Während sie aufwuchs, hatte sich Ifemelu nie als Einzelkind gefühlt, weil ständig Cousins, Cousinen, Tanten und Onkel bei ihnen wohnten. Überall in der Wohnung standen Koffer und Taschen; manchmal schliefen ein oder zwei Verwandte wochenlang auf dem Boden im Wohnzimmer. Die meisten stammten aus der Familie ihres Vaters. Sie waren nach Lagos geholt worden, um einen Beruf zu erlernen oder zur Schule zu gehen oder eine Arbeit zu suchen, damit die Verwandten im Dorf nicht über ihren Bruder murrten, weil er nur ein Kind hatte und andere trotzdem nicht unterstützte. Ihr Vater fühlte sich ihnen verpflichtet, er bestand darauf, dass alle vor acht Uhr abends zu Hause waren, sorgte dafür, dass genug Essen im Haus war, und schloss die Schlafzimmertür zu, auch wenn er nur ins Bad ging, damit es keiner von ihnen betrat und etwas klaute. Aber Tante Uju war anders. Zu schlau, um ihr Leben in der Provinz zu verschwenden, sagte er. Er nannte sie seine jüngste Schwester, obwohl sie das Kind des Bruders seines Vaters war, und auf sie hatte er besser aufgepasst als auf die anderen, ihr hatte er sich verbundener gefühlt. Wann immer er Ifemelu und Tante Uju im Bett liegen und miteinander sprechen

Telegram:@shabarsbibliothek

sah, hatte er liebevoll »ihr beiden« gesagt. Als Tante Uju an der Universität von Ibadan studierte, sagte er nahezu wehmütig zu Ifemelu: »Uju hatte einen beruhigenden Einfluss auf dich.« In ihrer engen Freundschaft schien er einen Beweis für seine gute Entscheidung zu sehen, als hätte er seiner Familie wissentlich ein Geschenk gemacht, einen Puffer zwischen seiner Frau und seiner Tochter.

Im Schlafzimmer sagte Tante Uju zu Ifemelu: »Du hättest die Girlanden einfach machen sollen. Ich habe dir gesagt, dass du nicht immer alles aussprechen sollst. Du musst das lernen. Du musst nicht immer alles *sagen*.«

»Warum kann Mama mit den Sachen, die du vom General kriegst, nicht zufrieden sein, ohne so zu tun, als wären sie von Gott?«

»Wer sagt, dass sie nicht von Gott sind?«, fragte Tante Uju und machte eine Grimasse, zog die Mundwinkel nach unten. Ifemelu lachte.

Eine Familienlegende wollte, dass Ifemelu als griesgrämige Dreijährige wie am Spieß geschrien hatte, wenn sich ihr ein Fremder näherte, doch als sie Tante Uju zum ersten Mal sah, dreizehn und picklig im Gesicht, ging sie zu ihr, kletterte auf ihren Schoß und blieb dort. Sie wusste nicht, ob das wirklich passiert oder wahr geworden war, weil es immer wieder erzählt wurde, die faszinierende Geschichte des Beginns ihrer engen Freundschaft. Tante Uju nähte Ifemelus Kleinmädchenkleider, und als Ifemelu älter war, studierten sie gemeinsam Modezeitschriften und entschieden sich für einen Stil. Tante Uju zeigte ihr, wie man eine Avocado zerdrückte und sich aufs Gesicht schmierte, wie man das Erkältungsmittel Robb in heißem Wasser auflöste und das Gesicht über den Dampf hielt, einen Pickel mit Zahncreme austrocknete. Tante Uju brachte ihr Romane von James Hadley Chase mit, in Zeitungspapier gewickelt, um die fast nackten Frauen auf dem Umschlag zu verbergen, befreite ihr Haar von den Läusen, die sie sich bei den

Telegram:@shabarsbibliothek

Nachbarn geholt hatte, sprach mit ihr während ihrer ersten Menstruation, ergänzte den Vortrag ihrer Mutter, der mit Bibelzitaten über Tugendhaftigkeit gespickt war, aber keine nützlichen Informationen über Krämpfe und Binden enthielt. Als Ifemelu Obinze kennenlernte, erzählte sie Tante Uju, dass er die Liebe ihres Lebens sei, und Tante Uju sagte zu ihr, dass sie sich küssen und anfassen lassen solle, aber dass er ihn nicht hineinstecken dürfe.

Telegram:@shabarsbibliothek

4

Die Götter, diese über allem schwebenden Gottheiten, die Teenagerliebe schenkten und wegnahmen, hatten beschlossen, dass Obinze mit Ginika gehen sollte. Obinze war der neue Junge, ein hübscher Junge, auch wenn er klein war. Er war von der Universitätsoberschule in Nsukka gekommen, und schon ein paar Tage später kannten alle die wilden Gerüchte über seine Mutter. Sie hatte sich mit einem Mann geprügelt, einem anderen Professor in Nsukka, es war ein richtiger Faustkampf gewesen mit Hieben und Schlägen, und sie hatte gewonnen, sogar seine Kleider zerrissen, und deswegen war sie für zwei Jahre vom Dienst suspendiert worden und nach Lagos gezogen, bis sie wieder zurückkonnte. Es war eine ungewöhnliche Geschichte; Marktfrauen schlugen sich, verrückte Frauen schlugen sich, aber nicht Frauen, die Professorinnen waren. Obinze, der Ruhe und Insichgekehrtsein ausstrahlte, machte die Sache noch faszinierender. Er wurde rasch in den Clan der Großen Typen, prahlerischer, unbekümmerter cooler junger Männer, aufgenommen; er lümmelte mit ihnen in den Fluren herum, stand mit ihnen während der Schulversammlungen ganz hinten in der Halle. Keiner von ihnen steckte das Hemd in die Hose, und dafür handelten sie sich immer Ärger ein, glanzvollen Ärger mit den Lehrern, aber Obinze kam jeden Tag mit dem Hemd ordentlich in der Hose in die Schule, und bald steckten auch die Großen Typen das Hemd in die Hose, sogar Kayode DaSilva, der Coolste von allen.

Kayode verbrachte alle Ferien im Haus seiner Eltern in England, das auf den Fotos, die Ifemelu gesehen hatte, groß und abweisend wirkte. Seine

Telegram:@shabarsbibliothek

Freundin, Yinka, war wie er – auch sie flog oft nach England, lebte in Iyoki und sprach mit britischem Akzent. Sie war das beliebteste Mädchen in ihrer Klasse, ihre Schultasche aus dickem Leder hatte ein Monogramm, ihre Sandalen waren immer anders als die der anderen Mädchen. Das zweitbeliebteste Mädchen war Ginika, Ifemelus beste Freundin. Ginika reiste nicht oft ins Ausland und hatte nicht wie Yinka die Aura des *Fortseins,* aber sie hatte karamelfarbene Haut und welliges Haar, und wenn sie die Zöpfe öffnete, fiel es ihr in den Nacken und stand nicht afroartig ab. Jedes Jahr wurde sie zum hübschesten Mädchen der Klasse gewählt, und dann meinte sie jedes Mal ironisch: »Nur weil ich Mischling bin. Wie könnte ich hübscher sein als Zainab?«

Und so war es nur natürlich, dass die Götter Obinze und Ginika zusammenbringen wollten. Kayode veranstaltete hastig eine Party im Gästehaus seiner Eltern, die in London waren. Er sagte zu Ginika: »Ich werde dich auf der Party meinem Freund Zed vorstellen.«

»Er ist nicht übel«, sagte Ginika und lächelte.

»Hoffentlich hat er nicht das Schlägergen seiner Mutter geerbt«, scherzte Ifemelu. Es freute sie, dass Ginika Interesse an einem Jungen hatte; fast alle Großen Typen in der Schule hatten es mit ihr versucht, aber keiner hatte lange überdauert; Obinze schien ein ruhiger, geeigneter Partner.

Ifemelu und Ginika kamen gemeinsam an, die Party hatte gerade erst begonnen, niemand war auf der Tanzfläche, die Jungen rannten mit Kassetten herum, Schüchternheit und Unbeholfenheit hatten sich noch nicht verflüchtigt. Jedes Mal, wenn Ifemelu zu Kayode kam, stellte sie sich vor, wie es wäre, in diesem Haus zu leben, in Ikoyi, in einem eleganten Compound mit Dienstboten, die Weiß trugen.

»Schau, da ist Kayode mit dem neuen Jungen«, sagte Ifemelu.

»Ich will nicht hinsehen«, sagte Ginika. »Kommen sie?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ja.«

»Meine Schuhe sind so eng.«

»Man kann auch mit engen Schuhen tanzen«, sagte Ifemelu.

Die Jungen standen vor ihnen. Obinze war mit einem zu dicken Kordsamtjackett zu schick angezogen, Kayode trug ein T-Shirt und Jeans.

»Hallo, Mädels!«, sagte Kayode. Er war groß und schlaksig und selbstsicher wie alle, denen die Welt offenstand. »Ginika, das ist mein Freund Obinze, Zed, das ist Ginika, die Königin, die Gott für dich erschaffen hat, wenn du bereit bist, dich ins Zeug zu legen!« Er grinste, war bereits beschwipst, der goldene Junge, der ein goldenes Paar verkuppelte.

»Hallo«, sagte Obinze zu Ginika.

»Und das ist Ifemelu«, sagte Kayode. »Auch bekannt als Ifemsco. Sie ist Ginikas rechte Hand und wird dich züchtigen, wenn du dich danebenbenimmst.«

Auf dieses Stichwort hin lachten alle.

»Hallo«, sagte Obinze. Er schaute Ifemelu in die Augen, lange.

Kayode machte Smalltalk, erzählte Obinze, dass Ginikas Eltern auch Universitätsprofessoren waren. »Ihr seid also beide Büchermenschen«, sagte Kayode. Obinze hätte übernehmen und sich mit Ginika unterhalten sollen, und Kayode wäre gegangen, und Ifemelu wäre ihm gefolgt, und der Wille der Götter wäre erfüllt worden. Doch Obinze sagte kaum etwas, und Kayode musste das Gespräch am Laufen halten, und er wurde laut und blickte hin und wieder zu Obinze, als wollte er ihn drängen. Ifemelu wusste nicht genau, wann es passierte, aber während Kayode sprach, geschah etwas Merkwürdiges. Etwas in ihr beschleunigte sich, erwachte. Plötzlich war ihr klar, dass sie die gleiche Luft wie Obinze atmen wollte. Sie war sich zudem akut des Augenblicks, der Gegenwart bewusst, der Stimme von Toni Braxton aus dem Kassettenrekorder, *be it fast or slow, it doesn't let go, or*

Telegram:@shabarsbibliothek

shake me, des Geruchs nach Brandy, den Kayode aus dem Haupthaus herausgeschmuggelt hatte, und der engen weißen Bluse, die in ihren Achseln rieb. Tante Uju hatte ihr geraten, sie in einem lockeren Bogen über dem Nabel zu binden, und jetzt fragte sie sich, ob das wirklich schick war oder ob sie albern aussah.

Plötzlich verstummte die Musik. Kayode sagte »Ich komme« und ging los, um herauszufinden, was nicht stimmte, und in der neuen Stille fummelte Ginika an dem metallenen Reifen herum, den sie um das Handgelenk trug.

Obinze blickte Ifemelu wieder in die Augen.

»Ist dir nicht heiß in der Jacke?«, fragte Ifemelu. Sie hatte die Frage gestellt, bevor sie sich zurückhalten konnte, so sehr war sie daran gewöhnt, mit spitzer Zunge zu sprechen und auf die Angst in den Augen der Jungen zu warten. Doch er lächelte. Er war amüsiert. Er hatte keine Angst vor ihr.

»Sehr heiß«, sagte er. »Aber ich bin ein Landei, und das ist meine erste Party in der Stadt, ihr müsst mir also vergeben.« Langsam zog er sein Jackett aus, das grün und an den Ellbogen verstärkt war, darunter trug er ein langärmliges Hemd. »Jetzt muss ich die Jacke herumtragen.«

»Ich kann sie halten«, sagte Ginika. »Und kümmer dich nicht um Ifem, das Jackett ist schön.«

»Danke, aber das ist schon in Ordnung. Ich sollte es halten als Strafe dafür, dass ich es überhaupt angezogen habe.« Er blickte zu Ifemelu, seine Augen glitzerten.

»So habe ich es nicht gemeint«, sagte Ifemelu. »Aber hier drin ist es so heiß, und das Jackett sieht so dick aus.«

»Ich mag deine Stimme«, sagte er und schnitt ihr damit nahezu das Wort ab.

Und sie, die nie um Worte verlegen war, krächzte: »Meine Stimme?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ja.«

Die Musik setzte wieder ein. »Wollen wir tanzen?«, fragte er sie.

Sie nickte.

Er nahm ihre Hand und lächelte Ginika an, als wäre sie die nette Anstandsdame, deren Aufgabe erledigt war. Ifemelu hielt Liebesromane von Mills & Boon für albern, sie und ihre Freundinnen spielten sie manchmal nach, Ifemelu oder Ranyinudo waren der Mann und Ginika oder Priye die Frau – der Mann packte die Frau, die Frau wehrte sich ein bisschen und fiel ihm dann schrill stöhnend in die Arme –, und dann lachten sie sich kaputt. Doch auf der Tanzfläche, die sich langsam füllte, ging ihr eine kleine Wahrheit dieser Romane auf. Es stimmte tatsächlich, dass sich einem wegen eines Mannes der Magen dauerhaft zusammenziehen konnte, die Gelenke des Körpers sich ausrenken, die Gliedmaßen sich weigern konnten, sich zur Musik zu bewegen, und alles, was normalerweise mühelos war, plötzlich bleischwer wurde. Während sie sich steif bewegte, sah sie aus dem Augenwinkel Ginika, die zu ihnen schaute, ihr Mund leicht geöffnet, als könnte sie nicht ganz glauben, was passiert war.

»Du hast tatsächlich ›Landei‹ gesagt«, sagte Ifemelu über die Musik.

»Was?«

»Niemand sagt ›Landei‹. So was liest man nur in Büchern.«

»Du musst mir erzählen, welche Bücher du liest«, sagte er.

Er veralberte sie, und sie verstand seinen Witz nicht ganz, lachte aber trotzdem. Später wünschte sie sich, sie würde sich an jedes Wort erinnern, das sie während des Tanzens gesprochen hatten. Sie erinnerte sich jedoch stattdessen an das Gefühl, den Halt verloren zu haben. Als die Lichter ausgeschaltet wurden und der Blues begann, wollte sie in einer dunklen Ecke in seinen Armen sein, doch er sagte: »Gehen wir raus und reden.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Sie setzten sich hinter dem Gästehaus auf die Betonklötze, die sich neben der Toilette des Pförtners befanden, einem schmalen Häuschen, von dem der Wind, wenn er wehte, einen muffigen Geruch herantrug. Sie redeten und redeten, wollten sich unbedingt kennenlernen. Er erzählte ihr, dass sein Vater gestorben war, als er sieben war, und dass er sich genau daran erinnerte, wie ihm sein Vater in einer baumgesäumten Straße beigebracht hatte, auf dem Dreirad zu fahren, doch manchmal stellte er mit Panik fest, dass er sich nicht an das Gesicht seines Vaters erinnern konnte, und ein Gefühl des Verrats überwältigte ihn, und er rannte ins Wohnzimmer, um das gerahmte Foto an der Wand zu betrachten.

»Wollte deine Mutter nie wieder heiraten?«

»Selbst wenn sie es gewollt hätte, glaube ich nicht, dass sie es getan hätte, wegen mir. Ich möchte, dass sie glücklich ist, aber ich möchte nicht, dass sie wieder heiratet.«

»Mir ginge es genauso. Hat sie sich wirklich mit einem anderen Professor geschlagen?«

»Du hast die Geschichte also gehört.«

»Angeblich hat sie deswegen die Universität von Nsukka verlassen müssen.«

»Nein, sie hat sich nicht geschlagen. Sie war in einer Kommission, und sie haben herausgefunden, dass dieser Professor Gelder veruntreut hat. Sie hat ihn vor allen anderen zur Rede gestellt, und er wurde wütend und hat sie ins Gesicht geschlagen und gesagt, er kann nicht dulden, dass eine Frau so mit ihm spricht. Da ist meine Mutter aufgestanden und hat die Tür vom Konferenzzimmer abgeschlossen und den Schlüssel in ihren BH gesteckt. Sie hat zu ihm gesagt, dass sie ihn nicht schlagen kann, weil er stärker ist als sie, aber er muss sich vor allen Leuten entschuldigen, die gesehen haben, dass er sie geschlagen hat. Das hat er getan. Aber sie wusste, dass er

Telegram:@shabarsbibliothek

es nicht ehrlich meinte. Sie hat gesagt, dass er es auf eine ›Okay, tut mir leid, wenn es das ist, was du hören willst, aber jetzt hol den Schlüssel raus‹-Weise getan hat. Sie kam an dem Tag wirklich wütend nach Hause und hat nur davon gesprochen, dass sich alles verändert hat und man jetzt einfach jemand schlagen kann. Sie schrieb Rundbriefe und Artikel darüber, und die Studentenvereinigung hat sich eingeschaltet. Die Leute haben gesagt: Wie kann er sie schlagen, wo sie doch Witwe ist, und das hat sie noch mehr geärgert. Sie hat gesagt, sie hätte nicht geschlagen werden dürfen, weil sie ein vollwertiger Mensch ist, und nicht, weil sie keinen Mann hat, der für sie einsteht. Es gab Studentinnen, die ›Vollwertiger Mensch‹ auf T-Shirts drucken ließen. Sie wurde ziemlich bekannt. Normalerweise ist sie eher still, und sie hat nicht viele Freunde.«

»Ist sie deswegen nach Lagos gekommen?«

»Nein. Dieses Sabbatjahr war seit langem geplant. Ich erinnere mich noch, als sie das erste Mal angekündigt hat, dass wir für zwei Jahre weggehen würden, und ich war aufgeregt, weil ich dachte, wir gehen nach Amerika, der Vater eines Freunds war gerade nach Amerika gegangen, aber dann hat sie Lagos gesagt, und ich habe sie gefragt: Wozu? Dann könnten wir gleich in Nsukka bleiben.«

Ifemelu lachte. »Immerhin kann man nach Lagos mit einem Flugzeug fliegen.«

»Ja, aber wir sind auf dem Landweg gekommen«, sagte Obinze und lachte ebenfalls. »Aber jetzt bin ich froh, dass ich in Lagos bin, sonst hätte ich dich nicht kennengelernt.«

»Oder Ginika«, sagte sie im Scherz.

»Hör auf damit.«

»Deine Freunde werden dich umbringen. Du solltest hinter ihr her sein.«

»Ich bin hinter dir her.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Sie würde diesen Augenblick, diese Worte nie vergessen. *Ich bin hinter dir her.*

»Ich habe dich vor einiger Zeit in der Schule gesehen. Ich habe sogar Kay nach dir gefragt«, sagte er.

»Im Ernst?«

»Ich habe dich vor dem Labor mit einem James Hadley Chase gesehen. Und ich habe mir gesagt: Ah, gut, es besteht Hoffnung. Sie liest.«

»Ich glaube, ich habe sie alle gelesen.«

»Ich auch. Welches ist dein Lieblingsbuch?«

»*Blondine unter Banditen.«*

»Meins ist *Falls Sie Ihr Leben lieben* … Ich bin einmal eine ganze Nacht aufgeblieben, um es zu Ende zu lesen.«

»Ja, den mag ich auch.«

»Was ist mit anderen Büchern? Welche Klassiker gefallen dir?«

»Klassiker, *kwa?* Ich lese nur Krimis und Thriller. Sheldon, Ludlum, Archer.«

»Aber du musst auch richtige Bücher lesen.«

Sie sah ihn an, amüsiert von seiner Ernsthaftigkeit. »Du verwöhntes Weichei! Das muss dir deine Professorenmutter eingeredet haben.«

»Nein, im Ernst.« Er hielt inne. »Ich kann dir welche leihen. Ich liebe die Amerikaner.«

»Du musst auch richtige Bücher lesen«, äffte sie ihn nach.

»Was ist mit Gedichten?«

»Wie hieß das letzte, das wir in der Schule durchgenommen haben, *Die Ballade vom alten Seemann*? So was von langweilig.«

Obinze lachte, und Ifemelu, die sich nicht für das Thema interessierte, fragte: »Und was hat Kayode über mich gesagt?«

»Nichts Schlimmes. Er mag dich.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Du willst mir nicht erzählen, was er gesagt hat.«

»Er hat gesagt: ›Ifemelu ist ein süßes Mädchen, aber sie macht zu viel Ärger. Sie streitet. Sie macht den Mund auf. Sie ist nie einer Meinung mit dir. Aber Ginika ist ein liebes Mädchen.‹« Er hielt inne, dann fügte er hinzu: »Er wusste nicht, dass ich genau das hören wollte. Ich interessiere mich nicht für Mädchen, die zu nett sind.«

»*Ahn-ahn!* Willst du mich beleidigen?« Sie stieß ihn in gespieltem Ärger. Dieses Bild von sich selbst als jemand, der Ärger macht, der anders ist, hatte ihr immer gefallen, und manchmal sah sie es als Schale, die sie schützte.

»Du weißt genau, dass ich dich nicht beleidigt habe.« Er legte ihr den Arm um die Schultern und zog sie sanft an sich; es war das erste Mal, dass sich ihre Körper berührten, und sie erstarrte. »Ich hielt dich für süß, aber nicht nur das. Du siehst aus wie jemand, der etwas tut, weil er es tun will, und nicht, weil alle anderen es tun.«

Sie legte den Kopf an seinen und spürte zum ersten Mal, was sie oft mit ihm spüren würde: Sie mochte sich. Er brachte sie dazu, sich selbst zu mögen. Bei ihm war sie entspannt; ihre Haut fühlte sich an, als hätte sie die richtige Größe. Sie sagte, dass sie sich sehr wünschte, Gott würde existieren, aber befürchtete, dass dem nicht so war, dass sie glaubte, wissen zu müssen, was sie mit ihrem Leben anfangen wollte, aber nicht einmal wusste, was sie studieren sollte. Es schien so natürlich, mit ihm über diese seltsamen Dinge zu reden. Das hatte sie nie zuvor getan. Dieses plötzliche und volle Vertrauen und die Innigkeit machten ihr Angst. Stunden zuvor hatten sie nichts voneinander gewusst, dennoch hatten beide in den Augenblicken, bevor sie tanzten, etwas geahnt, und jetzt konnte sie nur an all die Dinge denken, die sie ihm noch erzählen, noch mit ihm tun wollte. Die Ähnlichkeiten in ihren Leben wurden zu guten Vorzeichen: Sie waren

Telegram:@shabarsbibliothek

beide Einzelkinder, ihre Geburtstage waren nur zwei Tage auseinander, und sie stammten beide aus dem Staat Anambra. Er war aus Abba und sie aus Umunnachi, die beiden Dörfer waren nur Minuten voneinander entfernt.

»*Ahn-ahn!* Einer meiner Onkel fährt ständig in dein Dorf!«, sagte er. »Ich habe ihn ein paarmal begleitet. Ihr habt schreckliche Straßen.«

»Ich kenne Abba. Die Straßen sind schlechter.«

»Wie oft fährst du nach Hause?«

»Jedes Jahr an Weihnachten.«

»Nur einmal im Jahr! Ich fahre oft mit meiner Mutter, mindestens fünfmal im Jahr.«

»Aber ich wette, dass ich besser Igbo spreche als du.«

»Unmöglich«, sagte er und sprach in Igbo weiter. »*Ama m atu inu.* Ich kenne sogar Sprichwörter.«

»Ja. Die wichtigsten kennt jeder. Am Nachmittag springt ein Frosch nicht umsonst.«

»Nein. Ich kenne ernste Sprichwörter. *Akota ife ka ubi, e lee oba.* Wenn jemand sich übernimmt, kann er gleich alles verkaufen.«

»Ah, willst du mich herausfordern?«, sagte sie und lachte. »*Acho afu adi ako n'akpa dibia.* Viele Dinge sind in der Tasche des Medizinmannes.«

»Nicht schlecht«, sagte er. »*E gbuo dike n'ogu uno, e luo na ogu agu, e lote ya.* Wenn du einen Krieger in einem Kampf tötest, wirst du dich an ihn erinnern, wenn du gegen Feinde kämpfst.«

Sie tauschten Sprichwörter aus. Sie wusste nur noch zwei, dann musste sie aufgeben, während er unbedingt weitermachen wollte.

»Woher kennst du so viele?«, fragte sie beeindruckt. »Viele Jungs sprechen nicht einmal Igbo, ganz zu schweigen davon, dass sie Sprichwörter wissen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich höre einfach nur meinen Onkeln zu. Ich glaube, meinem Vater hätte das gefallen.«

Sie schwiegen. Vom Eingang des Gästehauses zog Zigarettenrauch zu ihnen. Ein paar Jungen standen dort. Die Luft war erfüllt von Partygeräuschen: laute Musik, laute Stimmen und schallendes Gelächter von Jungen und Mädchen, alle lockerer und freier, als sie am nächsten Tag sein würden.

»Wollen wir uns nicht küssen?«, fragte sie.

Er schien erstaunt. »Wie kommst du denn darauf?«

»Ich frage nur. Wir sitzen schon so lange hier.«

»Du sollst nicht glauben, dass ich nichts anderes von dir will.«

»Und was ist mit dem, was ich will?«

»Was willst du?«

»Was glaubst du, dass ich will?«

»Mein Jackett?«

Sie lachte. »Ja, dein berühmtes Jackett.«

»Du schüchterst mich ein«, sagte er.

»Im Ernst? *Du* schüchterst *mich* ein.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass dich irgendetwas einschüchtert«, sagte er.

Sie küssten sich, drückten die Köpfe an der Stirn aneinander, hielten Händchen. Sein Kuss war angenehm, nahezu berauschend, überhaupt nicht so wie bei ihrem Exfreund Mofe, dessen Küsse sie als zu nass empfunden hatte.

Als sie Obinze das ein paar Wochen später erzählte – sie sagte: »Wo hast du das Küssen gelernt? Deine Küsse sind ganz anders als das nasse Gefummel meines Exfreundes« –, lachte er, wiederholte »nasses Gefummel« und erklärte dann, dass es nicht an der Technik liege, sondern

Telegram:@shabarsbibliothek

am Gefühl. Er habe getan, was ihr Exfreund getan habe, aber der Unterschied sei in diesem Fall Liebe.

»Du weißt genau, dass es für uns beide Liebe auf den ersten Blick war«, sagte er.

»Für uns beide? Zwangsläufig? Warum sprichst du für mich?«

»Ich stelle nur eine Tatsache fest. Gib’s zu.«

Sie saßen nebeneinander auf einer Bank ganz hinten in seinem fast leeren Klassenzimmer. Schrill und misstönend verkündete die Glocke das Ende der Pause.

»Ja, es ist eine Tatsache«, sagte sie.

»Was?«

»Dass ich dich liebe.« Wie leicht ihr die Worte über die Lippen kamen, wie laut. Sie wollte, dass er sie hörte, und sie wollte, dass der bebrillte, fleißige Junge, der weiter vorn saß, sie hörte, und sie wollte, dass die Mädchen im Flur sie hörten.

»Tatsache«, sagte Obinze grinsend.

Wegen ihr trat er dem Debattierclub bei, und nachdem sie gesprochen hatte, klatschte er am lautesten und am längsten, bis ihre Freundinnen sagten: »Obinze, bitte, es reicht.« Wegen ihm trat sie dem Sportverein bei und sah ihm beim Fußballspielen zu, saß an der Seitenlinie und hielt seine Wasserflasche. Aber was er wirklich liebte, war Tischtennis, er schwitzte und schrie, während er spielte, strahlte vor Energie, schlug auf den kleinen weißen Ball ein, und sie bewunderte sein Geschick, er schien immer zu weit entfernt von der Platte zu stehen und den Ball doch zu treffen. Er war bereits der ungeschlagene Schulmeister, genau wie in seiner früheren Schule. Wenn sie mit ihm spielte, lachte er und sagte: »Du wirst nie gewinnen, wenn du vor Wut auf den Ball eindrischst!« Wegen ihr nannten ihn seine Freunde »Pantoffelheld«. Einmal verabredete er sich mit seinen

Telegram:@shabarsbibliothek

Freunden nach der Schule zum Fußballspielen, und einer von ihnen fragte: »Erlaubt dir Ifemelu zu kommen?« Und Obinze erwiderte rasch: »Ja, aber nur für eine Stunde.« Ihr gefiel, dass er ihre Beziehung so mutig zur Schau stellte wie ein knallbuntes Hemd. Manchmal sorgte sie sich, dass sie zu glücklich war. Dann verdüsterte sich ihre Stimmung, und sie fuhr Obinze an oder verhielt sich distanziert. Und ihre Freude wurde zu einem ruhelosen Ding, das in ihr mit den Flügeln schlug, als suchte es nach einer Öffnung, um fortzufliegen.

Telegram:@shabarsbibliothek

5

Nach Kayodes Party zierte sich Ginika; zwischen ihr und Ifemelu entwickelte sich eine merkwürdige Verlegenheit.

»Du weißt, dass ich nicht gedacht habe, dass es so kommt«, sagte Ifemelu.

»Ifem, er hatte von Anfang an nur Augen für dich«, erwiderte Ginika, und um zu beweisen, dass alles in Ordnung war, sagte sie im Scherz, dass Ifemelu ihr den Mann gestohlen habe, ohne es zu wollen. Ihre frisch-fröhliche Art war gezwungen und zu dick aufgetragen, und Ifemelu fühlte sich schuldig und verspürte den Wunsch, überzukompensieren. Es schien falsch, dass ihre beste Freundin Ginika, die hübsche, sympathische, beliebte Ginika, mit der sie nie gestritten hatte, so tun musste, als würde es ihr nichts ausmachen, obwohl immer ein sehnsüchtiger Unterton mitschwang, wenn sie über Obinze sprach. »Ifem, hast du heute Zeit für uns, oder heißt es wieder nur Obinze?«, fragte sie öfter.

Doch als Ginika eines Morgens mit geröteten, dunkel unterlaufenen Augen in die Schule kam und zu Ifemelu sagte: »Mein Paps sagt, dass wir nächsten Monat nach Amerika ziehen«, war Ifemelu nahezu erleichtert. Sie würde ihre Freundin vermissen, aber Ginikas Abreise zwang sie beide, ihre Freundschaft auszuwringen und sie zum Trocknen auszulegen, dorthin zurückzukehren, wo sie gewesen waren. Ginikas Eltern sprachen schon eine ganze Weile davon, der Universität zu kündigen und in Amerika neu anzufangen. Ifemelu hatte Ginikas Vater einmal sagen hören: »Wir sind keine Schafe. Dieses Regime behandelt uns wie Schafe, und wir fangen an,

Telegram:@shabarsbibliothek

uns wie Schafe zu benehmen. Seit Jahren kann ich keine richtige Forschung mehr machen, weil ich jeden Tag Streiks organisieren und über nicht gezahlte Gehälter reden muss und es in den Seminarräumen keine Kreide gibt.« Er war ein kleiner dunkler Mann und sah neben Ginikas großer Mutter mit ihrem aschfarbenen Haar noch kleiner und dunkler aus, er hatte etwas Unentschlossenes, als könnte er sich nie zwischen Alternativen entscheiden. Als Ifemelu ihren Eltern erzählte, dass Ginikas Familie das Land verließ, seufzte ihr Vater und sagte: »Zumindest haben sie diese Möglichkeit«, und ihre Mutter sagte: »Sie sind gesegnet.«

Aber Ginika jammerte und weinte und malte das Bild eines traurigen Lebens ohne Freunde im unbekannten Amerika. »Ich wünschte, ich könnte bei euch leben, während sie weg sind«, sagte sie zu Ifemelu. Ifemelu, Ranyinudo, Priye und Tochi waren bei Ginika, in ihrem Schlafzimmer, und gingen die Kleider durch, die sie nicht mitnehmen wollte.

»Ginika, pass nur auf, dass du noch mit uns reden kannst, wenn du wieder zurückkommst«, sagte Priye.

»Sie wird als astreine Americanah zurückkommen wie Bisi«, sagte Ranyinudo.

Sie lachten schallend und schadenfroh über das »Americanah«, die vierte Silbe in die Länge gezogen, und über Bisi, ein Mädchen in der Klasse unter ihnen, die von einer kurzen Reise nach Amerika mit sonderbaren Geschraubtheiten zurückgekehrt war und vorgab, sie würde Yoruba nicht mehr verstehen, und an jedes englische Wort ein vernuscheltes *r* hängte.

»Aber im Ernst, Ginika, ich würde alles dafür geben, wenn ich du wäre«, sagte Priye. »Ich verstehe nicht, dass du nicht weg willst. Du kannst doch jederzeit zurückkommen.«

In der Schule scharten sich die Freunde um Ginika. Sie wollten alle mit ihr zum Schulkiosk gehen und sie nach dem Unterricht treffen, als hätte sie

Telegram:@shabarsbibliothek

ihre bevorstehende Abreise noch begehrenswerter gemacht. Ifemelu und Ginika standen während der kleinen Pause im Flur, als sich die Großen Typen zu ihnen stellten: Kayode, Obinze, Ahmed, Emenike und Osahon.

»Ginika, wohin in Amerika gehst du?«, fragte Emenike. Leute, die ins Ausland gingen, flößten ihm Ehrfurcht ein. Nachdem Kayode von einer Reise mit seinen Eltern in die Schweiz zurückgekommen war, hatte sich Emenike vorgebeugt und Kayodes Schuhe gestreichelt und gesagt: »Ich will sie anfassen, weil sie über Schnee gegangen sind.«

»Missouri«, sagte Ginika. »Mein Vater hat dort eine Dozentenstelle.«

»Deine Mutter ist Amerikanerin, *abi?* Hast du auch einen amerikanischen Pass?«, fragte Emenike.

»Ja. Aber ich war seit der dritten Klasse Grundschule nicht mehr dort.«

»Ein amerikanischer Pass ist am allercoolsten«, sagte Kayode. »Dafür würde ich sofort meinen britischen Pass hergeben.«

»Ich auch«, sagte Yinka.

»Ich hatte schon mal fast einen«, sagte Obinze. »Ich war acht Monate alt, als meine Eltern mit mir nach Amerika geflogen sind. Ich sage meiner Mutter immer wieder, dass sie früher hätte fliegen und mich dort auf die Welt bringen sollen.«

»Pech, Mann«, sagte Kayode.

»Ich habe überhaupt keinen Pass. Als wir das letzte Mal gereist sind, war ich im Pass meiner Mutter eingetragen«, sagte Ahmed.

»Ich war bis zur dritten Klasse Grundschule im Pass meiner Mutter eingetragen, dann hat mein Vater gesagt, dass wir eigene Pässe brauchen«, sagte Osahon.

»Ich war noch nie im Ausland, aber mein Vater hat mir versprochen, dass ich im Ausland studieren werde. Ich wünschte, ich könnte jetzt schon

Telegram:@shabarsbibliothek

ein Visum beantragen, statt zu warten, bis ich mit der Schule fertig bin«, sagte Emenike. Nachdem er gesprochen hatte, herrschte Schweigen.

»Verlass uns noch nicht, warte, bis du fertig bist«, sagte Yinka schließlich, und sie und Kayode brachen in Lachen aus. Auch die anderen lachten, sogar Emenike, doch ihr Gelächter warf ein sarkastisches Echo. Sie wussten, dass er log. Emenike erfand Geschichten über reiche Eltern, von denen jeder wusste, dass er sie nicht hatte, so groß war sein Bedürfnis nach einem Leben, das er nicht führte. Das Gespräch wandte sich ihrem Mathematiklehrer zu, der nicht wusste, wie man Gleichungssysteme löste. Obinze nahm Ifemelus Hand, und sie entfernten sich. Sie taten das oft, lösten sich unmerklich von ihren Freunden, um sich vor die Bibliothek zu setzen oder über die Wiese hinter den Laboren zu schlendern. Sie wollte Obinze erzählen, dass sie nicht wusste, was es hieß, »im Pass der Mutter eingetragen« zu sein, dass ihre Mutter nicht einmal einen Pass hatte. Doch sie sagte nichts, ging schweigend neben ihm. Er passte viel besser in diese Schule als sie. Sie war beliebt, wurde zu jeder Party eingeladen und während der Schulversammlung immer als eine der drei Besten ihrer Klasse genannt, aber sie fühlte sich, als wäre sie in einen durchscheinenden Nebel des Andersseins gehüllt. Sie wäre nicht hier, wenn sie die Aufnahmeprüfung nicht so bravourös bestanden hätte, wenn ihr Vater nicht entschlossen gewesen wäre, dass sie eine Schule besuchen sollte, »die sowohl den Charakter bildet als auch eine Karriere ermöglicht«. Die Grundschule war anders gewesen, voller Kinder wie sie, deren Eltern Lehrer oder im öffentlichen Dienst waren, die mit dem Bus fuhren und keinen Chauffeur hatten. Sie erinnerte sich an Obinzes überraschten Ausdruck, der sofort wieder verschwand, als er sie fragte: »Wie ist deine Telefonnummer?«, und sie antwortete: »Wir haben kein Telefon.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Jetzt hielt er ihre Hand, drückte sie zärtlich. Er bewunderte sie, weil sie mit ihrer Meinung nie hinter dem Berg hielt und anders war, aber er schien nicht in der Lage, unter diese Oberfläche zu blicken. Hier zu sein, unter diesen Leuten, die im Ausland gewesen waren, war normal für ihn. Er kannte sich aus mit ausländischen Themen, besonders mit amerikanischen. Alle sahen amerikanische Filme und tauschten verblichene amerikanische Zeitschriften aus, aber er wusste Dinge über amerikanische Präsidenten von vor hundert Jahren. Alle sahen amerikanische Shows, aber er wusste, dass Lisa Bonet *Die Bill Cosby Show* verlassen hatte, weil sie *Angel Heart* drehen wollte, und dass Will Smith riesige Schulden hatte, bis er in *Der Prinz von Bel-Air* spielte. »Du siehst aus wie eine schwarze Amerikanerin«, war sein größtes Kompliment, und er machte es ihr, wenn sie ein hübsches Kleid oder ihr Haar zu langen Zöpfen geflochten trug. Manhattan war der Gipfel für ihn. Oft sagte er: »Wir sind hier nicht in Manhattan.« Oder: »Geh mal nach Manhattan und schau, wie es dort ist.« Er gab ihr eine Ausgabe von *Huckleberry Finn*, die Seiten zerfleddert, und sie fing an, es im Bus auf der Fahrt nach Hause zu lesen, hörte jedoch nach ein paar Kapiteln wieder auf. Am nächsten Morgen knallte sie es ihm resolut auf den Tisch. »Unlesbarer Blödsinn«, sagte sie.

»Es ist in verschiedenen amerikanischen Dialekten geschrieben«, sagte Obinze.

»Und? Ich verstehe es trotzdem nicht.«

»Du musst ein bisschen Geduld haben, Ifem. Wenn du erst mal reingekommen bist, ist es wirklich interessant, und du wirst es nicht mehr aus der Hand legen, bis du es ausgelesen hast.«

»Ich habe schon aufgehört, es zu lesen. Bitte, behalte deine guten Bücher und lass mir die Bücher, die mir gefallen. Und übrigens gewinne ich immer, wenn wir Scrabble spielen, Mr Lies-gute-Bücher.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Als sie jetzt in die Schule zurückgingen, entzog sie ihm ihre Hand. Wann immer sie sich so fühlte, versetzte sie die kleinste Kleinigkeit in Panik, und Allerweltsdinge kündigten den Untergang an. Diesmal war Ginika der Auslöser; sie stand neben der Treppe, den Rucksack auf dem Rücken, ihr Gesicht golden im Sonnenschein, und plötzlich dachte Ifemelu, wie viel Ginika und Obinze gemeinsam hatten. Ginikas Haus auf dem Campus der Universität von Lagos, der ruhige Bungalow, der Garten, der von Bougainvilleahecken umgeben war, ähnelten vielleicht dem Haus von Obinze in Nsukka, und sie stellte sich vor, dass Obinze merkte, wie viel besser Ginika zu ihm passte, und dann würde diese Freude, diese fragile, flimmernde Sache zwischen ihnen zerbrechen.

Eines Morgens nach der Schulversammlung sagte Obinze zu ihr, dass seine Mutter sie kennenlernen wollte.

»Deine Mutter?«, sagte sie perplex.

»Ich glaube, sie will ihre zukünftige Schwiegertochter sehen.«

»Obinze, im Ernst.«

»In der sechsten Klasse habe ich ein Mädchen zur Abschiedsparty mitgenommen, und meine Mutter hat uns beide hingebracht und dem Mädchen ein Taschentuch geschenkt. ›Eine Dame braucht immer ein Taschentuch‹, hat sie gesagt. Meine Mutter kann sehr sonderbar sein. Vielleicht will sie dir ein Taschentuch schenken.«

»Obinze Maduewesi!«

»Sie wollte noch nie jemand kennenlernen, aber ich war auch noch nie ernsthaft verliebt. Ich glaube, sie will dich einfach nur sehen. Sie hat gesagt, du sollst zum Mittagessen kommen.«

Ifemelu starrte ihn an. Was für eine Mutter, die noch ganz richtig im Kopf war, wollte die Freundin ihres Sohnes kennenlernen? Es war komisch.

Telegram:@shabarsbibliothek

Auch die Einladung zum »Mittagessen« war etwas, worüber man nur in Büchern las. Und wenn man Freund und Freundin war, besuchte man sich gegenseitig nicht zu Hause; man belegte in der Schule Wahlfächer, trat dem Französisch-Club bei, tat irgendetwas, was ermöglichte, dass man sich außerhalb der Schule sah. Ihre Eltern wussten selbstverständlich nichts von Obinze. Die Einladung seiner Mutter erschreckte und beschäftigte sie; tagelang überlegte sie, was sie anziehen sollte.

»Sei einfach du selbst«, riet ihr Tante Uju, und Ifemelu sagte: »Wie kann ich einfach ich selbst sein? Was soll das überhaupt heißen?«

Am Tag des Besuchs stand sie eine Weile vor ihrer Wohnungstür, bevor sie auf die Klingel drückte und plötzlich verzweifelt hoffte, dass sie ausgegangen waren. Obinze öffnete die Tür.

»Hallo. Meine Mutter ist gerade von der Arbeit zurückgekommen.«

Das Wohnzimmer war sparsam eingerichtet, an den Wänden hing nichts außer dem Gemälde einer Frau mit langem Hals und türkisfarbenem Turban.

»Das ist das Einzige, was uns gehört. Wir haben die Wohnung möbliert gemietet«, sagte Obinze.

»Sie ist hübsch«, murmelte sie.

»Du brauchst nicht nervös zu sein. Denk dran, sie wollte, dass du kommst«, flüsterte Obinze, bevor seine Mutter auftauchte. Sie sah aus wie Onyeka Onwenu, die Ähnlichkeit war frappierend: eine Schönheit mit breiter Nase und vollen Lippen, ihr rundes Gesicht umrahmt von einem kurzen Afro, ihr makelloser Teint dunkelbraun wie Kakao. Onyeka Onwenus Musik war eine der großen Freuden von Ifemelus Kindheit gewesen, und diese Freude blieb auch später ungetrübt. Sie würde nie den Tag vergessen, als ihr Vater mit dem neuen Album *In the Morning Light* nach Hause kam; Onyeka Onwenus Gesicht darauf war eine Offenbarung,

Telegram:@shabarsbibliothek

und häufig fuhr sie das Foto mit dem Finger nach. Jedes Mal, wenn ihr Vater die Platte auflegte, herrschte eine festliche Atmosphäre in der Wohnung, und er wurde lockerer und sang die Lieder mit, die so von Weiblichkeit erfüllt waren, und Ifemelu träumte mit schlechtem Gewissen davon, dass er mit Onyeka Onwenu verheiratet wäre und nicht mit ihrer Mutter. Als sie Obinzes Mutter mit einem »Guten Tag, Ma« begrüßte, hätte sie sich nicht gewundert, wenn sie mit einer so unvergleichlichen Stimme wie Onyeka Onwenus gesungen hätte. Doch ihre Stimme war tief und leise.

»Was für einen schönen Namen du hast. Ifemelunamma«, sagte sie.

Ifemelu war kurz sprachlos. »Danke, Ma.«

»Übersetz ihn«, sagte sie.

»Übersetzen?«

»Ja, wie würdest du deinen Namen übersetzen? Hat dir Obinze erzählt, dass ich hin und wieder übersetze? Aus dem Französischen. Ich bin Literaturdozentin, nicht englische Literatur, nein, sondern Literatur auf Englisch. Übersetzen ist ein Hobby. Wenn man deinen Namen vom Igbo ins Englische übersetzt, könnte man sagen In-guten-Zeiten-erschaffen oder Schön-gestaltet oder was meinst du?«

Ifemelu konnte nicht denken. Die Frau ließ sie wünschen, etwas Intelligentes zu sagen, doch ihr Kopf war leer.

»Mama, sie ist gekommen, damit du sie kennenlernst, aber nicht damit sie ihren Namen übersetzt«, sagte Obinze und tat ein bisschen so, als würde er sich ärgern.

»Wir wollen unserem Gast etwas zu trinken anbieten. Hast du die Suppe aus der Tiefkühltruhe genommen? Gehen wir in die Küche«, sagte seine Mutter. Sie nahm Obinze ein Fusel aus den Haaren und schlug ihn dann ganz leicht auf den Kopf. Ihre unbeschwerte neckende Beziehung war Ifemelu nicht geheuer. Sie war ungezwungen, frei von Angst; es war nicht

Telegram:@shabarsbibliothek

das übliche Verhältnis von Eltern und Kind. Sie kochten gemeinsam, seine Mutter rührte in der Suppe, Obinze machte das *Garri*, während Ifemelu danebenstand und ein Coke trank. Sie hatte angeboten zu helfen, aber seine Mutter hatte gesagt: »Nein, meine Liebe, nächstes Mal vielleicht«, als würde sie nicht jeden in der Küche mithelfen lassen. Sie war freundlich und direkt, sogar herzlich, aber sie hatte auch etwas Zurückhaltendes, als würde sie sich wie Obinze der Welt nur widerstrebend ganz öffnen. Sie hatte ihren Sohn gelehrt, sich auch inmitten einer Menschenmenge in seiner Haut wohl zu fühlen.

»Welches sind deine Lieblingsromane, Ifemelunamma?«, fragte seine Mutter. »Du weißt doch, dass Obinze nur amerikanische Bücher liest? Hoffentlich bist du nicht so dumm.«

»Mama, du willst mich nur zwingen, dieses Buch zu mögen.« Er deutete auf das Buch, das auf dem Küchentisch lag, Graham Greenes *Das Herz aller Dinge*. »Meine Mutter liest das Buch zweimal im Jahr. Ich weiß nicht, warum«, sagte er zu Ifemelu.

»Es ist ein kluges Buch. Nur die Geschichten sind wirklich bedeutend, die überdauern. Die amerikanischen Bücher, die du liest, sind Leichtgewichte.« Sie wandte sich an Ifemelu: »Der Junge ist zu vernarrt in Amerika.«

»Ich lese amerikanische Bücher, weil Amerika die Zukunft ist, Mama. Und vergiss nicht, dass dein Mann dort ausgebildet wurde.«

»Das war zu einer Zeit, als nur Dummköpfe in Amerika studierten. Amerikanische Universitäten hatten damals ungefähr das Niveau von britischen Oberschulen. Ich habe eine Menge herumgefeilt an dem Mann, nachdem ich ihn geheiratet hatte.«

»Trotzdem hast du Sachen von dir in seiner Wohnung gelassen, um seine anderen Freundinnen zu vergraulen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Wie oft habe ich dir schon gesagt, dass du nicht auf die Lügengeschichten deines Onkels hören sollst.«

Ifemelu stand da wie hypnotisiert. Obinzes Mutter mit ihrem schönen Gesicht, ihrer Weltgewandtheit und mit ihrer weißen Schürze war nicht wie alle anderen Mütter, die Ifemelu kannte. Neben ihr würde ihr Vater mit seiner unnötig geschraubten Ausdrucksweise dumm wirken und ihre Mutter provinziell und klein.

»Du kannst dir die Hände in der Spüle waschen«, sagte Obinzes Mutter zu ihr. »Das Wasser müsste noch laufen.«

Sie saßen am Esstisch und aßen Suppe und *Garri*. Ifemelu tat alles, um Tante Ujus Rat zu befolgen und sie selbst zu sein, obwohl sie nicht mehr wusste, was »sie« war. Sie hatte das Gefühl, es nicht verdient zu haben, unfähig dazu zu sein, mit Obinze und seiner Mutter in dieser Atmosphäre zu versinken.

»Die Suppe ist sehr gut, Ma«, sagte sie höflich.

»Obinze hat sie gekocht«, sagte seine Mutter. »Hat er dir nicht erzählt, dass er kocht?«

»Doch, aber ich habe nicht geglaubt, dass er Suppe kochen kann, Ma«, sagte Ifemelu.

Obinze grinste.

»Kochst du zu Hause?«, fragte seine Mutter.

Ifemelu wollte lügen und sagen, dass sie gern kochte, aber sie dachte an Tante Ujus Rat. »Nein, Ma«, sagte sie. »Ich koche nicht gern. Und ich könnte Tag und Nacht Indomie-Nudeln essen.«

Seine Mutter lachte, als würde sie ihre Aufrichtigkeit bezaubern, und wenn sie lachte, sah sie aus wie Obinze mit weicheren Zügen. Ifemelu aß langsam und dachte dabei, wie gern sie für immer hier bei ihnen bleiben würde, in dieser Glückseligkeit.

Telegram:@shabarsbibliothek

Am Wochenende, wenn Obinzes Mutter buk, roch ihre Wohnung nach Vanille. Mangoscheiben glitzerten auf einem Kuchen, kleine braune Kekse mit Rosinen gingen auf. Ifemelu rührte den Teig und schälte das Obst; ihre eigene Mutter buk nicht, in ihrem Backofen hausten Kakerlaken.

»Obinze hat gerade einen amerikanischen Ausdruck verwendet, Ma«, sagte sie. In ihren amerikanisch-britischen Sticheleien schlug sie sich immer auf die Seite seiner Mutter. Wenn Obinze das Wort »schedule« mit *k* aussprach, sagte seine Mutter: »Ifemelunamma, bitte sage meinem Sohn, dass ich kein Amerikanisch spreche. Kann er kein Englisch?«

An Wochenenden sahen sie Videos. Sie saßen im Wohnzimmer, schauten auf den Bildschirm, und Obinze sagte: »Mama, *chelu*, lass hören«, und seine Mutter kommentierte dann die Unwahrscheinlichkeit einer Szene oder des Plots oder ob ein Schauspieler eine Perücke trug. Eines Sonntags stand seine Mutter mitten in einem Film auf, um in die Apotheke zu fahren und ihr Allergiemedikament zu holen. »Ich habe vergessen, dass sie heute früh schließt«, sagte sie. Kaum hörte sie den Motor ihres Wagens anspringen, ein dumpfes Brummen, liefen Ifemelu und Obinze in sein Schlafzimmer und sanken auf sein Bett, küssten und berührten sich, die Kleidung hoch- oder heruntergezogen, zur Seite geschoben. Warme Haut an warmer Haut. Sie ließen die Zimmertür und Fensterläden offen und horchten auf das Geräusch des Wagens seiner Mutter. In Sekunden waren sie wieder angezogen, saßen im Wohnzimmer und drückten auf die Play-Taste.

Obinzes Mutter kam herein und blickte zum Fernseher. »Diese Szene haben wir schon gesehen, als ich gegangen bin«, sagte sie. Es herrschte eisige Stille, sogar im Film. Dann drang der Singsang des Bohnenhändlers durch das Fenster herein.

»Ifemelunamma, bitte komm mit«, sagte seine Mutter.

Telegram:@shabarsbibliothek

Obinze stand auf, aber Ifemelu sagte nur: »Nein, sie hat mich gemeint.«

Seine Mutter bat sie in ihr Schlafzimmer und hieß sie, sich aufs Bett setzen.

»Wenn zwischen dir und Obinze etwas passiert, seid ihr beide verantwortlich. Aber die Natur ist nicht fair zu den Frauen. Zwei Menschen vollziehen den Akt, aber die Konsequenzen trägt nur eine Person. Verstehst du mich?«

»Ja.« Ifemelu sah Obinzes Mutter nicht an, sondern fixierte mit dem Blick das schwarzweiße Linoleum auf dem Boden.

»Hast du etwas Ernstes mit Obinzes getan?«

»Nein.«

»Ich war auch einmal jung. Ich weiß, wie es ist, wenn man als junger Mensch liebt. Ich will dir einen Rat geben. Ich weiß, dass ihr letztlich tun werdet, was ihr wollt. Aber mein Rat ist zu warten. Ihr könnt euch lieben, ohne miteinander zu schlafen. Der Akt ist eine schöne Möglichkeit, seine Gefühle auszudrücken, aber er bringt Verantwortung mit sich, große Verantwortung, und ihr habt keine Eile. Ich rate dir zu warten, bis ihr auf der Universität seid, bis du dich selbst ein bisschen mehr akzeptierst. Verstehst du mich?«

»Ja«, sagte Ifemelu. Sie wusste nicht, was »sich selbst ein bisschen mehr akzeptieren« bedeutete.

»Ich weiß, dass du ein schlaues Mädchen bist. Frauen sind vernünftiger als Männer, und du wirst die Vernünftige sein müssen. Überzeuge ihn. Ihr solltet euch beide einig sein, zu warten und euch nicht unter Druck zu setzen.«

Obinzes Mutter hielt inne, und Ifemelu fragte sich, ob sie ausgeredet hatte. Das Schweigen klang ihr in den Ohren.

»Danke, Ma«, sagte Ifemelu.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Und wenn ihr anfangt, möchte ich, dass du zu mir kommst. Ich will wissen, dass ihr euch verantwortlich verhaltet.«

Ifemelu nickte. Sie saß auf dem Bett von Obinzes Mutter, nickte und war einverstanden, ihr Bescheid zu sagen, wenn sie anfing, Sex mit ihrem Sohn zu haben. Aber sie schämte sich nicht. Vielleicht lag es am gleichmütigen Tonfall von Obinzes Mutter, es wirkte alles so normal.

»Danke, Ma«, sagte Ifemelu noch einmal, und jetzt sah sie Obinzes Mutter ins Gesicht, das offen war, nicht anders als sonst. »Das werde ich.«

Sie kehrte ins Wohnzimmer zurück. Obinze saß auf der Tischkante und schien nervös. »Tut mir leid. Ich werde mit ihr sprechen, wenn du gegangen bist. Wenn sie mit jemand reden will, dann mit mir.«

»Sie hat gesagt, dass ich nie wieder kommen darf. Dass ich ihren Sohn in Versuchung führe.«

Obinze blinzelte. »Was?«

Ifemelu lachte. Später, nachdem sie ihm erzählt hatte, was seine Mutter gesagt hatte, schüttelte er den Kopf. »Wir sollen ihr Bescheid sagen, wenn wir anfangen? Was ist das für ein Blödsinn? Will sie uns Kondome kaufen? Was stimmt nicht mit der Frau?«

»Aber wer sagt, dass wir jemals damit anfangen?«

Telegram:@shabarsbibliothek

6

Unter der Woche eilte Tante Uju nach Hause, um zu duschen und auf den General zu warten, und an den Wochenenden lief sie im Nachthemd herum, las oder kochte oder sah fern, weil der General in Abuja bei seiner Frau und seinen Kindern war. Sie mied die Sonne und benutzte Cremes in eleganten Tiegeln, damit ihr Teint, der bereits hell war, noch heller und strahlender wurde und schimmerte. Wenn sie ihrem Chauffeur Sola oder ihrem Gärtner Baba Flower oder den zwei Haushaltshilfen, Inyang, die putzte, und Chikodili, die kochte, Anweisungen gab, erinnerte sich Ifemelu manchmal an das Mädchen aus dem Dorf, das vor vielen Jahren nach Lagos geholt worden war. Ifemelus Mutter hatte sich ein bisschen beschwert, dass sie so provinziell war und immer die Wände berührte, und warum konnten diese Dörfler nicht einfach auf den Beinen stehen, ohne die Hand auszustrecken und die Wand zu beschmieren? Ifemelu fragte sich, ob Tante Uju sich jemals mit den Augen des Mädchens betrachtete, das sie einst gewesen war. Vermutlich nicht. Tante Uju hatte sich mühelos an dieses neue Leben gewöhnt und war mehr erfüllt vom General als von ihrem unerwarteten Wohlstand.

Als Ifemelu zum ersten Mal in Tante Ujus Haus in Dolphin Estate war, wollte sie nicht mehr weg. Das Bad faszinierte sie, das fließende heiße Wasser, die sprudelnde Dusche, die rosa Fliesen. Die Vorhänge im Schlafzimmer waren aus Rohseide, und sie sagte zu Tante Uju: »*Ahn-ahn*, was für eine Verschwendung, den Stoff als Vorhang zu benutzen. Wir sollten ein Kleid draus nähen.« Im Wohnzimmer befanden sich Türen aus

Telegram:@shabarsbibliothek

Glas, die sich geräuschlos auf- und wieder zuschieben ließen. Sogar in der Küche war eine Klimaanlage. Sie wollte hier leben. Ihre Freunde wären beeindruckt; sie stellte sich vor, wie sie in dem kleinen Zimmer neben dem Wohnzimmer saßen, das Tante Uju das Fernsehzimmer nannte, und Satellitenprogramme sahen. Und so fragte sie ihre Eltern, ob sie unter der Woche bei Tante Uju wohnen durfte. »Es ist näher an der Schule, ich müsste nicht mit zwei Bussen fahren. Ich könnte von Montag bis Freitag bleiben«, sagte Ifemelu. »Und ich kann Tante Uju im Haus helfen.«

»So wie ich es sehe, hat Uju genügend Hilfe«, sagte ihr Vater.

»Es ist eine gute Idee«, sagte ihre Mutter zu ihrem Vater. »Sie kann dort gut lernen, zumindest hat sie dort jeden Tag Licht und muss keine Petroleumlampe anzünden.«

»Sie kann Uju nach der Schule und an den Wochenenden besuchen. Aber sie wird nicht dort wohnen«, sagte ihr Vater.

Ihre Mutter erschrak über seinen bestimmten Ton. »Okay«, sagte sie und schaute Ifemelu ratlos an.

Ifemelu war tagelang eingeschnappt. Ihr Vater verwöhnte sie oft, gab nach, wenn sie etwas wollte, aber dieses Mal ignorierte er ihren Schmollmund, ihr vorsätzliches Schweigen am Esstisch. Er tat so, als würde er es nicht bemerken, als Tante Uju ihnen einen neuen Fernseher brachte. Er lag auf dem abgewetzten Sofa und las das vom häufigen Lesen zerfledderte Buch, als Tante Ujus Fahrer den braunen Sony-Karton abstellte. Ifemelus Mutter stimmte ein Kirchenlied an – »der Herr hat mir einen Sieg geschenkt, ich werde ihn noch höher preisen« –, das oft während der Kollekte gesungen wurde.

»Der General hat mehr gekauft, als ich im Haus gebrauchen kann. Ich hatte keinen Platz mehr dafür«, sagte Tante Uju, eine in den Raum gestellte

Telegram:@shabarsbibliothek

Behauptung, um Dank abzuwehren. Ifemelus Mutter öffnete den Karton und entfernte vorsichtig die Styroporverpackung.

»In unserem alten Fernseher ist nichts mehr zu sehen«, sagte sie, obwohl alle wussten, dass es nicht stimmte.

»Schau nur, wie schön er ist!«, fügte sie hinzu. »Schau nur!«

Ihr Vater blickte vom Buch auf. »Ja, das ist er«, sagte er und las weiter.

Der Hausbesitzer kam wieder. Er stürmte an Ifemelu vorbei in die Wohnung, in die Küche, langte zum Stromzählerkasten hinauf und schraubte die Sicherung heraus, stellte ihnen das bisschen Strom ab, das sie noch hatten.

Nachdem er wieder gegangen war, sagte Ifemelus Vater: »Was für eine Niedertracht. Die Miete für zwei Jahre von uns zu verlangen. Ein Jahr haben wir bezahlt.«

»Aber auch dieses eine Jahr haben wir nicht bezahlt«, sagte ihre Mutter, und ihr Ton klang ein kleines bisschen vorwurfsvoll.

»Ich habe mit Akunne wegen eines Kredits gesprochen«, sagte ihr Vater. Er mochte Akunne nicht, seinen Beinahe-Cousin, den wohlhabenden Mann aus seiner Heimatstadt, zu dem alle mit ihren Problemen gingen. Er nannte Akunne einen schrecklichen Analphabeten und neureichen Angeber.

»Was hat er gesagt?«

»Er hat gesagt, dass ich am nächsten Freitag zu ihm kommen soll.« Seine Finger zitterten; er kämpfte offenbar gegen heftige Gefühle an. Ifemelu blickte hastig weg und hoffte, er hätte nicht bemerkt, dass sie ihn beobachtet hatte, und fragte ihn, ob er ihr bei einer schwierigen Hausaufgabe helfen könne. Um ihn abzulenken, um den Anschein zu erwecken, dass das Leben von neuem beginnen könnte.

Telegram:@shabarsbibliothek

Ihre Vater würde Tante Uju nie um Hilfe bitten, aber wenn Tante Uju ihm das Geld gab, würde er es nicht ablehnen. Ifemelu schilderte Tante Uju, wie der Hausbesitzer gegen die Tür gehämmert hatte, ein lautes überflüssiges Hämmern, damit die Nachbarn es auch hörten, und ihrem Vater Beleidigungen an den Kopf geworfen hatte. »Bist du ein richtiger Mann? Gib mir mein Geld! Ich werde euch rauswerfen, wenn ich die Miete nächste Woche nicht kriege!«

Während Ifemelu den Hausbesitzer nachäffte, wurde Tante Ujus Miene traurig. »Wie kann dieser nichtsnutzige Hausbesitzer Bruder so in Verlegenheit bringen? Ich werde *Oga* bitten, mir das Geld zu geben.«

Ifemelu hielt inne. »Du hast kein Geld?«

»Mein Konto ist fast leer. Aber *Oga* wird mir das Geld geben. Und seitdem ich arbeite, habe ich kein Gehalt bekommen. Die Leute in der Buchhaltung erzählen mir jeden Tag eine andere Geschichte. Angefangen hat es mit meiner Stelle, die es offiziell gar nicht gibt, obwohl ich jeden Tag Patienten behandle.«

»Aber die Ärzte streiken«, sagte Ifemelu.

»Die Militärkrankenhäuser zahlen noch. Nicht, dass mein Gehalt für die Miete reichen würde.«

»Du hast kein Geld?«, fragte Ifemelu noch einmal bedächtig, um es klarzustellen, um sicher zu sein. »*Ahn-ahn*, Tante, wie ist das möglich?«

»*Oga* gibt mir nie große Summen. Er zahlt die Rechnungen, und ansonsten will er, dass ich frage, wenn ich etwas brauche. Manche Männer sind eben so.«

Ifemelu starrte sie an. Tante Uju in ihrem großen rosa Haus mit der großen Satellitenschüssel auf dem Dach, mit dem Generator, den der Diesel zum Brummen brachte, mit der Tiefkühltruhe voller Fleisch hatte kein Geld auf dem Konto.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ifem, mach kein Gesicht, als ob jemand gestorben wäre!« Tante Uju lachte ihr verschrobenes Lachen. Zwischen den Dingen ihres neuen Lebens, dem hellbraunen Schmuckkästchen auf der Frisierkommode, dem seidenen Morgenmantel auf dem Bett, sah sie plötzlich klein und verwirrt aus, und Ifemelu hatte Angst um sie.

»Er hat mir sogar ein bisschen mehr gegeben als das, worum ich gebeten habe«, sagte Tante Uju am nächsten Wochenende zu Ifemelu und lächelte leise, als wäre sie amüsiert über das Verhalten des Generals. »Nachdem wir im Friseursalon gewesen sind, gehen wir zu euch, damit ich Bruder das Geld geben kann.«

Ifemelu erschrak über den Preis des Glättens in Tante Ujus Salon; die hochmütigen Friseusen musterten jede Kundin, ihre Blicke wanderten vom Kopf bis zu den Schuhen, um zu entscheiden, wie viel Aufmerksamkeit sie wert war. Für Tante Uju nahmen sie sich Zeit und katzbuckelten, verneigten sich tief, als sie sie begrüßten, lobten ihre Handtasche und ihre Schuhe in den Himmel. Ifemelu sah fasziniert zu. Hier in einem Salon in Lagos verstand man die unterschiedlichen Ränge herrschaftlicher Weiblichkeit am besten.

»Ich habe nur darauf gewartet, dass die Mädchen die Hände ausstrecken und dich bitten zu scheißen, damit sie auch noch deine Kacke bewundern können«, sagte Ifemelu, als sie gingen.

Tante Uju lachte und tätschelte die seidenen Extensions, die ihr bis auf die Schulter reichten: chinesisches Haar, die neueste Version, glänzend und glatt, wie es glatter nicht sein konnte; es verhedderte sich nie.

»Wir leben in einer Arschkriechergesellschaft. Das größte Problem in diesem Land ist nicht die Korruption. Das Problem ist, dass es viele qualifizierte Leute gibt, die nicht sind, was sie eigentlich sein sollten, weil

Telegram:@shabarsbibliothek

sie niemandem in den Arsch kriechen oder nicht wissen, in wessen Arsch sie kriechen sollen, oder nicht einmal wissen, wie man jemandem in den Arsch kriecht. Ich habe Glück, weil ich dem Richtigen in den Arsch krieche.« Sie lächelte. »Es war einfach Glück. *Oga* sagt, dass ich gut erzogen und nicht wie diese Lagos Girls bin, die mit ihm schon am ersten Abend schlafen und ihm am nächsten Morgen eine Liste mit den Dingen präsentieren, die er für sie kaufen soll. Ich habe auch am ersten Abend mit ihm geschlafen, allerdings habe ich ihn um nichts gebeten, was dumm von mir war, wenn ich recht darüber nachdenke, aber ich habe nicht mit ihm geschlafen, weil ich etwas von ihm wollte, sondern weil er mächtig ist. Ich fand ihn attraktiv trotz seiner Drakulazähne. Ich habe mich von seiner Macht angezogen gefühlt.«

Tante Uju sprach gern über den General, erzählte genussvoll und wiederholt unterschiedliche Versionen der gleichen Geschichte. Ihr Fahrer hatte ihr gesagt – sie versicherte sich seiner Loyalität, indem sie die Arztbesuche seiner Frau vor der Geburt und später die Impfungen des Babys arrangierte –, dass der General genau wissen wollte, wohin er sie fuhr und wie lange sie blieb, und jedes Mal, wenn Tante Uju Ifemelu diese Geschichte erzählte, beendete sie sie mit einem Seufzer. »Glaubt er etwa, ich könnte mich nicht mit einem anderen Mann treffen, wenn ich wollte, ohne dass er es erfährt? Aber ich will nicht.«

Sie saßen im kühlen Mazda. Als der Fahrer rückwärts durch das Tor des Salon-Compounds auf die Straße fuhr, winkte Tante Uju dem Pförtner, ließ das Fenster herunter und gab ihm etwas Geld.

»Danke, Madam!«, sagte er und salutierte.

Sie hatte allen Salonangestellten, den Wachmännern, den Polizisten an der Kreuzung Nairascheine zugesteckt.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Sie bekommen nicht genug Lohn, um die Schulgebühren auch nur eines Kindes zu bezahlen«, sagte Tante Uju.

»Das bisschen Geld, das du ihm gegeben hast, wird ihm auch nicht dabei helfen«, sagte Ifemelu.

»Aber er kann sich ein kleines Extra dafür kaufen, und er wird besser gelaunt sein und heute Abend seine Frau nicht schlagen«, sagte Tante Uju. Sie schaute aus dem Fenster und sagte: »Fahr langsamer, Sola«, damit sie den Unfall in der Osborne Road besser sehen konnte; ein Bus hatte ein Auto gerammt, und die Vorderseite des Busses und das Heck des Autos waren ineinander verkeilt, beide Fahrer schrien sich an, auseinandergehalten von einer sich sammelnden Menschenmenge. »Woher kommen sie? Diese Gaffer bei einem Unfall?« Tante Uju lehnte sich zurück. »Weißt du, ich habe vergessen, wie es sich anfühlt, mit einem Bus zu fahren. Man gewöhnt sich so leicht an ein neues Leben.«

»Du kannst jederzeit zur Falomo gehen und in einen Bus steigen«, sagte Ifemelu.

»Aber es wird nicht das Gleiche sein. Es ist nie das Gleiche, wenn man die Wahl hat.« Tante Uju sah sie an. »Ifem, hör auf, dir Sorgen um mich zu machen.«

»Ich mache mir keine Sorgen.«

»Du machst dir Sorgen, seitdem ich dir von meinem Bankkonto erzählt habe.«

»Wenn jemand anders so was täte, würdest du sie dumm nennen.«

»Ich würde dir nicht raten zu tun, was ich tue.« Tante Uju wandte sich wieder dem Fenster zu. »Er wird sich ändern. Ich werde ihn dazu bringen. Ich muss nur langsam vorgehen.«

In der Wohnung reichte Tante Uju Ifemelus Vater eine prall mit Geld gefüllte Plastiktüte. »Das ist die Miete für zwei Jahre, Bruder«, sagte sie mit

Telegram:@shabarsbibliothek

verlegener Beiläufigkeit und machte dann einen Scherz über das Loch in seinem Unterhemd. Sie sah ihm dabei nicht ins Gesicht, und er schaute sie nicht an, als er ihr dankte.

Der General hatte gelbliche Augen, was Ifemelu auf Unterernährung in der Kindheit zurückführte. Sein fester stämmiger Körper sprach von Faustkämpfen, die er provoziert und gewonnen hatte, und die vorstehenden Zähne, die aus seinen Lippen ragten, ließen ihn irgendwie gefährlich aussehen. Ifemelu war überrascht von seiner vergnügten Ungehobeltheit. »Ich bin ein Mann aus dem Dorf!«, sagte er fröhlich, als würde das die Suppentropfen auf seinem Hemd und dem Tisch oder sein lautes Rülpsen nach dem Essen erklären. Er kam abends in seiner grünen Uniform, ein, zwei Klatschmagazine in der Hand, während sein Adjutant einen unterwürfigen Schritt hinter ihm seine Aktenmappe trug und sie auf den Esstisch stellte. Wenn er ging, nahm er die Klatschmagazine nur selten wieder mit; Ausgaben von *Vintage People* und *Prime People* und *Lagos Life* mit ihren verschwommenen Fotos und schrillen Überschriften lagen überall in Tante Ujus Haus herum.

»Wenn du wüsstest, was diese Leute alles tun«, sagte Tante Uju zu Ifemelu und tippte mit ihrem auf französische Art manikürten Fingernagel auf ein Foto. »Die wahren Geschichten stehen nicht in den Zeitschriften. *Oga* weiß, was wirklich los ist.« Dann erzählte sie von dem Mann, der Sex mit einem hohen General hatte, um eine Ölbohrlizenz zu erhalten, dem Militärverwalter, dessen Kinder von einem anderen Mann gezeugt waren, den ausländischen Prostituierten, die jede Woche für den Staatschef eingeflogen wurden. Sie wiederholte die Geschichten amüsiert, als hielte sie das große Interesse des Generals an schlüpfrigen Themen für eine charmante und verzeihliche Schwäche. »Weißt du, dass er vor Spritzen

Telegram:@shabarsbibliothek

Angst hat? Ein gestandener General, doch wenn er eine Nadel sieht, hat er Angst!«, sagte Tante Uju im selben Tonfall. Für sie war es eine liebenswerte Eigenschaft. Ifemelu hielt den General mit seiner lauten, rüpelhaften Art nicht für liebenswert, so wie er Tante Uju auf den Hintern schlug, wenn sie nach oben gingen, und sagte: »Das alles ist für mich? Das alles ist für mich?«, und so wie er redete und redete und keine Unterbrechung duldete, bis er eine Geschichte zu Ende erzählt hatte. Eine seiner Lieblingsgeschichten, die er Ifemelu oft erzählte, wenn er nach dem Essen *Star* Bier trank, handelte davon, dass Tante Uju anders war. Er sprach selbstgefällig, als würde ihr Anderssein seinen eigenen guten Geschmack bestätigen. »Das erste Mal, als ich ihr gesagt habe, dass ich nach London fliege, und sie gefragt habe, was ich ihr mitbringen soll, hat sie mir eine Liste gegeben. Bevor ich sie gelesen habe, habe ich gesagt, dass ich schon weiß, was sie will. Parfüm, Schuhe, Handtaschen, eine Armbanduhr und Kleider. Ich kenne die Lagos Girls. Aber weißt du, was darauf stand? Eine Flasche Parfüm und vier Bücher! Ich war geschockt. *Chai.* Ich war eine Stunde in der Buchhandlung in der Piccadilly. Ich habe ihr zwanzig Bücher gekauft! Kennst du ein anderes Lagos Girl, das Bücher haben will?«

Tante Uju lachte, plötzlich mädchenhaft und anschmiegsam. Ifemelu lächelte pflichtbewusst. Sie empfand es als unwürdig und unverantwortlich, dass dieser alte verheiratete Mann ihr Geschichten erzählte; es war, als würde er ihr seine schmutzige Unterwäsche zeigen. Sie versuchte, ihn mit Tante Ujus Augen zu sehen, einen Mann, der Wunder wirkte, einen Mann, der weltliche Aufregung versprach, aber es gelang ihr nicht. Sie erkannte die Leichtigkeit des Seins, die Freude wieder, die Tante Uju werktags ausstrahlte; so fühlte sie sich selbst, wenn sie sich darauf freute, Obinze nach der Schule zu treffen. Aber es schien ihr falsch, eine Verschwendung, dass Tante Uju diese Gefühle für den General hatte. Tante Ujus Exfreund,

Telegram:@shabarsbibliothek

Olujimi, war anders, er sah gut aus und hatte eine weiche Stimme; er glänzte wie fein geschliffen. Sie waren fast während des ganzen Studiums zusammengewesen, und wenn man sie sah, verstand man, warum sie zusammen waren. »Ich bin über ihn hinausgewachsen«, sagte Tante Uju.

»Wächst man nicht über etwas hinaus, weil man was Besseres findet?«, fragte Ifemelu. Und Tante Uju lachte, als hätte sie einen guten Witz gemacht.

Am Tag des Staatsstreichs rief ein enger Freund des Generals bei Tante Uju an und fragte, ob er bei ihr sei. Es gab Spannungen; ein paar Offiziere waren bereits verhaftet worden. Der General war nicht bei Tante Uju, sie wusste nicht, wo er war, und sie schritt zuerst oben und dann unten besorgt auf und ab, machte Anrufe, die nichts erbrachten. Bald begann sie zu keuchen, rang nach Luft. Ihre Panik hatte einen Asthmaanfall ausgelöst. Sie röchelte, zitterte und stach sich mit einer Spritze in den Arm in dem Versuch, sich ein Medikament zu spritzen, Bluttropfen fielen auf das Bett, und Ifemelu lief die Straße entlang, schlug gegen die Tür eines Nachbarn, dessen Schwester ebenfalls Ärztin war. Schließlich rief der General an, um zu sagen, dass es ihm gutgehe, der Putsch gescheitert und der Staatschef wohlauf sei. Tante Uju hörte auf zu zittern.

An einem muslimischen Feiertag, einem dieser zwei Tage dauernden Feste, an dem Nicht-Muslime in Lagos »Fröhliches Sallah« zu jedem sagten, den sie für einen Muslim hielten, meist Pförtner aus dem Norden, und das nigerianische Fernsehen ständig Schafe schlachtende Männer zeigte, hatte der General versprochen zu kommen; es wäre das erste Mal, dass er einen Feiertag mit Tante Uju verbrachte. Den ganzen Vormittag hielt sie sich in der Küche auf und beaufsichtigte Chikodili, sang hin und wieder laut vor sich hin, war ein bisschen zu vertraulich mit Chikodili und lachte ein

Telegram:@shabarsbibliothek

bisschen zu rasch mit ihr. Als alles gekocht war und das Haus nach Gewürzen und Soßen roch, ging Tante Uju schließlich nach oben, um zu duschen.

»Ifem, bitte, komm mit und hilf mir, das Haar da unten zu rasieren. *Oga* sagt, dass es ihn stört«, sagte Tante Uju und lachte. Dann legte sie sich rücklings aufs Bett, spreizte und streckte die Beine in die Höhe, ein altes Klatschmagazin als Unterlage, und Ifemelu machte sich mit Rasierseife an die Arbeit. Ifemelu war fertig, und Tante Uju trug eine Peelingmaske auf ihr Gesicht auf, als der General anrief und sagte, dass er doch nicht kommen könne. Tante Uju, ihr Gesicht schaurig bedeckt mit kreideweißer Paste bis auf Kreise um die Augen, legte auf, ging in die Küche und begann, das Essen in Plastikbehälter zu füllen, um es einzufrieren. Chikodili sah ihr verwirrt zu. Tante Uju arbeitete fieberhaft, riss das Gefrierfach auf, schlug die Schranktüren zu, und als sie den Topf mit dem *Jollof*-Reis zurückschob, fiel der Topf mit der *Egusi*-Suppe vom Herd. Tante Uju starrte auf die gelbgrüne Soße, die sich auf dem Boden ausbreitete, als wüsste sie nicht, wie es passiert war. Sie wandte sich an Chikodili und schrie: »Warum schaust du wie ein *Mumu*? Mach schon, putz es auf!«

Ifemelu stand an der Küchentür und sah ihr zu. »Tante, die Person, die du anschreien solltest, ist der General.«

Tante Uju drehte sich wütend um, ihre Augen traten aus den Höhlen. »Wie sprichst du mit mir? Bist du etwa so alt wie ich?«

Tante Uju stürzte sich auf sie. Ifemelu hatte nicht damit gerechnet, dass Tante Uju sie schlagen würde, doch als der Schlag auf ihrer Wange landete mit einem Laut, der von weit weg zu kommen schien, und fingerförmige Striemen in ihrem Gesicht anschwollen, war sie nicht überrascht. Sie starrten einander an. Tante Uju öffnete den Mund, als wollte sie etwas sagen, dann schloss sie ihn wieder, drehte sich um und ging die Treppe

Telegram:@shabarsbibliothek

hinauf, beide waren sich im Klaren, dass sich zwischen ihnen etwas verändert hatte. Tante Uju ließ sich erst abends wieder blicken, als Adesuwa und Uche zu Besuch kamen. Sie nannte sie »meine Freundinnen in Anführungsstrichen«. »Ich gehe mit meinen Freundinnen in Anführungsstrichen zum Friseur«, sagte sie manchmal und lachte freudlos. Sie wusste, dass sie nur ihre Freundinnen waren, weil sie die Geliebte des Generals war. Aber sie amüsierten sie. Sie besuchten sie hartnäckig, tauschten Berichte über Geschäfte und Reisen aus, luden sie ein, mit ihnen zu Partys zu gehen. Es sei merkwürdig, was sie über sie wisse und was nicht, hatte sie einmal zu Ifemelu gesagt. Sie wusste, dass Adesuwa Land in Abuja besaß, das ihr geschenkt worden war, als sie mit dem Staatschef zusammen war, und dass ein unglaublich reicher Hausa Uches Boutique in Surulele gekauft hatte, aber sie wusste nicht, wie viele Geschwister die beiden hatten oder wo ihre Eltern lebten oder ob sie studiert hatten.

Chikodili ließ sie ein. Sie trugen bestickte Kaftane und würzige Parfums, die chinesischen Extensions hingen ihnen auf den Rücken, ihre Gespräche kreisten schonungslos um Materielles, ihr Lachen war kurz und verächtlich. *Ich habe ihm gesagt, dass er es in meinem Namen kaufen muss, ja. Ah, ich wusste, dass er das Geld nur bringen würde, wenn ich behaupte, dass jemand krank ist. Nein, er weiß nicht, dass ich das Konto eröffnet habe.* Sie gingen zu einer Sallah-Party auf Victoria Island und wollten Tante Uju mitnehmen.

»Ich habe keine Lust mitzukommen«, sagte Tante Uju, als Chikodili Orangensaft hereintrug, ein Karton auf einem Tablett, daneben zwei Gläser.

»*Ahn-ahn.* Warum nicht?«, fragte Uche.

»Es kommen wirklich reiche Männer«, sagte Adesuwa. »Man weiß nie, ob man jemand kennenlernt.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich will niemand kennenlernen«, sagte Tante Uju, und es herrschte Stille, als ob sie alle Luft holen müssten, Tante Ujus Worte waren wie eine steife Brise, die ihre Annahmen davonblies. Sie sollte Männer kennenlernen wollen, die Augen offenhalten; sie sollte den General als eine Option betrachten, an die sich bessere Optionen anschließen konnten. Schließlich sagte eine von ihnen, Adesuwa oder Uche: »Das ist ja der billige Orangensaft. Kaufst du nicht mehr *Just Juice*?« Ein lauwarmer Scherz, aber sie lachten, um den unangenehmen Augenblick zu überwinden.

Nachdem sie aufgebrochen waren, ging Tante Uju zum Esstisch, an dem Ifemelu saß und las.

»Ifem, ich weiß nicht, was in mich gefahren ist. *Ndo.*« Sie hielt Ifemelus Handgelenk und fuhr dann mit der Hand nachdenklich über den geprägten Titel von Ifemelus Roman von Sidney Sheldon. »Ich muss verrückt sein. Er hat einen Bierbauch und Zähne wie Dracula und eine Frau und Kinder und ist alt.«

Zum ersten Mal fühlte sich Ifemelu älter als Tante Uju, weiser und stärker als Tante Uju, und sie wünschte, dass sie Tante Uju aus ihrer Lage reißen, sie schütteln könnte, bis sie klarsah und ihre Hoffnungen nicht mehr auf den General richtete, sich für ihn nicht mehr abschuftete und rasierte und seine Fehler verzieh. Es war nicht so, wie es sein sollte. Ifemelu verspürte später eine kleine Genugtuung, als sie Tante Uju ins Telefon schreien hörte: »Unsinn! Du hast von Anfang an gewusst, dass du in Abuja sein wirst, warum hast du mich dann meine Zeit mit Vorbereitungen für dich verschwenden lassen?«

Der Kuchen, den der Chauffeur am nächsten Morgen brachte und auf dem in blauem Zuckerguß »Tut mir leid, mein Schatz« stand, hatte einen bitteren Nachgeschmack, aber Tante Uju hob ihn monatelang in der Gefriertruhe auf.

Telegram:@shabarsbibliothek

Tante Ujus Schwangerschaft war wie ein plötzlicher Knall in einer stillen Nacht. Sie kam in die Wohnung in einem paillettenbesetzten *Boubou*, der im Licht glitzerte wie eine fließende himmlische Erscheinung, und sagte, dass sie Ifemelus Eltern davon informieren wolle, bevor sie den Klatsch hörten. *»Adi m ime«*, sagte sie einfach.

Ifemelus Mutter brach in Tränen aus, in laute dramatische Schluchzer, und schaute sich um, als ob sie die Splitter ihrer eigenen Geschichte herumliegen sehen könnte. »Mein Gott, warum hast du mich verlassen?«

»Ich habe es nicht geplant, es ist einfach passiert«, sagte Tante Uju. »An der Universität war ich von Olujimi schwanger. Ich habe abgetrieben, aber das werde ich nicht noch einmal tun.« Das Wort »abgetrieben«, unverblümt wie es war, verunstaltete den Raum, denn sie wussten alle, dass Ifemelus Mutter genau daran dachte und es nicht aussprach. Ifemelus Vater legte sein Buch weg und nahm es wieder in die Hand. Er räusperte sich. Er beruhigte seine Frau.

»Nun, nach den Absichten des Mannes kann ich mich nicht erkundigen«, sagte er schließlich zu Tante Uju. »Deswegen sollte ich dich fragen, was deine Absichten sind.«

»Ich werde das Kind bekommen.«

Er wartete, um mehr zu hören, aber Tante Uju sagte nichts mehr, und er lehnte sich zweifelnd zurück. »Du bist erwachsen. Das ist nicht, was ich für dich erhofft habe, Obianuju, aber du bist erwachsen.«

Tante Uju ging zu ihm und setzte sich auf die Armlehne des Sofas. Sie sprach mit leiser beschwichtigender Stimme, die sich seltsam formell anhörte, aber durch ihre nüchterne Miene davor gerettet wurde, falsch zu klingen. »Bruder, es ist auch nicht das, was ich für mich selbst erhofft habe, aber es ist passiert. Es tut mir leid, dich zu enttäuschen nach allem, was du

Telegram:@shabarsbibliothek

für mich getan hast, und ich bitte dich, mir zu verzeihen. Aber ich werde das Beste aus meiner Situation machen. Der General ist ein verantwortungsbewusster Mann. Er wird sich um sein Kind kümmern.«

Ifemelus Vater zuckte wortlos die Achseln. Tante Uju legte ihm den Arm um die Schulter, als wäre er es, der Trost brauchte.

Später sah Ifemelu die Schwangerschaft als Symbol. Sie markierte den Anfang vom Ende und verlieh allem anderen eine große Rasanz, die Monate vergingen wie im Flug, die Zeit stürzte vorwärts. Tante Uju war voller Überschwang, sie strahlte und machte Pläne, während ihr Bauch anschwoll. Alle paar Tage fiel ihr ein neuer Mädchenname ein. »*Oga* freut sich«, sagte sie. »Er ist glücklich, weil er weiß, dass er noch ins Ziel treffen kann, ein alter Mann wie er!« Der General kam öfter, hin und wieder sogar an einem Wochenende, brachte ihr Wärmflaschen mit, Kräuterpillen, Dinge, die angeblich gut für eine Schwangerschaft waren.

Er sagte: »Du wirst selbstverständlich im Ausland entbinden«, und fragte sie, was ihr lieber war, Amerika oder England. Er war für England, weil er sie dorthin begleiten konnte; die Amerikaner ließen hochrangige Mitglieder der Militärregierung nicht mehr einreisen. Aber Tante Uju entschied sich für Amerika, weil ihr Baby dort automatisch die Staatsbürgerschaft erhielt. Pläne wurden geschmiedet, ein Krankenhaus ausgesucht, ein möbliertes Apartment in Atlanta gemietet. »Was ist ein Apartment?«, fragte Ifemelu. Und Tante Uju zuckte die Achseln und sagte: »Wer weiß schon, was die Amerikaner meinen? Du solltest Obinze fragen, er wird’s wissen. Auf jeden Fall kann man darin wohnen. Und *Oga* kennt dort Leute, die mir helfen werden.« Tante Ujus Stimmung wurde etwas gedämpft, als ihr ihr Fahrer erzählte, dass die Frau des Generals von der Schwangerschaft erfahren hatte und wütend war; es hatte wohl ein

Telegram:@shabarsbibliothek

angespanntes Familientreffen mit seinen und ihren Verwandten stattgefunden. Der General sprach nur selten über seine Frau, aber Tante Uju wusste genug: Sie war eine Anwältin, die ihre Arbeit aufgegeben hatte, um ihre vier Kinder in Abuja großzuziehen, eine stattliche Frau, die auf Zeitungsfotos sympathisch wirkte. »Ich frage mich, was sie denkt«, sagte Tante Uju betrübt und nachdenklich. Während sie in Amerika war, ließ der General ein Schlafzimmer leuchtend weiß streichen. Er kaufte ein Kinderbett mit Beinen wie zierliche Kerzen. Er kaufte Stoffspielzeug und zu viele Teddybären. Inyang stellte sie in die Wiege und in die Regale, und weil sie glaubte, dass es nicht auffallen würde, nahm sie einen Teddybär mit in ihr Zimmer. Tante Uju bekam einen Jungen. Am Telefon klang sie glücklich und beschwingt. »Ifem, er hat so viele Haare. Kannst du dir das vorstellen? Was für eine Verschwendung.«

Sie nannte ihn Dike nach ihrem Vater und ließ ihn auf ihren Nachnamen eintragen, worauf Ifemelus Mutter empört und sauer reagierte.

»Das Baby sollte den Namen seines Vaters haben, oder will der Mann sein Kind verleugnen?«, sagte Ifemelus Mutter, als sie im Wohnzimmer saßen und die Nachricht der Geburt verdauten.

»Tante Uju hat gesagt, dass es einfacher war, ihm ihren Namen zu geben«, sagte Ifemelu. »Und benimmt er sich wie ein Mann, der sein Kind verleugnen will? Tante hat sogar gesagt, dass er davon redet, ihren Brautpreis zu zahlen.«

»Gott bewahre«, sagte Ifemelus Mutter. Sie spuckte die Worte aus, und Ifemelu dachte an all die inbrünstigen Gebete für Tante Ujus Mentor. Als Tante Uju zurückkehrte, blieb ihre Mutter eine Weile in Dolphin Estate, badete und fütterte das glucksende Baby mit der weichen Haut, doch den General behandelte sie mit höflicher Kälte. Sie antwortete ihm einsilbig, als hätte er sie verraten, indem er die Regeln ihrer Heuchelei gebrochen hatte.

Telegram:@shabarsbibliothek

Ein Verhältnis mit Tante Uju war akzeptabel, aber ein so unübersehbarer Beweis ihres Verhältnisses war es nicht. Im Haus roch es nach Babypuder. Tante Uju war glücklich. Der General nahm Dike oft auf den Arm und meinte, dass er vielleicht wieder gefüttert werden müsste oder dass sich ein Arzt den Ausschlag in seinem Nacken ansehen sollte.

Für Dikes ersten Geburtstag engagierte der General eine Liveband. Sie stellten sich im Garten nahe dem Generatorenhäuschen auf und blieben, bis allmählich die letzten satten Gäste gingen und in Alufolie eingewickeltes Essen mitnahmen. Tante Ujus Freundinnen kamen, und auch die Freunde des Generals kamen, ihre Mienen entschlossen, als wollten sie sagen, wie auch immer die Umstände, das Kind ihres Freundes war das Kind ihres Freundes. Dike, der gerade das Laufen gelernt hatte, stolperte in Anzug und mit roter Fliege herum, Tante Uju folgte ihm und versuchte ihn für den Fotografen kurz festzuhalten. Als er schließlich müde war, begann er zu weinen und an seiner Fliege zu zerren, und der General hob ihn hoch und trug ihn herum. Es war dieses Bild des Generals, das Ifemelu im Gedächtnis blieb, Dikes Arme um seinen Hals geschlungen, sein Gesicht strahlend, seine Vorderzähne standen hervor, als er lächelte und sagte: »Er sieht mir wirklich ähnlich, aber Gott sei Dank hat er die Zähne seiner Mutter.«

In der nächsten Woche kam der General bei einem Flugzeugunglück in einer Militärmaschine ums Leben. »Am selben Tag, genau am selben Tag, an dem der Fotograf die Bilder von Dikes Geburtstag gebracht hat«, sagte Tante Uju oft, wenn sie die Geschichte erzählte, als hätte es eine besondere Bedeutung.

Es war ein Samstagnachmittag, Obinze und Ifemelu saßen im Fernsehzimmer, Inyang war oben bei Dike, Tante Uju war in der Küche bei Chikodili, als das Telefon klingelte. Ifemelu nahm das Gespräch an. Es war

Telegram:@shabarsbibliothek

der Adjutant des Generals, seine Stimme krächzte, die Verbindung war schlecht, aber gut genug, um die Einzelheiten zu verstehen: Das Unglück ereignete sich ein paar Meilen außerhalb von Jos, die Leichen waren verkohlt, es gingen bereits Gerüchte um, dass der Staatschef dahintersteckte, weil er Offiziere loswerden wollte, von denen er befürchtete, dass sie einen Putsch planten. Ifemelu hielt den Hörer zu fest, war wie vor den Kopf gestoßen. Obinze ging mit ihr in die Küche und stellte sich neben Tante Uju, während Ifemelu wiederholte, was der Adjutant gesagt hatte.

»Du lügst«, sagte Tante Uju. »Das ist gelogen.«

Sie marschierte zum Telefon, als wollte sie es herausfordern, und dann glitt sie zu Boden, als hätte sie keine Knochen im Leib, und begann zu weinen. Ifemelu hielt sie, nahm sie in die Arme, keiner wusste, was zu tun war, und die Stille zwischen den Schluchzern schien zu still. Inyang kam mit Dike herunter.

»Mama?«, sagte Dike verwirrt.

»Bring Dike nach oben«, sagte Obinze.

Jemand hämmerte gegen die Tür. Zwei Männer und drei Frauen, Verwandte des Generals, hatten Adamu so lange schikaniert, bis er ihnen das Tor öffnete, und jetzt standen sie an der Tür und schrien. »Uju! Pack deine Sachen und verschwinde! Rück die Wagenschlüssel raus!« Eine der Frauen war klapperdürr, aufgeregt und rotäugig, und sie schrie – »Gemeine Hure! Gott bewahre, dass du das Eigentum unseres Bruders anfasst! Nutte! In Lagos wirst du nie mehr in Frieden leben!« –, während sie ihren Turban abnahm und ihn sich als Vorbereitung für den Kampf um die Taille wickelte. Zuerst sagte Tante Uju nichts, stand reglos an der Tür und starrte sie an. Dann bat sie sie mit einer vom Weinen heiseren Stimme, sie in Ruhe zu lassen, aber das Geschrei der Verwandten wurde nur noch lauter, und

Telegram:@shabarsbibliothek

Tante Uju wandte sich ab, um ins Haus zu gehen. »Okay, geht nicht«, sagte sie. »Bleibt da stehen. Bleibt stehen, während ich meine Jungs aus der Kaserne hole.«

Erst da gingen sie, aber nicht ohne zu drohen: »Wir kommen mit unseren eigenen Jungs zurück.« Tante Uju begann wieder zu schluchzen. »Ich habe nichts. Alles läuft auf seinen Namen. Wohin soll ich jetzt mit meinem Sohn?«

Sie nahm den Hörer von der Gabel und starrte ihn an, unsicher, wen sie anrufen sollte.

»Ruf Uche und Adesuwa an«, sagte Ifemelu. *Sie* wüssten, was zu tun wäre.

Tante Uju tat es, drückte auf die Lautsprechertaste und lehnte sich an die Wand.

»Du musst sofort weg. Räum das Haus aus, nimm alles mit«, sagte Uche. »Mach schnell-schnell, bevor seine Verwandten zurückkommen. Organisier einen Lieferwagen und nimm den Generator mit. Den Generator musst du um jeden Preis mitnehmen.«

»Ich weiß nicht, woher ich einen Lieferwagen kriegen soll«, murmelte Tante Uju mit einer ihr fremden Hilflosigkeit.

»Wir organisieren schnell einen Lieferwagen. Du musst den Generator mitnehmen. Der wird dein Leben bezahlen, bis du dich gefangen hast. Du musst für eine Weile weg, damit sie dir keinen Ärger machen können. Flieg nach London oder Amerika. Hast du ein Visum für Amerika?«

»Ja.«

An die letzten Momente würde sich Ifemelu später nur noch verschwommen erinnern. Adamu sagte, ein Journalist von *City People* sei am Tor, Ifemelu und Chikodili stopften Kleidung in Koffer, Obinze trug die Sachen zum Lieferwagen, Dike stolperte glucksend herum. In den Zimmern

Telegram:@shabarsbibliothek

oben war es unerträglich heiß, weil die Klimaanlage plötzlich ausgefallen war, als hätte sie beschlossen, dem Ende Tribut zu zollen.

Telegram:@shabarsbibliothek

7

Obinze wollte wegen eines Gedichts, das er liebte, an der Universität von Ibadan studieren.

Er las ihr das Gedicht vor, J.P. Clarks »Ibadan«, und zog die Worte »ein verlaufender Spritzer Rost und Gold« in die Länge.

»Im Ernst?«, fragte sie ihn. »Wegen dem Gedicht?«

»Es ist so schön.«

Ifemelu schüttelte spöttisch und übertrieben ungläubig den Kopf. Aber auch sie wollte nach Ibadan, weil Tante Uju dort studiert hatte. Sie füllten gemeinsam die Bewerbungsformulare am Esstisch aus, während seine Mutter neben ihnen stand und sagte: »Habt ihr den richtigen Stift? Überprüft alles mehrmals. Ich habe von den unwahrscheinlichsten Fehlern gehört, das könnt ihr euch gar nicht vorstellen.«

Obinze sagte: »Mama, die Wahrscheinlichkeit, dass wir keine Fehler machen, steigt, wenn du aufhörst zu reden.«

»Ihr solltet Nsukka auf jeden Fall als zweite Wahl angeben«, sagte seine Mutter. Aber Obinze wollte nicht nach Nsukka, er wollte dem Leben, das er immer geführt hatte, entkommen, und Ifemelu schien Nsukka weit weg und staubig. Und so kamen sie überein, die Universität von Lagos an zweiter Stelle zu nennen.

Am nächsten Tag brach Obinzes Mutter in der Bibliothek zusammen. Ein Student fand sie wie einen Lappen auf dem Boden liegend mit einer kleinen Beule am Kopf, und Obinze sagte zu Ifemelu: »Gott sei Dank, dass wir unsere Unterlagen noch nicht eingereicht haben.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Wie meinst du das?«

»Am Ende des Semesters kehrt meine Mutter nach Nsukka zurück. Ich muss in ihrer Nähe bleiben. Der Arzt hat gesagt, dass es wieder passieren wird.« Er hielt inne. »Wir können uns während der langen Wochenenden sehen. Ich komme nach Ibadan, und du kommst nach Nsukka.«

»Du machst Witze«, erwiderte sie. »*Biko*, ich werde mich auch für Nsukka bewerben.«

Das gefiel ihrem Vater. Da sie ihr ganzes Leben im Westen verbracht habe, sagte er, sei es erfreulich, dass sie in Igboland studieren wolle. Ihre Mutter war niedergeschlagen. Ibadan war nur eine Stunde entfernt, aber Nsukka bedeutete eine Tagesreise mit dem Bus.

»Es ist kein Tag, Mama, nur sieben Stunden«, sagte Ifemelu.

»Und was ist der Unterschied zwischen sieben Stunden und einem Tag?«, fragte ihre Mutter.

Ifemelu freute sich darauf, von zu Hause fort zu sein, auf die Unabhängigkeit, selbst über ihre Zeit bestimmen zu können, und es tröstete sie, dass auch Ranyinudo und Tochi nach Nsukka gingen. Ebenso Emenike, der Obinze fragte, ob er bei ihm zu Hause das Zimmer mit ihm teilen wolle. Obinze sagte ja. Ifemelu wünschte, er hätte es nicht getan. »Irgendwas an Emenike gefällt mir nicht«, sagte sie. »Aber Hauptsache er geht, wenn wir mit Decke beschäftigt sind.«

Später fragte Obinze halb im Ernst, ob Ifemelu glaubte, dass seine Mutter den Ohnmachtsanfall nur vorgetäuscht habe, um ihn in ihrer Nähe zu behalten. Lange Zeit sprach er wehmütig von Ibadan, bis er zu einem Tischtennisturnier hinfuhr und den Campus sah. Als er zurückkam sagte er kleinlaut: »Ibadan hat mich an Nsukka erinnert.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Nach Nsukka zu gehen hieß, endlich Obinzes Zuhause kennenzulernen, einen Bungalow inmitten eines Compounds voller Blumen. Ifemelu stellte sich vor, wie er hier aufgewachsen war, mit dem Fahrrad die abschüssige Straße hinuntergefahren, mit dem Ranzen und der Wasserflasche von der Grundschule nach Hause gekommen war. Doch Nsukka verwirrte sie. Alles ging langsam vor sich, die Erde war zu rot, die Leute waren zu zufrieden mit ihrem kleinen Leben. Aber mit der Zeit begann sie es zu lieben, anfänglich nur zögernd. Vom Fenster ihres Zimmers im Studentenheim, das für zwei Betten gedacht war, in das jedoch vier gezwängt waren, blickte sie hinaus auf den Eingang von Bello Hall. Hohe Gmelinabäume wiegten sich im Wind, darunter standen Händler mit Bananen und Erdnüssen und Motorräder, die eng nebeneinander abgestellt waren, die Fahrer unterhielten sich und lachten, aber jeder achtete auf potentielle Kunden. Sie tapezierte ihre Ecke hellblau, und weil sie Geschichten über Streitereien gehört hatte – eine Studentin im letzten Jahr hatte Petroleum in die Schublade einer Studienanfängerin gekippt, weil sie als »aufreizend« galt –, war sie froh über ihre Mitbewohnerinnen. Sie waren entspannt, und bald teilte sie mit ihnen und lieh sich Dinge aus, die leicht ausgingen wie Zahncreme und Milchpulver und Indomie-Nudeln und Haarpomade. Morgens weckte sie meistens das Gemurmel der katholischen Studentinnen im Korridor, die den Rosenkranz beteten, und sie eilte ins Bad, um ihren Eimer mit Wasser zu füllen, bevor es keins mehr gab, und auf die Toilette zu gehen, bevor sie unerträglich voll war. Manchmal, wenn sie spät dran war, und in der Toilette bereits Maden krochen, ging sie zu Obinzes Haus, auch wenn er nicht da war, und sobald die Haushaltshilfe Augustina die Tür öffnete, sagte sie: »Tina-Tina, wie geht’s? Ich muss eure Toilette benutzen.«

Sie aß oft zu Mittag in Obinzes Haus, oder sie gingen in die Stadt zu Onyekaozulu, saßen auf hölzernen Bänken in dem düsteren Restaurant und

Telegram:@shabarsbibliothek

aßen das zarteste Fleisch und den schmackhaftesten Eintopf von Emailtellern. Manche Nächte verbrachte sie bei Obinze, lag auf seiner Matratze auf dem Boden und hörte Musik. Manchmal tanzte sie in Unterwäsche, schwang die Hüften, und er spottete, dass sie einen kleinen Hintern hätte. »Ich wollte gerade sagen, wackel damit, aber du hast nichts, womit du wackeln könntest.«

Die Universität war groß und höhlenartig, es gab viele Räume, so viele Räume, um sich zu verstecken; sie fühlte sich hier nicht fehl am Platz, denn es gab viele Möglichkeiten dazuzugehören. Obinze hänselte sie, dass sie bereits sehr beliebt war, sie hatte ständig Besucher, Jungen im letzten Semester schauten vorbei und versuchten ihr Glück, obwohl ein großes Foto von Obinze über ihrem Bett hing. Die Jungen amüsierten sie. Sie setzten sich auf ihr Bett und boten ernsthaft an, »ihr den Campus zu zeigen«, und sie war überzeugt, dass sie das Gleiche im gleichen Tonfall zu dem Mädchen im ersten Semester im nächsten Zimmer sagten. Einer allerdings war anders. Er hieß Odein. Er kam in ihr Zimmer, um mit ihren Mitbewohnerinnen über die Studentenvereinigung zu sprechen, und später schaute er vorbei, um mit ihr zu plaudern, manchmal brachte er *Suya* mit, heiß und scharf, eingewickelt in ölfleckiges Zeitungspapier. Sein Aktivismus überraschte Ifemelu – er wirkte ein bisschen zu weltläufig, ein bisschen zu cool, um sich in der Studentenvereinigung zu engagieren –, aber er beeindruckte sie auch. Er hatte dicke, perfekt geschwungene Lippen, die Unterlippe genauso groß wie die obere, Lippen, die sowohl nachdenklich als auch sinnlich wirkten, und während er sprach – »Wenn sich die Studenten nicht einig sind, wird niemand auf uns hören« –, stellte sich Ifemelu vor, ihn zu küssen, so wie man sich etwas vorstellt, von dem man weiß, dass man es nie tun wird. Ihm zuliebe nahm sie an einer Demonstration teil und überredete Obinze, ebenfalls zu kommen. Sie riefen

Telegram:@shabarsbibliothek

»Kein Licht! Kein Wasser!« und »Der Vizekanzler ist ein Ziegenbock!« und ließen sich von der schreienden Menge forttragen, bis sie schließlich vor dem Haus des Vizekanzlers zum Stehen kamen. Flaschen wurden zerschlagen, ein Auto angezündet, und dann kam der Vizekanzler heraus, klein und eingekeilt zwischen Wachmännern, und sprach in pastelligen Tönen.

Später sagte Obinzes Mutter: »Ich verstehe die Klagen der Studenten, aber wir sind nicht der Feind. Das Militär ist der Feind. Seit Monaten zahlen sie unser Gehalt nicht. Wie sollen wir unterrichten, wenn wir nichts zu essen haben?« Und noch später machte auf dem Campus die Nachricht die Runde, dass die Dozenten streiken wollten, und die Studenten versammelten sich gereizt und neugierig in der Eingangshalle des Wohnheims. Es stimmte, der Studentenvertreter bestätigte die Nachricht, und alle seufzten, dachten über diese plötzliche und unerwünschte Zwangspause nach und kehrten in ihre Zimmer zurück, um zu packen: Am nächsten Tag würde das Wohnheim geschlossen. Ifemelu hörte ein Mädchen in der Nähe sagen: »Ich habe keine zehn Kobo für die Fahrt nach Hause.«

Der Streik dauerte zu lange. Die Wochen zogen sich hin. Ifemelu war ruhelos, nervös; jeden Tag hörte sie die Nachrichten in der Hoffnung, dass der Streik beendet wäre. Obinze rief sie in Ranyinudos Haus an; sie kam ein paar Minuten vor der vereinbarten Zeit, saß neben dem grauen Telefon mit der Wählscheibe und wartete, dass es klingelte. Sie fühlte sich von ihm abgeschnitten, jeder von ihnen lebte und atmete in einer anderen Sphäre, er gelangweilt und lustlos in Nsukka, sie gelangweilt und lustlos in Lagos. Lethargie machte sich breit. Das Leben war zu einem schwülstigen, unterbrochenen Film geworden. Ihre Mutter fragte, ob sie an dem Nähkurs

Telegram:@shabarsbibliothek

in der Kirche teilnehmen wollte, damit sie etwas zu tun hätte, und ihr Vater erklärte, dass der nicht enden wollende Streik an den Universitäten der Grund sei, warum junge Leute zu bewaffneten Räubern würden. Der Streik war landesweit, und alle ihre Freunde waren zu Hause, sogar Kayode machte Ferien von seiner Universität in Amerika. Sie besuchte Freundinnen und ging auf Partys und wünschte, Obinze würde in Lagos leben. Manchmal holte Odein, der ein Auto hatte, sie ab und fuhr sie, wohin sie musste. »Dein Freund hat wirklich Glück«, sagte er, und sie lachte und flirtete mit ihm. Sie stellte sich noch immer vor, ihn zu küssen, diesen dunkeläugigen, dicklippigen Odein.

An einem Wochenende kam Obinze und wohnte bei Kayode.

»Was ist mit diesem Odein?«, fragte er sie.

»Was?«

»Kayode hat gesagt, dass er dich nach Osahons Party nach Hause gebracht hat. Das hast du mir nicht erzählt.«

»Ich hab’s vergessen.«

»Du hast es vergessen.«

»Ich habe dir gesagt, dass er mich neulich abgeholt hat, oder?«

»Ifem, was geht da vor?«

Sie seufzte. »Decke, nichts. Ich bin nur neugierig auf ihn. Nichts wird passieren. Aber ich bin neugierig. Du bist auch neugierig auf andere Mädchen, oder?«

Er sah sie an, Angst in den Augen. »Nein«, sagte er kalt. »Das bin ich nicht.«

»Sei ehrlich.«

»Ich bin ehrlich. Das Problem ist, dass du glaubst, alle sind wie du. Du hältst dich für die Norm, aber das bist du nicht.«

»Was meinst du damit?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Nichts. Vergiss es.«

Er wollte nicht mehr darüber reden, doch die Stimmung zwischen ihnen war getrübt und blieb es tagelang, auch nachdem er nach Hause zurückgekehrt war, und als der Streik endete (»Die Dozenten haben den Streik abgebrochen! Gott sei Dank!«, rief Chetachi eines Morgens von oben.) und Ifemelu wieder in Nsukka war, gingen sie die ersten paar Tage behutsam miteinander um, wählten ihre Worte mit Bedacht, umarmten sich nur kurz.

Ifemelu war überrascht, wie sehr sie Nsukka vermisst hatte, die gemütlichen Routinen, die Freundinnen, die bis nach Mitternacht in ihrem Zimmer blieben, die folgenlosen Klatschgeschichten, die immer wieder erzählt wurden, die Treppen, die sie gemächlich hinauf- und hinunterstieg, als würde sie langsam erwachen. Und jeder Morgen war vom Harmattan weiß gefärbt. In Lagos brachte der Harmattan nur einen Dunstschleier, aber in Nsukka war er ein wütender, lebhafter Wind; die Morgen waren frisch, die Nachmittage aschfarben vor Hitze und die Nächte ungewiss. Staubwirbel erhoben sich in weiter Ferne, hübsch anzusehen, solange sie weit weg waren, und wüteten, bis alles braun war. Sogar die Wimpern. Sie saugten gierig alle Feuchtigkeit auf; das Holzfurnier auf den Tischen blätterte ab und rollte sich ein, die Heftseiten knisterten, Kleidung war trocken nur Minuten, nachdem man sie aufgehängt hatte, die Haut auf den Lippen riss und blutete, und Robb und Mentholatum waren immer in Reichweite. Haut wurde mit Vaseline eingecremt, und die vergessenen Stellen – zwischen den Fingern oder an den Ellbogen – nahmen einen dumpfen Ascheton an. Äste verloren das Laub und zeugten in ihrer Kahlheit von stolzer Trostlosigkeit. Wenn Kirchenbasare stattfanden, duftete die Luft, die vom vielen Kochen rauchig war. In manchen Nächten lag die Hitze auf ihnen wie ein dickes Handtuch. In anderen wehte ein

Telegram:@shabarsbibliothek

beißender kalter Wind, und Ifemelu verließ ihr Zimmer und schmiegte sich auf der Matratze an Obinze, horchte auf das Pfeifen in den Pinien, das Heulen des Winds draußen in einer Welt, die plötzlich zerbrechlich geworden war.

Obinzes Muskeln schmerzten. Er lag auf dem Bauch, und Ifemelu setzte sich rittlings auf ihn, massierte ihm mit den Fingern, den Fingerknöcheln und den Ellbogen den Rücken und den Nacken. Er war verspannt. Sie stellte sich auf ihn, setzte erst einen Fuß vorsichtig auf die Rückseite des einen Oberschenkels und dann den anderen. »Tut das gut?«

»Ja.« Er stöhnte vor Vergnügen und Schmerz. Sie erhöhte langsam den Druck, seine Haut warm unter ihren Fußsohlen, seine verkrampften Muskeln entspannten sich. Sie stützte sich mit einer Hand an der Wand ab, grub die Fersen tiefer in sein Fleisch, bewegte sich Zentimeter um Zentimeter weiter. »Ah! Ifem, ja, da. Ah!«

»Du solltest dich strecken, wenn du Sport gemacht hast«, sagte sie, und dann lag sie auf seinem Rücken, kitzelte ihn unter den Armen und küsste seinen Nacken.

»Ich hätte eine bessere Art Massage vorzuschlagen«, sagte er. Als er sie auszog, hörte er nicht wie gewöhnlich bei der Unterwäsche auf. Er schob ihren Schlüpfer nach unten, und sie hob die Beine, um es ihm zu erleichtern.

»Decke«, sagte sie unsicher. Sie wollte nicht, dass er aufhörte, aber sie hatte es sich anders vorgestellt und angenommen, dass sie eine sorgfältig geplante Zeremonie daraus machen würden.

»Ich ziehe ihn raus«, sagte er.

»Du weißt, dass das nicht immer funktioniert.«

»Wenn es nicht funktioniert, heißen wir Junior willkommen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Hör auf damit.«

Er sah sie an. »Aber, Ifem, wir werden doch sowieso heiraten.«

»Schau dich bloß an. Ich könnte einen reichen gutaussehenden Mann kennenlernen und dich verlassen.«

»Unmöglich. Nach dem Studium gehen wir nach Amerika und ziehen dort unsere hübschen Kinder groß.«

»Du würdest jetzt alles sagen, weil dein Gehirn zwischen deinen Beinen ist.«

»Aber dort ist es immer!«

Sie lachten beide, aber dann verstummte das Gelächter und ging in eine neue seltsame Ernsthaftigkeit, eine schlüpfrige Vereinigung über. Für Ifemelu fühlte es sich an wie eine blasse Kopie, eine mühsame Imitation dessen, was sie sich vorgestellt hatte. Nachdem er sich zuckend und keuchend zurückgezogen hatte, begann Unbehagen an ihr zu nagen. Sie war zu verkrampft gewesen, unfähig, sich gehen zu lassen. Sie hatte sich eingebildet, seine Mutter würde ihnen zusehen; das Bild hatte sich in ihrem Kopf festgesetzt, und es war, noch merkwürdiger, ein doppeltes Bild gewesen, von seiner Mutter und von Onyeka Onwenu, die ihnen beide unverwandt zusahen. Sie wusste, dass sie Obinzes Mutter unmöglich erzählen konnte, was passiert war, obwohl sie es versprochen und damals geglaubt hatte, dass sie es tun würde. Aber jetzt schien es ihr unmöglich. Was sollte sie sagen? Mit welchen Worten? Erwartete Obinzes Mutter Einzelheiten? Sie und Obinze hätten es besser planen sollen, dann hätte sie gewusst, wie sie es seiner Mutter erzählen sollte. Das Ungeplante hatte sie ein bisschen erschüttert und auch ein wenig enttäuscht. Irgendwie schien es, als wäre es die Sache nicht wert gewesen.

Als sie ungefähr eine Woche später mit Schmerzen, ein heftiges Stechen in der Seite, und mit starker Übelkeit erwachte, geriet sie in Panik. Dann

Telegram:@shabarsbibliothek

musste sie sich übergeben, und die Panik wuchs.

»Es ist passiert«, sagte sie zu Obinze. »Ich bin schwanger.« Sie trafen sich wie gewöhnlich nach den morgendlichen Vorlesungen vor der Epko-Mensa. Überall waren Studenten. Neben ihnen stand eine Gruppe Jungen, die rauchten und lachten, und einen Augenblick schien es, als würden sie sie auslachen.

Obinze runzelte die Stirn. Er schien nicht zu verstehen, was sie sagte. »Aber, Ifem, das kann nicht sein. Es ist zu früh. Außerdem habe ich ihn herausgezogen.«

»Ich habe dir gesagt, dass es nicht funktioniert!«, sagte sie. Er wirkte plötzlich wie ein kleiner, verwirrter Junge, der sie ratlos anblickte. Ihre Panik wurde noch größer. Auf einen Impuls hin winkte sie einem vorbeifahrenden Okada, setzte sich hinter den Fahrer und sagte zu ihm, dass sie in die Stadt wolle.

»Ifem, was hast du vor?«, fragte Obinze. »Wohin willst du?«

»Tante Uju anrufen«, sagte sie.

Obinze setzte sich auf das nächste Okada und fuhr hinter ihr her, durch das Tor der Universität und zum NITEL-Gebäude, wo Ifemelu dem Mann hinter dem Schalter einen Zettel mit Tante Ujus amerikanischer Nummer gab. Sie sprach verschlüsselt wegen der Leute, die um sie herumstanden. Manche von ihnen warteten, um auch zu telefonieren, andere hingen nur herum, aber alle hörten den Gesprächen anderer mit unverhohlenem und unverfrorenem Interesse zu.

»Tante, ich glaube, was dir passiert ist, bevor Dike geboren wurde, ist auch mir passiert«, sagte Ifemelu. »Wir haben die Speise vor einer Woche gegessen.«

»Erst letzte Woche? Wie oft?«

»Einmal.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ifem, beruhige dich. Ich glaube nicht, dass du schwanger bist. Aber du musst einen Test machen. Geh nicht zur Klinik auf dem Campus. Geh in die Stadt, wo dich niemand kennt. Aber beruhige dich zuerst. Alles in Ordnung, *inugo*?«

Später saß Ifemelu auf einem wackligen Stuhl im Wartezimmers des Labors; versteinert und schweigend ignorierte sie Obinze. Sie war wütend auf ihn. Es war unfair, das wusste sie, aber sie war wütend auf ihn. Als sie mit dem kleinen Behälter, den ihr das Mädchen gegeben hatte, auf die schmutzige Toilette ging, war er aufgestanden und hatte sie gefragt: »Soll ich mitkommen?«, und sie hatte ihn angefahren: »Mitkommen wozu?« Am liebsten hätte sie das Mädchen geohrfeigt. Eine gelbgesichtige Bohnenstange, die gegrinst und den Kopf geschüttelt hatte, als Ifemelu »Schwangerschaftstest« gesagt hatte, als könnte sie es nicht fassen, schon wieder einem Fall von unsittlichem Verhalten zu begegnen. Jetzt ließ sie sie nicht aus den Augen, schmunzelte und summte unbekümmert vor sich hin.

»Ich habe das Ergebnis«, sagte sie nach einer Weile mit einem Blatt Papier in der Hand, ihre Miene enttäuscht, weil es negativ war. Ifemelu war zuerst zu überrascht, um es zu glauben, und dann musste sie wieder auf die Toilette.

»Die Leute sollten sich selbst achten und wie Christen leben, um nicht in Schwierigkeiten zu geraten«, sagte das Mädchen, als sie gingen.

Am Abend erbrach sich Ifemelu erneut. Sie lag in Obinzes Zimmer und las, behandelte ihn noch immer frostig, als ihr plötzlich salziger Speichel in den Mund schoss. Sie sprang auf und lief auf die Toilette.

»Ich muss etwas Schlechtes gegessen haben«, sagte sie. »Der Yamseintopf, den ich bei Mama Owerre gekauft habe.«

Obinze ging ins Haupthaus, und als er zurückkam, sagte er, dass seine Mutter sie zum Arzt fahren würde. Es war spätabends, seine Mutter mochte

Telegram:@shabarsbibliothek

den jungen Arzt nicht, der abends Dienst in der Klinik hatte, deswegen fuhr sie zu Dr. Achufusi. Als sie an der geschnittenen Kasuarinenhecke vor der Grundschule vorbeifuhren, dachte Ifemelu plötzlich, dass sie doch schwanger war und das Mädchen in dem schäbigen Labor altes Testmaterial benutzt hatte. »Wir hatten Sex, Tante. Einmal«, brach es aus ihr heraus. Obinze spannte sich an. Seine Mutter blickte sie im Rückspiegel kurz an. »Hören wir erst mal, was der Arzt sagt«, sagte sie. Dr. Achufusi, ein onkelhafter freundlicher Mann, tastete Ifemelus Bauch und verkündete: »Es ist dein Blinddarm, er ist entzündet. Wir sollten ihn schnell herausnehmen.« Er wandte sich an Obinzes Mutter: »Wir können sie morgen Nachmittag operieren.«

»Vielen Dank, Doktor«, sagte Obinzes Mutter.

Im Auto sagte Ifemelu: »Ich bin noch nie operiert worden, Tante.«

»Das ist keine große Sache«, sagte Obinzes Mutter schroff. »Unsere Ärzte hier sind sehr gut. Ruf deine Eltern an und sage ihnen, dass sie sich keine Sorgen machen sollen. Wir werden uns um dich kümmern. Wenn sie dich entlassen, kannst du bei uns bleiben, bis du wieder bei Kräften bist.«

Ifemelu rief die Kollegin ihrer Mutter an, Tante Bummi, und ließ sie ihrer Mutter ausrichten, was los war, und Obinzes Telefonnummer übermitteln. Als ihre Mutter anrief, klang sie kurzatmig.

»Gott hat die Kontrolle, mein Liebes«, sagte ihre Mutter. »Danke Gott für deine Freundin. Gott wird sie und ihre Mutter segnen.«

»Es ist ein Er. Ein Junge.«

»Oh.« Ihre Mutter hielt inne. »Bitte, danke ihnen. Gott segne sie. Wir werden morgen mit dem ersten Bus nach Nsukka fahren.«

Ifemelu erinnerte sich, wie eine Schwester gutgelaunt ihr Schamhaar rasierte, an das rauhe Kratzen der Rasierklinge, an den Geruch nach Desinfektionsmittel. Dann nichts mehr, ein Löschen aller Gedanken, und als

Telegram:@shabarsbibliothek

sie wieder zu sich kam, groggy und am Rand der Erinnerung, hörte sie ihre Eltern mit Obinzes Mutter sprechen. Ihre Mutter hielt ihr die Hand. Später bat Obinzes Mutter sie, in ihrem Haus zu übernachten, es sei sinnlos, Geld für ein Hotel zu verschwenden. »Ifemelu ist wie eine Tochter für mich«, sagte sie.

Bevor sie nach Lagos zurückkehrten, sagte ihr Vater mit der bangen Ehrfurcht, die er angesichts der Gutgebildeten verspürte: »Sie hat in London studiert und einen BA.« Und ihre Mutter sagte: »Ein sehr respektvoller Junge, dieser Obinze. Er ist gut erzogen. Und ihr Dorf ist nicht weit weg von unserem.«

Obinzes Mutter wartete ein paar Tage, bis sich Ifemelu erholt hatte, bevor sie beide zu sich rief, sie bat, sich zu setzen und den Fernseher auszuschalten.

»Obinze und Ifemelu, die Menschen machen Fehler, aber manche Fehler kann man vermeiden.«

Obinze schwieg. Ifemelu sagte: »Ja, Tante.«

»Ihr müsst immer ein Kondom benutzen. Wenn ihr euch unverantwortlich verhalten wollt, dann wartet, bis ihr nicht mehr in meiner Obhut seid.« Ihr Ton war hart, tadelnd. »Wenn ihr euch entscheidet, sexuell aktiv zu sein, dann entscheidet euch, euch zu schützen. Obinze, du solltest mit deinem Taschengeld Kondome kaufen. Ifemelu, du auch. Es ist nicht mein Problem, wenn euch das peinlich ist. Ihr solltet in die Apotheke gehen und sie kaufen. Du solltest dich nie darauf verlassen, dass der Junge aufpasst, Ifemelu. Wenn er kein Kondom benutzen will, dann liegt ihm nicht genug an dir, und du solltest nicht bei ihm sein. Obinze, du wirst zwar nicht schwanger, aber wenn es passiert, wird es dein ganzes Leben verändern, und du kannst es nicht rückgängig machen. Und bitte, ihr

Telegram:@shabarsbibliothek

beiden, beschränkt euch auf euch zwei. Krankheiten gibt es überall. Aids ist eine Realität.«

Sie schwiegen.

»Habt ihr mich gehört?«, fragte Obinzes Mutter.

»Ja, Tante«, sagte Ifemelu.

»Obinze?«, sagte seine Mutter.

»Mama, ich habe dich gehört«, sagte Obinze und fügte scharf hinzu: »Ich bin kein kleiner Junge mehr!« Dann stand er auf und stolzierte aus dem Zimmer.

Telegram:@shabarsbibliothek

8

Streiks waren jetzt an der Tagesordnung. In den Zeitungen listeten die Dozenten ihre Nöte auf, die Vereinbarungen, die in den Staub getreten wurden von Regierungsbeamten, deren Kinder im Ausland studierten. Die Universitäten waren leer, in den Seminarräumen herrschte Stille. Die Studenten hofften auf kurze Streiks, weil sie nicht hoffen konnten, dass gar keine Streiks stattfanden. Alle sprachen davon, ins Ausland zu gehen. Sogar Emenike war nach England gegangen. Niemand wusste, wie er es geschafft hatte, ein Visum zu bekommen. »Hat er es nicht einmal dir erzählt?«, fragte Ifemelu Obinze, und Obinze sagte: »Du weißt doch, wie Emenike ist.« Ranyinudo, die einen Cousin in Amerika hatte, beantragte ein Visum, das jedoch in der Botschaft von einem schwarzen Amerikaner abgelehnt wurde, der laut ihrer Aussage eine Erkältung hatte und sich mehr dafür interessierte, seine Nase zu putzen, als sich ihre Unterlagen anzusehen. Schwester Ibinabo begann, freitags eine Mahnwache für ein Visumwunder für Studenten zu halten, es war eine Ansammlung junger Leute, die alle einen Umschlag mit einem Visumantrag in der Hand hielten, auf den Schwester Ibinabo eine segnende Hand legte. Ein Mädchen, die bereits im letzten Jahr an der Universität von Ife studierte, bekam beim ersten Versuch ein Visum für Amerika und legte in der Kirche tränenreich und aufgeregt Zeugnis ab. »Auch wenn ich in Amerika wieder von vorn anfangen muss, weiß ich wenigstens, wann ich meinen Abschluss machen werde.«

Eines Tages rief Tante Uju an. Das war nicht mehr oft der Fall; früher, wenn Ifemelu in Lagos war, hatte sie bei Ranyinudo angerufen oder bei

Telegram:@shabarsbibliothek

Obinze, wenn Ifemelu an der Universität war. Aber ihre Anrufe waren seltener geworden. Sie hatte drei Jobs und durfte in Amerika noch nicht als Ärztin arbeiten. Sie erzählte von den Prüfungen, die sie ablegen musste, von verschiedenen Schritten, die verschiedene Dinge bedeuteten, die Ifemelu nicht verstand. Wann immer Ifemelus Mutter vorschlug, Tante Uju zu bitten, etwas aus Amerika zu schicken – Multivitamine, Schuhe –, sagte Ifemelus Vater, nein, sie müssten Uju erst Fuß fassen lassen, und ihre Mutter erwiderte mit einem leicht durchtriebenen Lächeln, dass vier Jahre lang genug wären, um Fuß zu fassen.

»Ifem, *kedu*?«, fragte Tante Uju. »Ich dachte, du wärst in Nsukka. Ich habe gerade bei Obinze angerufen.«

»Es wird gestreikt.«

»*Ahn-ahn!* Der Streik ist noch immer nicht vorbei?«

»Nein, der letzte wurde beendet, wir sind in die Seminare gegangen, und dann hat der nächste Streik angefangen.«

»Was ist das für ein Blödsinn?«, sagte Tante Uju. »Ehrlich, du solltest herkommen und hier studieren, ich kann dir bestimmt ein Stipendium beschaffen. Und du kannst mir mit Dike helfen. Das bisschen Geld, das ich verdiene, bekommt alles der Babysitter. Und mit Gottes Gnade werde ich alle Prüfungen bestanden und meine Facharztausbildung angefangen haben, bis du kommst.« Tante Uju klang begeistert, aber vage; bis sie sie aussprach, hatte sie nicht lange über die Idee nachgedacht.

Ifemelu hätte es dabei belassen, eine formlose Idee, die aufstieg, aber auch wieder versinken durfte, wenn Obinze nicht gewesen wäre. »Du solltest es tun, Ifem«, sagte er. »Du hast nichts zu verlieren. Mach den Eignungstest und bewirb dich für ein Stipendium. Ginika kann dir dabei helfen, dich an Universitäten zu bewerben. Tante Uju lebt dort, du hast also zumindest eine Basis, mit der du anfangen kannst. Ich wünschte, ich könnte

Telegram:@shabarsbibliothek

es auch versuchen, aber ich kann einfach nicht weg. Für mich ist es besser, einen ersten Abschluss hier zu machen und dann in Amerika weiterzustudieren. Ausländische Studenten bekommen Unterstützung für ein Aufbaustudium.«

Ifemelu verstand nicht ganz, was das alles bedeutete, aber es klang korrekt, weil er es sagte, der Amerikaexperte, der so mühelos zwischen »Aufbaustudium« und »Promotionsstudium« unterscheiden konnte. Und so begann sie zu träumen. Sie sah sich in einem Haus der *Bill Cosby Show*, an einer Universität mit Studenten, die wundersamerweise nicht zerfledderte Notizbücher in der Hand hielten. Sie machte den Eignungstest mit Tausenden anderer in Lagos, die alle ihre eigenen amerikanischen Ambitionen hegten. Ginika, die gerade das College abgeschlossen hatte, bewarb sich für sie an Universitäten und rief an: »Ich wollte dir nur sagen, dass ich mich auf die Gegend von Philadelphia konzentriere, weil ich auch dort bin.« Als wüsste Ifemelu, wo Philadelphia war. Für sie war Amerika Amerika.

Der Streik wurde beendet. Ifemelu kehrte nach Nsukka zurück, nahm das Campusleben wieder auf und träumte hin und wieder von Amerika. Als Tante Uju anrief und erzählte, dass sie an mehreren Universitäten angenommen worden war und ihr zudem ein Stipendium angeboten wurde, hörte sie auf zu träumen. Sie hatte jetzt, da es möglich schien, zu große Angst, um zu hoffen.

»Lass dir ganz dünne Zöpfe flechten, die lange halten, hier ist es sehr teuer«, riet ihr Tante Uju.

»Tante, zuerst brauche ich ein Visum«, sagte Ifemelu.

Sie beantragte ein Visum, überzeugt, dass ein unhöflicher Amerikaner den Antrag ablehnen würde, das passierte schließlich ständig, aber die grauhaarige Frau, die eine Nadel von St. Vincent de Paul am Revers trug,

Telegram:@shabarsbibliothek

lächelte sie an und sagte: »Sie können Ihr Visum in zwei Tagen abholen. Viel Erfolg beim Studium.«

An dem Nachmittag, an dem sie ihren Pass abholte, das blasse Visum auf der zweiten Seite, organisierte sie das triumphale Ritual, das den Beginn eines neuen Lebens im Ausland zelebrierte: die Verteilung ihres persönlichen Besitzes unter Freundinnen. Ranyinudo, Priye und Tochi tranken Coke in ihrem Schlafzimmer, ihre Kleider lagen auf dem Bett, und alle griffen als Erstes nach ihrem orangefarbenen Kleid, ihrem Lieblingskleid, ein Geschenk von Tante Uju: Mit dem Glockenrock und dem Reißverschluss, der vom Nacken bis zum Saum reichte, hatte sie sich darin sowohl glamourös als auch gefährlich gefühlt. Es macht es mir leicht, hatte Obinze immer gesagt, bevor er langsam den Reißverschluss aufzog. Sie wollte das Kleid behalten, doch Ranyinudo sagte: »Ifem, du weißt doch, dass du in Amerika jedes Kleid haben kannst, das du willst, und wenn wir dich wiedersehen, wirst du eine astreine Americanah sein.«

Ihre Mutter sagte, Jesus hätte ihr in einem Traum mitgeteilt, dass Ifemelu in Amerika Erfolg haben würde. Ihr Vater drückte ihr einen dünnen Umschlag in die Hand und sagte: »Ich wünschte, ich hätte mehr.« Sie wurde traurig, weil sie wusste, dass er es geliehen haben musste. Angesichts der Begeisterung aller anderen fühlte sie sich plötzlich kraftlos und ängstlich.

»Vielleicht sollte ich bleiben und hier zu Ende studieren«, sagte sie zu Obinze.

»Ifem, nein, du musst gehen. Außerdem gefällt dir Geologie nicht. In Amerika kannst du was anderes studieren.«

»Aber das Stipendium deckt die Kosten nur zum Teil. Woher soll ich das Geld nehmen, um den Rest zu bezahlen? Mit einem Studentenvisum darf ich nicht arbeiten.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Du kannst an der Uni eine Studie machen. Du wirst schon eine Möglichkeit finden. Fünfundsiebzig Prozent der Gebühren sind eine ganze Menge.«

Sie nickte und schwamm auf der Welle seiner Zuversicht. Sie besuchte seine Mutter, um sich zu verabschieden.

»Nigeria treibt seine besten Ressourcen aus dem Land«, sagte Obinzes Mutter resigniert und umarmte sie.

»Tante, ich werde dich vermissen. Vielen Dank für alles.«

»Bleib gesund, meine Liebe, und viel Erfolg. Schreib uns. Lass die Verbindung nicht abreißen.«

Ifemelu nickte, sie hatte Tränen in den Augen. Als sie durch den Vorhang an der Tür ging, sagte Obinzes Mutter noch: »Und sorg dafür, dass du und Obinze einen Plan habt. Ihr müsst einen Plan haben.« Ihre Worte, die so unerwartet und so richtig waren, hoben Ifemelus Stimmung. Ihr gemeinsamer Plan sah so aus: Kaum hätte er einen Abschluss, würde er sofort nach Amerika kommen. Er würde einen Weg finden, ein Visum zu erhalten. Vielleicht könnte sie ihm, wenn es so weit wäre, auch schon damit helfen.

In den folgenden Jahren, sogar als sie keinen Kontakt mehr zu ihm hatte, erinnerte sie sich manchmal an die Worte seiner Mutter – *sorg dafür, dass du und Obinze einen Plan habt* –, und dann fühlte sie sich getröstet.

Telegram:@shabarsbibliothek

9

Mariama kam mit ölfleckigen braunen Tüten aus dem chinesischen Restaurant zurück und brachte den Geruch nach Fett und Gewürzen mit in den stickigen Salon.

»Ist der Film zu Ende?« Sie blickte zu dem leeren Bildschirm und ging den Stapel DVDs durch, um einen anderen auszuwählen.

»Tschuldigung, bitte, ich esse«, sagte Aisha zu Ifemelu. Sie setzte sich auf einen Stuhl hinten im Raum, aß mit den Fingern frittierte Hähnchenflügel und schaute auf den Bildschirm. Der neue Film begann mit Trailern, hart geschnittenen, von Lichtblitzen unterbrochenen Szenen. Jeder Trailer endete mit einer nigerianischen Männerstimme, die theatralisch und laut sagte: »Holen Sie sich den Film jetzt!« Mariama aß im Stehen und sagte etwas zu Halima.

»Ich mach erst fertig und esse dann«, sagte Halima in Englisch.

»Du kannst jetzt essen, wenn du willst«, sagte Halimas Kundin, eine junge Frau mit hoher Stimme und sympathischem Aussehen.

»Nein, ich mach fertig. Nur noch wenig«, sagte Halima. Vom Haar ihrer Kundin war nur noch vorn ein Büschel übrig, das abstand wie das Fell eines Tieres, während der Rest zu Microbraids geflochten war, die ihr in den Nacken fielen.

»Ich habe noch eine Stunde Zeit, bis ich meine Töchter abholen muss«, sagte die Kundin.

»Wie viele hast du?«, fragte Halima.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Zwei«, sagte die Kundin. Sie sah aus wie siebzehn. »Zwei wunderschöne Mädchen.«

Der neue Film hatte angefangen. Das grinsende Gesicht einer Schauspielerin mittleren Alters nahm den Bildschirm ein.

»Oh-oh, ja! Ich mag sie!«, sagte Halima. »Patience! Sie sich lässt nichts bieten!«

»Du kennst sie?«, fragte Mariama Ifemelu und deutete auf den Fernseher.

»Nein«, sagte Ifemelu. Warum fragten sie sie hartnäckig, ob sie Nollywood-Schauspieler kannte? Zu starker Essensgeruch erfüllte den Raum. Die stickige Luft roch ranzig nach Öl, und doch hatte sie jetzt ein bisschen Hunger. Sie aß ein paar Karotten. Halimas Kundin drehte den Kopf vor dem Spiegel nach rechts und nach links und sagte: »Vielen Dank, es sieht großartig aus.«

Nachdem sie gegangen war, sagte Mariama: »So ein junges Mädchen, und sie hat schon zwei Kinder.«

»Oh, diese jungen Leute«, sagte Halima. »Wenn ein Mädchen dreizehn ist, kennt sie schon alle Stellungen. Niemals in Afrique!«

»Nie!«, bekräftigte Mariama.

Sie blickten zu Ifemelu und warteten auf ihre Zustimmung, ihre Billigung. Sie waren hier alle Afrikanerinnen und rechneten damit, aber Ifemelu schwieg und blätterte eine Seite in ihrem Buch um. Nachdem sie gegangen wäre, würden sie über sie reden. Dieses nigerianische Mädchen, sie kommt sich so wichtig vor wegen Princeton. Schaut euch nur diesen Schokoriegel an, sie isst kein richtiges Essen mehr. Sie würden spöttisch lachen, aber es wäre kein harter Spott, denn sie war immer noch ihre afrikanische Schwester, auch wenn sie kurzfristig die Orientierung verloren hatte. Neuer Ölgeruch durchflutete den Raum, als Halima ihren

Telegram:@shabarsbibliothek

Plastikbehälter mit Essen öffnete. Sie aß und sprach zum Fernseher. »Oh, du dummer Mann. Sie wird dir das Geld wegnehmen.«

Ifemelu wischte sich klebriges Haar aus dem Nacken. Es war brütend heiß. »Können wir die Tür offen lassen?«, fragte sie.

Mariama öffnete die Tür, stellte einen Stuhl dagegen. »Diese Hitze ist wirklich schlimm.«

Jede Hitzewelle erinnerte Ifemelu an die erste in dem Sommer, als sie in Amerika eingetroffen war. Es war Sommer in Amerika, das wusste sie, aber ihr ganzes Leben lang hatte sie »Übersee« für einen kalten Ort mit Schnee und Wollmäntel gehalten, und weil Amerika »Übersee« war und ihre Illusionen so stark waren, dass ihnen mit Vernunft nicht beizukommen war, kaufte sie sich auf dem Tejuosho-Markt den dicksten Pullover, den sie finden konnte. Sie trug ihn auf der Reise, zog den Reißverschluss im brummenden Flugzeug bis oben zu und zog ihn wieder auf, als sie zusammen mit Tante Uju das Flughafengebäude verließ. Die brütende Hitze beunruhigte sie, ebenso Tante Ujus alter Toyota-Kombi, der auf der Seite einen Rostfleck hatte und von dessen Sitzen sich der Bezug ablöste. Sie schaute auf die Gebäude und die Autos und die Verkehrsschilder, die allesamt glanzlos waren, enttäuschend glanzlos; in ihrer Phantasie war die Landschaft, waren die weltlichen Dinge in Amerika auf Hochglanz poliert. Am meisten erschreckte sie ein Junge, ein Teenager mit Baseballkappe, der vorgeneigt vor einer Ziegelmauer stand, nach unten blickte, die Hände zwischen den Beinen. Sie drehte sich um, um noch einmal hinzuschauen.

»Hast du den Jungen gesehen?«, sagte sie. »Ich wusste nicht, dass die Leute in Amerika so was tun.«

»Du hast nicht gewusst, dass die Menschen in Amerika pinkeln?«, sagte Tante Uju und blickte kurz zu dem Jungen, bevor sie sich wieder der Ampel

Telegram:@shabarsbibliothek

zuwandte.

»*Ahn-ahn*, Tante. Ich meine, dass sie im Freien pinkeln. Einfach so.«

»Das tun sie normalerweise nicht. Nicht wie zu Hause, wo es jeder tut. Er kann dafür verhaftet werden, aber das hier ist kein gutes Viertel«, sagte Tante Uju kurz angebunden. Sie hatte sich verändert. Ifemelu war es schon im Flughafen aufgefallen: ihr schlampig geflochtenes Haar, keine Ohrringe in den Ohren, ihre rasche beiläufige Umarmung, als wären nur Wochen, nicht Jahre vergangen, seit sie sich zum letzten Mal gesehen hatten.

»Ich sollte jetzt eigentlich über meinen Büchern sitzen«, sagte Tante Uju, den Blick auf die Straße gerichtet. »Mein Examen steht bevor.«

Ifemelu hatte nicht gewusst, dass sie noch ein Examen ablegen musste; sie hatte vielmehr geglaubt, dass Tante Uju auf die Prüfungsergebnisse wartete. Aber sie sagte: »Ja, ich weiß.«

Ihr Schweigen war voller Steine. Am liebsten hätte sich Ifemelu entschuldigt, auch wenn sie nicht wusste, wofür. Vielleicht bedauerte Tante Uju jetzt, da sie in ihrem keuchenden Auto saß, dass sie tatsächlich gekommen war.

Tante Ujus Handy klingelte. »Ja, hier spricht Uju.« Sie sprach es *Ju-juu* aus statt *Uu-juu*.

»Sprichst du deinen Namen jetzt so aus?«, fragte Ifemelu nach dem Gespräch.

»Ich werde so genannt.«

Ifemelu biss sich auf die Zunge, um nicht »Aber das ist nicht dein Name« zu sagen, und sagte stattdessen in Igbo: »Ich wusste nicht, dass es hier so heiß ist.«

»Das ist die erste Hitzewelle des Sommers«, sagte Tante Uju, als müsste Ifemelu verstehen, was eine *Hitzewelle* war. Nie zuvor hatte sie Hitze als so *heiß* empfunden. Es war eine alles durchdringende, unbarmherzige Hitze.

Telegram:@shabarsbibliothek

Als sie vor der Tür zu Tante Ujus Zwei-Zimmer-Wohnung standen, fühlte sich der Knauf warm an. Im Wohnzimmer sprang Dike vom Teppichboden auf, auf dem Spielzeugautos und Actionfiguren herumlagen, und umarmte sie, als würde er sich an sie erinnern. »Alma, das ist meine Cousine!«, sagte er zu seiner Babysitterin, einer blassen Frau mit müdem Gesicht und fettigem schwarzen Haar, das zu einem Pferdeschwanz gebunden war. Wäre Ifemelu Alma in Lagos begegnet, hätte sie sie für eine Weiße gehalten, doch sie sollte lernen, dass Alma Latina war, eine amerikanische Kategorie, die verwirrenderweise sowohl eine Ethnie wie auch eine Rasse bezeichnete, und sie würde Jahre später an Alma denken, als sie einen Blogbeitrag mit dem Titel »Amerika für nicht-amerikanische Schwarze: Was Latino bedeutet« schrieb.

> Latinos sind häufig die unmittelbaren Nachbarn von amerikanischen Schwarzen in Armutsstatistiken, Latinos stehen eine kleine Stufe höher als amerikanische Schwarze in der amerikanischen Rasseleiter, Latinas sind die schokoladenfarbigen Frauen aus Peru, Latinos sind das indigene Volk Mexikos. Latinos sind die Menschen aus der Dominikanischen Republik, die wie Mischlinge aussehen. Hispanos sind die blasseren Menschen aus Puerto Rico. Latino ist auch der blonde blauäugige Typ aus Argentinien. Man muss nur Spanisch sprechen, ohne aus Spanien zu sein, und voilà, man ist eine Rasse namens Latino.

Aber an diesem Nachmittag bemerkte sie Alma oder das Wohnzimmer kaum, in dem nur eine Couch und ein Fernseher standen, oder das Fahrrad in der Ecke, denn sie war völlig gefangengenommen von Dike. Als sie ihn zum letzten Mal gesehen hatte am Tag von Tante Ujus hastiger Abreise aus

Telegram:@shabarsbibliothek

Lagos, war er ein Jahr alt gewesen, hatte im Flughafen untröstlich geweint, als würde er den Aufruhr verstehen, in dem sich sein Leben befand, und jetzt war er hier, ein Erstklässler mit astreinem amerikanischen Akzent und hyperglücklich; die Sorte Kind, die nicht stillhalten konnte und nie traurig schien.

»Warum hast du einen Pullover an? Es ist zu heiß für einen Pullover«, sagte er kichernd und hielt sie in einer langen Umarmung fest. Sie lachte. Er war so klein, so unschuldig, und doch hatte er etwas Frühreifes, aber auf gutgelaunte Weise; er hegte keine dunklen Absichten Erwachsenen gegenüber. Am Abend, nachdem er und Tante Uju im Bett und Ifemelu mit einer Decke auf dem Boden lagen, sagte er: »Warum muss sie auf dem Boden schlafen, Mom? Wir passen alle ins Bett«, als spürte er, wie Ifemelu sich fühlte. Das Arrangement war nicht *falsch* – sie hatte schließlich immer auf einer Matte geschlafen, wenn sie ihre Großmutter im Dorf besuchte –, aber das war Amerika, das glorreiche Amerika, und sie hatte nicht damit gerechnet, auf dem Boden schlafen zu müssen.

»Ich hab’s bequem, Dike«, sagte sie.

Er stand auf und brachte ihr sein Kopfkissen. »Da. Es ist weich und kuschelig.«

Tante Uju sagte: »Dike, komm und leg dich wieder hin. Lass deine Tante schlafen.«

Ifemelu konnte nicht schlafen, sie war zu wach und neugierig auf die neuen Dinge, und sie wartete, bis sie Tante Uju schnarchen hörte, bevor sie aus dem Zimmer schlich und das Licht in der Küche einschaltete. Ein dicker Kakerlak saß an der Wand neben den Schränkchen und bewegte sich leicht auf und ab, als würde er schwer atmen. Wenn sie in ihrer Küche in Lagos gewesen wäre, hätte sie einen Besen geholt und ihn umgebracht, aber sie ließ den amerikanischen Kakerlak in Ruhe und ging zum Fenster im

Telegram:@shabarsbibliothek

Wohnzimmer. Flatlands hieß dieser Teil von Brooklyn, hatte Tante Uju gesagt. Die Straße unten war schlecht beleuchtet, gesäumt nicht von Laubbäumen, sondern von eng geparkten Autos, und sie sah überhaupt nicht aus wie die hübsche Straße in der *Bill Cosby Show*. Ifemelu stand lange Zeit da, unsicher in ihrem Körper, überwältigt von einem Gefühl der Neuheit. Doch sie empfand auch einen Schauder der Erwartung, eine große Lust, Amerika zu entdecken.

»Ich glaube, es ist besser, wenn du den Sommer über auf Dike aufpasst und mir das Geld für die Babysitterin sparst, und wenn du in Philadelphia bist, suchst du dir einen Job«, sagte Tante Uju am nächsten Morgen. Sie hatte Ifemelu geweckt, ihr knappe Anweisungen bezüglich Dike gegeben und angekündigt, dass sie nach der Arbeit in die Bibliothek gehen würde, um zu lernen. Ihre Worte überstürzten sich. Ifemelu wünschte, sie würde einen Gang herunterschalten.

»Du darfst mit deinem Studentenvisum nicht arbeiten, und ins Teilzeitjobprogramm der Regierung zu kommen ist Unsinn, du verdienst so gut wie nichts, und du musst Miete zahlen und für den Rest deiner Studiengebühren aufkommen. Ich habe drei Jobs, und es ist immer noch nicht einfach. Ich habe mit einer meiner Freundinnen gesprochen, ich weiß nicht, ob du dich noch an Ngozi Okonkwo erinnerst. Sie ist jetzt amerikanische Staatsbürgerin und ist für eine Weile nach Nigeria zurückgegangen, um ein Unternehmen zu gründen. Ich habe sie gebeten, dich mit ihrer Sozialversicherungskarte arbeiten zu lassen, und sie war einverstanden.«

»Wie? Ich soll ihren Namen benutzen?«, fragte Ifemelu.

»Natürlich wirst du ihren Namen benutzen«, sagte Uju und zog die Augenbrauen hoch, als könnte sie sich gerade noch davon abhalten zu

Telegram:@shabarsbibliothek

fragen, ob Ifemelu wirklich so dumm war. Auf ihrem Haar, an der Wurzel eines Zopfes klebte ein kleiner weißer Klecks Creme, und Ifemelu hätte sie gern darauf hingewiesen, doch sie überlegte es sich anders, sagte nichts und sah Tante Uju nach, die zur Tür hastete. Tante Ujus Vorhaltung hatte sie getroffen. Es war, als wäre die alte Vertrautheit zwischen ihnen plötzlich erloschen. Tante Ujus Ungeduld, ihre neue Stachligkeit gaben Ifemelu das Gefühl, dass es Dinge gab, die sie eigentlich bereits wissen müsste, doch aufgrund eines persönlichen Versagens nicht wusste. »Im Kühlschrank ist Corned Beef. Du kannst damit Sandwiches zum Mittagessen machen«, hatte Tante Uju gesagt, als wären diese Worte vollkommen normal und benötigten keine humorvolle Erklärung, dass Amerikaner mittags Brot aßen. Aber Dike wollte kein Sandwich. Nachdem er ihr alle seine Spielsachen gezeigt hatte, und sie gemeinsam ein paar Episoden von *Tom und Jerry* gesehen hatten – er lachte aufgeregt, weil sie sie aus Nigeria schon kannte und ihm im Voraus erzählte, was passieren würde –, machte er den Kühlschrank auf und deutete auf das, was er essen wollte. »Hot Dogs.« Ifemelu betrachtete die merkwürdig langen Würstchen und öffnete dann die Schränkchen auf der Suche nach Öl.

»Mommy sagt, dass ich dich Tante Ifem nennen soll. Aber du bist nicht meine Tante. Du bist meine Cousine.«

»Dann nenn mich Cousine.«

»Okay, Coz«, sagte Dike und lachte. Sein Lachen war so herzlich, so offen. Sie hatte das Öl gefunden.

»Das Öl brauchst du nicht«, sagte Dike. »Man kocht sie in Wasser.«

»In Wasser? Wie kann man ein Würstchen in Wasser kochen?«

»Es ist ein Hot Dog, kein Würstchen.«

Selbstverständlich war es ein Würstchen, ob sie ihm nun den lächerlichen Namen »Hot Dog« gaben oder nicht, und deswegen briet sie

Telegram:@shabarsbibliothek

zwei Würstchen in ein wenig Öl, wie sie es immer getan hatte. Dike sah ihr entsetzt zu. Sie schaltete den Herd aus. Er wich zurück und sagte: »Igitt.« Sie standen da und sahen sich an, zwischen ihnen ein Teller mit einem Brötchen und zwei verschrumpelten Würstchen. Da wusste sie, dass sie besser auf ihn gehört hätte.

»Kann ich ein Sandwich mit Erdnussbutter und Marmelade haben?«, fragte Dike. Sie befolgte seine Anweisungen für das Sandwich, schnitt die Brotkruste ab, bestrich die Scheiben zuerst mit Erdnussbutter und unterdrückte ein Lachen, weil er sie scharf beobachtete, als könnte sie jeden Augenblick beschließen, das Brot zu braten.

Als Ifemelu am Abend Tante Uju von dem Hot-Dog-Vorfall erzählte, reagierte Tante Uju nicht wie erwartet amüsiert, sondern sagte: »Das sind keine Würstchen, es sind Hot Dogs.«

»Das ist, als ob man sagen würde, dass ein Bikini nicht das Gleiche ist wie Unterwäsche. Würde ein Besucher aus dem Weltraum den Unterschied kennen?«

Tante Uju zuckte die Achseln; sie saß am Esstisch, ein medizinisches Fachbuch aufgeschlagen vor ihr, und aß einen Hamburger aus einer zerknitterten Papiertüte. Ihre Haut war trocken, sie hatte dunkle Ringe unter den Augen, ihr Geist war bar jeder Farbe. Sie schien das Buch anzustarren, statt es zu lesen.

Im Supermarkt kaufte Tante Uju nie, was sie brauchte; sie kaufte die Sonderangebote und redete sich ein, dass sie sie brauchte. Sie nahm den farbigen Prospekt am Eingang von Key Food und suchte Gang für Gang nach den günstigen Angeboten, während Ifemelu den Wagen schob und Dike neben ihnen ging.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Mommy, die mag ich nicht. Nimm die blauen«, sagte Dike, als Tante Uju Schachteln mit Frühstücksflocken in den Wagen legte.

»Wenn man eine kauft, bekommt man eine zweite umsonst«, sagte Tante Uju.

»Die schmecken aber nicht gut.«

»Die schmecken genau wie deine normalen Flocken, Dike.«

»Nein.« Dike nahm eine blaue Schachtel aus dem Regal und lief damit zur Kasse.

»Hallo, kleiner Mann!« Die Kassiererin war groß und freundlich, ihre von einem Sonnenbrand geröteten Wangen schälten sich. »Hilfst du deiner Mama?«

»Dike, stell es zurück«, sagte Tante Uju in dem langgezogenen nasalen Tonfall, den sie anschlug, wenn sie mit weißen Amerikanern sprach, wenn weiße Amerikaner in der Nähe oder wenn weiße Amerikaner in Hörweite waren. *Steels-zurüück.* Und mit dem Tonfall kam eine neue Person zum Vorschein, die sich entschuldigte und erniedrigte. Sie behandelte die Kassiererin allzu beflissen. »Entschuldigung, Entschuldigung«, sagte sie und suchte in ihrer Börse nach ihrer Kundenkarte. Weil die Kassiererin sie beobachtete, ließ sie Dike die Schachtel behalten, aber im Auto zog sie ihn am linken Ohr und verdrehte es.

»Ich habe dir gesagt, dass du in dem Laden niemals was nehmen darfst. Hast du mich verstanden? Oder soll ich dir erst eine runterhauen?«

Dike drückte die Hand aufs Ohr.

Tante Uju wandte sich an Ifemelu. »So ungezogen sind die Kinder in diesem Land. Jane hat mir erzählt, dass ihrer Tochte gedroht hat, die Polizei zu rufen, wenn sie sie noch einmal schlägt. Stell dir das vor. Ich nehme es dem Mädchen nicht übel, sie ist nach Amerika gekommen und hat gelernt, dass man die Polizei rufen kann.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Ifemelu strich Dike übers Knie. Er sah sie nicht an. Tante Uju fuhr ein bisschen zu schnell mit dem Auto.

Dike rief etwas aus dem Bad, in das er geschickt worden war, um sich vor dem Schlafengehen die Zähne zu putzen.

»Dike, *I mechago*?«, fragte Ifemelu.

»Bitte, sprich nicht Igbo mit ihm«, sagte Tante Uju. »Zwei Sprachen verwirren ihn.«

»Was redest du da, Tante? Wir haben als Kinder auch zwei Sprachen gesprochen.«

»Wir sind in Amerika. Hier ist es anders.«

Ifemelu hielt den Mund. Tante Uju schlug das Buch zu und starrte ins Leere. Der Fernseher war ausgeschaltet, und aus dem Bad drang das Geräusch von laufendem Wasser.

»Tante, was ist los?«, fragte Ifemelu. »Was stimmt nicht?«

»Was meinst du? Nichts ist los.« Tante Uju seufzte. »Ich bin bei der letzten Prüfung durchgefallen. Ich habe das Ergebnis erfahren, kurz bevor du gekommen bist.«

»Oh.« Ifemelu ließ sie nicht aus den Augen.

»Ich bin noch nie bei einer Prüfung durchgefallen. Aber sie haben nicht tatsächliches Wissen abgefragt, sondern unsere Fähigkeit getestet, schwierige Multiple-Choice-Fragen zu beantworten, die nichts mit wirklichem medizinischen Wissen zu tun haben.« Sie stand auf und ging in die Küche. »Ich bin müde. Ich bin todmüde. Ich habe gedacht, dass jetzt alles besser wird für Dike und mich. Niemand hat mir geholfen, und ich konnte einfach nicht glauben, wie schnell sich das Geld verbraucht. Ich habe studiert und mache drei Jobs. Als Verkäuferin im Einkaufszentrum, als Forschungsassistentin und sogar ein paar Stunden bei Burger King.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Es wird besser werden«, sagte Ifemelu ratlos. Sie wusste, wie dumm es klang. Nichts hier war ihr vertraut. Sie konnte Tante Uju nicht trösten, weil sie nicht wusste wie. Als Tante Uju von ihren Freundinnen erzählte, die früher nach Amerika gekommen waren und ihre Prüfungen bestanden hatten – Nkechi in Maryland hatte ihr den Esstisch und die Stühle geschickt, Kemi in Indiana hatte ihr das Bett gekauft, Ozavisa hatte Geschirr und Kleidung aus Hartfort geschickt –, sagte Ifemelu: »Gott segne sie«, und die Worte fühlten sich sperrig und nutzlos in ihrem Mund an.

Sie hatte aufgrund von Tante Ujus Anrufen angenommen, dass ihre Lage nicht allzu schlecht war, doch jetzt wurde ihr klar, dass Tante Uju sich immer vage ausgedrückt, nie Einzelheiten ihrer »Arbeit« und ihrer »Prüfungen« erwähnt hatte. Oder vielleicht hatte sie sie auch nicht nach Einzelheiten gefragt, hatte nicht erwartet, Einzelheiten zu verstehen. Und während sie sie betrachtete, dachte sie, dass die alte Tante Uju ihr Haar nie in so schlampigen Zöpfen getragen hätte. Sie hätte nie die eingewachsenen Haare toleriert, die wie Rosinen auf ihrem Kinn wuchsen, oder Hosen getragen, die sich zwischen ihren Beinen pluderten. Amerika hatte sie bezwungen.

Telegram:@shabarsbibliothek

10

Dieser erste Sommer war Ifemelus Sommer des Wartens; sie hatte das Gefühl, das wahre Amerika läge hinter der nächsten Ecke, um die sie gehen würde. Sogar die Tage, die träge und fließend mit späten Sonnenuntergängen ineinander übergingen, schienen zu warten. Sie lebte, als wäre sie nackt, blank, ohne Eltern und Freunde und Zuhause, ohne die vertrauten Orientierungshilfen, die sie zu der machten, die sie war. Und so wartete sie, schrieb Obinze lange detaillierte Briefe, rief ihn hin und wieder an – kurze Gespräche, weil Tante Uju meinte, sie solle ihre Telefonkarte nicht verschwenden – und verbrachte viel Zeit mit Dike. Er war noch ein Kind, aber sie empfand für ihn eine Nähe, die an Freundschaft grenzte; sie sahen gemeinsam seine bevorzugten Zeichentrickserien, *Rugrats* und *Franklin*, und lasen Bücher, und sie ging mit ihm hinaus, wo er mit Janes Kindern spielte. Jane lebte in der Nachbarwohnung. Sie und ihr Mann Marlon waren aus Grenada und sprachen mit einem melodischen Akzent, als würden sie gleich anfangen zu singen. »Sie sind wie wir. Er hat eine gute Stelle und ist ehrgeizig, und sie schlagen ihre Kinder«, hatte Tante Uju zufrieden gesagt.

Ifemelu und Jane lachten, als sie feststellten, dass sie in Grenada und in Nigeria ähnlich aufgewachsen waren mit Büchern von Enid Blyton und anglophilen Lehrern und Vätern, die auf den BBC World Service schworen. Jane war nur ein paar Jahre älter als Ifemelu. »Ich habe sehr jung geheiratet. Alle wollten Marlon, wie hätte ich da nein sagen können?«, sagte sie halb im Scherz. Sie saßen auf der Treppe vor dem Haus und sahen Dike und

Telegram:@shabarsbibliothek

Janes Kindern zu, Elizabeth und Junior, die auf ihren Fahrrädern bis zum Ende der Straße und wieder zurück fuhren. Ifemelu rief Dike oft nach, keinesfalls weiter zu fahren, die Kinder schrien, die Gehsteige aus Beton schimmerten in der heißen Sonne, die Sommerflaute gelegentlich unterbrochen vom Lauter- und Leiserwerden der Musik in vorbeifahrenden Autos.

»Es muss alles sehr fremd für dich sein«, sagte Jane.

Ifemelu nickte. »Ja.«

Ein Eiswagen bog mit einer klimpernden Melodie in die Straße.

»Ich bin jetzt das zehnte Jahr hier und habe das Gefühl, als müsste ich mich immer noch eingewöhnen«, sagte Jane. »Am schwierigsten ist es, die Kinder großzuziehen. Schau dir Elizabeth an, ich muss ständig auf sie aufpassen. Wenn man in diesem Land nicht aufpasst, werden deine Kinder zu etwas, was du nicht kennst. Zu Hause ist es anders, weil man sie dort kontrollieren kann. Hier nicht.« Jane mit ihrem unscheinbaren Gesicht und ihren dünnen Armen wirkte so harmlos, aber hinter ihrem bereitwilligen Lächeln verbarg sich eine eiskalte Wachsamkeit.

»Wie alt ist sie? Zehn?«, fragte Ifemelu.

»Neun, und sie versucht schon, die Drama Queen zu spielen. Wir zahlen gutes Geld für ihre Privatschule. Es ist zwecklos, sie hier in die öffentlichen Schulen zu schicken. Marlon sagt, dass wir bald in die Vorstadt ziehen werden, damit sie in bessere Schulen gehen können. Sonst fangen sie nur an, sich wie die schwarzen Amerikaner zu benehmen.«

»Wie meinst du das?«

»Wart’s ab, mit der Zeit wirst du es verstehen«, sagte Jane und stand auf, um Geld für das Eis der Kinder zu holen.

Ifemelu saß gern mit Jane vor dem Haus bis zu dem Abend, als Marlon von der Arbeit zurückkam und, nachdem Jane hineingegangen war, um

Telegram:@shabarsbibliothek

Limonade für die Kinder zu holen, Ifemelu hastig zuflüsterte: »Ich habe über dich nachgedacht. Ich möchte mit dir reden.« Sie erzählte es Jane nicht. Jane würde Marlon, ihren hellhäutigen Marlon mit den haselnussbraunen Augen, den alle wollten, nie für irgendetwas verantwortlich machen, und Ifemelu begann, beide zu meiden, sich komplizierte Brettspiele auszudenken, die sie und Dike im Haus spielen konnten.

Einmal fragte sie Dike, was er vor den Sommerferien in der Schule getan hatte, und er sagte: »Kreise.« Die Kinder saßen im Kreis auf dem Boden und spielten gemeinsam mit ihren Lieblingssachen.

Sie war entsetzt. »Kannst du teilen?«

Er sah sie merkwürdig an. »Aber ich bin doch erst in der ersten Klasse, Coz.«

»In deinem Alter konnte ich schon einfache Teilungen.«

Die Überzeugung, dass amerikanische Kinder in der Grundschule nichts lernten, nistete sich in ihrem Kopf ein und verfestigte sich, als er ihr erzählte, dass seine Lehrerin manchmal Hausaufgabengutscheine verteilte; wenn man einen Hausaufgabengutschein bekam, durfte man einmal mit der Hausaufgabe aussetzen. Kreise, Hausaufgabengutscheine, was für einen Unsinn würde er ihr als Nächstes erzählen? Und so begann sie, ihn in Mathematik zu unterrichten. Sie konnte sich jetzt nicht mehr an diesen Sommer erinnern, ohne an schriftliche Divisionen zu denken, an Dikes verwirrt gerunzelte Stirn, als sie nebeneinander am Esstisch saßen und sie ihn abwechselnd bestach oder anschrie. Okay, versuch’s noch einmal, und du kriegst ein Eis. Du darfst erst spielen, wenn du alles richtig ausgerechnet hast. Später, als er älter war, sagte er, dass ihm Mathematik immer leichtgefallen sei, weil sie ihn in diesem Sommer damit massakriert habe. »Du musst den Sommer meinen, als ich dich instruiert habe«, erwiderte sie.

Telegram:@shabarsbibliothek

Es wurde zu einem Scherz, auf den sie manchmal zurückgriffen wie auf Balsam für die Seele.

Es war auch ihr Sommer des Essens. Sie genoss das Ungewohnte – die Hamburger von McDonald's mit dem kurzen Knirschen von sauren Pickles, ein neuer Geschmack, den sie einmal mochte und dann wieder nicht, die Wraps, die Tante Uju nach Hause mitbrachte, feucht mit einem pikanten Dressing, und die Sandwiches mit Mortadella und Peperoni, die einen Salzfilm in ihrem Mund hinterließen. Die Geschmacklosigkeit des Obstes verwirrte sie, als hätte die Natur vergessen, die Orangen und Bananen zu würzen, aber sie sah und fasste sie gern an; weil die Bananen so groß waren, so einheitlich gelb, vergab sie ihnen den Mangel an Geschmack. »Warum tust du das? Warum isst du eine Banane mit Erdnüssen?«, fragte Dike einmal.

»Das tun wir in Nigeria. Willst du es probieren?«

»Nein«, sagte er bestimmt. »Ich glaube, ich mag Nigeria nicht, Coz.«

Der Geschmack von Eis war Gott sei Dank der gleiche. Sie löffelte es direkt aus den riesigen Kauf-einen-und-du-bekommst-einen-umsonst-Behältern aus der Gefriertruhe, Vanille und Schokolade, während sie auf den Fernseher starrte. Sie sah die gleichen Serien wie in Nigeria – *Der Prinz von Bel Air, College Fieber* – und entdeckte neue Serien, die sie nicht gekannt hatte – *Freunde, Die Simpsons* –, doch es waren die Werbespots, die sie wirklich faszinierten. Sie sehnte sich nach dem Leben, das sie vorführten, ein Leben voller Glück, in dem alle Probleme im Handumdrehen gelöst wurden dank eines Shampoos oder Autos oder abgepackten Essens, und in ihrem Kopf wurden sie zum wahren Amerika, dem Amerika, das sie kennenlernen würde, wenn sie im Herbst aufs College ging. Die abendlichen Nachrichten, eine unendliche Abfolge von Schießereien und Bränden, verwirrten sie anfänglich, denn sie war die

Telegram:@shabarsbibliothek

NTA-Nachrichten gewöhnt, in denen aufgeblasene Armeeoffiziere Bänder durchschnitten oder Reden hielten. Aber als sie Tag für Tag Bilder von Menschen sah, die in Handschellen abgeführt wurden, von verzweifelten Familien vor verkohlten schwelenden Häusern, von Autos, die in Verfolgungsjagden mit der Polizei zu Schrott gefahren wurden, verschwommene Videos von bewaffneten Überfällen auf Geschäfte, wurde ihre Verwirrung zu Besorgnis. Sie geriet in Panik, wenn sie ein Geräusch vor dem Fenster hörte oder Dike mit dem Fahrrad zu weit die Straße entlangfuhr. Sie trug nach Einbruch der Dunkelheit den Abfall nicht mehr hinaus, weil ihr ein Mann mit Pistole auflauern könnte. Tante Uju lachte kurz auf und sagte: »Wenn du weiter fernsiehst, glaubst du noch, dass so etwas die ganze Zeit passiert. Weißt du, wie viele Verbrechen in Nigeria begangen werden? Bei uns wird nur nicht so viel darüber berichtet.«

Telegram:@shabarsbibliothek

11

Tante Uju kam jeden Tag mit verdorrtem Gesicht und angespannt nach Hause, draußen war es dunkel, und Dike lag bereits im Bett. Sie fragte stets: »Habe ich Post? Ist Post gekommen?«, ihr ganzes Wesen am Rand einer gefährlichen Klippe, von der sie zu stürzen drohte. An manchen Abenden telefonierte sie lange, ihre Stimme leise, als wollte sie etwas vor den neugierigen Ohren der Welt verheimlichen. Schließlich erzählte sie Ifemelu von Bartholomew. »Er ist Buchhalter, geschieden, und er will wieder heiraten. Er ist aus Eziowelle, nicht weit von unserem Dorf.«

Ifemelu, die Tante Ujus Worte verblüfft hatten, konnte nur »Oh, okay« und sonst nichts sagen. »Was macht er?« und »Wo wohnt er?« hätte ihre Mutter gefragt, aber seit wann war es für Tante Uju von Bedeutung, dass ein Mann aus einem Dorf in der Nähe ihres eigenen stammte?

An einem Samstag kam Bartholomew aus Massachussetts. Tante Uju kochte scharfe Hühnermägen, puderte sich das Gesicht, stellte sich neben das Wohnzimmerfenster und wartete, bis er vorfuhr. Dike beobachtete sie und spielte dabei halbherzig mit seinen Actionfiguren, verwirrt, aber auch aufgeregt, weil er ihre erwartungsvolle Anspannung spürte. Als es klingelte, sagte sie streng zu Dike: »Benimm dich!«

Bartholomew trug eine Khakihose, die er hoch über seinen Bauch gezogen hatte, und sprach mit einem amerikanischen Akzent voller Löcher, verstümmelte Worte, bis sie nicht mehr zu verstehen waren. Ifemelu folgerte aus seinem Verhalten, dass er unter ärmlichen Verhältnissen auf

Telegram:@shabarsbibliothek

dem Land aufgewachsen war und es mit seinem amerikanischen Gehabe kompensieren wollte.

Er blickte zu Dike und sagte nahezu gleichgültig: »Ach ja, dein Junge. Wie geht’s dir?«

»Gut«, murmelte Dike.

Es ärgerte Ifemelu, dass sich Bartholomew nicht für den Sohn der Frau interessierte, der er den Hof machte, und sich nicht einmal bemühte, Interesse zu heucheln. Er war vollkommen ungeeignet für Tante Uju und ihrer nicht würdig. Ein intelligenterer Mann hätte das bemerkt und sich zurückgehalten, aber nicht Bartholomew. Er benahm sich großspurig, als wäre er ein Hauptpreis, den zu gewinnen Tante Uju sich glücklich schätzen könnte, und Tante Uju spielte das Spiel mit. Bevor er das Essen probierte, sagte er: »Mal sehen, ob es was taugt.«

Tante Uju lachte, und ihr Lachen klang zustimmend, denn bei seinem »Mal sehen, ob es was taugt« ging es darum, ob sie eine gute Köchin und infolgedessen ein gute Ehefrau war. Sie fügte sich seinen Ritualen, lächelte ein Lächeln, das Demut ihm, aber nicht der Welt gegenüber versprach, reichte ihm die Gabel, wenn sie ihm aus der Hand fiel, brachte ihm mehr Bier. Dike sah ihnen still zu und rührte seine Spielsachen nicht an. Bartholomew aß und trank Bier. Er sprach über nigerianische Politik mit der leidenschaftlichen Begeisterung von jemandem, der sie aus der Ferne verfolgte, der sich im Internet informierte und manche Artikel mehrmals las. »Kudirats Tod war nicht umsonst, er wird die demokratische Bewegung aufrütteln auf eine Weise, wie es ihr Leben nicht getan hat. Ich habe gerade in *Nigerian Village* einen Artikel zu diesem Thema geschrieben.« Tante Uju nickte und stimmte allem zu, was er sagte. Oft herrschte Schweigen. Sie sahen fern, ein Drama mit vorhersehbarem Ausgang und knallbunten Szenen, und in einer trat ein junges Mädchen in einem kurzen Kleid auf.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ein Mädchen in Nigeria würde so ein Kleid nie anziehen«, sagte Bartholomew. »Schau dir das an. Dieses Land hat keine moralische Orientierung.«

Ifemelu hätte schweigen sollen, aber Bartholomew hatte etwas an sich, was sie reizte, er war eine so übertriebene Karikatur mit seiner zurückgekämmten Frisur, die er nicht verändert hatte, seit er vor dreißig Jahren nach Amerika gekommen war, und seinen falschen überhitzten Moralvorstellungen. Er gehörte zu den Leuten, die man zu Hause in seinem Dorf »verirrt« nannte. *Er ist nach Amerika gegangen und hat sich verirrt*, würden die Leute sagen. *Er ist nach Amerika gegangen und hat sich geweigert, zurückzukommen.*

»Mädchen in Nigeria tragen viel kürzere Kleider«, sagte Ifemelu. »In der Oberschule haben sich manche von uns im Haus einer Freundin umgezogen, damit unsere Eltern es nicht mitbekommen haben.«

Tante Uju sah sie aus zusammengekniffenen Augen warnend an. Bartholomew blickte zu ihr und zuckte die Schultern, als wäre sie einer Antwort nicht wert. Antipathie schwelte zwischen ihnen. Für den Rest des Nachmittags ignorierte er sie. Er würde sie zukünftig oft ignorieren. Später las sie seine Beiträge für *Nigerian Village*, alle sauertöpfisch und engstirnig, die er unter dem Namen »Igbo Massachussetts Accountant« veröffentlichte, und sie staunte, wie langatmig er schrieb, wie aktiv er gehaltlose Argumente verfolgte

Er war seit vielen Jahren nicht mehr in Nigeria gewesen und brauchte vielleicht den Trost dieser Online-Gruppen, in denen kleine Beobachtungen aufflackerten und zu Angriffen entbrannten, zu wütend ausgetauschten persönlichen Beleidiungen. Ifemelu stellte sich die Verfasser vor, Nigerianer, die in Amerika in düsteren Häusern wohnten, ihr Leben totgeschlagen von der Arbeit, und das Jahr über ihre Ersparnisse sorgsam

Telegram:@shabarsbibliothek

zusammenhielten, so dass sie im Dezember für eine Woche mit Koffern voller Schuhe, Kleider und billiger Armbanduhren nach Hause fahren und in den Augen ihrer Verwandten ein auf Hochglanz poliertes Bild ihrer selbst sehen konnten. Danach kehrten sie nach Amerika zurück und stritten im Internet über ihre Mythologien von zu Hause, denn ihr wahres Zuhause war jetzt ein vager Ort zwischen hier und dort, und sie konnten das Wissen, wie unbedeutend sie geworden waren, zumindest online ignorieren.

Nigerianische Frauen kamen nach Amerika und wurden zügellos, schrieb Igbo Massachussetts Accountant in einem Beitrag; es war eine unangenehme Wahrheit, aber sie musste ausgesprochen werden. Wie sonst waren die hohen Scheidungsraten unter Nigerianern in Amerika und die niedrigen in Nigeria zu erklären? Delta Mermaid antwortete, dass es in Amerika Gesetze gebe, die Frauen schützten, und die Scheidungsraten in Nigeria genauso hoch wären, gäbe es diese Gesetze in Nigeria. Igbo Massachussetts Accountant erwiderte: *Der Westen hat dich einer Gehirnwäsche unterzogen. Du solltest dich schämen, dich eine Nigerianerin zu nennen.* Als Antwort auf Eze Houston, die schrieb, dass sich nigerianische Männer zynisch verhielten, wenn sie nach Nigeria fuhren, um Krankenschwestern und Ärztinnen zu heiraten, nur damit diese Frauen in Amerika Geld für sie verdienten, entgegnete Igbo Massachussetts Accountant: *Was ist falsch daran, wenn ein Mann finanzielle Sicherheit von seiner Frau erwartet? Erwarten Frauen nicht das Gleiche?*

Nachdem er an diesem Samstag gegangen war, fragte Tante Uju Ifemelu: »Was denkst du?«

»Er benutzt Bleichmittel.«

»Was?«

»Hast du es nicht gesehen? Sein Gesicht hat eine komische Farbe. Er muss eine billige Creme ohne Sonnenschutz benutzen. Was für ein Mann

Telegram:@shabarsbibliothek

bleicht sich die Haut, *biko*?«

Tante Uju zuckte die Achseln, als wäre ihr der grünlichgelbe Ton im Gesicht des Mannes nicht aufgefallen, der an den Schläfen am schlimmsten war.

»Er ist nicht schlecht. Er hat eine gute Stelle.« Sie hielt inne. »Ich werde nicht jünger. Ich möchte, dass Dike einen Bruder oder eine Schwester hat.«

»In Nigeria hätte ein Mann wie er nicht einmal den Mut, mit dir zu sprechen.«

»Wir sind nicht in Nigeria, Ifem.«

Bevor Tante Uju ins Schlafzimmer ging, von ihren vielen Ängsten ins Wanken gebracht, sagte sie: »Bitte, bete, dass was draus wird.«

Ifemelu betete nicht, doch selbst wenn sie es getan hätte, wäre es ihr unmöglich gewesen, dafür zu beten, dass Tante Uju und Bartholomew zusammenkamen. Es machte sie traurig, dass Tante Uju sich mit dem zufriedengab, was ihr vertraut war.

Wegen Obinze machte Manhattan ihr ein wenig Angst. Als sie zum ersten Mal mit feuchten Handflächen mit der U-Bahn von Brooklyn nach Manhattan fuhr, ging sie durch die Straßen, sah sich alles an, saugte alles auf. Eine sylphenhafte Frau mit High Heels und einem kurzen Kleid, das hinter ihr flatterte, lief, bis sie stolperte und beinahe gestürzt wäre, ein dicklicher Mann stand am Bordstein, hustete und spuckte, ein ganz in Schwarz gekleidetes Mädchen versuchte mit Handzeichen ein vorbeifahrendes Taxi aufzuhalten. Die zahllosen Wolkenkratzer verhöhnten den Himmel, aber die Fenster in den Gebäuden waren schmutzig. Die schwindelerregende Unvollkommenheit von allem beruhigte sie. »Es ist wunderbar, aber der Himmel ist es nicht«, sagte sie zu Obinze. Sie konnte es nicht erwarten, bis auch er Manhattan sehen würde. Sie stellte sich vor,

Telegram:@shabarsbibliothek

wie sie beide Hand in Hand wie die amerikanischen Paare umherschlenderten und vor einem Schaufenster stehenblieben oder vor einer an eine Restauranttür geklebten Speisekarte oder vor einem Imbisswagen, um kalte Flaschen mit Eistee zu kaufen. »Bald«, schrieb er in einem Brief. Sie schrieben und sagten häufig »bald«, und »bald« verlieh ihrem Plan das Gewicht von etwas Realem.

Endlich kamen Tante Ujus Ergebnisse. Ifemelu holte den Umschlag aus dem Briefkasten, er war so dünn, so gewöhnlich, *United States Medical Licensing Examination* war in gerader Schrift darauf gedruckt, und sie hielt ihn lange in der Hand und wünschte inbrünstig, dass er gute Nachrichten enthielt. Sie hob ihn hoch, kaum war Tante Uju durch die Tür getreten. Tante Uju schnappte nach Luft. »Ist er dick? Ist er dick?«, fragte sie?

»Was? *Gini?*«

»Ist er dick?«, fragte Tante Uju noch einmal, ließ die Handtasche auf den Boden gleiten und ging mit ausgestreckter Hand zu ihr, ihre Miene verzweifelt vor Hoffnung. Sie nahm den Umschlag und schrie, »Ich hab’s geschafft!«, dann riss sie ihn auf, um sich zu vergewissern, starrte auf das dünne Blatt Papier. »Wenn man durchfällt, schicken sie einen dicken Umschlag, damit du dich neu anmelden kannst.«

»Tante! Ich hab’s gewusst. Glückwunsch!«, sagte Ifemelu.

Tante Uju nahm sie in den Arm, sie lehnten aneinander, hörten sich gegenseitig atmen, und Ifemelu erinnerte sich voll Freude an Lagos.

»Wo ist Dike?«, fragte Tante Uju, als läge er nicht immer schon im Bett, wenn sie von ihrem zweiten Job nach Hause kam. Sie ging in die Küche, stellte sich unter die helle Deckenlampe und schaute sich noch einmal mit feuchten Augen das Ergebnis an. »Ich werde also in diesem Amerika

Telegram:@shabarsbibliothek

Hausärztin sein«, sagte sie nahezu flüsternd. Sie öffnete eine Cola-Dose, trank jedoch nichts.

Später sagte sie: »Für die Vorstellungsgespräche muss ich mir die Zöpfe rausmachen und mein Haar glätten lassen. Kemi hat mir gesagt, dass ich keine Zöpfe haben soll. Wenn man Zöpfe hat, gilt man als unprofessionell.«

»Es gibt in Amerika also keine Ärztinnen mit Zöpfen?«, fragte Ifemelu.

»Ich sage nur, was man mir gesagt hat. Du bist jetzt in einem Land, das nicht dein eigenes ist. Man tut, was man tun muss, wenn man Erfolg haben will.«

Da war sie wieder, diese seltsame Naivität, in die sich Tante Uju gehüllt hatte wie in eine Decke. Wenn sie sich mit ihr unterhielt, ging Ifemelu manchmal durch den Kopf, dass Tante Uju absichtlich etwas von sich selbst, etwas Wesentliches an einem fernen und vergessenen Ort zurückgelassen hatte. Obinze behauptete, es läge an der übertriebenen Dankbarkeit der unsicheren Immigranten. Es sah Obinze ähnlich, dass er eine Erklärung dafür hatte. Obinze, der sie in diesem Sommer des Wartens erdete – mit seiner festen Stimme am Telefon, seinen langen Briefen in den blauen Luftpostumschlägen – und der, als der Sommer zu Ende ging, das neue Nagen in ihrem Bauch verstand. Sie wollte mit dem College anfangen, das wahre Amerika entdecken, und doch nagte etwas in ihrem Bauch, eine Angst und eine neue schmerzhafte Sehnsucht nach dem Sommer in Brooklyn, das ihr vertraut geworden war: Kinder auf Fahrrädern, muskulöse schwarze Männer in engen weißen Tanktops, klingelnde Eiswagen, laute Musik aus Autos ohne Verdeck, die Sonne, die bis in den Abend schien, und die in der feuchten Luft faulenden und stinkenden Dinge. Sie wollte Dike nicht verlassen – allein schon bei dem Gedanken hatte sie das Gefühl, einen Schatz zu verlieren –, und doch wollte sie weg aus Tante Ujus Wohnung und ein Leben beginnen, dessen Grenzen sie selbst festsetzte.

Telegram:@shabarsbibliothek

Dike hatte ihr einmal wehmütig von einem Freund erzählt, der nach Coney Island gefahren und mit einem Foto von sich auf einer steilen Rutsche zurückgekommen war, und sie überraschte ihn an dem Wochenende, bevor sie umzog, und sagte: »Wir fahren nach Coney Island!« Jane hatte ihr erklärt, welche Bahn sie nehmen musste, was sie tun sollte, wie viel es kosten würde. Tante Uju fand es eine gute Idee, steuerte jedoch kein Geld bei. Als sie zusah, wie Dike auf den Karussells fuhr, voller Angst und Aufregung laut schrie, ein kleiner Junge, der gänzlich offen für die Welt war, tat es ihr um das Geld, das sie ausgegeben hatte, nicht leid. Sie aßen Hot Dogs und Zuckerwatte, tranken Milchshakes. »Ich kann es gar nicht mehr erwarten, bis ich nicht mehr mit dir auf die Mädchentoilette gehen muss«, sagte er, und sie lachte und lachte. Auf der Rückfahrt war er müde und schläfrig. »Coz, das war der allerbeste Tag mit dir«, sagte er und lehnte sich an sie.

Die bittersüße Wehmut eines zu Ende gehenden Schwebezustands überkam sie ein paar Tage später, als sie Dike zum Abschied küsste – einmal, zweimal, dann ein drittes Mal, während er, der so selten Tränen vergoss, weinte und sie selbst die Tränen zurückdrängte und Tante Uju wieder und wieder sagte, dass Philadelphia nicht sehr weit weg sei. Ifemelu rollte ihren Koffer zur U-Bahn, stieg am Bahnhof in der Zweiundvierzigsten Straße aus und fuhr mit dem Bus nach Philadelphia. Sie saß am Fenster – jemand hatte einen Kaugummi an die Scheibe geklebt – und betrachtete lange Zeit die Sozialversicherungskarte und den Führerschein, die Ngozi Okonkwo gehörten. Ngozi Okonkwo war mindestens zehn Jahre älter als sie, hatte ein schmales Gesicht und Augenbrauen, die als winzige Bälle begannen, bevor sie einen Bogen schlugen, und ein Kinn in Form eines Vs.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich sehe ihr überhaupt nicht ähnlich«, hatte Ifemelu gesagt, als Tante Uju ihr die Karte gab.

»Für Weiße sehen wir alle gleich aus«, sagte Tante Uju.

»*Ahn-ahn*, Tante!«

»Ich mache keinen Witz. Letztes Jahr ist Amaras Cousine gekommen, und sie hat noch keine Papiere, deswegen hat sie mit Amaras Ausweis gearbeitet. Du erinnerst dich doch noch an Amara? Ihre Cousine ist sehr hellhäutig und schlank. Sie sehen sich überhaupt nicht ähnlich. Es ist niemand aufgefallen. Sie arbeitet bei einer Familie in Virginia als Altenpflegerin. Du darfst nur deinen neuen Namen nicht vergessen. Ich habe eine Freundin, die hat ihn vergessen, und eine Kollegin hat sie mehrmals gerufen, und sie hat nicht regaiert. Dann sind sie misstrauisch geworden und haben sie bei der Einwanderungsbehörde angezeigt.«

Telegram:@shabarsbibliothek

12

Da stand Ginika, in dem kleinen vollen Busbahnhof, in einem Minirock und einem Schlauch-Top, das ihren Busen bedeckte, aber nicht ihre Taille, und wartete darauf, Ifemelu in Empfang zu nehmen und sie im wahren Amerika abzusetzen. Ginika war viel dünner, halb so dick wie früher, ihr Kopf auf dem langen Hals wirkte größer und erinnerte vage an ein exotisches Tier. Sie streckte ihr die Arme entgegen, als wollte sie ein Kind umarmen, lachte und rief: »Ifemsco! Ifemsco!«, und Ifemelu ging flüchtig ein Bild aus der Oberschule durch den Kopf: plaudernde Mädchen in weißblauen Schuluniformen, Filzbarett auf dem Kopf, die sich im Schulkorridor drängten. Sie umarmte Ginika. Die Theatralik des Festhaltens, Loslassen und wieder Festhaltens trieb ihr überraschenderweise Tränen in die Augen.

»Schau dich nur an!«, sagte Ginika und gestikulierte, und die vielen Silberreifen um ihr Handgelenk klimperten. »Bist du es wirklich?«

»Wann hast *du* aufgehört zu essen, dass du jetzt aussiehst wie ein getrockneter Stockfisch?«, fragte Ifemelu.

Ginika lachte, nahm ihren Koffer und wandte sich dem Ausgang zu. »Komm, gehen wir. Ich stehe im Halteverbot.«

Der grüne Volvo stand an der Ecke zu einer schmalen Straße. Eine verdrossene Frau in Uniform, den Strafzettelblock in der Hand, stapfte darauf zu, als Ginika in den Wagen sprang und den Motor anließ. »Das war knapp!«, sagte sie und lachte. Ein Obdachloser in einem schmuddligen T-Shirt und mit einem Einkaufswagen voller Bündel war neben dem Wagen

Telegram:@shabarsbibliothek

stehengeblieben, als wollte er sich kurz ausruhen, und starrte vor sich hin, und Ginika blickte immer wieder zu ihm, als sie ausparkte. Sie fuhren mit offenen Fenstern. Philadelphia roch nach Sommersonne, heißem Asphalt, nach dem gebratenen Fleisch der Imbisswagen an den Straßenecken, in denen ausländische braune Männer und Frauen arbeiteten. Ifemelu sollte das Gyros von diesen Wagen bald mögen, Fladenbrot und Lammfleisch und tropfende Soßen, und sie sollte auch Philadelphia bald mögen. Es war kein angsteinflößendes Phantasma wie Manhattan; es war klein, aber nicht provinziell, eine Stadt, die vielleicht gut zu einem war. Ifemelu sah Frauen auf den Gehwegen, die in Turnschuhen von der Arbeit zum Mittagessen gingen, ein Beweis dafür, dass Amerikaner der Bequemlichkeit den Vorzug vor Eleganz gaben, sie sah junge Paare, die Händchen hielten und sich hin und wieder küssten, als würde sich ihre Liebe auflösen, zu nichts gerinnen, wenn sie die Hände losließen.

»Ich habe das Auto meines Vermieters ausgeliehen. Ich wollte dich nicht mit meiner Schrottkarre abholen. Ich kann’s nicht fassen, Ifemsco. Du bist in Amerika!«, sagte Ginika. Ihre Hagerkeit, ihre olivfarbene Haut, der kurze Rock, der hochgerutscht war und kaum mehr ihren Schritt bedeckte, ihr absolut gerades Haar, das sie immer wieder hinter die Ohren schob, die blonden Strähnen, die im Sonnenschein schimmerten, all das verlieh ihr einen metallischen fremden Glanz.

»Wir kommen jetzt in die University City, und dort ist der Wellson Campus, weißt du? Wir können erst zu deinem College fahren und dann raus zu mir und abends zu meiner Freundin. Sie hat ein Treffen organisiert.« Ginika sprach eine altmodische übertriebene Form von nigerianischem Englisch, als wollte sie unbedingt beweisen, dass sie sich nicht verändert hatte. Sie hatte mit unermüdlicher Loyalität über die Jahre Kontakt gehalten, angerufen, Briefe geschrieben und Bücher und formlose Hosen

Telegram:@shabarsbibliothek

geschickt, die sie Slacks nannte. Und Ifemelu brachte es nicht übers Herz, ihr zu sagen, dass in Nigeria jetzt niemand mehr so sprach wie sie.

Ginika erzählte Anekdoten über ihre frühen Erlebnisse in Amerika, als enthielten sie Weisheiten, die Ifemelu von Nutzen sein könnten.

»Was meinst du, wie sie gelacht haben, als ich in der Highschool gesagt habe, ich hätte gepoppt. Poppen heißt hier, mit jemand Sex haben. Deswegen musste ich immer wieder erklären, dass es in Nigeria Popmusik hören bedeutet. Und kannst du dir vorstellen, dass ›Mischling‹ hier ein Schimpfwort ist? Im ersten Semester habe ich ein paar Freunden erzählt, dass ich zu Hause in der Schule zum hübschesten Mädchen gewählt worden bin. Erinnerst du dich? Ich hätte nicht gewinnen dürfen. Zainab hätte gewinnen sollen. Es lag nur daran, dass ich ein Mischling bin. Und das ist noch nicht alles. Die Weißen in diesem Land werden dir Scheiße an den Kopf werfen, mit der sie mich verschonen. Wie auch immer, ich habe ihnen erzählt, wie alle Jungs zu Hause hinter mir her waren, weil ich Mischling bin, und sie haben gesagt, ich würde mich selbst schlechtmachen. Deswegen sage ich jetzt gemischtrassig, und es wird von mir erwartet, dass ich gekränkt bin, wenn mich jemand Mischling nennt. Ich kenne hier viele Leute mit weißen Müttern, die jede Menge Probleme haben. Ich wusste nicht mal, dass ich Probleme haben sollte, bis ich nach Amerika gekommen bin. Ehrlich, wenn jemand gemischtrassige Kinder aufziehen will, dann soll er es in Nigeria tun.«

»Klar. Wo alle Jungs Mischlingsmädchen hinterherrennen.«

»Übrigens nicht *alle* Jungs.« Ginika verzog das Gesicht. »Obinze sollte sich beeilen und in die USA kommen, bevor dich jemand entführt. Du hast einen Körper, wie sie ihn hier mögen.«

»Was?«

»Du bist dünn und hast große Brüste.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Bitte, ich bin nicht dünn, ich bin schlank.«

»Amerikaner sagen ›dünn‹. ›Dünn‹ ist hier ein positives Wort.«

»Hast du deswegen das Essen eingestellt? Dein Hintern ist verschwunden. Ich habe mir immer gewünscht, einen Hintern wie du zu haben«, sagte Ifemelu.

»Weißt du, ich habe angefangen abzunehmen, kaum war ich hier. Eigentlich war ich fast anorektisch. Die Leute in der Highschool haben mich Schweinchen genannt. Wenn zu Hause jemand sagt, dass du abgenommen hast, ist das was Schlechtes. Aber wenn dir hier jemand sagt, dass du abgenommen hast, dann bedankst du dich. Es ist einfach anders«, sagte Ginika ein bisschen wehmütig, als wäre auch sie neu in Amerika.

Später beobachtete Ifemelu Ginika in der Wohnung ihrer Freundin Stephanie, wie sie sich eine Flasche Bier an den Mund hielt und mit amerikanischem Akzent sprach, und sie staunte, wie sehr sie wie ihre amerikanischen Freundinnen geworden war. Jessica, die Amerikanerin japanischer Herkunft, schön und lebhaft, spielte mit dem Schlüssel ihres Mercedes. Die hellhäutige Teresa lachte laut und trug Diamantenstecker und schäbige, abgewetzte Schuhe. Stephanie, chinesischer Abstammung, ihr Haar ein perfekter schwingender Bob, der auf Kinnhöhe nach innen gewellt war, langte hin und wieder in ihre Handtasche mit Monogramm, nahm eine Zigarette heraus und ging hinaus, um zu rauchen. Hari, kaffeefarben und schwarzhaarig, trug ein enges T-Shirt und sagte, als Ginika Ifemelu vorstellte: »Ich bin Inderin und nicht Amerikanerin indischer Herkunft.« Sie lachten alle über dieselben Dinge und fanden dieselben Dinge »krass«; sie waren gut choreographiert. Stephanie verkündete, dass sie selbstgebrautes Bier im Kühlschrank habe, und alle riefen: »Cool!« Und Teresa fragte in dem kleinlauten Tonfall einer Person, die Angst hat, jemanden zu kränken: »Kann ich normales Bier haben,

Telegram:@shabarsbibliothek

Steph?« Ifemelu saß in einem Sessel in der Ecke des Zimmers, trank Orangensaft und hörte ihnen zu. *Diese Marke ist wirklich übel. O mein Gott, ich kann nicht fassen, wie viel Zucker in dem Zeug ist. Das Internet wird die Welt total verändern.* Ginika fragte: »Wusstet ihr, dass in Minzbonbons Tierknochen drin sind?«, und die anderen stöhnten. Es gab Codes, die Ginika verstand, Seinsweisen, die sie beherrschte. Im Gegensatz zu Tante Uju war Ginika mit der Flexibilität und Offenheit der Jugend nach Amerika gekommen, kulturelle Eigenheiten waren ihr in Fleisch und Blut übergegangen, und jetzt ging sie zum Bowling, wusste, wer Tobey Maguire war, und fand doppeltes Abkassieren krass. Bierflaschen und -dosen standen überall herum. Sie lagen alle in glamouröser Mattigkeit auf der Couch oder dem Teppich, während sie Hardrock-CDs hörten, die Ifemelu als unharmonisch empfand. Teresa trank am schnellsten, rollte jede leere Bierdose über den Holzboden, während die anderen mit einer Begeisterung lachten, die Ifemelu nicht verstand, weil es wirklich nicht besonders lustig war. Woher wussten sie, wann und worüber sie lachen sollten?

Ginika kaufte sich ein Kleid für eine Dinnerparty bei den Rechtsanwälten, in deren Kanzlei sie ein Praktikum machte.

»Du solltest dir auch was kaufen, Ifem.«

»Ich gebe keine zehn Kobo aus, wenn es nicht sein muss.«

»Zehn Cent.«

»Zehn Cent.«

»Ich gebe dir eine Jacke und Bettzeug, aber du solltest dir wenigstens eine Strumpfhose kaufen. Es wird bald kalt.«

»Es geht auch ohne«, sagte Ifemelu. Und das müsste es. Wenn nötig würde sie all ihre Kleidung in Schichten übereinander tragen, bis sie einen Job fand. Sie hatte eine Riesenangst davor, Geld auszugeben.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ifem, ich werde sie bezahlen.«

»Du verdienst auch nicht grade viel.«

»Ich verdiene zumindest ein bisschen was«, stichelte Ginika.

»Ich werde hoffentlich bald einen Job finden.«

»Bestimmt, mach dir keine Sorgen.«

»Ich verstehe nicht, wie mich jemand für Ngozi Okonkwo halten soll.«

»Zeig ihnen nicht den Führerschein, wenn du zu einem Vorstellungsgespräch gehst. Nur die Sozialversicherungskarte. Vielleicht wollen sie sie gar nicht sehen. Für kleine Jobs fragen sie manchmal nicht danach.«

Ginika führte sie in eine Boutique, die Ifemelu zu fiebrig fand; sie erinnerte sie an einen Nachtclub, laute Discomusik, das Licht dämmrig, und die Verkäuferinnen, zwei dünnarmige junge Frauen in Schwarz, bewegten sich zu hektisch. Eine hatte schokoladenfarbene Haut und langes Haar, ihre langen schwarzen Extensions schimmerten rötlich, die andere war weiß, ihr tintenschwarzes Haar wehte hinter ihr her, als sie sich ihnen näherte.

»Hallo, meine Damen. Kann ich euch helfen?«, fragte sie in einem klingelnden Singsang. Sie nahm Kleider von Kleiderbügeln und aus Regalen, um sie Ginika zu zeigen. Ifemelu schaute auf die Preisschilder, rechnete in Naira um und rief: »*Ahn-ahn!* Wie kann dieses Ding so viel kosten?« Sie nahm ein paar Kleidungsstücke in die Hand und betrachtete sie genau, um herauszufinden, was sie waren, Unterwäsche oder Bluse, Rock oder Kleid, und manchmal wurde sie nicht schlau aus den Sachen.

»Das ist buchstäblich gerade erst reingekommen«, sagte die Verkäuferin von einen glitzernden Kleid, als würde sie ein großes Geheimnis verraten, und Ginika reagierte ganz aufgeregt: »Oh, wirklich?« Im zu grellen Licht der Umkleidekabine probierte sie das Kleid an und bewegte sich dabei auf Zehenspitzen. »Ich liebe es.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Aber es hat überhaupt keine Form«, sagte Ifemelu. Für sie sah es aus wie ein weiter Sack, auf den eine gelangweilte Person nach dem Zufallsprinzip Pailletten genäht hatte.

»Es ist postmodern«, sagte Ginika.

Während sie Ginika zusah, die sich vor dem Spiegel drehte, fragte sich Ifemelu, ob auch ihr irgendwann sackartige Kleider gefallen würden, ob Amerika einem das antat.

Beim Bezahlen fragte die blonde Kassiererin: »Hat euch jemand geholfen?«

»Ja«, sagte Ginika.

»Chelcy oder Jennifer?«

»Tut mir leid, ich habe den Namen vergessen.« Ginika schaute sich um, um die Verkäuferin zu identifizieren, aber beide junge Frauen waren bei den Umkleidekabinen.

»War es die mit den langen Haaren?«, fragte die Kassiererin.

»Beide hatten lange Haare.«

»Die mit den dunklen Haaren?«

Beide hatten dunkle Haare.

Ginika lächelte und blickte die Kassiererin an, und die Kassiererin lächelte und blickte auf ihren Computerbildschirn, und zwei bange Sekunden verstrichen, bevor sie frohgemut sagte: »Ist schon okay, ich frage nachher nach und sorge dafür, dass sie ihre Kommission kriegt.«

Als sie aus dem Laden gingen, sagte Ifemelu: »Ich habe darauf gewartet, dass sie fragt: ›War es die mit zwei Augen oder die mit zwei Beinen?‹ Warum hat sie nicht einfach gefragt: ›War es das schwarze oder das weiße Mädchen?‹«

Ginika lachte. »Weil wir in Amerika sind. Man soll so tun, als würde man bestimmte Dinge nicht bemerken.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Ginika bot Ifemelu an, bei ihr zu wohnen, damit sie die Miete sparen konnte, aber ihre Wohnung war zu weit entfernt, am Ende der Main Line, und der Zug, mit dem sie jeden Tag nach Philadelphia fahren müsste, würde zu viel Geld kosten. Sie schauten sich gemeinsam Wohnungen in West Philadelphia an, und Ifemelu war überrascht von den kaputten Schränken in einer Küche, von der Maus, die durch ein leeres Schlafzimmer huschte.

»Mein Studentenheim in Nsukka war schmutzig, aber es gab keine Ratten.«

»Das war eine Maus«, sagte Ginika.

Ifemelu wollte schon einen Mietvertrag unterschreiben – wenn Geldsparen hieß, mit Mäusen zu leben, dann sollte es eben so sein –, als eine Freundin von Ginika von einem Zimmer erzählte, das für Collegeverhältnisse günstig zu mieten war. Es war eine Wohnung mit vier Schlafzimmern und einem schimmligen Teepichboden über einer Pizzeria in der Powelton Avenue, an einer Ecke, an der Drogenabhängige manchmal Crackpfeifen wegwarfen, elende verbogene Dinger aus Metall, die in der Sonne funkelten. Ifemelus Zimmer war das billigste, das kleinste, das auf die verschrammte Ziegelmauer des Nachbargebäudes hinausging. Hundehaare trieben durch die Wohnung. Ihre Mitbewohnerinnen, Jackie, Elena und Allison, sahen nahezu austauschbar aus, feingliedrig und mit schmalen Hüften, das kastanienbraune Haar gerade geglättet, die Lacrosseschläger im schmalen Flur abgelegt. Elenas großer schwarzer Hund zottelte herum wie ein struppiger Esel; gelegentlich hinterließ er am Fuß der Treppe einen Haufen Scheiße, und Elena schrie: »Jetzt kriegst du aber Ärger, Freundchen!«, als würde sie für ihre Mitbewohnerinnen eine Rolle spielen, deren Text jeder kannte. Ifemelu wünschte, der Hund würde draußen bleiben, wo Hunde hingehörten. Als Elena sie fragte, warum

Telegram:@shabarsbibliothek

Ifemelu ihren Hund in der Woche, seitdem sie eingezogen war, nicht gestreichelt oder am Kopf gekrault hatte, sagte sie: »Ich mag Hunde nicht.«

»Ist das was Kulturelles?«

»Wie meinst du das?«

»Ich meine, also, ich weiß, dass sie in China Katzenfleisch und Hundefleisch essen.«

»Mein Freund zu Hause liebt Hunde. Ich nicht.«

»Oh«, sagte Elena und sah sie mit gerunzelter Stirn an, so wie Jackie und Allison sie auch angesehen hatten, als sie ihnen erzählte, dass sie noch nie beim Bowling gewesen war, als würden sie sich fragen, wie sie zu einem normalen Menschen hatte werden können, ohne jemals beim Bowlen gewesen zu sein. Sie stand an der Peripherie ihres eigenen Lebens, benutzte gemeinsam mit anderen Leuten, die sie überhaupt nicht kannte, einen Kühlschrank und eine Toilette, eine oberflächliche Intimität. Es waren Leute, die mit Ausrufezeichen lebten. »Super!«, sagten sie oft. »Das ist super!« Leute, die sich in der Dusche nicht abschrubbten; ihre Shampoos und Conditioner und Gels lagen im Bad herum, aber es gab nicht einen einzigen Schwamm, und weil es keinen Schwamm gab, wirkten sie unerreichbar fremdartig. (Eine ihrer frühesten Erinnerungen war, dass ihre Mutter im Bad neben einem Eimer Wasser stand und zu ihr sagte, »*Ngwa*, wasch dich gut zwischen den Beinen …«, und Ifemelu hatte mit dem Luffa etwas zu fest gerieben, um ihrer Mutter zu zeigen, wie sauber sie sich waschen konnte, und war während der nächsten Tage etwas breitbeinig herumgelaufen.) Das Leben ihrer Mitbewohnerinnen hatte etwas Fragloses, eine zweifelsfreie Gewissheit, die sie faszinierte. So sagten sie zum Beispiel oft: »Gehen wir was holen«, was immer es war, was sie brauchten – mehr Bier, Pizza, Hähnchenflügel, Schnaps –, als wäre dieses Holen kein Akt, der Geld erforderte. Sie war es gewohnt, dass die Leute zu Hause zuerst

Telegram:@shabarsbibliothek

fragten: »Hast du Geld?«, bevor sie solche Vorhaben planten. Sie ließen Pizzaschachteln auf dem Küchentisch liegen und die Küche selbst tagelang in gleichgültiger Unordung, und am Wochenende versammelten sich ihre Freunde im Wohnzimmer und stapelten Bier im Kühlschrank, und auf dem Toilettensitz trockneten Urinspritzer.

»Wir gehen auf eine Party. Komm mit, es wird bestimmt ein Spaß!«, sagte Jackie, und Ifemelu zog ihre enge Hose und eine von Ginika geliehene Neckholderbluse an.

»Zieht ihr euch nicht um?«, fragte sie ihre Mitbewohnerinnen, bevor sie aufbrachen. Sie trugen abgewetzte Jeans, und Jackie sagte: »Wir haben doch was an. Wovon sprichst du?«, und lachte auf eine Weise, als hätte sie eine weitere fremdländische Pathologie aufgedeckt. Sie gingen in ein Studentenheim in der Chestnut Street, wo alle herumstanden und aus Plastikbechern Punsch mit viel Wodka tranken, und Ifemelu musste sich damit abfinden, dass nicht getanzt würde: Party hieß hier herumstehen und trinken. Die Kleidung der Studenten auf der Party sah entschlossen abgetragen aus, viel ausgefranster Stoff und schlappe Krägen. (Jahre später schrieb sie in einem Blogbeitrag: *Wenn es darum geht, sich gut anzuziehen, ist die amerikanische Kultur so von sich selbst überzeugt, dass sie nicht nur höfliche Selbstdarstellung missachtet, sondern diese Missachtung auch noch zu einer Tugend erhebt. »Wir sind zu überlegen/beschäftigt/cool/locker, um uns Gedanken darüber zu machen, wie wir aussehen, und deswegen können wir im Schlafanzug in die Schule und in Unterwäsche zum Einkaufen gehen.«*) Als sie zunehmend betrunken wurden, legten sich manche einfach auf den Boden, und andere nahmen Filzstifte und schrieben etwas auf die entblößten Hautstellen der Umgesunkenen. *Blas mir einen. Go, Sixers.*

Telegram:@shabarsbibliothek

»Jackie hat gesagt, dass du aus Afrika bist?«, fragte sie ein Junge mit Baseballkappe.

»Ja.«

»Das ist echt cool!«, sagte er, und Ifemelu stellte sich vor, wie sie es Obinze erzählen, wie sie diesen Jungen nachäffen würde. Obinze wollte alles hören, diskutierte jedes Detail, stellte Fragen, und manchmal lachte er, und sein Lachen hallte durch die Leitung. Sie hatte ihm erzählt, wie Allison gesagt hatte: »He, wir gehen einen Happen essen. Komm mit!«, und sie hatte gedacht, es sei eine Einladung und Allison oder eine der anderen würde für sie bezahlen, wie es bei Einladungen zu Hause üblich war. Doch als die Kellnerin die Rechnung brachte, begann Allison fein säuberlich auszurechnen, wie viel Drinks wer bestellt hatte und wer die Calamari als Vorspeise gegessen hatte, damit nur ja niemand für irgendjemand anderen mitbezahlte. Obinze hatte das sehr komisch gefunden und dann gesagt: »Da hast du Amerika.«

Für sie war es nur im Rückblick komisch. Sie hatte sich bemüht, ihr Erstaunen über die Grenzen der Gastfreundschaft und über diese Sache mit dem Trinkgeld zu verbergen – der Kellnerin weitere fünfzehn oder zwanzig Prozent des Rechnungsbetrags zu geben –, die verdächtig nach Bestechung aussah, nach einem erzwungenen und effizienten Bestechungssystem.

Telegram:@shabarsbibliothek

13

Am Anfang vergaß Ifemelu, dass sie jemand anders war. In einer Wohnung in South Philadelphia öffnete ihr eine müde aussehende Frau die Tür und führte sie in einen heftigen Uringestank. Das Wohnzimmer war dunkel und nicht gelüftet, und sie sah das Haus vor sich, das monatelang, ja, jahrelang in Urin gelagert war, und sich selbst, die jeden Tag in dieser Urinwolke arbeitete. In der Wohnung stöhnte ein Mann, es waren tiefe, unheimliche Laute; es war das Stöhnen einer Person, für die das Stöhnen die einzig verbliebene Ausdrucksweise war, und es machte ihr Angst.

»Das ist mein Vater«, sagte die Frau und musterte sie ausgiebig. »Hast du Kraft?«

Die Anzeige in *City Paper* hatte Wert auf Kraft gelegt. *Kräftige Krankenpflegerin für zu Hause gesucht. Bezahlung in bar.*

»Ich bin kräftig genug für die Arbeit«, sagte Ifemelu und kämpfte gegen den Impuls, aus der Wohnung zu laufen und weit weg zu rennen.

»Du hast einen hübschen Akzent. Woher kommst du?«

»Nigeria.«

»Nigeria. Herrscht dort nicht Krieg?«

»Nein.«

»Kann ich deinen Ausweis sehen?«, fragte die Frau, blickte kurz auf den Führerschein und fügte dann hinzu: »Wie spricht man noch mal deinen Namen aus?«

»Ifemelu.«

»Wie?«

Telegram:@shabarsbibliothek

Ifemelu verschluckte sich. »Ngozi. Man summt das N.«

»Wirklich.« Die Frau, die unendliche Erschöpfung ausstrahlte, schien zu müde, die beiden Namen zu hinterfragen. »Kannst du bei uns wohnen?«

»Bei Ihnen wohnen?«

»Ja, hier bei meinem Vater. Es gibt ein Gästezimmer. Drei Nächte in der Woche. Morgens müsstest du ihn waschen.« Die Frau hielt inne. »Du bist ziemlich schmächtig. Hör mal, es kommen noch zwei andere Bewerber vorbei, ich melde mich bei dir.«

»Okay. Danke.« Ifemelu wusste, dass sie den Job nicht kriegen würde, und dafür war sie dankbar.

Vor ihrem nächsten Vorstellungsgespräch im Seaview Restaurant übte sie »Ich bin Ngozi Okonkwo« vor dem Spiegel. »Darf ich dich Gos nennen?«, fragte der Manager, nachdem er ihr die Hand geschüttelt hatte, und sie bejahte, doch bevor sie ja sagte, zögerte sie, ein winziges, kaum merkliches Zögern, dennoch ein Zögern. Und sie fragte sich, ob sie den Job deshalb nicht bekam.

Später sagte Ginika: »Du hättest einfach sagen können, dass Ngozi dein Stammesname ist und Ifemelu dein Dschungelname, und lass dir noch einen dritten als spirituellen Namen einfallen. Sie glauben jeden Schwachsinn über Afrika.«

Ginika lachte, ein selbstsicheres, kehliges Lachen. Auch Ifemelu lachte, obwohl sie den Witz nicht ganz verstand. Und sie hatte plötzlich das Gefühl, in Nebel gehüllt zu sein, in ein milchiges Netz, das sie zu durchbrechen versuchte. Der Herbst ihrer Halbblindheit hatte begonnen, der Herbst der Verwirrung, der Erfahrungen, von denen sie wusste, dass sie fließende Schichten der Bedeutung besaßen, die ihr entgingen.

Telegram:@shabarsbibliothek

Die Welt war in Gaze gewickelt; sie sah die Form der Dinge, aber nicht deutlich genug, nie deutlich genug. Sie erzählte Obinze, dass es Dinge gab, die sie wissen müsste, aber nicht wusste, Dinge, die sie sich hätte aneignen sollen, aber nicht angeeignet hatte. Und er erinnerte sie daran, wie rasch sie sich anpassen konnte, sein Tonfall immer ruhig, immer tröstlich. Sie bewarb sich als Kellnerin, als Messehostess, als Barkeeperin, Kassiererin und wartete auf Jobangebote, die nie kamen, und dafür gab sie sich selbst die Schuld. Es musste daran liegen, dass sie irgendetwas falsch machte; und doch wusste sie nicht, was es sein könnte. Es war Herbst, es regnete, der Himmel war grau. Auf ihrem mageren Bankkonto versickerte das Geld. Die billigsten Pullover bei Ross hatten Preise, die sie erschreckten, Bus- und Zugfahrkarten summierten sich, und Lebensmittel stanzten Löcher in ihr Guthaben, obwohl sie an der Kasse aufpasste, die elektronische Anzeige nicht aus den Augen ließ und »Bitte, halt, den Rest nehme ich nicht« sagte, wenn die Kosten dreißig Dollar erreicht hatten. Jeden Tag schien ein Brief für sie auf dem Küchentisch zu liegen, und in dem Umschlag steckten die Aufforderung, Studiengebühren zu zahlen, und in Großbuchstaben gedruckte Worte: IHRE ANMELDUNG WIRD EINGEFROREN, WENN DIE ZAHLUNG BIS ZUM UNTEN GENANNTEN DATUM NICHT EINGEGANGEN IST.

Es war die Dicke der Großbuchstaben mehr als die Worte, die ihr Angst einjagte. Sie sorgte sich um die möglichen Folgen, es war eine vage, aber beständige Sorge. Sie glaubte nicht, dass sie verhaftet würde, wenn sie die Studiengebühren nicht bezahlte, doch was passierte wirklich, wenn man in Amerika die Studiengebühren schuldig blieb? Obinze sagte, dass nichts passieren würde, schlug vor, dass sie mit dem Schatzmeister wegen eines Zahlungsplans sprach, dann hätte sie zumindest etwas unternommen. Sie rief Obinze oft an mit billigen Telefonkarten, die sie in dem übervollen

Telegram:@shabarsbibliothek

Laden einer Tankstelle in der Lancaster Avenue kaufte, und wenn sie die Metallschicht abkratzte, um die darunter gedruckte Nummer zu lesen, durchflutete sie Vorfreude: Sie würde Obinzes Stimme hören. Er beruhigte sie. Bei ihm konnte sie empfinden, was immer sie empfand, und musste nicht Fröhlichkeit in ihre Stimme zwingen wie bei ihren Eltern, denen sie erzählte, dass es ihr gutging, dass sie große Hoffnung hatte, bald einen Kellnerinnenjob zu finden, und in ihren Seminaren gut vorankam.

Der Höhepunkt des Tages war, mit Dike zu sprechen. Seine Stimme, die am Telefon sehr hoch klang, wärmte sie, wenn er erzählte, was in seinen Fernsehserien passiert war, wie er mit seinem Gameboy gerade einen neuen Level gemeistert hatte. »Wann kommst du uns besuchen, Coz?«, fragte er oft. »Ich hätte gern, dass du auf mich aufpasst. Ich geh nicht gern zu Miss Brown. Ihr Bad stinkt.«

Sie vermisste ihn. Manchmal erzählte sie ihm Dinge, von denen sie wusste, dass er sie nicht verstand, doch sie erzählte sie ihm trotzdem. Sie erzählte ihm von einem Lehrer, der sich auf die Wiese setzte, um mittags ein Sandwich zu essen, von einem anderen, der sie gebeten hatte, ihn beim Vornamen zu nennen, Al, von wieder einem anderen, der eine Lederjacke mit Nieten trug und Motorrad fuhr. An dem Tag, an dem sie zum ersten Mal eine Werbesendung bekam, sagte sie: »Rate mal, was heute passiert ist. Ich habe einen Brief gekriegt.« Das Angebot einer Kreditkarte, ihr Name richtig geschrieben in eleganter Kursivschrift, hatte ihre Stimmung aufgeheitert, sie ein bisschen weniger unsichtbar gemacht, ein bisschen präsenter. Jemand kannte sie.

Telegram:@shabarsbibliothek

14

Und dann war da Cristina Tomas. Cristina Tomas mit ihrem verwaschenen Aussehen, den wässrigen blauen Augen, den bleichen Haaren und der blassen Haut, Cristina Tomas, die lächelnd am Schreibtisch saß, Cristina Tomas, die eine weißliche Strumpfhose trug, in der ihre Beine wie der Tod aussahen. Es war ein warmer Tag, Ifemelu war an den auf der Wiese liegenden Studenten vorbeigegangen; bunte Luftballons hingen unter einem Schild, auf dem WILLKOMMEN STUDIENANFÄNGER stand.

»Guten Tag. Bin ich hier richtig für die Anmeldung?«, fragte Ifemelu Cristina Tomas, deren Namen sie damals noch nicht wusste.

»Ja. Sind. Sie. Aus. Dem. Ausland?«

»Ja.«

»Sie. Brauchen. Zuerst. Ein. Schreiben. Vom. Büro. Der. Ausländischen. Studenten.«

Ifemelu lächelte mitfühlend, weil Cristina Tomas aufgrund einer Krankheit so langsam sprach; sie kniff die Lippen zusammen und kräuselte sie, als sie ihr den Weg zum Büro der ausländischen Studenten erklärte. Doch als Ifemelu mit dem Schreiben zurückkehrte, sagte Cristina Tomas: »Sie. Müssen. Ein. Paar. Formulare. Ausfüllen. Wissen. Sie. Wie. Das. Geht?«, und da begriff sie, dass Cristina Tomas wegen *ihr* so sprach, wegen ihres ausländisches Akzentes, und einen Augenblick lang fühlte sie sich wie ein kleines Kind, das kaum laufen konnte und sabberte.

»Ich spreche Englisch«, sagte sie.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Das glaube ich gern«, sagte Cristina Tomas. »Ich weiß nur nicht, wie *gut*.«

Ifemelu schrumpfte. In dieser angespannten stillen Sekunde, als sich ihre Blicke trafen, bevor sie die Formulare entgegennahm, schrumpfte sie. Sie schrumpfte wie ein vertrocknetes Blatt. Ihr Leben lang sprach sie Englisch, sie hatte in der Oberschule den Debattierclub geleitet und das amerikanische Näseln für kindisch gehalten; sie hätte sich nicht ducken und nicht schrumpfen sollen, aber sie tat es. Und in den folgenden Wochen, während der Herbst kühler wurde, übte sie den amerikanischen Akzent.

Das College in Amerika gestaltete sich einfach, Aufgaben wurden per E-Mail verschickt, die Unterrichtsräume waren klimatisiert, die Dozenten willens, Nachholprüfungen durchzuführen. Doch Unbehagen bereitete ihr, was die Lehrer »Partizipation« nannten, und sie sah nicht ein, warum sie in die endgültige Note einfließen sollte; die Folge war, dass die Studenten redeten und redeten, Unterrichtszeit für das Offensichtliche, das allseits Bekannte, manchmal das Sinnlose verschwendet wurde. Der Grund musste sein, dass Amerikaner von der Grundschule an lernten, im Unterricht immer *irgendetwas* zu sagen, gleichgültig was. Und so saß sie wortkarg da, umgeben von Studenten, die lässig auf ihren Stühlen saßen und vor Wissen nur so sprudelten, nicht zum Unterrichtsthema, sondern wie man am Unterricht teilnahm. Sie sagten nie: »Ich weiß nicht.« Sie sagten stattdessen: »Ich bin nicht sicher«, was keinerlei Information enthielt, aber die Möglichkeit, etwas zu wissen, nicht ausschloss. Und sie trotteten, diese Amerikaner, ihr Gang war ohne Rhythmus. Sie vermieden es, direkte Anweisungen zu geben: Sie sagten nicht: »Frag jemand im ersten Stock«; sie sagten: »Vielleicht möchtest du jemand im ersten Stock fragen.« Wenn man stolperte und stürzte, wenn man erstickte, wenn einem irgendein

Telegram:@shabarsbibliothek

Unglück widerfuhr, sagten sie nicht: »Das tut mir leid.« Sie sagten: »Bist du okay?«, obwohl offensichtlich war, dass man nicht okay war. Und wenn man »Tut mir leid« sagte, wenn sie erstickten oder stolperten oder ihnen ein Unglück widerfuhr, erwiderten sie mit weitaufgerissenen Augen: »Oh, aber das ist doch nicht deine Schuld.« Und sie gebrauchten das Wort »aufgeregt« zu häufig, ein wegen einem neuen Buch aufgeregter Lehrer, ein wegen des Unterrichts aufgeregter Student, ein im Fernsehen wegen eines Gesetzes aufgeregter Politiker; es herrschte insgesamt zu viel Aufregung. Manche Ausdrücke, die sie tagtäglich hörte, erstaunten sie, irritierten sie, und sie fragte sich, was Obinzes Mutter davon halten würde. *Hättste nich machen solln. Es ist drei Dinge. Ich hatte einen Apfel. Ich will mich niederliegen.* »Diese Amerikaner können kein Englisch«, sagte sie zu Obinze. An ihrem ersten Unterrichtstag musste sie zur medizinischen Untersuchung und starrte ein bisschen zu lange zu dem Behälter mit den kostenlosen Kondomen in der Ecke. Nach der Untersuchung sagte die Sprechstundenhilfe: »Du bist startklar«, und sie fragte sich, was »Du bist startklar« bedeutete, bis ihr dämmerte, dass es nichts anderes bedeuten konnte, als dass sie alles erledigt hatte.

Sie erwachte jeden Morgen mit Geldsorgen. Wenn sie alle Unterrichtsbücher kaufte, die sie brauchte, hätte sie kein Geld mehr für die Miete, und deshalb lieh sie sich die Bücher während des Unterrichts und machte sich fieberhaft Notizen, die sie später, wenn sie sie las, manchmal verwirrten. Ihre neue Freundin aus dem College, Samantha, eine dünne Frau, die die Sonne mied und oft sagte: »Ich verbrenne leicht«, lieh ihr hin und wieder ein Buch bis zum nächsten Tag. »Behalt es bis morgen und schreib dir das Wichtigste raus«, sagte sie. »Ich weiß, wie hart es sein kann, deswegen habe ich vor Jahren mit dem College aufgehört und gearbeitet.« Samantha war älter, und es war eine Erleichterung, mit ihr befreundet zu

Telegram:@shabarsbibliothek

sein, weil sie keine Achtzehnjährige mit offenem Mund war wie so viele andere im Studiengang Kommunikationswissenschaft. Doch länger als einen Tag behielt Ifemelu die Bücher nie, und bisweilen weigerte sie sich, das Angebot anzunehmen. Es schmerzte sie, um etwas bitten zu müssen. Manchmals setzte sie sich nach dem Unterricht auf eine Bank im Hof und sah zu, wie die Studenten an der großen grauen Statue in der Mitte vorbeigingen; sie alle schienen das Leben zu führen, das sie führen wollten, sie bekamen Jobs, wenn sie Jobs wollten, und über ihnen flatterten fröhlich kleine Fähnchen an den Lampenmasten.

Sie hungerte danach, alles an Amerika zu verstehen, sofort in eine neue verständige Haut zu schlüpfen: eine Mannschaft beim Super Bowl zu unterstützen, zu wissen, was ein Twinkie und im Sport eine »Sperre« war, in Unzen und Quadratfüßen zu messen, ein »Muffin« zu bestellen, ohne dabei daran zu denken, dass es so etwas wie ein kleiner Kuchen war, und »Ich habe einen Deal gelandet« zu sagen, ohne sich dabei albern vorzukommen.

Obinze schlug vor, dass sie amerikanische Bücher las, Romane, Geschichtsbücher und Biographien. In seiner ersten E-Mail – in Nsukka hatte gerade das erste Cybercafé eröffnet – schickte er ihr eine Bücherliste. *Hundert Jahre Freiheit ohne Gleichberechtigung* stand an erster Stelle. Sie nahm es in der Bibliothek aus dem Regal und überflog das erste Kapitel, gefasst auf Langeweile, doch nach einer Weile setzte sie sich auf eine Couch und las drei Viertel des Buches. Dann hörte sie auf und holte alle Bücher von James Baldwin aus dem Regal. Sie verbrachte ihre Freizeit in der Bibliothek, die so wunderbar gut beleuchtet war; die Reihen der Computer, die großen, sauberen, luftigen Leseplätze, die einladende Helligkeit erschienen ihr wie eine sündige Dekadenz. Schließlich war sie es

Telegram:@shabarsbibliothek

gewohnt, Bücher zu lesen, in denen Seiten fehlten, herausgefallen, weil sie durch zu viele Hände gegangen waren. Und hier reihte sich ein Buch mit intaktem Rücken an das andere. Sie schrieb Obinze über die Bücher, die sie las, sorgfältig formulierte, schwelgerische Briefe, die eine neue Intimität zwischen ihnen entstehen ließen; sie begann endlich die Macht zu begreifen, die Bücher auf ihn ausübten. Seine Sehnsucht nach Ibadan wegen »Ibadan« hatte sie nicht verstanden; wie konnte eine Ansammlung von Wörtern in jemandem die Sehnsucht nach einem Ort wachsen lassen, den er nicht kannte? Doch in diesen Wochen, als sie die Reihen über Reihen von Büchern entdeckte, ihren Geruch nach Leder und ihr Versprechen unbekannter Freuden, als sie mit hochgezogenen Beinen in einem Sessel auf der unteren Ebene oder auf der oberen an einem Tisch saß, wo das fluoreszierende Licht von den Seiten reflektiert wurde, verstand sie endlich. Sie las die Bücher auf Obinzes Liste, aber auch zufällig aus dem Regal gezogene Bücher, zuerst das erste Kapitel, um zu entscheiden, ob sie sie in der Bibliothek überfliegen oder nach Hause ausleihen würde. Und während sie las, nahmen die Mythologien Amerikas Bedeutung an, und sie begriff die Grundlagen amerikanischen Stammesdenkens – Rasse, Ideologie und Region. Und dieses neue Wissen tröstete sie.

»Weißt du, dass du gerade ›aufgeregt‹ gesagt hast?«, fragte Obinze sie eines Tages amüsiert. »Du hast gesagt, dass du ganz aufgeregt bist wegen deines Medienkurses.«

»Wirklich?«

Neue Wörter purzelten ihr aus dem Mund. Dunstschleier lösten sich auf. Zu Hause hatte sie jeden Abend ihre Unterwäsche gewaschen und sie diskret in einer Ecke des Bads aufgehängt. Jetzt warf sie sie in einen Korb und am Freitagabend in die Waschmaschine und betrachtete das Anhäufen

Telegram:@shabarsbibliothek

schmutziger Wäsche als normal. Sie meldete sich im Unterricht, getrieben von den Büchern, die sie las, aufgeregt, weil sie Lehrern widersprechen konnte und deswegen nicht für Respektlosigkeit getadelt, sondern mit einem aufmunternden Nicken bedacht wurde.

»Wir schauen Filme im Unterricht«, sagte sie zu Obinze. »Sie halten Filme hier für genauso wichtig wie Bücher. Wir schauen Filme und schreiben dann einen persönlichen Kommentar dazu, und fast alle kriegen eine Eins. Kannst du dir das vorstellen? Diese Amerikaner nehmen es wirklich nicht besonders ernst.«

In ihrem Intensivseminar in Geschichte zeigte Professor Moore, eine kleine, unverbindliche Frau mit dem emotional unterernährten Aussehen von jemandem, der keine Freunde hatte, ein paar Szenen aus *Roots*, die Bilder hell an der Wand des verdunkelten Raums. Als sie den Projektor ausschaltete, schwebte einen Augenblick lang ein gespenstischer weißer Fleck an der Wand. Ifemelu hatte *Roots* als Video zusammen mit Obinze und seiner Mutter in ihrem Wohnzimmer in Nsukka gesehen. Als Kunta Kinte ausgepeitscht wurde, um seinen Sklavennamen anzunehmen, war Obinzes Mutter abrupt aufgestanden, so abrupt, dass sie beinahe über einen ledernen Hocker gestolpert wäre, und hatte das Zimmer verlassen, doch Ifemelu hatte ihre geröteten Augen gesehen. Es hatte sie erstaunt, dass Obinzes Mutter, eingebettet in ihre Selbstgenügamkeit, ihre intensive Zurückgezogenheit, bei einem Film weinen konnte. Jetzt, als die Jalousien an den Fenstern hochgezogen wurden und der Raum wieder von Licht erfüllt war, erinnerte sich Ifemelu an jenen Samstagnachmittag und an das Gefühl ihrer eigenen Unzulänglichkeit, als sie Obinzes Mutter weinen sah, und an ihren Wunsch, ebenfalls weinen zu können.

»Reden wir über historische Darstellungen im Film«, sagte Professor Moore.

Telegram:@shabarsbibliothek

Eine feste Frauenstimme hinten im Raum mit einem nicht-amerikanischen Akzent fragte: »Warum wurde ›Nigger‹ mit einem Pfeifton übertönt?«

Ein kollektives Seufzen wehte wie eine kleine Brise durch das Zimmer.

»Also, das war eine Aufnahme aus dem Fernsehen, und etwas, worüber wir sprechen sollten, ist, wie wir Geschichte in der Populärkultur darstellen, und der Gebrauch des N-Wortes ist sicherlich ein wesentlicher Bestandteil davon«, sagte Professor Moore.

»Das ergibt keinen Sinn«, sagte die feste Stimme. Ifemelu drehte sich um. Das Haar der Sprecherin war kurzgeschnitten wie bei einem Jungen, und ihr hübsches schmales Gesicht mit der hohen Stirn erinnerte Ifemelu an die Ostafrikaner, die im Fernsehen immer Langstreckenrennen gewannen.

»Ich meine, ›Nigger‹ ist ein Wort, das es gibt. Die Leute gebrauchen es. Es gehört zu Amerika. Es hat vielen Menschen großen Schmerz bereitet, und ich finde es kränkend, wenn es übertönt wird.«

»Nun«, sagte Professor Moore und schaute sich um, als suchte sie nach Hilfe.

Sie erhielt sie von einer rauen Stimme in der Mitte des Raums. »Also, gerade wegen der Schmerzen, die das Wort verursacht hat, sollte man es *eben nicht* benutzen.« Das *eben nicht* trieb bissig durch die Luft, die Sprecherin ein afroamerikanisches Mädchen mit Bambusringen in den Ohren.

»Sache ist, dass Afroamerikaner jedes Mal wieder verletzt sind, wenn man es sagt«, sagte ein blasser zottelhaariger Junge ganz vorn.

Ifemelu hob die Hand; sie dachte an Faulkners *Licht im August*, das sie gerade gelesen hatte. »Ich finde nicht, dass es immer verletzend ist. Ich finde, es hängt von der Absicht ab und davon, wer es benutzt.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Das Mädchen neben ihr, das Gesicht knallrot, platzte heraus. »Nein! Die Kränkung ist dieselbe, wer immer es benutzt.«

»Das ist Unsinn.« Wieder die feste Stimme. Eine Stimme, die keine Angst hatte. »Wenn meine Mutter mich mit einem Stock schlägt, ist das etwas anderes, wie wenn ein Fremder mich mit einem Stock schlägt.«

Ifemelu blickte zu Professor Moore, um zu sehen, wie sie das Wort »Unsinn« aufgenommen hatte. Sie schien es nicht bemerkt zu haben; ihr Züge jedoch waren zu einem gezierten Lächeln erstarrt.

»Ich bin auch der Meinung, dass es etwas anderes ist, wenn Afroamerikaner es sagen, aber ich finde, in Filmen sollte es nicht benutzt werden, denn dann können Leute es benutzen und andere damit verletzen, die das nicht tun sollten«, sagte ein hellhäutiges afroamerikanisches Mädchen in einem beunruhigend pinkfarbenen Pullover, die Letzte der vier Schwarzen im Kurs.

»Aber das ist, als ob man die Wahrheit leugnen will. Wenn es gebraucht wurde, sollte man es auch so darstellen. Wenn man es übertönt, macht man es damit nicht ungeschehen.« Die feste Stimme.

»Also, wenn ihr uns nicht verkauft hättet, würden wir jetzt nicht darüber reden«, sagte das afroamerikanische Mädchen mit der rauen Stimme leise, aber hörbar.

Im Seminarraum herrschte Schweigen. Dann erhob sich erneut *die* Stimme. »Tut mir leid, auch wenn Afrikaner nicht von anderen Afrikanern verkauft worden wären, hätte es den transatlantischen Sklavenhandel gegeben. Es war ein europäisches Unternehmen. Die Europäer brauchten Arbeitskräfte für ihre Plantagen.«

Professor Moore mischte sich kleinlaut ein. »Okay, reden wir darüber, wie Geschichte für Unterhaltung geopfert werden kann.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Nach dem Unterricht gingen Ifemelu und die feste Stimme aufeinander zu. »Hallo. Ich bin Wambui. Ich bin aus Kenia. Du bist Nigerianerin, stimmt's?« Sie war beeindruckend, jemand, die jeden und alles in der Welt korrigierte.

»Ja. Ich bin Ifemelu.«

Sie schüttelten sich die Hand. Im Lauf der folgenden Wochen sollten sie dauerhaft Freundschaft schließen. Wambui war Präsidentin der Afrikanischen Studentenvereinigung.

»Du kennst die ASA nicht? Du musst am Donnerstag zur nächsten Versammlung kommen«, sagte sie.

Die Treffen fanden im Keller der Wharton Hall statt, in einem hellerleuchteten, fensterlosen Raum. Auf einem Tisch stapelten sich Papierteller, Pizzaschachteln und Sodaflaschen, Klappstühle standen in einem unordentlichen Halbkreis darum. Nigerianer, Ugander, Kenianer, Ghanaer, Südafrikaner, Tansanier, Simbabwer, ein Kongolese und ein Guineer saßen um den Tisch, redeten, berieten sich, und ihre unterschiedlichen Akzente bildeten ein Netz tröstlicher Laute. Sie äfften nach, was Amerikaner zu ihnen gesagt hatten: *Du sprichst so gut Englisch. Wie schlimm ist Aids in deinem Land? Es ist so traurig, dass Menschen in Afrika von weniger als einem Dollar pro Tag leben müssen.* Und sie verspotteten Afrika, tauschten Geschichten voller Absurdität und Dummheit aus, und fühlten sich sicher dabei, weil der Spott aus Sehnsucht geboren war und aus dem unerfüllbaren Wunsch, einen Ort zu heilen. Hier verspürte Ifemelu ein leises, anheimelndes Gefühl der Erneuerung. Hier musste sie sich nicht erklären.

Wambui hatte allen erzählt, dass Ifemelu einen Job suchte. Dorothy, die mädchenhafte Uganderin mit langen Zöpfen, die als Kellnerin in Center

Telegram:@shabarsbibliothek

City arbeitete, sagte, dass ihr Restaurant Leute anstellte. Doch zuerst sah sich Mwombeki aus Tansania, der sowohl Ingenieurwissenschaft als auch Politik studierte, Ifemelus Lebenslauf an und riet ihr, die drei Jahre Universitätsstudium in Nigeria zu streichen: Amerikanische Arbeitgeber hatten es nicht gern, wenn Aushilfskräfte zu gebildet waren. Mwombeki erinnerte sie an Obinze, seine Entspanntheit, seine stille Kraft. Bei den Treffen brachte er alle zum Lachen. »Ich habe eine gute Grundschulausbildung wegen Nyereres Sozialismus«, sagte Mwombeki oft, »sonst wäre ich jetzt in Dar und würde hässliche Giraffen für Touristen schnitzen.« Als zwei neue Studenten, einer aus Ghana, der andere aus Nigeria, zum ersten Mal kamen, hielt ihnen Mwombeki seine von ihm so genannte Willkommensansprache.

»Bitte, geht nicht zu Kmart und kauft zwanzig Jeans, nur weil sie fünf Dollar kosten. Die Jeans laufen euch nicht weg. Sie werden morgen auch noch da sein, für weniger Geld. Ihr seid jetzt in Amerika: Erwartet mittags kein warmes Essen. Diese afrikanische Vorliebe muss ausgemerzt werden. Wenn ihr einen nicht unbemittelten Amerikaner zu Hause besucht, wird er euch sein Haus zeigen wollen. Vergesst, dass bei euch zu Hause euer Vater einen Anfall hat, wenn sich jemand seinem Schlafzimmer auch nur nähert. Wir wissen alle, dass alles jenseits des Wohnzimmers tabu ist außer, wenn es unbedingt sein muss, der Toilette. Aber, bitte, lächelt und geht mit dem Amerikaner durch sein Haus und denkt dran zu sagen, dass euch alles gefällt. Und seid nicht schockiert, dass sich amerikanische Paare ständig anfassen. Wenn sie in der Cafeteria Schlange stehen, berührt das Mädchen den Arm des Jungen, und der Junge legt ihr den Arm um die Schulter, und sie berühren sich mit den Schultern und den Rücken und berühren und berühren sich, aber bitte, macht dieses Verhalten nicht nach.«

Alle lachten. Wambui rief etwas in Suaheli.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ihr werdet euch bald einen amerikanischen Akzent angewöhnen, weil ihr nicht wollt, dass euch der Kundenservice am Telefon ständig ›Wie bitte? Wie bitte?‹ fragt. Ihr werdet Afrikaner bewundern, die einen perfekten amerikanischen Akzent haben wie unser Bruder Kofi hier. Kofis Eltern sind aus Ghana gekommen, als er zwei Jahre alt war, aber lasst euch nicht von seiner Sprechweise täuschen. Bei ihm zu Hause gibt es jeden Tag *Kenkey*. Sein Vater hat ihm eine runtergehauen, als er eine Drei hatte. In seinem Haus gibt es keinen amerikanischen Unsinn. Er fliegt jedes Jahr nach Ghana. Leute wie Kofi nennen wir amerikanische Afrikaner, nicht Afroamerikaner, so nennen wir unsere Brüder und Schwestern, deren Vorfahren Sklaven waren.«

»Es war eine Zwei minus, keine Drei«, warf Kofi ein.

»Freundet euch mit unseren afroamerikanischen Brüdern und Schwestern im Geist eines wahren Panafrikanismus an. Aber haltet Freundschaft mit den Afrikanern, damit ihr nicht eure Orientierung verliert. Kommt immer zu den Treffen der Afrikanischen Studentenvereinigung, aber wenn ihr unbedingt müsst, dann versucht es auch mit der Schwarzen Studentenvereinigung, mit der BSU. Bedenkt, dass Afroamerikaner im Allgemeinen zur BSU gehen und Afrikaner zu ASA. Manche gehen auch zu beiden, aber nicht viele. Die Afrikaner, die zur BSU gehen, haben kein Selbstvertrauen, sie sagen ganz schnell ›*Ursprünglich* bin ich aus Kenia‹, obwohl ihnen beim ersten Wort anzuhören ist, dass sie aus Kenia sind. Die Afroamerikaner, die zu uns kommen, schreiben Gedichte über Mutter Afrika und halten jede Afrikanerin für eine nubische Königin. Wenn ein Afroamerikaner dich Mandingo oder einen Arschkriecher nennt, dann will er dich beleidigen, weil du Afrikaner bist. Manche werden euch ärgerliche Fragen über Afrika stellen, aber andere sind echt in Ordnung. Vielleicht wird es euch auch leichterfallen, Freundschaft mit anderen Ausländern zu

Telegram:@shabarsbibliothek

schließen, Koreanern, Indern, Brasilianern, was immer, als mit schwarzen oder weißen Amerikanern. Die meisten Ausländer begreifen, wie traumatisch der Versuch sein kann, ein amerikanisches Visum zu kriegen, und das ist ein guter Startpunkt für eine Freundschaft.«

Weiteres Lachen, auch Mwombeki lachte laut, als hätte er seine eigenen Witze noch nie gehört.

Als Ifemelu das Treffen verließ, dachte sie an Dike, wem er sich im College anschließen würde, der ASA oder der BSU, und als was er gesehen würde, als amerikanischer Afrikaner oder als Afroamerikaner. Er würde sich entscheiden müssen. Vielleicht würde es auch für ihn entschieden werden.

Ifemelu hatte den Eindruck, dass das Vorstellungsgespräch in dem Restaurant, in dem Dorothy arbeitete, gut gelaufen war. Sie suchten eine Empfangsdame, und sie trug ihre hübsche Bluse, lächelte herzlich, und ihr Händedruck war fest. Die Managerin, eine glucksende Frau, scheinbar voller unbezwingbarer Glücksgefühle, sagte zu ihr: »Großartig! Es war wunderbar, sich mit dir zu unterhalten. Du wirst bald von mir hören!« Und als am Abend das Telefon klingelte, nahm sie rasch ab in der Hoffnung, dass sie die Stelle haben könnte.

»Ifem, *kedu*?«, sagte Tante Uju.

Tante Uju rief zu oft an, um sich zu erkundigen, ob sie schon einen Job gefunden hatte. »Tante, du wirst die Erste sein, die ich anrufe, wenn ich einen Job habe«, hatte Ifemelu beim letzten Anruf gesagt, am Tag zuvor, und jetzt rief Tante Uju schon wieder an.

»Gut«, sagte Ifemelu und wollte gerade hinzufügen: »Ich habe noch nichts gefunden«, als Tante Uju sagte: »Mit Dike stimmt was nicht.«

»Was?«, fragte Ifemelu.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Miss Brown hat mir erzählt, dass sie ihn mit einem Mädchen aus der dritten Klasse im Wandschrank erwischt hat. Offenbar haben sie sich gegenseitig ihre Geschlechtsteile gezeigt.«

Nach einer Pause fragte Ifemelu: »Ist das alles?«

»Was soll das heißen, ist das alles? Er ist noch nicht mal sieben Jahre alt! Was soll das denn? Bin ich etwa deswegen nach Amerika gekommen?«

»Wir haben zufälligerweise neulich in einem meiner Kurse etwas darüber gelesen. Es ist ganz normal. Kinder sind von klein auf neugierig auf so was, aber sie verstehen es nicht wirklich.«

»Normal *kwa?* Es ist alles andere als normal.«

»Tante, wir waren als Kinder auch neugierig.«

»Nicht mit sieben Jahren! *Tufiakwa!* Wo hat er das gelernt? Es ist diese Tagesmutter, zu der er geht. Seitdem Alma weg ist und er zu Miss Brown geht, hat er sich verändert. Alle diese wilden Kinder, die zu Hause nicht erzogen werden, von denen lernt er diesen Unfug. Ich habe beschlossen, am Ende des Schuljahrs nach Massachusetts zu ziehen.«

»Ahn-ahn!«

»Ich mache dort meine Assistenzzeit zu Ende, und Dike wird in eine bessere Schule und in einen besseren Hort gehen. Bartholomew zieht von Boston in eine kleine Stadt, Warrington, um sein Unternehmen zu gründen, es wird ein Neuanfang für uns beide. Die Grundschule dort ist sehr gut. Und der praktische Arzt sucht einen Partner, weil seine Praxis wächst. Ich habe schon mit ihm gesprochen, und er ist daran interessiert, dass ich zu ihm komme, wenn ich fertig bin.«

»Du gehst aus New York weg, um in einem Dorf in Massachusetts zu leben? Kannst du deine Assistenzzeit einfach so unterbrechen?«

»Natürlich. Meine Freundin Olga, die aus Russland? Sie geht auch weg, aber sie wird das Jahr wiederholen müssen. Sie will Dermatologin werden,

Telegram:@shabarsbibliothek

und die meisten unserer Patienten hier sind Schwarze, und sie sagt, dass Hautkrankheiten auf schwarzer Haut anders aussehen, und sie will später nicht in einer schwarzen Gegend arbeiten, deswegen will sie wohin, wo die Patienten weiß sind. Ich kann es ihr nicht verübeln. Ich weiß, meine Ausbildung hier ist besser, aber manchmal gibt es in kleineren Orten bessere Stellen. Außerdem soll Bartholomew nicht glauben, dass ich es nicht nicht ernst meine. Ich werde nicht jünger. Ich will es versuchen.«

»Du willst ihn also wirklich heiraten.«

Tante Uji heuchelte Ärger und sagte: »Ifem, ich dachte, das hätten wir hinter uns. Sobald ich umgezogen bin, gehen wir aufs Standesamt und heiraten. Dann ist er vor dem Gesetz der Vater von Dike.«

Ifemelu hörte das Piepsen eines Anrufs. »Tante, ich ruf dich zurück«, sagte sie, und nahm den Anruf entgegen, ohne Tante Ujus Antwort abzuwarten. Es war die Restaurantmanagerin.

»Tut mir leid, Ngozi«, sagte sie, »aber wir haben uns entschieden, eine qualifiziertere Person einzustellen. Viel Glück!«

Ifemelu legte auf und dachte an ihre Mutter, die oft dem Teufel die Schuld gab. *Der Teufel ist ein Lügner. Der Teufel will uns den Weg versperren.* Sie starrte auf das Telefon und dann auf die Rechnungen auf dem Tisch, und sie spürte in der Brust einen heftigen Druck, der ihr die Luft raubte.

Telegram:@shabarsbibliothek

15

Der Mann war klein, sein Körper bestand überwiegend aus Muskeln, sein Haar lichtete sich und war von der Sonne gebleicht. Als er die Tür öffnete, musterte er sie gnadenlos von Kopf bis Fuß, dann lächelte er und sagte: »Komm rein. Mein Büro ist im Keller.« Ihre Haut kribbelte, ihr wurde unbehaglich. Dieser schmallippige Mann hatte etwas Verderbtes; er wirkte wie ein Mann, dem Verderbtheit vertraut war.

»Ich bin ein ziemlich beschäftigter Mann«, sagte er und deutete in seinem vollgestopften Büro, das etwas feucht roch, auf einen Stuhl.

»Das habe ich aufgrund Ihrer Anzeige angenommen«, sagte Ifemelu. *Vielbeschäftigter Sporttrainer in Ardmore sucht persönliche Assistentin. Kommunikationsfähigkeiten und zwischenmenschliches Geschick erforderlich.* Sie setzte sich auf den Stuhl oder vielmehr die Stuhlkante, und dachte unvermittelt, dass sie jetzt, nur weil sie eine Anzeige in *City Paper* gelesen hatte, allein mit einem fremden Mann im Keller eines fremden Hauses in Amerika war. Die Hände tief in die Taschen seiner Jeans geschoben, ging er mit kurzen schnellen Schritten auf und ab und sprach davon, wie gefragt er als Tennislehrer war, und Ifemelu dachte, dass er vielleicht über die Stapel von Sportzeitschriften auf dem Boden stolpern würde. Ihr wurde schwindlig, wenn sie ihm nur zusah. Er sprach so schnell, wie er ging, sein Ausdruck unheimlich wachsam; seine weit geöffneten Augen blinzelten nur selten.

»Das ist mein Vorschlag. Es gibt zwei Stellen, eine für die Büroarbeit und die andere als Entspannungshilfe. Die Bürostelle ist bereits besetzt. Sie

Telegram:@shabarsbibliothek

hat gestern angefangen, studiert am Bryn Mawr, und sie wird die ganze Woche brauchen, das liegengebliebene Zeug aufzuarbeiten. Wahrscheinlich liegen hier ein paar ungeöffnete Schecks herum.« Er zog eine Hand aus der Tasche und deutete auf seinen unordentlichen Schreibtisch. »Jetzt brauche ich noch jemand, der mir hilft zu entspannen. Wenn du den Job willst, hast du ihn. Ich zahle dir hundert Dollar pro Tag, später eventuell mehr, du arbeitest nach Bedarf, nicht nach einem festen Zeitplan.«

Hundert Dollar, fast genug für ihre monatliche Miete. Sie verlagerte das Gewicht auf dem Stuhl. »Was genau meinen sie mit ›Hilfe, um zu entspannen‹?«

Sie sah ihn an, wartete auf eine Reaktion. Sie begann sich zu ärgern, wenn sie daran dachte, wie viel sie für die Zugfahrkarte bezahlt hatte.

»Schau, du bist kein Kind mehr«, sagte er. »Ich arbeite so hart, dass ich nicht schlafen kann. Ich kann mich nicht entspannen. Ich nehme keine Drogen, deshalb habe ich mir gedacht, ich brauche jemand, der mir dabei hilft, mich zu entspannen. Du kannst mich massieren, mir helfen, mich zu entspannen, du weißt schon. Ich hatte jemand, aber sie ist nach Pittsburgh gezogen. Es ist ein super Job, das hat sie zumindest gesagt. Sie konnte einen Großteil ihrer Collegeschulden zurückzahlen.« Er hatte es schon zu vielen anderen Frauen gesagt, sie merkte es an dem gemessenen Tonfall, den er für diese Sätze benutzte. Er war kein netter Mann. Sie wusste nicht genau, was er meinte, aber was immer es war, sie bedauerte, gekommen zu sein.

Sie stand auf. »Kann ich drüber nachdenken und Sie anrufen?«

»Selbstverständlich.« Er zuckte die Schultern, plötzlich überaus gereizt, als könnte er nicht glauben, dass sie ihr Glück ausschlug. Als er sie hinausließ, schloss er die Tür sofort hinter ihr, ohne etwas auf ihr letztes »Danke« zu erwidern. Sie ging zum Bahnhof zurück, trauerte um das Geld

Telegram:@shabarsbibliothek

für die Zugfahrt. Die Bäume leuchteten in voller Pracht, rotes und gelbes Laub verliehen der Luft einen goldenen Ton, und sie dachte an die Worte, die sie vor kurzem irgendwo gelesen hatte: *Das erste Grün der Natur ist golden.* Die frische Luft, duftend und trocken, erinnerte sie an Nsukka während des Harmattans, und plötzlich empfand sie einen Stich Heimweh, so intensiv und unerwartet, dass ihr Tränen in die Augen schossen.

Jedes Mal, wenn sie zu einem Vorstellungsgespräch ging oder wegen eines Jobs irgendwo anrief, sagte sie sich, dass es dieses Mal endlich klappen würde; dieses Mal bekäme sie die Stelle als Kellnerin, Empfangsdame, Babysitterin, doch noch während sie sich Glück wünschte, sammelte sich in einer weit entlegenen Stelle ihrer Gedanken Düsternis. »Was mache ich falsch?«, fragte sie Ginika, und Ginika riet ihr, Geduld zu haben und die Hoffnung nicht aufzugeben. Sie schrieb wiederholt ihren Lebenslauf um, erfand Erfahrungen als Kellnerin in Lagos, nannte Ginika als Arbeitgeberin, für deren Kinder sie Babysitterin gespielt hatte, führte Wambuis Vermieterin als Referenz an, und bei jedem Vorstellungsgespräch lächelte sie herzlich und hatte einen festen Händedruck, all die Dinge, die in dem Buch über Vorstellungsgespräche in Amerika standen, das sie gelesen hatte. Aber sie bekam keinen Job. Lag es an ihrem ausländischen Akzent? Ihrem Mangel an Erfahrung? Doch ihre afrikanischen Freunde hatten alle Arbeit, und Collegestudenten fanden ständig Jobs auch ohne Berufserfahrung. Einmal ging sie zu einer Tankstelle in der Nähe der Chestnut Street, und ein großer Mexikaner schaute auf ihren Busen und sagte: »Bist du wegen der Stelle gekommen? Du kannst auf andere Weise für mich arbeiten.« Dann erklärte er ihr lächelnd, und die Anzüglichkeit wich dabei nie aus seinem Blick, dass der Job schon vergeben war. Sie dachte öfter über den Teufel ihrer Mutter nach, vielleicht hatte er doch die Hand im Spiel. Sie addierte

Telegram:@shabarsbibliothek

und subtrahierte endlos, entschied, was sie brauchte und was nicht, kochte jede Woche Reis und Bohnen, erhitzte mittags und abends kleine Portionen in der Mikrowelle. Obinze bot an, ihr Geld zu schicken. Sein Cousin aus London war dagewesen und hatte ihm ein paar Pfund geschenkt. Er wollte es in Enugu in Dollar umtauschen.

»Wie kannst du mir Geld aus Nigeria schicken? Es sollte eigentlich umgekehrt sein«, sagte sie. Aber er schickte es ihr trotzdem, ein bisschen mehr als hundert Dollar, sorgfältig in einer Glückwunschkarte versteckt.

Ginika hatte viel zu tun, sie arbeitete bis spätabends als Praktikantin und lernte für ihre Juraprüfungen, aber sie rief oft an und erkundigte sich, ob Ifemelu einen Job gefunden hatte. Sie klang stets optimistisch, als wollte sie Ifemelu Hoffnung aufdrängen. »Diese Frau, ich habe ein Praktikum in ihrem wohltätigen Verein gemacht, Kimberly, sie hat mich angerufen und gesagt, dass ihre Babysitterin aufhört und sie eine neue sucht. Ich habe ihr von dir erzählt, und sie würde dich gern kennenlernen. Wenn sie dich nimmt, zahlt sie bar unter der Hand, dann musst du den falschen Namen auch nicht benutzen. Wann hast du morgen Zeit? Ich hole dich ab und fahre dich zu ihr.«

»Wenn ich den Job kriege, gebe ich dir meinen ersten Monatslohn«, sagte Ifemelu, und Ginika lachte.

Ginika fuhr auf die halbkreisförmige Einfahrt vor einem Haus, das mit seinem Wohlstand nicht hinter dem Berg hielt, das steinerne Äußere solide und überheblich, vor dem Eingang ragten bedeutungsschwer vier weiße Säulen auf. Kimberly öffnete die Tür. Sie war schlank und aufrecht und hob beide Hände, um sich das schwere goldene Haar aus dem Gesicht zu schieben, als könnte eine Hand das viele Haar unmöglich bändigen.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Wie schön, dich kennenzulernen«, sagte sie zu Ifemelu, als sie sich die Hand gaben, ihre Hand klein, knochig, zerbrechlich. In ihrem goldenen Pullover, mit einem Gürtel in der extrem schmalen Taille, mit ihrem goldenen Haar, in den goldenen Schuhen sah sie unglaublich aus, wie Sonnenlicht.

»Das ist meine Schwester Laura, die gerade zu Besuch ist. Na ja, wir sehen uns fast jeden Tag. Laura wohnt praktisch nebenan. Die Kinder sind mit meiner Mutter bis morgen in den Poconos. Ich hielt es für am besten, uns zu unterhalten, wenn sie nicht da sind.«

»Hallo«, sagte Laura. Sie war so dünn und aufrecht und blond wie Kimberly. Ifemelu beschrieb die beiden später Obinze und sagte, dass Kimberly wie ein winziger Vogel mit feinen Knöchelchen wirkte, den man leicht zerdrücken könnte, während Laura an einen Falken mit scharfem Schnabel und dunklen Gedanken erinnerte.

»Hallo, ich bin Ifemelu.«

»Was für ein schöner Name«, sagte Kimberly. »Hat er eine Bedeutung? Ich liebe multikulturelle Namen, weil sie so wunderbare Bedeutungen haben und aus wunderbaren reichen Kulturen stammen.« Kimberly lächelte das freundliche Lächeln von Leuten, die bei »Kultur« an das unbekannte farbenprächtige Reservat dachten, in dem farbenprächtige Menschen lebten, es war ein Wort, das stets mit »reich« näher bestimmt werden musste. Sie glaubte nicht, dass Norwegen über eine »reiche Kultur« verfügte.

»Ich weiß nicht, was er bedeutet«, sagte Ifemelu und spürte mehr, als dass sie sah, wie Ginika leicht amüsiert lächelte.

»Möchtet ihr Tee?«, fragte Kimberly und führte sie in eine Küche aus glänzendem Chrom und Granit und vielen leeren Flächen. »Wir sind Teetrinker, aber es gibt natürlich auch was anderes.«

»Tee wäre super«, sagte Ginika.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Und du, Ifemelu?«, fragte Kimberly. »Ich weiß, dass ich deinen Namen verhunze, aber es ist wirklich ein wunderschöner Name. Wirklich wunderschön.«

»Nein, Sie haben ihn richtig ausgesprochen. Für mich bitte Wasser oder Orangensaft.« Später wurde Ifemelu klar, dass Kimberly das Wort »wunderschön« auf besondere Weise gebrauchte. »Ich treffe meine wunderschöne Freundin aus dem College«, sollte Kimberly sagen oder: »Wir arbeiten mit dieser wunderschönen Frau im Innenstadtprojekt«, und die Frauen, auf die sie sich bezog, erwiesen sich immer als ziemlich gewöhnlich aussehend, aber sie waren immer schwarz. Eines Tages spät in diesem Winter, als sie mit Kimberly an dem riesigen Küchentisch saß, Tee trank und auf die Rückkehr der Kinder wartete, die mit ihrer Großmutter einen Ausflug machten, sagte Kimberly: »Oh, schau dir diese wunderschöne Frau an«, und deutete in einer Zeitschrift auf ein unscheinbares Model, deren einziges besonderes Merkmal ihre sehr dunkle Haut war. »Ist sie nicht umwerfend?«

»Nein, das ist sie nicht.« Ifemelu hielt inne. »Wissen Sie, Sie können einfach schwarz sagen. Nicht jede schwarze Person ist schön.«

Kimberly erschrak, ihre Miene brachte etwas Unaussprechliches zum Ausdruck, und dann lächelte sie, und Ifemelu betrachtete es als den Moment, in dem sie wirklich Freundinnen wurden. Doch an diesem ersten Tag mochte sie Kimberly, ihre fragile Schönheit, ihre leicht violetten Augen mit dem Ausdruck, mit dem Obinze die Menschen charakterisierte, die er mochte: *obi ocha*. Ein reines Herz. Kimberly stellte Ifemelu Fragen zu ihren Erfahrungen mit Kindern, hörte aufmerksam zu, als wollte sie heraushören, was eventuell ungesagt blieb.

»Sie hat keine Erste-Hilfe-Ausbildung, Kim«, sagte Laura. Sie wandte sich an Ifemelu. »Würdest du den Kurs machen? Das ist sehr wichtig, wenn

Telegram:@shabarsbibliothek

du mit Kindern zu tun hast.«

»Ja, das würde ich.«

»Ginika hat gesagt, dass du aus Nigeria weggegangen bist, weil die Dozenten dort ständig streiken?«, sagte Kimberly.

»Ja.«

Laura nickte verständnisvoll. »Schrecklich, was in afrikanischen Ländern alles passiert.«

»Wie gefällt es dir in den USA bislang?«, fragte Kimberly.

Ifemelu erzählte von dem Schwindel, den sie empfunden hatte, als sie zum ersten Mal in einen Supermarkt gegangen war; sie hatte in dem Bereich mit Frühstücksflocken Cornflakes kaufen wollen, weil sie zu Hause Cornflakes immer gegessen hatte, doch plötzlich war sie mit hundert verschiedenen Schachteln konfrontiert, ein Wirbel aus Farben und Bildern, und ihr war schwindlig geworden. Sie erzählte diese Geschichte, weil sie sie für lustig hielt; sie sprach auf harmlose Weise das amerikanische Ego an.

Laura lachte. »Ich verstehe, dass einem da schwindlig werden kann.«

»Ja, in diesem Land geht es wirklich um Exzess«, sagte Kimberly. »Bestimmt hast du zu Hause jede Menge wunderbare biologische Lebensmittel und Gemüse gegessen, aber du wirst bald merken, dass es hier anders ist.«

»Kim, wenn sie in Nigeria diese wunderbare biologische Nahrung gegessen hätte, warum wäre sie dann in die USA gekommen?«, fragte Laura. Als Kind musste Laura die Rolle der großen Schwester gespielt haben, die die Dummheit der kleinen Schwester aufdeckte, immer freundlich und fröhlich und vorzugsweise in Gesellschaft erwachsener Verwandter.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich meine ja nur, auch wenn sie wenig zu essen hatten, war es wahrscheinlich organisches Gemüse und nicht das künstliche Zeug, das wir hier haben«, sagte Kimberly. Ifemelu spürte spitze Stacheln in der Luft zwischen den beiden Schwestern.

»Du hast ihr noch nichts über das Fernsehen gesagt«, sagte Laura. Sie wandte sich an Ifemelu. »Kims Kinder dürfen nur beaufsichtigt fernsehen, nur PBS, den öffentlich-rechtlichen Sender. Wenn sie dich also nehmen würde, müsstest du wirklich dabei sein und kontrollieren, was passiert, besonders bei Morgan.«

»Okay.«

»Ich habe keinen Babysitter«, sagte Laura, das »ich« mit glühender Rechtschaffenheit betont. »Ich bin eine Vollzeitmutter, die immer dabei ist. Ich dachte, ich würde wieder arbeiten, als Athena zwei wurde, aber ich habe es nicht ertragen, sie gehen zu lassen. Auch Kim kümmert sich natürlich um die Kinder, aber manchmal hat sie keine Zeit, sie macht wunderbare Arbeit mit ihrem Wohltätigkeitsverein, und deswegen sorge ich mich immer um die Babysitter. Die letzte, Martha, war wunderbar, aber wir haben uns gefragt, ob das Mädchen vor ihr, wie hieß sie gleich noch mal, Morgan nicht hat ungeeignete Serien sehen lassen. Ich lasse meine Tochter überhaupt nicht fernsehen. Es gibt zu viel Gewalt im Fernsehen. Wenn sie ein bisschen älter ist, werde ich sie vielleicht ein paar Zeichentrickfilme schauen lassen.«

»Aber auch in Zeichentrickfilmen gibt es Gewalt«, sagte Ifemelu.

Laura schien verärgert. »Es sind Zeichentrickfilme. Die echte Sache traumatisiert die Kinder.«

Ginika sah Ifemelu mit gerunzelter Stirn an, ein Blick, der besagte: Lass gut sein. Als Grundschülerin hatte Ifemelu im Fernsehen gesehen, wie das Einsatzkommando Lawrence Anini erschoss. Sie war fasziniert gewesen

Telegram:@shabarsbibliothek

von den Geschichten über seine bewaffneten Überfälle, seine warnenden Briefe an Zeitungen, wie er den Armen gab, was er gestohlen hatte, wie er sich in Luft auflöste, wenn die Polizei kam. Ihre Mutter hatte gesagt: »Geh rein, das ist nichts für dich«, aber halbherzig, nachdem Ifemelu die Schießerei fast ganz gesehen hatte. Anini war mit einem Seil an einen Pfahl gefesselt, sein Körper zuckte, als ihn die Kugeln trafen, dann hing er schlaff über das Seil. Sie dachte jetzt daran, wie sehr sie dieses Bild verfolgt und wie gewöhnlich es dennoch gewirkt hatte.

»Ich zeige dir das Haus, Ifemelu«, sagte Kimberly. »Habe ich es richtig ausgesprochen?«

Sie gingen von Zimmer zu Zimmer – im Zimmer der Tochter waren die Wände rosa gestrichen, eine rüschige Tagesdecke lag auf dem Bett, im Zimmer des Sohns stand ein Schlagzeug, im Wohnzimmer ein Klavier, auf der glänzenden hölzernen Abdeckung waren zahllose Familienfotos aufgereiht.

»Das haben wir in Indien aufgenommen«, sagte Kimberly. Sie standen in T-Shirts neben einer leeren Rikscha, Kimberlys goldenes Haar nach hinten gebunden, ihr großer, schlanker Mann, ihr kleiner blonder Sohn und die ältere rothaarige Tochter, alle hatten eine Wasserflasche in der Hand und lächelten. Sie lächelten auf allen Fotos, beim Segeln und Wandern und vor touristischen Sehenswürdigkeiten, alle ganz locker, ihre Zähne strahlendweiß. Sie erinnerten Ifemelu an die Werbespots im Fernsehen, an Menschen, deren Leben immer in schmeichelhaftem Licht stattfand, deren Unordnung stets ästhetisch gefällig war.

»Manche der Leute, die wir kennengelernt haben, hatten nichts, absolut nichts, aber sie waren glücklich«, sagte Kimberly. Sie nahm von ganz hinten auf dem Klavier ein Foto von ihrer Tochter mit zwei Inderinnen, ihre

Telegram:@shabarsbibliothek

Haut dunkel und verwittert, Zahnlücken im Lächeln. »Diese Frauen waren so wunderbar«, sagte sie.

Ifemelu sollte später auch begreifen, dass die Armen für Kimberly schuldlos waren. Armut war ein schimmerndes Ding; sie konnte sich nicht vorstellen, dass Arme böse oder gemein sein konnten, dank der Armut waren sie Heilige, und die größten Heiligen waren die ausländischen Armen.

»Morgan liebt sie, sie ist indianisch. Aber Taylor macht sie Angst.« Kimberly deutete auf eine kleine Skulptur zwischen den Fotos.

»Oh.« Ifemelu konnte sich plötzlich nicht mehr erinnern, wer der Junge und wer das Mädchen war; beide Namen, Morgan und Taylor, klangen wie Nachnamen.

Kimberlys Mann kam nach Hause, kurz bevor Ifemelu ging.

»Hallo! Hallo!«, sagte er und glitt in die Küche, groß und sonnengebräunt und zielgerichtet. Ifemelu erkannte an der Länge seines Haars, den nahezu perfekten Wellen, die gerade noch den Hemdkragen berührten, dass er größten Wert auf seine Frisur legte.

»Du musst Ginikas Freundin aus Nigeria sein«, sagte er lächelnd und sich seines Charmes voll bewusst. Er blickte den Leuten in die Augen, nicht weil er sich für sie interessierte, sondern weil er wusste, dass es ihnen das Gefühl gab, er würde sich für sie interessieren.

Mit seiner Ankunft wurde Kimberly etwas atemlos. Ihre Stimme veränderte sich; sie sprach jetzt mit der hohen Stimme der verlegenen Frau. »Don, Liebling, du bist früh dran«, sagte sie, als sie sich küssten.

Don sah Ifemelu in die Augen und erzählte, dass er einmal beinahe nach Nigeria gereist wäre, nachdem Shagari gewählt worden war. Damals arbeitete er als Berater für eine internationale Entwicklungsorganisation, aber die Reise wurde in letzter Minute abgesagt, und er war enttäuscht, weil

Telegram:@shabarsbibliothek

er gehofft hatte, in den Shrine zu einem Auftritt von Fela zu gehen. Er erwähnte Fela auf beiläufige, intime Weise, als wäre er etwas, was ihnen gemeinsam war, ein Geheimnis, das sie teilten. So wie er die Geschichte erzählte, war er sich einer erfolgreichen Verführung sicher. Ifemelu starrte ihn an, sagte kaum etwas, weigerte sich, sich von ihm einnehmen zu lassen, und verspürte ein seltsames Bedauern für Kimberly. Mit einer Schwester wie Laura und einem Mann wie ihm belastet zu sein.

»Don und ich arbeiten für eine wirklich gute Wohltätigkeitsorganisation in Malawi, Don tut mehr dafür als ich.« Kimberly sah Don an, der das Gesicht verzog und sagte: »Wir tun unser Bestes, aber wir wissen ganz genau, dass wir nicht der Messias sind.«

»Wir sollten wirklich eine Reise nach Afrika planen. Es ist ein Waisenhaus. Wir waren noch nie in Afrika. Ich würde gern was mit meiner Wohltätigkeitsorganisation in Afrika machen.«

Kimberlys Züge waren weich geworden, ihr Blick umwölkt, und einen Augenblick lang tat es Ifemelu leid, dass sie aus Afrika war, dass sie der Grund war, warum diese wunderschöne Frau mit ihren gebleichten Zähnen und ihrem üppigen Haar so tief graben musste, um so großes Mitgefühl, so große Hoffnungslosigkeit zu empfinden. Sie lächelte fröhlich in der Hoffnung, dass es Kimberly aufheiterte.

»Ich spreche noch mit einer Bewerberin, und dann werde ich dir meine Entscheidung mitteilen, aber ich glaube, dass du wirklich gut zu uns passt«, sagte Kimberly und führte Ifemelu und Ginika zu Tür.

»Danke«, sagte Ifemelu. »Ich würde gern für Sie arbeiten.«

Am nächsten Tag rief Ginika an und hinterließ mit leiser Stimme eine Nachricht. »Ifem, es tut mir so leid. Kimberly hat jemand anders genommen, aber sie hat gesagt, dass sie dich im Hinterkopf behält. Es wird

Telegram:@shabarsbibliothek

bald etwas klappen, mach dir nicht allzu viele Sorgen. Ich ruf später noch mal an.«

Am liebsten hätte Ifemelu das Telefon an die Wand geworfen. *Im Hinterkopf behalten.* Warum hatte Ginika diesen bedeutungslosen Ausdruck auch noch wiederholt, »im Hinterkopf behalten«?

Es war Spätherbst, den Bäumen waren Geweihe gewachsen, manchmal wehte vertrocknetes Laub in die Wohnung, und die Miete war fällig. Die Schecks ihrer Mitbewohnerinnen lagen auf dem Küchentisch, einer auf dem anderen, rosarot und mit Blümchenrand. Sie hielt diese geblümten amerikanischen Schecks für unnötig dekorativ; die Blümchen nahmen den Schecks die Ernsthaftigkeit. Neben den Schecks lag ein Zettel mit Jackies kindlicher Handschrift: *Ifemelu, wir sind mit der Miete fast eine Woche hintendran.* Wenn sie einen Scheck ausstellte, wäre ihr Konto leer. Ihre Mutter hatte ihr am Tag vor ihrer Abreise aus Lagos ein kleines Gläschen mit Mentholanum gegeben und gesagt: »Steck das in deinen Koffer für den Fall, dass du dich erkältest.« Sie kramte jetzt in ihrem Koffer danach, öffnete es und roch daran, verrieb etwas davon unter ihrer Nase. Am liebsten hätte sie geweint. Der Anrufbeantworter blinkte, aber sie hörte ihn nicht ab, denn es wäre nur eine weitere Variation von Tante Ujus Fragen. »Hat dich jemand angerufen? Hast du es bei den McDonald’s und Burger King in der Nähe versucht? Sie schalten nicht immer Anzeigen, aber vielleicht suchen sie trotzdem jemand. Ich kann dir diesen Monat nichts schicken. Mein Konto ist leer, wirklich, als Assistenzärztin zu arbeiten ist Sklaverei.«

Zeitungen lagen auf dem Boden verstreut, Jobangebote mit Tinte umrandet. Sie hob eine auf, blätterte darin, las Anzeigen, die sie schon gelesen hatte. Wieder fiel ihr Blick auf ESCORT. Ginika hatte gesagt:

Telegram:@shabarsbibliothek

»Vergiss diese Escort-Sache. Sie behaupten, es wäre nicht Prostitution, aber das ist es, und das Schlimmste dabei ist, dass du nur ein Viertel von dem kriegst, was du verdienst, weil die Agentur den Rest einsteckt. Ich kenne ein Mädchen, das es im ersten Semster damit versucht hat.« Ifemelu las die Anzeige und überlegte erneut, ob sie anrufen sollte, aber sie tat es nicht, weil sie hoffte, dass es mit dem letzten Vorstellungsgespräch, das sie geführt hatte, klappen würde, Kellnerin in einem kleinen Restaurant, das keinen Lohn zahlte. Ihr würde nur das Trinkgeld bleiben. Sie wollten sich noch an diesem Tag melden, sollten sie sie nehmen; sie wartete bis spät, doch sie riefen nicht an.

Und dann fraß Elenas Hund ihren Schinken. Sie hatte eine Scheibe Schinken erhitzt, sie auf ein Blatt Küchenpapier auf den Tisch gelegt und sich umgedreht, um den Kühlschrank zu öffnen. Der Hund verschlang den Schinken und das Küchenpapier. Sie starrte auf die leere Stelle, wo der Schinken gelegen hatte, und dann starrte sie den Hund an, sein Ausdruck selbstgefällig, und alle Frustrationen in ihrem Leben brodelten in ihr auf. Ein Hund fraß ihren Schinken, ein Hund fraß ihren Schinken, während sie keine Arbeit hatte.

»Dein Hund hat gerade meinen Schinken gefressen«, sagte sie zu Elena, die am anderen Ende der Küche eine Banane in ihre Müslischale schnitt.

»Du hasst meinen Hund einfach.«

»Du solltest ihn besser erziehen. Er sollte nicht das Essen anderer Leute vom Küchentisch fressen.«

»Bring meinen Hund bloß nicht mit deinem Voodoo um.«

»Was?«

»War nur Spaß!«, sagte Elena. Elena grinste, ihr Hund wedelte mit dem Schwanz, und Ifemelu spürte Säure in ihren Adern; sie ging auf Elena zu,

Telegram:@shabarsbibliothek

die Hand erhoben und bereit, sie auf Elenas Gesicht explodieren zu lassen, bevor sie ruckartig stehenblieb, sich umdrehte und nach oben ging. Sie setzte sich auf ihr Bett, zog die Knie an die Brust, erschüttert von ihrer eigenen Reaktion, von der Rasanz, mit der sie wütend geworden war. Unten schrie Elena am Telefon: »Ich schwöre bei Gott, die Schlampe wollte mich gerade schlagen!« Ifemelu hatte ihre uneinsichtige Mitbewohnerin schlagen wollen, nicht weil ihr sabbernder Hund ihren Schinken gefressen hatte, sondern weil sie mit der Welt auf Kriegsfuß stand und jeden Morgen erwachte, sich verloren fühlte und sich eine Horde gesichtsloser Menschen vorstellte, die alle gegen sie waren. Es machte ihr große Angst, dass sie keine Zukunft vor sich sah. Wenn ihre Eltern anriefen und eine Nachricht hinterließen, löschte sie sie nicht, weil sie nicht wusste, ob es das letzte Mal war, dass sie ihre Stimmen hörte. Hier zu sein, im Ausland zu leben, nicht zu wissen, wann sie wieder nach Hause fliegen konnte, hieß, dabei zuzusehen, wie aus Liebe Angst wurde. Wenn sie die Freundin ihrer Mutter, Tante Bunmi, anrief und das Telefon klingelte und sich niemand meldete, geriet sie in Panik, weil vielleicht ihr Vater gestorben war und Tante Bunmi nicht wusste, wie sie es ihr beibringen sollte.

Später klopfte Allison an ihre Tür. »Ifemelu? Ich wollte dich nur daran erinnern, dass dein Scheck für die Miete noch nicht auf dem Tisch liegt. Wir sind wirklich spät dran.«

»Ich weiß. Ich stelle ihn aus.« Sie lag auf dem Rücken auf dem Bett. Sie wollte nicht die Mitbewohnerin sein, die Probleme mit der Miete hatte. Sie war zornig, dass Ginika ihr letzte Woche Lebensmittel gebracht hatte. Sie hörte unten Jackies erhobene Stimme: »Was sollen wir tun? Wir sind nicht ihre verdammten Eltern.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Sie nahm ihr Scheckbuch heraus. Bevor sie den Scheck ausschrieb, rief sie Tante Uju an, um mit Dike zu sprechen. Von seiner Unschuld aufgeheitert rief sie als Nächstes den Tennislehrer in Ardmore an.

»Wann kann ich mit der Arbeit anfangen?«, fragte sie.

»Willst du gleich kommen?«

»Okay«, sagte sie.

Sie rasierte sich die Achseln, trug den Lippenstift auf, den sie seit ihrer Abreise aus Lagos nicht mehr benutzt hatte, das meiste davon im Flughafen auf Obinzes Hals verschmiert. Was würde mit dem Tennislehrer passieren? Er hatte »Massage« gesagt, aber seine Art, sein Tonfall hatten vor Anzüglichkeit getrieft. Vielleicht war er einer dieser weißen Männer mit merkwürdigen Vorlieben, von denen sie gelesen hatte, und wollte, dass sie ihm mit einer Feder über den Rücken strich oder auf ihn urinierte. Das könnte sie tun, für hundert Dollar auf einen Mann urinieren. Der Gedanke amüsierte sie, und sie lächelte ein kleines spöttisches Lächeln. Was immer geschehen würde, sie würde sich ihm so gutaussehend wie möglich nähern, sie würde ihm klarmachen, dass es Grenzen gab, die sie nicht überschreiten würde. Gleich zu Anfang wollte sie sagen: »Wenn Sie Sex wollen, kann ich Ihnen nicht helfen.« Oder sie würde sich etwas verblümter, suggestiver ausdrücken: »Mir ist nicht wohl dabei, zu weit zu gehen.« Vielleicht bildete sie sich auch zu viel ein; vielleicht wollte er wirklich nur eine Massage.

Als sie bei ihm ankam, verhielt er sich schroff. »Komm rein«, sagte er und führte sie in sein Schlafzimmer, das kahl war bis auf ein Bett und das große Bild einer Dose Tomatensuppe an der Wand. Er bot ihr etwas zu trinken an, aber auf unwirsche Weise, als erwartete er, dass sie ablehnte, dann zog er sein Hemd aus und legte sich aufs Bett. Gab es keine Einführung? Sie wünschte, er würde etwas langsamer sein. Es hatte ihr die Stimme verschlagen.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Komm her«, sagte er. »Ich brauche es warm.«

Sie sollte jetzt gehen. Das Kräfteverhältnis hatte sich zu seinen Gunsten verschoben, seitdem sie seine Wohnung betreten hatte. Sie sollte gehen.

»Ich kann keinen Sex haben«, sagte sie. Ihre Stimme klang quiekend, unsicher. »Ich kann keinen Sex mit Ihnen haben«, sagte sie noch einmal.

»O nein, das erwarte ich auch nicht«, sagte er zu rasch.

Sie ging langsam zur Tür, fragte sich, ob sie verschlossen war, ob er sie abgeschlossen hatte, und dann fragte sie sich, ob er eine Pistole hatte.

»Komm einfach her und leg dich hin«, sagte er. »Wärme mich. Ich will dich ein bisschen anfassen, nichts, was dir unangenehm sein wird. Ich brauche einfach menschliche Berührung, um mich zu entspannen.«

Aus seiner Miene und seinem Tonfall sprach absolute Gewissheit. Sie war geschlagen. Wie erbärmlich es war, hier bei einem Fremden zu sein, der wusste, dass sie bleiben würde. Er wusste, dass sie bleiben würde, weil sie gekommen war. Sie war da, sie war bereits beschmutzt. Sie zog die Schuhe aus und legte sich zu ihm ins Bett. Sie wollte nicht hier sein, wollte seinen Finger nicht zwischen ihren Beinen spüren, wollte sein Seufzen-Stöhnen nicht hören, und doch wurde sie widerlich feucht. Danach lag sie still da, zusammengerollt und überwältigt. Er hatte sie nicht gezwungen. Sie war freiwillig gekommen. Sie hatte sich in sein Bett gelegt, und als er ihre Hand zwischen seine Beine führte, hatte sie zugefasst und die Finger bewegt. Jetzt, nachdem sie sich die Hände gewaschen hatte und den frischen, dünnen Hundert-Dollar-Schein hielt, den er ihr gegeben hatte, fühlten sich ihre Finger immer noch klebrig an; sie gehörten nicht mehr zu ihr.

»Kannst du zweimal in der Woche kommen? Ich bezahle die Zugfahrt«, sagte er verächtlich und streckte sich; er wollte, dass sie ging.

Sie schwieg.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Mach die Tür hinter dir zu«, sagte er und drehte ihr den Rücken zu.

Sie ging zum Bahnhof, fühlte sich schwer und träge, ihre Gedanken von Schmutz verstopft, und als sie im Zug an einem Fenster saß, begann sie zu weinen. Sie kam sich vor wie ein kleiner Ball, getrieben und allein. Die Welt war ein großer, großer Ort, und sie war so winzig, so unbedeutend, hohl und leer. In der Wohnung wusch sie sich die Hände mit so heißem Wasser, dass sie sich die Finger verbrühte, und auf ihrem Daumen erblühte eine kleine weiche Blase. Sie zog alle ihre Kleider aus, drückte sie zu einem knittrigen Ball zusammen, warf sie in die Ecke und starrte sie eine Weile an. Sie wollte sie nie wieder anziehen, nicht einmal mehr anfassen. Sie setzte sich nackt aufs Bett und betrachtete in diesem winzigen Zimmer mit dem schimmligen Teppichboden ihr Leben, den Hundert-Dollar-Schein auf dem Tisch, und ihr Körper wand sich vor Ekel. Sie hätte nie zu ihm gehen sollen. Sie hätte sofort wieder davonlaufen sollen. Sie wollte duschen, sich abschrubben, aber sie ertrug den Gedanken nicht, ihren eigenen Körper anzufassen, und so zog sie ihr Nachthemd an, vorsichtig, um sich selbst so wenig wie möglich zu berühren. Sie hätte am liebsten ihre Sachen gepackt und irgendwie ein Flugticket nach Lagos gekauft. Sie rollte sich auf dem Bett zusammen und weinte, wünschte, sie könnte in sich hineingreifen und die Erinnerung an das, was gerade passiert war, herausreißen. Ihr Anrufbeantworter blinkte. Es war wahrscheinlich Obinze. Sie ertrug es nicht, jetzt an ihn zu denken. Sie überlegte, ob sie mit Ginika telefonieren sollte. Schließlich rief sie Tante Uju an.

»Ich habe heute für einen Mann gearbeitet. Er hat mir hundert Dollar gezahlt.«

»*Ehn?* Das ist sehr viel. Aber du musst dir etwas Dauerhaftes suchen. Mir ist gerade klargeworden, dass ich Dike krankenversichern muss, weil er

Telegram:@shabarsbibliothek

in dem neuen Krankenhaus in Massachusetts nicht mitversichert ist. Ich bin noch immer entsetzt darüber, wie viel ich zahlen muss.«

»Willst du mich nicht fragen, was ich getan haben, Tante? Willst du mich nicht fragen, was ich getan habe, bevor mir der Mann hundert Dollar bezahlt hat?«, fragte Ifemelu. Neuer Zorn stieg in ihr auf, breitete sich bis in ihre Finger aus, so dass sie zitterten.

»Was hast du getan?«, fragte Tante Uju tonlos.

Ifemelu legte auf. Sie hörte den Anrufbeantworter ab. Die erste Nachricht war von ihrer Mutter, die schnell sprach, um die Kosten niedrig zu halten: »Ifem, wie geht es dir? Wir rufen an, um zu hören, wie es dir geht. Wir haben seit einer Weile nichts von dir gehört. Bitte, melde dich. Uns geht es gut. Gott segne dich.«

Dann folgte Obinzes Stimme, die Worte schwebten durch den Äther war, in ihren Kopf. »Ich liebe dich, Ifem«, sagte er am Schluss mit dieser Stimme, die plötzlich so weit weg einer anderen Zeit und einem anderen Ort anzugehören schien. Sie lag steif auf ihrem Bett. Sie konnte nicht schlafen, und sie konnte sich nicht ablenken. Sie dachte daran, den Tennislehrer umzubringen. Sie würde ihn wieder und wieder mit einer Axt auf den Kopf schlagen. Sie würde ein Messer in seine muskelbepackte Brust treiben. Er lebte allein, wahrscheinlich kamen auch andere Frauen in sein Schlafzimmer und machten die Beine breit für seinen Wurstfinger mit dem abgekauten Nagel. Niemand würde wissen, wer von ihnen es getan hatte. Sie würde das Messer in seiner Brust stecken lassen und in seinen Schubladen nach dem Bündel Hundert-Dollar-Scheine suchen, damit sie ihre Miete und Studiengebühren zahlen konnte.

In dieser Nacht schneite es zum ersten Mal, sie betrachtete die Welt vor ihrem Fenster, die von Schneeschichten zu missgestalteten Klumpen deformierten Autos. Sie war blutlos, distanziert und trieb durch eine Welt,

Telegram:@shabarsbibliothek

in der es zu früh dunkel wurde und alle in schweren Mänteln herumliefen, vom fahlen Licht zu Schemen reduziert. Die Tage verliefen ineinander, frische Luft wurde zu eiskalter Luft, die zu atmen schmerzhaft war. Obinze rief viele Male an, aber sie nahm nicht ab. Sie löschte seine Nachrichten ungehört und seine E-Mails ungelesen, und sie fühlte sich immer tiefer sinken und war nicht in der Lage, sich hochzuziehen.

Jeden Morgen erwachte sie apathisch, benommen von Traurigkeit, verängstigt von dem Tag, der sich endlos vor ihr erstreckte. Alles war angedickt. Sie war von einem dichten Nebel verschluckt worden, hatte sich darin verirrt, schwamm in einer Suppe Nichts. Zwischen ihr und dem, was sie fühlen sollte, tat sich ein Abgrund auf. Ihr war alles gleichgültig. Sie wollte es nicht so, aber sie wusste nicht, wie sie es ändern sollte; die Fähigkeit, etwas zu empfinden, war ihrem Gedächtnis entfallen. Manchmal erwachte sie um sich schlagend und hilflos, absolute Hoffnungslosigkeit vor ihr und hinter ihr und um sie herum. Sie wusste, dass es sinnlos war, da zu sein, zu leben, aber sie hatte nicht die Kraft, sich konkret zu überlegen, wie sie sich umbringen sollte. Sie lag im Bett und las Bücher und dachte an nichts. Manchmal vergaß sie zu essen, dann wieder wartete sie bis nach Mitternacht, bis ihre Mitbewohnerinnen in ihren Zimmern waren, bevor sie sich ihr Essen aufwärmte. Die schmutzigen Teller ließ sie unter ihrem Bett stehen, bis auf den fettigen Reis- und Bohnenresten grünlicher Schimmel wuchs. Während sie aß oder las, spürte sie oft das niederschmetternde Bedürfnis zu weinen, und dann liefen ihr Tränen übers Gesicht, und Schluchzer taten ihr in der Kehle weh. Sie hatte die Klingel ihres Telefons ausgeschaltet. Sie ging nicht mehr zum Unterricht. Ihre Tage waren gedämpft von Schweigen und Schnee.

Telegram:@shabarsbibliothek

Allison hämmerte noch einmal an ihre Tür. »Bist du da? Ein Anruf für dich! Sie sagt, es ist ein Notfall, Herrgott noch mal. Ich weiß, dass du da bist, ich habe gehört, dass du vor einer Minute auf der Toilette warst.«

Das platte dumpfe Hämmern, das klang, als würde Allison mit der flachen Hand auf die Tür schlagen, nervte Ifemelu. »Sie macht nicht auf«, hörte sie Allison sagen, und dann, gerade als sie glaubte, dass Allison gegangen war, begann das Hämmern von neuem. Sie stand vom Bett auf, auf dem sie gelegen hatte und abwechselnd jeweils ein Kapitel von einem Roman und dann von einem anderen gelesen hatte, und ging auf bleiernen Beinen zur Tür. Sie wollte rasch gehen, normal, aber es gelang ihr nicht. Ihre Füße waren zu Schnecken geworden. Sie schloss die Tür auf. Mit finsterem Blick drückte ihr Allison das Telefon in die Hand.

»Danke«, sagte sie schlapp und fügte leise hinzu: »Entschuldige.« Sogar das Sprechen, die Worte in der Kehle zu formen und sie auszusprechen, erschöpfte sie.

»Hallo?«, sagte sie ins Telefon.

»Ifem! Was ist los? Was ist los mit dir?«, fragte Ginika.

»Nichts«, sagte sie.

»Ich habe mir solche Sorgen um dich gemacht. Gott sei Dank habe ich die Nummer deiner Mitbewohnerin ausfindig gemacht. Obinze hat mich schon mehrmals angerufen. Es ist krank vor Sorgen«, sagte Ginika. »Sogar Tante Uju hat angerufen und gefragt, ob ich dich gesehen habe.«

»Ich war beschäftigt«, sagte Ifemelu vage.

Es folgte eine Pause. Ginikas Tonfall war sanfter. »Ifem, ich bin da, das weißt du doch, oder?«

Ifemelu wollte auflegen und sich wieder ins Bett legen. »Ja.«

»Ich habe gute Nachrichten. Kimberly hat mich angerufen und um deine Telefonnummer gebeten. Die Babysitterin, die sie genommen hat, hat

Telegram:@shabarsbibliothek

wieder aufgehört. Jetzt will sie dich haben. Du sollst nächsten Montag anfangen. Sie sagt, dass sie dich von Anfang an wollte, aber Laura hat ihr eingeredet, die andere zu nehmen. Also, Ifem, du hast einen Job. Bares Geld! Schwarz. Ifemsco, das ist großartig. Sie zahlt dir zweihundertfünfzig die Woche, mehr als der früheren Babysitterin. Bares Geld. Schwarz. Kimberly ist wirklich ein toller Mensch. Ich hol dich morgen ab und fahr dich zu ihr.«

Ifemelu sagte nichts, bemühte sich zu begreifen. Die Wörter brauchten so lange, bis sie eine Bedeutung annahmen.

Am nächsten Tag musste Ginika mehrmals an ihre Tür klopfen, bevor Ifemelu endlich öffnete. Sie sah Allison auf dem Treppenabsatz stehen und sie neugierig beobachten.

»Wir sind spät dran, zieh dich an«, sagte Ginika bestimmt, entschieden und ließ keinen Raum für Widerspruch. Ifemelu zog eine Jeans an. Sie spürte, dass Ginika sie nicht aus den Augen ließ. Im Auto füllte Ginikas Rockmusik das Schweigen. Sie waren auf der Lancaster Avenue, fuhren von West Philadelphia, wo viele Gebäude vernagelt waren und Hamburgerverpackungen herumlagen, in die makellosen, mit Bäumen bewachsenen Vororte an der Main Line, als Ginika sagte: »Ich glaube, du hast eine Depression.«

Ifemelu schüttelte den Kopf und schaute aus dem Fenster. Unter Depressionen litten nur Amerikaner mit ihrem Bedürfnis, sich von aller Verantwortung freizusprechen und aus allem eine Krankheit zu machen. Sie hatte keine Depression; sie war nur ein bisschen müde und ein bisschen langsam. »Ich habe keine Depression«, sagte sie. Jahre später schrieb sie ein Posting darüber: »Nicht-amerikanische Schwarze, die unter Krankheiten leiden, deren Namen sie nicht wissen wollen.« Eine Kongolesin antwortete mit einem langen Kommentar: Sie war von Kinshasa nach Virginia

Telegram:@shabarsbibliothek

gezogen, und nach ein paar Monaten, noch während des ersten Semesters am College wurde ihr morgens schwindlig, ihr Herz raste, als wollte es vor ihr fliehen, ihr Magen verkrampfte sich vor Übelkeit, ihre Finger kribbelten. Sie ging zu einem Arzt. Und obwohl sie auf der Liste der Symptome, die er ihr gegeben hatte, überall »ja« ankreuzte, weigerte sie sich, die Diagnose »Panikattacken« zu akzeptieren, weil nur Amerikaner Panikattacken hatten. In Kinshasa hatte niemand Panikattacken. Es gab dort auch keinen anderen Namen dafür, es gab überhaupt keinen Namen. Existierten Dinge nur, wenn sie benannt wurden?

»Ifem, das ist etwas, was viele Menschen durchmachen, und ich weiß, dass es nicht leicht für dich war, dich an einen neuen Ort anzupassen und keinen Job zu finden. In Nigeria reden wir nicht über Dinge wie Depression, aber es gibt sie. Du solltest zum Gesundheitszentrum gehen. Es gibt immer Therapeuten.«

Ifemelu schaute weiter aus dem Fenster. Sie verspürte wieder das niederschmetternde Bedürfnis zu weinen, deswegen holte sie tief Luft in der Hoffnung, dass es nachlassen würde. Sie wünschte, sie hätte Ginika von dem Tennislehrer erzählt, wäre an jenem Abend mit dem Zug zu Ginika gefahren, aber jetzt war es zu spät, der Selbstekel war in ihr verhärtet. Sie wäre nie in der Lage, die Sätze zu bilden, um ihre Geschichte zu erzählen.

»Ginika«, sagte sie. »Danke.« Ihre Stimme war heiser. Die Tränen flossen, sie hatte keine Kontrolle darüber. Ginika hielt an einer Tankstelle, gab ihr ein Taschentuch und wartete, bis ihre Schluchzer abgeebbt waren, bevor sie den Motor wieder anließ und zu Kimberlys Haus fuhr.

Telegram:@shabarsbibliothek

16

Kimberly nannte es einen Antrittsbonus. »Ginika hat mir erzählt, dass du es nicht leicht hattest«, sagte Kimberly. »Bitte, nimm es an.«

Es wäre Ifemelu nicht im Traum eingefallen, den Scheck nicht anzunehmen; jetzt konnte sie ein paar Rechnungen bezahlen und ihren Eltern etwas nach Hause schicken. Ihre Mutter mochte spitze Schuhe mit Quasten, die sie in die Kirche anziehen konnte. »Danke«, sagte ihre Mutter, seufzte hörbar am Telefon und fügte dann hinzu: »Obinze war bei mir.«

Ifemelu schwieg.

»Was für ein Problem du mit ihm auch hast, bitte, rede mit ihm darüber«, sagte ihre Mutter.

Ifemelu sagte: »Okay«, und sprach über etwas anderes. Als ihre Mutter erzählte, dass sie zwei Wochen kein Licht gehabt hätten, erschien ihr das plötzlich sehr fremd, und zu Hause wirkte wie ein weit entfernter Ort. Sie konnte sich nicht mehr daran erinnern, wie es sich anfühlte, einen Abend bei Kerzenlicht zu verbringen. Sie las nicht länger die Nachrichten auf Nigeria.com, weil sie jede Schlagzeile, sogar die unwahrscheinlichste, irgendwie an Obinze erinnerte.

Zuerst gab sie sich einen Monat. Einen Monat, um ihren Selbstekel zu überwinden, dann würde sie Obinze anrufen. Ein Monat verging, doch sie brach ihr Schweigen Obinze gegenüber immer noch nicht, knebelte ihre Gedanken, um so wenig wie möglich an ihn zu denken. Sie löschte seine E-Mails nach wie vor, ohne sie zu lesen. Viele Male begann sie ihm zu schreiben, entwarf E-Mails und verwarf sie wieder. Sie würde ihm erzählen

Telegram:@shabarsbibliothek

müssen, was passiert war, und den Gedanken daran ertrug sie nicht. Sie schämte sich; sie war gescheitert. Ginika fragte sie immer wieder, was passiert war, warum sie Obinze ausschloss, und sie sagte, es sei nichts, sie brauche nur ein bisschen Abstand, und Ginika sah sie ungläubig an. *Du brauchst nur ein bisschen Abstand?*

Zu Beginn des Frühlings kam ein Brief von Obinze. Um die E-Mails zu löschen, musste sie nur klicken, und nach dem ersten Klick fielen die nächsten leichter, weil sie sich nicht vorstellen konnte, die zweite zu lesen, ohne die erste gelesen zu haben. Aber ein Brief war etwas anderes. Er überwältigte sie mit dem größten Kummer, den sie je empfunden hatte. Sie sank auf ihr Bett mit dem Umschlag in der Hand; sie roch daran, betrachtete die vertraute Handschrift. Sie sah ihn vor sich, wie er neben dem kleinen brummenden Kühlschrank an seinem Schreibtisch in seinem Zimmer saß und auf seine ruhige Art schrieb. Sie wollte den Brief lesen, aber sie brachte es nicht über sich, ihn zu öffnen. Sie legte ihn auf den Tisch. Sie würde ihn in einer Woche lesen; sie brauchte eine Woche, um Kraft dafür zu sammeln. Sie würde ihm auch antworten, sagte sie sich. Sie würde ihm alles erzählen. Doch eine Woche später lag der Brief immer noch da. Sie legte ein Buch darauf, dann ein zweites Buch, und eines Tages war er zwischen ihren Unterlagen und Büchern verschwunden. Sie würde ihn nie lesen.

Taylor war leicht, ein kindliches Kind, verspielt und manchmal so naiv, dass Ifemelu ihn mit schlechtem Gewissen für dumm hielt. Aber die nur drei Jahre ältere Morgan verhielt sich bereits missmutig wie ein Teenager. In der Schule war sie wesentlich besser als der Durchschnitt, hatte viele Wahlfächer belegt und beobachtete Erwachsene mit verschleiertem Blick, als wüsste sie von der Dunkelheit, die in ihrem Leben lauerte. Anfänglich mochte Ifemelu Morgan nicht, weil sie glaubte, dass Morgan eine

Telegram:@shabarsbibliothek

beunruhigend ausgewachsene Abneigung gegen sie hegte. Während der ersten Wochen behandelte sie sie kühl, manchmal sogar kalt, entschlossen, diesem verwöhnten seidenen Kind mit den burgunderroten Sommersprossen auf der Nase nicht nachzugeben, doch im Lauf der Monate wuchs ihr Morgan ans Herz, sie achtete jedoch darauf, ihr diese Zuneigung nicht zu zeigen. Stattdessen war sie bestimmt und neutral, starrte Morgan an, wenn Morgan sie anstarrte. Vielleicht tat das Mädchen deshalb, was Ifemelu von ihr verlangte. Sie tat es kalt, gleichgültig, widerwillig, aber sie tat es. Ihre Mutter ignorierte sie routinemäßig. Und bei ihrem Vater wurde ihre brütende Wachsamkeit zu Gift. Don kam nach Hause und erwartete, dass sich augenblicklich alles um ihn drehte. Und alle hielten inne außer Morgan. Kimberly, flattrig und begeistert, fragte ihn, wie sein Tag gewesen war, bemühte sich, ihm zu gefallen, als könnte sie nicht wirklich glauben, dass er wieder zu ihr nach Hause gekommen war. Taylor warf sich in Dons Arme. Und Morgan blickte auf von was immer sie tat, vom Fernseher, von einem Buch, einem Spiel, und betrachtete ihn, als würde sie durch ihn hindurchsehen, während Don vorgab, sich unter ihrem bohrenden Blick nicht zu winden. Manchmal wunderte sich Ifemelu. War es Don? Hatte er eine Affäre, und Morgan hatte es herausgefunden? An eine Affäre dachte man bei einem Mann wie Don mit seiner schmierigen Aura als Allererstes. Aber vermutlich gab er sich mit Anzüglichkeiten zufrieden; wahrscheinlich flirtete er wie wild, aber das war’s auch schon, denn eine Affäre erforderte Anstrengung, und er gehörte zu der Sorte Mann, die nahm, aber nicht gab.

Ifemelu dachte oft an den Nachmittag, kurz nachdem sie bei ihnen angefangen hatte: Kimberly war ausgegangen, Taylor spielte, und Morgan las im Wohnzimmer. Plötzlich legte Morgan das Buch weg, ging wortlos die Treppe hinauf und riss in ihrem Zimmer die Tapete von den Wänden, stieß

Telegram:@shabarsbibliothek

die Kommode um, zog die Tagesdecke vom Bett, riss die Vorhänge herunter und war auf den Knien und zerrte wie wahnsinnig an dem festgeklebten Teppichboden, als Ifemelu zu ihr lief und sie festhielt. Morgan war wie ein kleiner Roboter aus Stahl, wand sich mit einer Kraft, die Ifemelu erschreckte, um sich zu befreien. Vielleicht würde eine Serienmörderin aus dem Kind wie diese Frauen in Dokumentarfilmen im Fernsehen, die halbnackt auf der Straße standen, um Fernfahrer anzulocken und sie dann zu erwürgen. Nachdem Ifemelu sie endlich losgelassen, ihren Griff um das jetzt ruhige Kind langsam gelockert hatte, kehrte Morgan nach unten zu ihrem Buch zurück.

Später fragte die weinende Kimberly sie: »Süße, bitte, sag mir, was los ist.«

Und Morgan sagte: »Ich bin zu alt für das rosa Zeug in meinem Zimmer.«

Jetzt fuhr Kimberly sie zweimal in der Woche zu einem Therapeuten in Bala Cynwyd. Sie und Don behandelten sie zaghafter, duckten sich unter ihrem vernichtenden Blick.

Als Morgan in der Schule einen Aufsatzwettbwerb gewann, brachte Don ein Geschenk für sie mit nach Hause. Kimberly stand ängstlich am Fuß der Treppe, während Don nach oben ging, um ihr das in glitzerndes Papier verpackte Geschenk zu überreichen. Kurz darauf kam er wieder herunter.

»Sie hat es nicht einmal angeschaut. Sie ist einfach aufgestanden und ins Bad gegangen und dort geblieben«, sagte er. »Ich habe es auf dem Bett liegen lassen.«

»Ist schon okay, Schatz, es wird schon werden«, sagte Kimberly, umarmte ihn und rieb ihm den Rücken.

Später sagte Kimberly sotto voce zu Ifemelu: »Morgan ist wirklich hart zu ihm. Er bemüht sich so, und sie lässt ihn nicht an sich ran. Sie lässt ihn

Telegram:@shabarsbibliothek

einfach nicht an sich ran.«

»Morgan lässt niemand an sich ran«, sagte Ifemelu. Don durfte nicht vergessen, dass nicht er, sondern Morgan das Kind war.

»Auf dich hört sie«, sagte Kimberly ein wenig betrübt.

Ifemelu wollte sagen: »Ich lasse ihr auch keine andere Wahl«, weil sie wünschte, dass Kimberly nicht immer nachgeben würde; vielleicht brauchte Morgan einfach das Gefühl, dass ihre Mutter zurückschlagen konnte. Stattdessen sagte sie: »Nur weil ich nicht zur Familie gehöre. Sie liebt mich nicht und empfindet nicht diese vielen komplizierten Gefühle für mich. Im besten Fall ärgert sie sich über mich.«

»Ich weiß nicht, was ich falsch mache«, sagte Kimberly.

»Es ist eine Phase. Es geht vorbei, Sie werden schon sehen.« Sie wollte Kimberly beschützen, ihr beistehen.

»Der einzige Mensch, an dem ihr wirklich was liegt, ist mein Cousin Curt. Sie vergöttert ihn. Wenn wir ein Familientreffen haben, bläst sie nur Trübsal, wenn Curt nicht dabei ist. Vielleicht kann er uns besuchen und mit ihr reden.«

Laura brachte eine Zeitschrift mit.

»Schau dir das an, Ifemelu«, sagte sie. »Es ist nicht Nigeria, aber in der Nähe. Ich weiß, dass berühmte Leute flatterhaft sind, aber sie scheint gute Arbeit zu leisten.«

Ifemelu und Kimberly sahen gemeinsam die Seite an: eine dünne weiße Frau, die in die Kamera lächelte und ein dunkelhäutiges afrikanisches Mädchen im Arm hielt, um sie herum kleine, dunkelhäutige afrikanische Kinder, ausgebreitet wie ein Teppich. Kimberly gab einen Laut von sich, ein Hmmm, als wäre sie unsicher, was sie davon halten sollte.

»Sie ist umwerfend«, sagte Laura.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ja, das ist sie«, sagte Ifemelu. »Und sie ist so dürr wie die Kinder, nur dass sie so dürr sein will, und die Kinder nicht.«

Laura lachte laut auf. »Du bist wirklich lustig! Mir gefällt, wie rotzig du bist.«

Kimberly lachte nicht. Später, als sie mit Ifemelu allein war, sagte sie: »Es tut mir leid, dass Laura das gesagt hat. Ich mochte das Wort ›rotzig‹ noch nie. Es ist die Art Wort, das man auf bestimmte Menschen anwendet und auf andere nicht.« Ifemelu zuckte die Schultern, lächelte und wechselte das Thema. Sie verstand nicht, warum Laura so viel über Nigeria recherchierte, sie fragte sie zur Nigeria-Connection aus, erzählte ihr, wie viel Geld Nigarianer in Amerika jedes Jahr nach Hause schickten. Es war ein aggressives, liebloses Interesse; merkwürdig, auf etwas so viel Aufmerksamkeit zu verwenden, was man nicht mochte. Vielleicht ging es in Wirklichkeit um Kimberly, und Laura zielte auf verdrehte Weise auf ihre Schwester ab, indem sie etwas sagte, wofür Kimberly sich bemüßigt fühlte, sich zu entschuldigen. Allerdings erschien das als zu viel Aufwand für zu wenig Gewinn. Anfänglich hielt Ifemelu Kimberlys Entschuldigungen für nett, wenn auch unnötig, aber allmählich verlor sie die Geduld, weil Kimberlys wiederholte Entschuldigungen etwas Maßloses hatten, als glaubte sie, sie könnte mit Entschuldigungen alle rauen Stellen der Welt glätten.

Ein paar Monate, nachdem sie bei ihnen angefangen hatte, fragte Kimberly sie: »Könntest du dir vorstellen, bei uns zu wohnen? Das Souterrain ist ein Ein-Zimmer-Apartment mit einem eigenen Eingang. Du müsstest natürlich keine Miete zahlen.«

Ifemelu suchte bereits nach einer Einzimmerwohnung, wollte ihre Mitbewohnerinnen unbedingt hinter sich lassen jetzt, da sie es sich leisten

Telegram:@shabarsbibliothek

konnte, und obwohl sie nicht tiefer in das Leben der Turners hineingezogen werden wollte, dachte sie daran ja zu sagen, weil sie aus Kimberlys Stimme eine Bitte heraushörte. Letztlich entschied sie sich dagegen. Als sie es ihr mitteilte, bot Kimberly ihr an, ihr Ersatzauto zu benutzen. »Damit bist du nach dem Unterricht schneller bei uns. Es ist ein altes Ding. Wir wollen es sowieso loswerden. Ich hoffe nur, dass es nicht mitten auf der Straße stehenbleibt«, sagte sie, als würde der Honda, der nur ein paar Jahre alt und völlig unbeschädigt war, einfach auf der Straße stehenbleiben.

»Sie sollten mir Ihren Wagen wirklich nicht anvertrauen. Was, wenn ich eines Tages nicht mehr komme?«, sagte Ifemelu.

Kimberly lachte. »Er ist nicht viel wert.«

»Du hast doch einen amerikanischen Führerschein?«, fragte Laura. »Ich meine, du darfst legal Auto fahren in diesem Land?«

»Natürlich darf sie das, Laura«, sagte Kimberly. »Warum sollte sie den Wagen annehmen, wenn sie es nicht dürfte?«

»Ich wollte nur sicher sein«, sagte Laura, als wäre auf Kimberly kein Verlass, wenn es darum ging, den nicht-amerikanischen Mitbürgern die nötigen harten Fragen zu stellen. Ifemelu schaute die beiden an, die einander so ähnlich sahen und beide unglücklich waren. Doch Kimberlys Unglück war innerlich, uneingestanden, geschützt von ihrem Bedürfnis, die Dinge so zu sehen, wie sie sein sollten, und von Hoffnung: Sie glaubte an das Glück anderer Leute, weil das hieß, dass auch sie eines Tages glücklich sein könnte. Lauras Unglück war anders, voller Dornen, sie wollte, dass alle anderen auch unglücklich waren, weil sie sich davon überzeugt hatte, dass sie es immer wäre.

»Ja, ich habe einen amerikanischen Führerschein«, sagte Ifemelu, und dann erzählte sie von dem Fahrsicherheitskurs, den sie in Brooklyn absolviert hatte, bevor sie ihren Führerschein machte, und wie der Lehrer,

Telegram:@shabarsbibliothek

ein dünner weißer Mann mit verfilztem strohfarbenen Haar, betrogen hatte. In dem dunklen Kellerraum voller Ausländer, zu dem eine noch dunklere schmale Treppe führte, hatte der Lehrer von allen das Geld eingesammelt, bevor er den Film über sicheres Fahren vorführte. Gelegentlich erzählte er Witze, die niemand verstand, und kicherte vor sich hin. Ifemelu war etwas argwöhnisch bezüglich des Films: Wie konnte ein so langsam fahrender Wagen bei einem Unfall einen so großen Schaden verursachen und der Fahrer sich dabei den Hals brechen? Anschließend verteilte er die Prüfungsfragen. Ifemelu hatte keine Schwierigkeiten, sie zu beantworten, und setzte mit einem Bleistift die Haken. Der kleine Inder neben ihr, vielleicht fünfzig Jahre alt, blickte immer wieder flehentlich zu ihr, während sie vorgab, seine Bitte um Hilfe nicht zu verstehen. Der Lehrer sammelte die Fragebögen ein, nahm einen lehmfarbenen Radiergummi heraus, radierte manche Haken aus und setzte sie in einem anderen Kästchen. Alle bestanden. Viele schüttelten ihm die Hand und sagten »Danke« mit vielen unterschiedlichen Akzenten, bevor sie hinausschlurften. Jetzt konnten sie einen amerikanischen Führerschein beantragen. Ifemelu erzählte die Geschichte mit einer falschen Offenheit, als fände sie es einfach nur kurios und wäre nicht darauf aus, Laura damit zu reizen.

»Es war ein seltsamer Augenblick für mich, weil ich bis dahin geglaubt habe, dass niemand in Amerika betrügt«, sagte Ifemelu.

Kimberly sagte: »Ach, du liebe Zeit.«

»Und das war in Brooklyn?«, fragte Laura.

»Ja.«

Laura zuckte die Achseln, als wollte sie sagen, dass so etwas natürlich in Brooklyn passieren konnte, aber nicht in dem Amerika, in dem sie lebte.

Telegram:@shabarsbibliothek

Der Streitpunkt war eine Orange. Eine runde feuerfarbene Orange, die Ifemelu für ihr Mittagessen mitgebracht hatte, geschält und geviertelt und in eine Plastiktüte verpackt. Sie aß sie am Küchentisch, während sie neben Taylor saß, der seine Hausaufgaben machte.

»Möchtest du ein Stück, Taylor?«, fragte sie ihn und bot ihm ein Stück an.

»Danke«, sagte er. Er steckte es in den Mund. Verzog das Gesicht. »Die ist schlecht! Da ist was drin!«

»Das sind Samenkerne«, sagte sie und sah an, was er auf seine Hand gespuckt hatte.

»Die Kerne?«

»Ja, das sind Orangensamen.«

»Orangen haben nichts drin.«

»Doch, sie haben Kerne. Wirf das in den Abfall. Ich schalt dir dein Lernvideo ein.«

»Orangen haben nichts drin«, wiederholte er.

Sein Leben lang hatte er kernlose Orangen gegessen, Orangen, die perfekt orangefarben waren, eine makellose Schale und keine Kerne hatten, deswegen wusste er mit seinen acht Jahren nicht, dass es so etwas wie Orangen mit Kernen gab. Er lief ins Wohnzimmer, um es Morgan zu erzählen. Sie blickte von ihrem Buch auf, hob langsam und gelangweilt die Hand, um sich das rote Haar hinters Ohr zu schieben.

»Natürlich gibt es Orangen mit Kernen. Mom kauft nur die kernlose Sorte. Ifemelu hat die falsche Sorte gekauft.« Sie warf Ifemelu einen ihrer vorwurfsvollen Blicke zu.

»Die Orange ist die richtige für mich, Morgan. Ich bin aufgewachsen mit Orangen, die Kerne haben«, sagte Ifemelu und schaltete das Video ein.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Okay.« Morgan zuckte die Schultern. Kimberly hätte sie nur wortlos und finster angeschaut.

Jemand klingelte an der Tür. Es musste der Mann von der Teppichreinigung sein. Kimberly und Don wollten am nächsten Tag eine Cocktailparty veranstalten, um Geld für einen Freund von ihnen zu sammeln, über den Don gesagt hatte: »Dass er für den Kongress kandidieren will, ist ein reiner Egotrip. Er hat keine Chance«, und Ifemelu war überrascht gewesen, dass er das Ego anderer erkennen konnte, während er blind im Nebel seines eigenen herumtappte. Sie ging zur Tür. Ein stämmiger rotgesichtiger Mann stand mit der Reinigungsausrüstung da, einen Schlauch über die Schulter geschlungen, etwas Rasenmäherähnliches neben den Füßen.

Er erstarrte, als er sie sah. Zuerst blickte er überrascht drein, dann feindselig.

»Muss bei Ihnen ein Teppich gereinigt werden?«, fragte er, als wäre es ihm gleichgültig, ob sie es sich anders überlegte, als wollte er, dass sie es sich anders überlegte. Sie sah ihn an, ein bisschen spöttisch, zog diesen Augenblick voller Unterstellungen in die Länge: Er dachte, sie wäre die Hausbesitzerin, und sie war nicht, was er in diesem großen Haus aus Stein mit den weißen Säulen erwartet hatte.

»Ja«, sagte sie schließlich, plötzlich müde. »Mrs Turner hat mir gesagt, dass Sie kommen.«

Es war wie ein Taschenspielertrick, das rasche Verschwinden der Feindseligkeit. Sein Gesicht verzog sich zu einem Grinsen. Sie war eine Angestellte. Das Universum war wieder so, wie es sein sollte.

»Wie geht’s Ihnen? Wo soll ich anfangen?«, sagte er.

»Oben«, sagte sie, ließ ihn ein und fragte sich, wie diese überaus gute Laune in seinem Körper zuvor schon hatte existieren können. Sie sollte ihn

Telegram:@shabarsbibliothek

nie vergessen, die kleinen Hautpartikel, die an seinen aufgesprungenen Lippen hafteten, und sie würde den Blogbeitrag »In Amerika ist Rasse manchmal gleich Klasse« mit der Geschichte seiner dramatischen Veränderung beginnen und beenden mit: *Für ihn spielte es keine Rolle, wie viel Geld ich hatte. Soweit es ihn betraf, eignete ich mich aufgrund meines Aussehens nicht als Besitzerin dieses stattlichen Hauses. In Amerikas öffentlichem Diskurs werden »Schwarze« insgesamt oft mit »armen Weißen« in einen Topf geworfen. Nicht etwa arme Schwarze und arme Weiße. Sondern Schwarze und arme Weiße. Wirklich sehr kurios.*

Taylor war aufgeregt. »Kann ich helfen? Kann ich helfen?«, fragte er den Teppichreiniger.

»Nein, danke, mein Freund«, sagte der Mann. »Ich schaff’s schon.«

»Hoffentlich fängt er nicht in meinem Zimmer an«, sagte Morgan.

»Warum nicht?«, fragte Ifemelu.

»Ich will es einfach nicht.«

Ifemelu wollte Kimberly von dem Teppichreiniger erzählen, aber Kimberly könnte sich aufregen und entschuldigen für etwas, wofür sie nichts konnte, so wie sie sich oft, zu oft für Laura entschuldigte.

Es war beunruhigend, dabei zuzusehen, wie Kimberly schlingerte, unbedingt das Richtige tun wollte und nicht wusste, was das Richtige war. Wenn sie ihr von dem Teppichreiniger erzählte, war völlig ungewiss, wie sie reagieren würde – lachen, sich entschuldigen, zum Telefon greifen, um die Firma anzurufen und sich zu beschweren.

Und so erzählte sie ihr stattdessen von Taylor und der Orange.

»Hat er wirklich gedacht, dass die Orange schlecht war, weil sie Kerne hatte? Wie komisch.«

»Morgan hat ihm prompt den Kopf gewaschen«, sagte Ifemelu.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Als ich klein war, hat meine Mutter immer gesagt, dass eine Orange auf meinem Kopf wachsen würde, wenn ich einen Kern verschlucke. Ich bin oft voller Angst morgens zum Spiegel gegangen. Dieses Kindheitstrauma bleibt Taylor zumindest erspart.«

Kimberly lachte.

»Hallo!« Es war Laura, die mit Athena durch die Hintertür hereinkam, ein winziges Ding von einem Kind mit so dünnem Haar, dass ihre blasse Kopfhaut durchschimmerte. Ein spindeldürres Kind. Vielleicht war sie dank Lauras püriertem Gemüse und strikten Diätregeln unterernährt.

Laura stellte eine Vase auf den Tisch. »Die wird morgen großartig aussehen.«

»Sie ist wunderschön«, sagte Kimberly und neigte sich vor, um Athena auf den Kopf zu küssen. »Das ist die Speisekarte vom Partyservice. Don findet die Auswahl an Hors d’œuvres zu simpel. Ich bin nicht sicher.«

»Er will noch mehr?«, fragte Laura und überflog die Speisekarte.

»Er fand sie einfach nur ein bisschen simpel, aber er hat deswegen kein Theater gemacht.«

Athena begann im Wohnzimmer zu weinen. Laura ging zu ihr, und bald begannen Verhandlungen. »Willst du das, Liebes? Das Gelbe oder das Blaue oder das Rote? Was für eins willst du?«

Gib ihr einfach eins, dachte Ifemelu. Das Kind mit vier Auswahlmöglichkeiten zu überwältigen, ihm die Last der Entscheidung aufzuhalsen hieß, ihm das Glück der Kindheit zu nehmen. Das Erwachsensein zeichnete sich schließlich schon ab, und dann müsste es zunehmend harte Entscheidungen treffen.

»Sie ist heute muffig«, sagte Laura, als sie in die Küche zurückkam. Athena weinte nicht mehr. »Ich war mit ihr bei der Nachuntersuchung

Telegram:@shabarsbibliothek

wegen ihrer Ohrentzündung, und sie ist den ganzen Tag schon kaum zu ertragen. Oh, und ich habe heute den charmantesten Nigerianer kennengelernt. Wir kommen an, und es stellt sich heraus, dass ein neuer Arzt in der Praxis arbeitet. Er ist aus Nigeria, und er ist zu uns gekommen und hat hallo gesagt. Er hat mich an dich erinnert, Ifemelu. Ich habe im Internet gelesen, dass die Nigerianer die gebildetste Immigrantengruppe in diesem Land sind. Das sagt natürlich nichts über die Millionen in deinem Land, die von weniger als einem Dollar pro Tag leben müssen. Aber als ich den Doktor gesehen habe, habe ich an diesen Artikel und an dich gedacht und andere privilegierte Afrikaner, die hier in diesem Land sind.« Laura hielt inne, und Ifemelu hatte wie so oft bei Laura das Gefühl, dass sie noch mehr zu sagen hatte, sich jedoch zurückhielt. Es war seltsam, privilegiert genannt zu werden. Privilegiert waren Leute wie Kayode DaSilva, dessen Pass schwer war von den vielen Visumstempeln, der für den Sommer nach London flog und in den Ikoyi Club zum Schwimmen ging, der einfach aufstehen und sagen konnte: »Wir gehen zu Frenchies und essen Eis.«

»Ich bin noch nie im Leben privilegiert genannt worden«, sagte Ifemelu. »Es fühlt sich gut an.«

»Ich glaube, ich werde den Arzt wechseln und mit Athena zu ihm gehen. Er war wunderbar, so gepflegt und artikuliert. Mit Dr. Bingham bin ich seit Dr. Hoffmans Weggang sowieso nicht zufrieden.« Laura nahm erneut die Speisekarte. »In der Universität kannte ich eine Frau aus Afrika, die genau wie dieser Arzt war. Ich glaube, sie war aus Uganda. Sie war wunderbar, und sie kam mit der Afroamerikanerin in unserem Seminar überhaupt nicht aus. Sie hatte nicht diese vielen Probleme.«

»Vielleicht hat der Vater der Uganderin fürs Parlament kandidiert oder in Oxford studiert, während der Vater der Afroamerikanerin noch nicht einmal wählen durfte, weil er schwarz war.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Laura starrte sie an und machte auf spöttische Weise eine verwirrte Miene. »Warte, hab ich was nicht begriffen?

»Ich glaube nur, dass der Vergleich allzu simpel ist. Sie müssen etwas mehr von Geschichte verstehen«, sagte Ifemelu.

Laura blieb der Mund offen stehen. Sie schwankte, riss sich zusammen.

»Na, dann hole ich jetzt meine Tochter und gehe mit ihr in die Bibliothek und suche ein paar Geschichtsbücher, falls ich rauskriege, wie sie aussehen«, sagte Laura und marschierte hinaus.

Ifemelu konnte Kimberlys wild schlagendes Herz nahezu hören.

»Tut mir leid«, sagte Ifemelu.

Kimberly schüttelte den Kopf und sagte leise: »Ich weiß, dass Laura schwierig sein kann«, ohne den Blick vom Salat zu heben, den sie msichte.

Ifemelu lief hinauf zu Laura: »Tut mir leid. Ich war unhöflich und möchte mich entschuldigen.« Aber es tat ihr nur wegen Kimberly leid, die den Salat mischte, als wollte sie Brei daraus machen.

»Ist schon in Ordnung.« Laura schniefte und strich das Haar ihrer Tochter glatt, und Ifemelu wusste, dass sie für lange Zeit den Pashmina der Gekränkten nicht ablegen würde.

Abgesehen von einem kühlen »Hallo« sagte Laura nichts zu ihr auf der Party am nächsten Tag. Das Haus füllte sich mit leisem Gemurmel, die Gäste hoben Weingläser an die Lippen. Sie waren sich alle ähnlich, ihre Kleider hübsch und ungefährlich, ihr Humor hübsch und ungefährlich, und wie alle anderen Amerikaner der oberen Mittelschicht gebrauchten sie das Wort »wunderbar« zu häufig. »Du wirst doch kommen und bei der Party aushelfen, bitte?«, hatte Kimberly Ifemelu gebeten wie jedes Mal, wenn sie Gäste hatten. Ifemelu wusste nicht recht, auf welche Art sie aushalf, da das Essen geliefert wurde und die Kinder früh zu Bett gingen, aber sie spürte

Telegram:@shabarsbibliothek

hinter der leichthin ausgesprochenen Einladung so etwas wie ein Bedürfnis. Auf eine unmerkliche Weise, die sie nicht ganz verstand, schien ihre Anwesenheit Kimberly zu beruhigen. Wenn Kimberly sie dabeihaben wollte, ging sie hin.

»Das ist Ifemelu, unsere Babysitterin und meine Freundin«, stellte Kimberly sie den Gästen vor.

»Sie sind so schön«, sagte ein Mann zu ihr, lächelte und entblößte dabei grell weiße Zähne. »Afrikanische Frauen sind umwerfend, besonders Äthiopierinnen.«

Ein Paar erzählte von seiner Safari in Tansania. »Wir hatten einen wunderbaren Tourguide, und jetzt zahlen wir die Ausbildung seiner ältesten Tochter.« Zwei Frauen sprachen von ihren Spenden an eine wunderbare Wohltätigkeitsorganisation in Malawi, die Brunnen baute, ein wunderbares Waisenhaus in Botswana, eine wunderbare Mikrofinanzkooperative in Kenia. Ifemelu schaute sie an. Diese Wohltätigkeit zeugte von einem gewissen Luxus, mit dem sie sich nicht identifizieren konnte und über den sie nicht verfügte. »Wohltätigkeit« als selbstverständlich zu betrachten, zu schwelgen in dieser Wohltätigkeit zugunsten von Menschen, die sie nicht kannten – vielleicht war sie eine Folge davon, dass sie eine Vergangenheit und eine Gegenwart hatten und damit rechneten, eine Zukunft zu haben. Darum beneidete sie sie.

Eine kleine dünne Frau in einem tief pinkfarbenen Jackett sagte zu ihr: »Ich bin Vorsitzende einer Wohltätigkeitsorganisation in Ghana. Wir arbeiten mit Frauen auf dem Land. Wir sind immer an afrikanischen Mitarbeitern interessiert und wollen nicht die NGO sein, die die örtlichen Arbeitskräfte links liegenlässt. Wenn Sie also nach dem Studium einen Job suchen und in Afrika arbeiten wollen, rufen Sie mich an.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Danke.« Ifemelu wollte plötzlich und verzweifelt aus dem Land sein, in dem die Menschen gaben, und nicht zu denen gehören, die nahmen, sie wollte eine von denen sein, die hatten und sich deshalb in dem Wohlgefühl sonnen konnten, gegeben zu haben, die sich ausgiebiges Mitleid und Mitgefühl leisten konnten. Sie ging auf die Terrasse hinaus, um frische Luft zu schnappen. Über die Hecke sah sie das jamaikanische Kindermädchen der Nachbarsfamilie die Einfahrt entlanggehen, die Ifemelus Blick stets mied und sie nur widerwillig grüßte. Dann bemerkte sie eine Bewegung am anderen Ende der Terrasse. Es war Don. Er hatte etwas Heimlichtuerisches, und sie spürte mehr, als dass sie es sah, dass er gerade einen Anruf mit seinem Handy beendet hatte.

»Großartige Party«, sagte er zu ihr. »Es ist nur eine Ausrede für Kim und mich, Freunde einzuladen. Die Kandidatur ist eine Nummer zu groß für Roger, und ich habe ihm erklärt, dass er nie im Leben eine Chance hat …«

Don sprach weiter, seine Stimme zu jovial, ihre Abneigung für ihn reizte ihre Kehle. Sie und Don unterhielten sich nicht auf diese Weise. Zu viele Informationen, zu viel Gerede. Am liebsten hätte sie gesagt, dass sie, falls es etwas zu hören gegeben hatte, nichts von seinem Anruf gehört hatte, dass sie nichts wusste und nichts wissen wollte.

»Sie werden sich schon fragen, wo wir sind«, sagte sie.

»Ja, gehen wir wieder rein«, sagte er, als wären sie gemeinsam herausgekommen. Ifemelu sah Kimberly mitten im Wohnzimmer stehen, etwas abseits vom Kreis ihrer Freunde; sie hatte sich nach Don umgeschaut, und als sie ihn sah, blieb ihr Blick an ihm haften, ihre Miene entspannte sich, und alle Sorge verschwand daraus.

Ifemelu fuhr früh nach Hause, sie wollte mit Dike sprechen, bevor er ins Bett ging. Tante Uju meldete sich.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Schläft Dike schon?«, fragte sie.

»Er putzt sich die Zähne«, sagte Tante Uju und fügte dann leise hinzu: »Er hat mich wieder nach seinem Namen gefragt.«

»Was hast du gesagt?«

»Das Gleiche. Bevor wir hierhergezogen sind, hat er mich nie danach gefragt.«

»Vielleicht weil du jetzt mit Bartholomew zusammen bist, und vielleicht auch wegen der neuen Umgebung. Er ist daran gewöhnt, dich für sich allein zu haben.«

»Dieses Mal hat er nicht gefragt, warum er meinen Namen hat, er hat mich gefragt, ob er meinen Namen hat, weil sein Vater ihn nicht geliebt hat.«

»Tante, vielleicht ist es Zeit, ihm zu sagen, dass du nicht seine zweite Ehefrau warst«, sagte Ifemelu.

»Aber ich war praktisch seine zweite Frau.« Tante Uju klang trotzig, ja, zickig, schloss die Faust fest um ihre eigene Geschichte. Sie hatte Dike erzählt, dass sein Vater Mitglied der Militärregierung gewesen war, dass sie seine zweite Ehefrau gewesen war und ihm ihren Nachnamen gegeben hatten, um ihn zu schützen, weil manche Leute in der Regierung, nicht sein Vater, schlimme Dinge getan hatten.

»Okay, hier ist Dike«, sagte Tante Uju in normalen Ton.

»He, Coz! Du hättest mich heute Fußballspielen sehen sollen!«, sagte er.

»Wie kommt es, dass du so viele Tore schießt, wenn ich nicht dabei bin? Hast du die Tore nur geträumt?«, sagte Ifemelu.

Er lachte. Er lachte noch immer leicht, sein Sinn für Humor war heil, aber seitdem sie nach Massachusetts gezogen waren, war er nicht mehr durchscheinend. Etwas wie ein Film hatte sich um ihn gelegt, ihn schwer durchschaubar gemacht, sein Kopf war ständig über seinen Gameboy

Telegram:@shabarsbibliothek

geneigt, hin und wieder blickte er auf zu seiner Mutter und der Welt mit einem Überdruss, der für ein Kind zu groß war. Seine Noten wurden schlechter. Tante Uju drohte ihm oft. Bei Ifemelus letztem Besuch hatte Tante Uju zu ihm gesagt: »Wenn du das noch mal machst, schick ich dich nach Nigeria zurück.« Sie sprach Igbo, was sie nur tat, wenn sie zornig auf ihn war, und Ifemelu sorgte sich, dass es für ihn die Sprache des Streits werden würde.

Auch Tante Uju hatte sich verändert. Anfänglich hatte sie neugierig auf ihr neues Leben geklungen, erwartungsvoll. »Dieser Ort ist so *weiß*«, sagte sie. »Neulich war ich in der Drogerie, weil ich mir schnell einen Lippenstift kaufen wollte – das Einkaufszentrum ist eine halbe Stunde weit weg –, und alle Lippenstifte waren zu hell. Weil sie nicht haben, was sie nicht verkaufen können. Zumindest ist es hier ruhig und friedlich, und ich trinke das Wasser aus dem Hahn, was ich in Brooklyn nicht einmal versucht habe.«

Im Lauf der Monate wurde ihr Ton bitter.

»Dikes Lehrerin hat gesagt, dass er aggressiv ist«, erzählte sie Ifemelu eines Tages, nachdem sie zum Direktor beordert worden war. »Ausgerechnet aggressiv. Sie will ihn in eine spezielle Klasse stecken, in der er allein von einem Lehrer unterrichtet wird, der für so was ausgebildet ist. Ich habe zu der Frau gesagt, dass nicht mein Sohn, sondern ihr Vater aggressiv ist. Nur weil er anders aussieht, heißt es, er ist aggressiv, wenn er tut, was andere kleine Jungen auch tun. Der Direktor hat gesagt: ›Dike ist genauso wie wir, wir sehen keinen Unterscheid.‹ Was für eine Heuchelei ist das denn? Ich habe zu ihm gesagt, er soll meinen Sohn anschauen. Es gibt nur zwei davon in der ganzen Schule. Das andere Kind ist ein Mischling und so hell, dass man aus der Ferne nicht einmal erkennt, dass er schwarz ist. Mein Sohn sticht heraus, wie können Sie da sagen, dass Sie keinen

Telegram:@shabarsbibliothek

Unterschied sehen? Ich habe mich geweigert, ihn in eine andere Klasse zu schicken. Er ist schlauer als alle anderen zusammengenommen. Sie wollen ihn jetzt abstempeln. Kemi hat mich davor gewarnt. Sie sagt, dass sie es auch bei ihrem Sohn in Indiana versucht haben.«

Später beschwerte sich Tante Uju über das Krankenhaus, in dem sie als Assistenzärztin arbeitete, wie langsam und klein es war, die Akten wurden noch handschriftlich geführt und in staubigen Mappen aufbewahrt, und als sie ihre Assistenzzeit beendet hatte, beklagte sie sich über die Patienten, die glaubten, ihr einen Gefallen zu tun, wenn sie zu ihr kamen. Bartholomew erwähnte sie kaum; es war, als lebte sie allein mit Dike in dem Haus am See in Massachusetts.

Telegram:@shabarsbibliothek

17

Ifemelu beschloss an einem sonnigen Tag im Juli, damit aufzuhören, einen amerikanischen Akzent zu imitieren, es war derselbe Tag, an dem sie Blaine kennenlernte. Ihr Akzent war überzeugend. Sie hatte ihn perfektioniert, indem sie Freunde und Nachrichtensprecher genau beobachtete, das Verwischen des *T*s, das sämige Rollen des *R*s, das »So« am Beginn der Sätze und das »Oh, wirklich« als stets passende Reaktion, aber der Akzent knirschte vor Bewusstsein, er war ein Akt des Willens. Das Verdrehen der Lippen, das Einrollen der Zunge erforderten Anstrengung. Sollte sie panisch sein oder verängstigt oder durch ein Feuer geweckt werden, hätte sie sich nicht daran erinnert, wie man diese amerikanischen Laute produzierte. Und so beschloss sie an diesem Sommertag, an dem Wochenende, an dem Dike Geburtstag hatte, damit aufzuhören. Ihre Entscheidung wurde von dem Anruf eines Telefonverkäufers provoziert. Sie war in ihrer Wohnung in der Spring Garden Street, der ersten in Amerika, die wirklich ihre war, ganz allein ihre, ein Ein-Zimmer-Apartment mit einem tropfenden Wasserhahn und einer lauten Heizung. Seitdem sie vor Wochen eingezogen war, fühlte sie sich leichtfüßig, erfüllt von Wohlbehagen, weil alles im Kühlschrank ihr gehörte, wenn sie ihn öffnete, und sie im Abfluss der Badewanne keine beunruhigend fremden Mitbewohnerinnenhaare fand, wenn sie sie putzte. »Offiziell zwei Blocks entfernt vom wahren Ghetto«, hatte sich der Hausmeister, Jamal, ausgedrückt, als er ihr erzählte, dass sie hin und wieder Schüsse hören würde, doch obwohl sie jeden Abend das Fenster öffnete und angestrengt

Telegram:@shabarsbibliothek

horchte, hörte sie nur Sommergeräusche, Musik aus vorbeifahrenden Autos, das fröhliche Lachen von spielenden Kindern, die Rufe ihrer Mütter.

An diesem Julimorgen, die Tasche für das Wochenende in Massachusetts bereits gepackt, machte sie Rühreier, als das Telefon klingelte. Auf dem Display stand »Unbekannt«, und sie dachte, es wären vielleicht ihre Eltern aus Nigeria. Aber es war ein Telefonverkäufer, ein junger Amerikaner, der günstige Tarife für Fern- und Auslandsgespräche anbot. Normalerweise legte sie in solchen Fällen immer auf, aber seine Stimme hatte etwas, was sie veranlasste, den Herd herunterzuschalten und das Telefon in der Hand zu behalten, etwas ausgesprochen Junges, Unerprobtes, Ungeprüftes, ein ganz leises Zittern, eine aggressive Kundenfreundlichkeit, die überhaupt nicht aggressiv gemeint war; es war, als sagte er, was er gelernt hatte zu sagen, als wollte er ihr dabei aber keinesfalls zu nahetreten.

Er fragte, wie es ihr gehe, wie das Wetter in ihrer Stadt sei, und sagte, dass es in Phoenix ziemlich heiß sei. Vielleicht war es sein erster Arbeitstag, vielleicht saß ihm das Headset unbequem im Ohr, und er hoffte, dass die Leute, die er anrief, nicht zu Hause waren. Weil er ihr merkwürdigerweise leidtat, fragte sie ihn, ob er ihr einen besseren Tarif als siebenundfünfzig Cent pro Minute nach Nigeria anbieten könne.

»Einen Augenblick, ich schaue nach«, sagte er, und sie rührte in den Eiern.

Als er wieder dran war, sagte er, dass der Tarif gleich sei, aber tätigte sie nicht auch Anrufe in ein anderes Land? Mexiko? Kanada?

»Manchmal telefoniere ich nach London«, sagte sie. Ginika verbrachte den Sommer dort.

»Okay, warten Sie, während ich Frankreich nachschaue«, sagte er.

Sie brach in Lachen aus.

»Was ist denn so lustig bei Ihnen?«, fragte er.

Telegram:@shabarsbibliothek

Sie lachte noch heftiger. Sie wollte ihm gerade rundheraus sagen, lustig sei, dass er zwar Tarife für Auslandgespräche verkaufe, aber nicht wisse, wo London sei, doch etwas hielt sie ab, ein Bild von ihm, vielleicht achtzehn oder neunzehn Jahre alt, übergewichtig, rosagesichtig, unbeholfen Mädchen gegenüber, wild auf Videospiele und ohne Ahnung von den unermesslichen Widersprüchen, die die Welt beinhaltete. Deshalb sagte sie: »Im Fernsehen läuft gerade eine unglaublich witzige alte Komödie.«

»Oh, wirklich?«, sagte er und lachte ebenfalls. Seine Unerfahrenheit brach ihr das Herz, und als er ihr die Tarife nach Frankreich nannte, dankte sie ihm, erklärte, dass sie besser seien als ihre jetzigen und sie darüber nachdenken würde, den Telefonanbieter zu wechseln.

»Wann darf ich Sie noch einmal anrufen? Wenn es Ihnen nichts ausmacht …«, sagte er. Sie fragte sich, ob er nur die Provision verdiente. Wäre sein Gehaltsscheck größer, wenn sie die Telefongesellschaft wechselte? Denn sie würde es tun, solange es sie nichts kostete.

»Abends«, sagte sie.

»Darf ich fragen, mit wem ich spreche?«

»Ich heiße Ifemelu.«

Er wiederholte den Namen übertrieben gewissenhaft. »Ist das ein französischer Name?«

»Nein. Nigerianisch.«

»Kommt Ihre Familie aus Nigeria?«

»Ja.« Sie löffelte die Eier auf einen Teller. »Ich bin dort aufgewachsen.«

»Oh, wirklich? Seit wann sind Sie in den USA?«

»Seit drei Jahren.«

»Wow. Cool. Sie klingen total amerikanisch.«

»Danke.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Erst nachdem sie aufgelegt hatte, spürte sie, wie ihr die Schamesröte ins Gesicht stieg, weil sie ihm gedankt, aus seinen Worten »Sie klingen amerikanisch« eine Girlande gemacht hatte, die sie sich um den Hals hängte. Warum war es ein Kompliment, eine Errungenschaft, amerikanisch zu klingen? Sie hatte gewonnen; Cristina Thomas, die bleichgesichtige Cristina Thomas, unter deren Blick sie geschrumpft war wie ein kleines, besiegtes Tier, würde jetzt normal mit ihr sprechen. Sie hatte in der Tat gewonnen, aber ihr Triumph war eine Luftblase. Ihr vergänglicher Sieg hinterließ eine riesige Echokammer, weil sie viel zu lange einen Stimmfall und eine Lebensweise angenommen hatte, die nicht ihre waren. Und so aß sie die Eier auf und beschloss, damit aufzuhören, einen amerikanischen Akzent zu imitieren. Zum ersten Mal sprach sie ohne den amerikanischen Akzent an diesem Nachmittag, als sie sich zu der Frau hinter dem Amtrak-Schalter im Bahnhof an der Thirtieth Street neigte.

»Eine Rückfahrkarte nach Haverhill, bitte. Die Rückfahrt für den Sonntagnachmittag. Ich habe einen Studentenausweis für die Ermäßigung«, sagte sie und empfand plötzlich Freude, als sie das *T* in »Sonntag« hart aussprach und das *R* in »Haverhill« nicht rollte. Das war wirklich sie; das war die Stimme, mit der sie sprechen würde, wenn sie während eines Erdbebens aus dem Tiefschlaf gerissen würde. Sollte die Amtrak-Frau auf ihren Akzent allerdings mit einer langsamen Sprechweise reagieren, als hätte sie es mit einer Idiotin zu tun, dann würde sie auf die Mr-Agbo-Stimme zurückgreifen, auf die manierierte, übergewissenhafte Aussprache, die sie während der Debattiersitzungen in der Oberschule gelernt hatte, als der bärtige Mr Agbo an seiner ausgefransten Krawatte zupfte, ihnen BBC-Aufnahmen auf seinem Kassettenrecorder vorspielte und die Schüler die Wörter immer wieder aussprechen ließ, bis er strahlte und »Korrekt!« rief. Zu der Mr-Agbo-Stimme würde sie in der Pose einer hochmütigen

Telegram:@shabarsbibliothek

Ausländerin die Augenbrauen ein wenig in die Höhe ziehen. Aber all das war nicht nötig, denn die Amtrak-Frau sprach ganz normal. »Kann ich den Ausweis sehen, Miss?«

Die Mr-Agbo-Stimme benutzte sie erst, als sie Blaine kennenlernte.

Der Zug war voll. Der Platz neben Blaine war, soweit sie sehen konnte, der einzige freie Sitz im Wagen, und die Zeitung und die Saftflasche, die darauf lagen, schienen ihm zu gehören. Sie blieb stehen und deutete auf den Platz, aber er blickte weiterhin geradeaus. Hinter ihr zog eine Frau einen schweren Koffer, und der Schaffner bat, alle persönlichen Dinge von freien Sitzen zu entfernen, und da sah Blaine sie stehen – wie konnte er sie nur nicht gesehen haben? –, trotzdem tat er nichts. Da kam ihre Mr-Agbo-Stimme zum Einsatz. »Entschuldigen Sie. Gehören die Sachen Ihnen? Könnten Sie sie vielleicht an sich nehmen?«

Sie stellte ihre Tasche auf die Gepäckablage und setzte sich steif, eine Zeitschrift in der Hand, den Körper zum Gang hin und von ihm weg geneigt. Der Zug war gerade angefahren, als er sagte: »Es tut mir wirklich leid, dass ich Sie nicht gesehen habe.«

Seine Entschuldigung überraschte sie, seine Miene ernst und ehrlich, als hätte er sich etwas wesentlich Schlimmeres zuschulden kommen lassen. »Ist schon okay«, sagte sie und lächelte.

»Wie geht es Ihnen?«, fragte er.

Sie hatte gelernt »Gut-und-Ihnen?« in amerikanischem Singsang zu sagen, doch jetzt sagte sie: »Mir geht es gut, danke.«

»Ich heiße Blaine«, sagte er und hielt ihr die Hand hin.

Er wirkte groß. Ein Mann mit einer Haut von der Farbe von Lebkuchen und dem schlanken wohlproportionierten Körper, der perfekt war für eine Uniform, jede Uniform. Sie wusste sofort, dass er Afroamerikaner war, nicht aus der Karibik oder Afrika stammte, kein Kind von Immigranten aus

Telegram:@shabarsbibliothek

diesen Gegenden der Welt war. Sie hatte so etwas nicht immer erkennen können. Einmal hatte sie einen Taxifahrer »Woher kommen Sie?« in wissendem, vertraulichem Tonfall gefragt, überzeugt, dass er aus Ghana war, und er hatte achselzuckend geantwortet: »Aus Detroit.« Doch je länger sie in Amerika war, umso besser wurde sie darin, die Menschen zu unterscheiden, manchmal aufgrund ihres Aussehens und Gangs, meistens aufgrund ihrer Haltung und ihres Verhaltens, dieser feinkörnigen Zeichen, die die Kultur aufprägte. Bei Blaine war sie sicher: Er war ein Nachfahre von schwarzen Männern und Frauen, die vor Hunderten von Jahren nach Amerika gekommen waren.

»Ich bin Ifemelu, freut mich, Sie kennenzulernen«, sagte sie.

»Sind Sie aus Nigeria?«

»Ja, das bin ich.«

»Eine gutbürgerliche Nigerianerin«, sagte er und lächelte. Dass er sie verspottete und privilegiert nannte, hatte etwas überraschend und unerwartet Intimes.

»So gutbürgerlich wie Sie«, sagte sie. Sie befanden sich jetzt auf festem Flirtterritorium. Sie betrachtete ihn verstohlen, seine helle Khakihose und sein dunkelblaues Hemd, die Sorte Kleidung, die mit dem richtigen Aufwand an Nachdenken gewählt worden war; ein Mann, der in den Spiegel schaute, aber nicht zu lange. Er kannte sich aus mit Nigerianern, erzählte er ihr, er war Assistenzprofessor in Yale, sein Hauptinteresse galt dem südlichen Afrika, aber wie sollte er sich nicht mit Nigerianern auskennen, da sie doch überall waren?

»Wie viele sind es, jeder fünfte Afrikaner ist Nigerianer?«, fragte er noch immer lächelnd. Er hatte sowohl etwas Ironisches wie auch Behutsames. Er schien zu glauben, dass ihnen grundlegende Scherze gemeinsam waren, die nicht ausgesprochen werden mussten.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ja, wir Nigerianer kommen rum. Das müssen wir. Es gibt zu viele von uns und nicht genügend Platz für alle«, sagte sie und bemerkte, wie nahe sie einander waren, nur von einer Armstütze getrennt. Er sprach das amerikanische Englisch, das sie gerade aufgegeben hatte und Meinungsforscher am Telefon vermuten ließ, dass er weiß und gut gebildet war.

»Dann ist das südliche Afrika Ihr Fach?«, fragte sie.

»Nein. Vergleichende Politikwissenschaft. In diesem Land kann man während des Promotionsstudiums in Politik nicht nur Afrika machen. Man kann es mit Polen oder Israel vergleichen, aber nur Afrika? Das lassen sie dich hier nicht machen.«

Dass er »sie« sagte, ließ auf ein »uns« schließen, was dann sie beide wären. Seine Nägel waren sauber. Er trug keinen Ehering. Sie begann sich eine Beziehung mit ihm vorzustellen: Sie erwachten beide im Winter, schmiegten sich im grell weißen Morgenlicht aneinander, tranken zum Frühstück englischen Tee; sie hoffte, er wäre einer der Amerikaner, die Tee mochten. Die Flasche, die er in die Tasche am Sitz vor ihm gesteckt hatte, enthielt biologischen Granatapfelsaft. Eine schlichte braune Flasche mit einem schlichten braunen Etikett, schick und gesund. Keine chemischen Stoffe im Saft, keine Tinte verschwendet für ein dekoratives Etikett. Wo hatte er den Saft gekauft? So etwas gab es nicht in Bahnhöfen. Vielleicht war er Veganer, misstraute großen Firmen, kaufte nur auf Bauernmärkten und hatte seinen biologischen Saft von zu Hause mitgebracht. Sie hatte wenig Geduld mit Ginikas Freunden, von denen die meisten genauso waren, ihre Rechtschaffenheit irritierte sie und gab ihr das Gefühl der Unzulänglichkeit, aber sie war bereit, Blaine die Frömmeleien zu verzeihen. Er hielt ein gebundenes Bibliotheksbuch in der Hand, dessen Titel sie nicht sah, und hatte die *New York Times* neben die Saftflasche gestopft. Als er zu

Telegram:@shabarsbibliothek

ihrer Zeitschrift blickte, wünschte sie, sie hätte den Gedichtband von Esiaba Irobi herausgenommen, den sie auf der Rückfahrt lesen wollte. Jetzt würde er denken, dass sie nur seichte Modezeitschriften las. Sie verspürte plötzlich das unvernünftige Bedürfnis, sich zu retten und ihm zu erklären, wie sehr sie die Gedichte von Yusef Komunyakaa liebte. Sie bedeckte mit der Hand den knallroten Mund des Models auf der Titelseite. Dann neigte sie sich vor und steckte die Zeitschrift in die Tasche vor sich und sagte mit einem leichten Naserümpfen, dass es absurd sei, wie Frauenzeitschriften das Bild feingliedriger, kleinbrüstiger weißer Frauen dem Rest der multigliedrigen multiethnischen Welt der Frauen aufzwangen.

»Aber ich lese sie trotzdem«, sagte sie. »Es ist wie Rauchen, es ist schlecht für dich, aber du tust es trotzdem.«

»Multigliedrig und multiethnisch«, sagte er schmunzelnd, sein warmer Blick ungeniert interessiert; es bezauberte sie, dass er nicht zu den Männern gehörte, die eine gewisse kühle, geheuchelte Gleichgültigkeit kultivieren, wenn sie sich für eine Frau interessieren.

»Studieren Sie?«, fragte er.

»Nein, ich gehe noch aufs College.«

Bildete sie es sich ein, oder ließ er enttäuscht, überrascht das Kinn sinken? »Wirklich? Sie wirken älter.«

»Das bin ich. Ich war schon in Nigeria auf dem College, bevor ich hierhergekommen bin.« Sie wechselte die Stellung, entschlossen, auf festen Flirtboden zurückzukehren. »Andererseits wirken Sie zu jung, um schon Professor zu sein. Ihre Studenten werden manchmal verwirrt sein, wer der Professor ist.«

»Ich glaube, sie sind wegen vieler Dinge verwirrt. Es ist das zweite Jahr, dass ich lehre.« Er hielt inne. »Wollen Sie weiterstudieren?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ja, aber ich mache mir Sorgen, dass ich nicht mehr Englisch sprechen kann, wenn ich damit fertig bin. Ich kenne eine Frau, die Freundin einer Freundin, und allein ihr zuzuhören macht mir Angst. Die semiotische Dialektik intertextueller Modernität. Was überhaupt keinen Sinn ergibt. Manchmal habe ich das Gefühl, dass sie in einem Paralleluniversum leben und statt Englisch Akademisch sprechen und nicht mehr wissen, was in der wirklichen Welt passiert.«

»Das ist ein ziemlich harter Standpunkt.«

»Ich weiß nicht, wie ich einen anderen haben könnte.«

Er lachte, und sie freute sich, dass sie ihn zum Lachen gebracht hatte.

»Aber ich verstehe Sie«, sagte er. »Zu meinen Forschungsgebieten gehören soziale Bewegungen, die politische Ökonomie von Diktaturen, das amerikanische Wahlrecht und Repräsentanz, Rasse und Ethnizität in der Politik und Wahlkampffinanzierung. Das sind die klassischen Themen für mein Geschwafel. Das meiste davon ist sowieso Schwachsinn. Ich unterrichte meine Seminare und frage mich, ob irgendetwas davon für die Studenten von Bedeutung ist.«

»Oh, bestimmt. Ich wäre wirklich gern in einem Ihrer Seminare.« Sie hatte mit zu großem Eifer gesprochen. Es hatte nicht so geklungen, wie sie beabsichtigt hatte. Sie hatte sich, ohne es zu wollen, in die Rolle einer potentiellen Studentin versetzt. Er schien die Unterhaltung in eine neue Richtung lenken zu wollen; vielleicht wollte er auch nicht ihr Lehrer sein. Er sagte, dass er nach New Haven zurückfuhr, nachdem er Freunde in Washington, D.C. besucht hatte. »Wohin sind Sie unterwegs?«, fragte er.

»Warrington. Noch ein ganzes Stück von Boston entfernt. Meine Tante lebt dort.«

»Sind sie manchmal in Connecticut?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Selten. Ich war noch nie in New Haven. Aber ich war in den Einkaufszentren von Stamford und Clinton.«

»O ja, Einkaufszentren.« Er zog die Mundwinkel etwas nach unten.

»Sie mögen Einkaufszentren nicht?«

»Abgesehen davon, dass sie keine Seele haben und fade sind, sind sie völlig in Ordnung.«

Sie hatte nie die Vorbehalte gegen große Einkaufszentren verstanden, in denen es überall die gleichen Geschäfte gab; sie fand Einkaufszentren in ihrer Uniformität tröstlich. Und seine sorgfältig gewählte Kleidung musste er doch irgendwo kaufen.

»Sie bauen also Ihre eigene Baumwolle an und nähen Ihre Sachen selbst?«, fragte sie.

Er lachte, und sie lachte auch. Sie stellte sich vor, wie sie Hand in Hand in das Einkaufszentrum von Stamford gingen, wie sie sich über ihn lustig machte, ihn an das Gespräch im Zug erinnerte, als sie sich kennengelernt hatten, ihm das Gesicht zuwandte und ihn küsste. Sie hatte nicht die Gewohnheit, in öffentlichen Verkehrsmitteln mit Fremden zu sprechen – sie sollte es öfter tun, nachdem sie ein paar Jahre später ihren Blog gegründet hatte –, doch sie redete und redete, vielleicht weil ihre Stimme so neu für sie klang. Je länger sie sich unterhielten, umso häufiger sagte sie sich, dass es kein Zufall war; es hatte eine Bedeutung, dass sie diesen Mann an dem Tag kennenlernte, an dem sie sich ihre Stimme zurückgegeben hatte. Sie erzählte ihm mit dem kaum zurückgehaltenen Lachen einer Person, die die Pointe ihres eigenen Witzes kaum erwarten konnte, von dem Telefonverkäufer, der geglaubt hatte, dass London in Frankreich war. Er lachte nicht, sondern schüttelte nur den Kopf.

»Sie bilden diese Leute wirklich nicht gut aus. Wahrscheinlich ist er eine Aushilfe ohne Kranken- und Rentenversicherungen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ja«, sagte sie gedämpft. »Er hat mir irgendwie leidgetan.«

»Mein Institut ist vor ein paar Wochen umgezogen. Yale hat eine Umzugsfirma beauftragt und die Leute angewiesen, alles aus den alten Büros an genau die gleiche Stelle in den neuen Büros zu stellen. Und das haben sie getan. Alle meine Bücher standen an den richtigen Stellen. Aber wissen Sie, was mir später aufgefallen ist? Viele Bücher standen verkehrtherum im Regal.« Er sah sie an, als würde er eine gemeinsam erlebte Offenbarung erwarten, und einen Augenblick lang war sie nicht sicher, worum es in der Geschichte ging.

»Oh. Die Leute konnten nicht lesen«, sagte sie schließlich.

Er nickte. »Das hat mich irgendwie völlig umgehauen …« Er verstummte.

Sie stellte sich vor, wie er im Bett wäre: ein zärtlicher, aufmerksamer Liebhaber, für den emotionale Erfüllung ebenso wichtig wäre wie die Ejakulation, er würde nicht über ihr schlaffes Fleisch richten, er würde jeden Morgen ausgeglichen erwachen. Sie blickte rasch von ihm weg, weil sie befürchtete, er könnte ihre Gedanken lesen, so erschreckend klar sah sie die Bilder vor sich.

»Möchten Sie ein Bier?«, fragte er.

»Ein Bier?«

»Ja. Im Bordrestaurant wird Bier verkauft. Wollen Sie eins? Ich hole mir eins.«

»Ja. Danke.«

Sie stand unsicher auf, um ihn vorbeizulassen, und hoffte etwas an ihm zu riechen, aber sie roch nichts. Er war nicht parfümiert. Vielleicht boykottierte er Colognes, weil die Firmen ihre Angestellten nicht gut behandelten. Sie sah ihm nach, wohl wissend, dass er wusste, dass sie ihm nachsah. Das Angebot, ihr ein Bier mitzubringen, hatte ihr gefallen. Sie war

Telegram:@shabarsbibliothek

besorgt gewesen, dass er nur biologischen Granatapfelsaft trank, doch wenn er auch Bier trank, war der Gedanke an biologischen Granatapfelsaft angenehm. Er kam mit den Bieren und Plastikbechern zurück, schenkte ihr mit einer ausladenden Geste ein, die in ihren Augen hochromantisch aufgeladen war. Sie hatte Bier nie gemocht. In ihrer Jugend war es der Alkohol der Männer gewesen, bitter und unelegant. Während sie jetzt neben Blaine saß und lachte, als er erzählte, wie er sich im ersten Semester zum ersten Mal richtig betrunken hatte, merkte sie, dass ihr das Bier schmeckte. Die körnige Fülle von Bier.

Er erzählte von seiner Collegezeit: Er war so dumm gewesen, anlässlich seiner Aufnahme in eine studentische Verbindung ein Samensandwich zu essen; als er durch Asien reiste, war er in China ständig Michael Jordan genannt worden; seine Mutter war eine Woche nach seinem Abschluss an Krebs gestorben.

»Ein Samensandwich?«

»Sie haben auf ein Pitabrot masturbiert, von dem man abbeißen musste, allerdings musste man es nicht schlucken.«

»O Gott.«

»Also, Dummheiten begeht man hoffentlich, solange man jung ist, dann ist man davor gefeit, wenn man älter wird«, sagte er.

Als der Schaffner New Haven als nächsten Halt ausrief, verspürte Ifemelu einen Stich des Verlusts. Sie riss eine Seite aus ihrer Zeitschrift und schrieb ihre Telefonnummer darauf. »Haben Sie eine Karte?«, fragte sie.

Er tastete seine Taschen ab. »Ich habe keine dabei.«

Sie schwiegen, während er seine Sachen einsammelte. Dann das Kreischen der Zugbremsen. Sie spürte, dass er ihr seine Nummer nicht geben wollte, und hoffte, dass sie sich täuschte.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Na, dann schreiben Sie sie auf, wenn Sie sich daran erinnern«, sagte sie. Ein lahmer Witz. Das Bier war dafür verantwortlich.

Er schrieb seine Nummer auf ihre Zeitschrift. »Alles Gute«, sagte er. Als er ging, berührte er leicht ihre Schulter, und sie sah etwas sowohl Zärtliches als auch Trauriges in seinen Augen, was sie davon überzeugte, dass sie sich sein Widerstreben nur eingebildet hatte. Er vermisste sie bereits. Sie setzte sich auf seinen Platz, genoss die Wärme, die sein Körper hinterlassen hatte, und sah ihm durch das Fenster nach, wie er den Bahnsteig entlangging.

Als sie bei Tante Uju ankam, hätte sie ihn am liebsten sofort angerufen. Doch sie hielt es für besser, ein paar Stunden zu warten. Nach einer Stunde sagte sie sich Scheiße und rief an. Er meldete sich nicht. Sie hinterließ eine Nachricht. Sie rief später noch einmal an. Keine Antwort. Sie rief wieder und wieder an. Keine Antwort. Sie rief um Mitternacht an. Sie hinterließ keine Nachrichten mehr. Das ganze Wochenende über rief sie immer wieder an, und er nahm nie ab.

Warrington war eine verschlafene Kleinstadt, eine Stadt, die mit sich selbst zufrieden war; Straßen schlängelten sich durch dichte Wälder – sogar die Hauptstraße, die die Bewohner nicht verbreiterten aus Angst vor einer Invasion von Städtern, war kurvenreich und schmal –, verschlafene Häuser wurden von Bäumen abgeschirmt, und am Wochenende war der blaue See mit Booten getüpfelt. Vor dem Esszimmerfenster von Tante Ujus Haus schimmerte der See, seine Bläue so still, dass sie den Blick fesselte. Ifemelu stand am Fenster, während Tante Uju am Tisch saß, Orangensaft trank und ihre Nöte darlegte, als würde sie Juwelen vorführen. Das tat sie routinemäßig, wenn Ifemelu kam: Tante Uju sammelte ihre Frustrationen in einem seidenen Täschchen, pflegte sie, polierte sie, und samstags, wenn Ifemelu zu Besuch da war, wenn Bartholomew nicht im Haus und Dike

Telegram:@shabarsbibliothek

oben in seinem Zimmer war, verstreute sie sie auf dem Tisch, drehte sie sie hierhin und dahin, damit sie das Licht einfingen.

Manchmal erzählte sie dieselbe Geschichte zweimal. Wie sie neulich in die Stadtbibliothek gegangen war, vergessen hatte, das Buch, das sie zurückgeben wollte, aus der Tasche zu nehmen, und der Wachmann gesagt hatte: »Ihr Leute macht nie was richtig.« Wie sie das Untersuchungszimmer betrat und die Patientin fragte: »Kommt die Ärztin?«, und als sie antwortete, sie sei die Ärztin, das Gesicht der Patientin feuerrot wurde.

»Und am Nachmittag hat sie angerufen und verlangt, dass ihre Akte an einen anderen Arzt überstellt wird. Kannst du dir das vorstellen?«

»Was sagt Bartholomew dazu?« Ifemelu machte eine Handbewegung, die das Zimmer, den See, die Stadt umfasste.

»Der ist zu sehr damit beschäftigt, Arbeit an Land zu ziehen. Er geht früh aus dem Haus und kommt abends spät zurück. Manchmal sieht Dike ihn nur am Wochenende.«

»Ich bin überrascht, dass du noch da bist, Tante«, sagte Ifemelu leise, und sie wussten beide, dass sie mit »da« nicht nur Warrington meinte.

»Ich will noch ein Kind. Wir versuchen es.« Tante Uju stellte sich neben sie ans Fenster.

Von der hölzernen Treppe drang das Geräusch von Schritten zu ihnen, Dike kam in einem verblichenen T-Shirt und Shorts in die Küche, den Gameboy in der Hand. Jedes Mal, wenn Ifemelu ihn sah, schien er größer und reservierter geworden zu sein.

»Willst du mit dem T-Shirt ins Ferienlager?«, fragte ihn Tante Uju.

»Ja, Mom«, sagte er und schaute dabei auf das flackernde Display in seiner Hand.

Tante Uju kontrollierte den Herd. Sie hatte versprochen, ihm an diesem Morgen, dem ersten, an dem er ins Ferienlager fuhr, Chicken Nuggets zum

Telegram:@shabarsbibliothek

Frühstück zu machen.

»Coz, wir spielen später doch Fußball, oder?«, fragte Dike.

»Ja«, sagte Ifemelu. Sie nahm ein Chicken Nugget von seinem Teller und steckte es in den Mund. »Chicken Nuggets zum Frühstück sind schon seltsam genug, aber ist das Huhn oder Plastik?«

»Gewürztes Plastik«, sagte er.

Sie brachte ihn zum Bus, sah zu, wie er einstieg, die blassen Gesichter der anderen Kinder hinter den Fenstern, der Busfahrer winkte ihr zu fröhlich zu. Sie stand da und wartete auf ihn, als er am Nachmittag zurückkehrte. Er blickte reserviert, nahezu traurig drein.

»Was ist los?«, fragte sie und legte ihm den Arm um die Schulter.

»Nichts«, sagte er. »Spielen wir jetzt Fußball?«

»Nur wenn du mir erzählst, was passiert ist.«

»Nichts ist passiert.«

»Ich glaube, du brauchst Zucker. Morgen wirst du wahrscheinlich zu viel davon kriegen mit deiner Geburtstagstorte. Aber ein Keks kann nicht schaden.«

»Bestichst du die Kinder, auf die du aufpasst, mit Süßigkeiten? Mann, haben die ein Glück.«

Sie lachte und holte die Schachtel Oreos aus dem Kühlschrank.

»Spielst du Fußball mit den Kindern, auf die du aufpasst?«, fragte er.

»Nein«, sagte sie, obwohl sie mit Taylor gelegentlich den Fußball in ihrem übergroßen baumbestandenen Garten hin und her schoss. Wenn Dike sie nach den Kindern fragte, die ihr anvertraut waren, befriedigte sie manchmal sein kindliches Interesse und erzählte ihm von ihren Spielsachen und ihrem Leben, doch sie achtete stets darauf, ihm deutlich zu machen, dass sie ihr nicht wichtig waren.

»Wie war es im Ferienlager?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Gut.« Eine Pause. »Meine Gruppenleiterin, Haley? Sie hat allen Sonnencreme gegeben, nur mir nicht. Sie hat gesagt, dass ich sie nicht brauche.«

Sie schaute ihm ins Gesicht, das auf unheimliche Weise nahezu ausdruckslos war. Sie wusste nicht, was sie sagen sollte.

»Sie hat gedacht, dass du keinen Sonnenschutz brauchst, weil du dunkel bist. Aber du brauchst welchen. Viele Leute wissen nicht, dass dunkle Menschen auch Sonnencreme brauchen. Ich kaufe dir welche, keine Sorge.« Sie sprach zu schnell, unsicher, ob sie das Richtige sagte, unsicher, was das Richtige war, und besorgt, weil ihn die Sache so durcheinandergebracht hatte, dass es seinem Gesicht anzusehen war.

»Ist schon okay«, sagte er. »Irgendwie war es komisch. Mein Freund Danny hat darüber gelacht.«

»Warum fand es dein Freund komisch?«

»Weil es komisch war!«

»Du wolltest, dass sie dir auch Sonnencreme gibt, oder?«

»Ja, wahrscheinlich«, sagte er mit einem Achselzucken. »Ich will nur sein wie alle anderen.«

Sie nahm ihn in die Arme. Später kaufte sie ihm eine große Flasche Sonnencreme, und als sie das nächste Mal zu Besuch kam, sah sie sie auf seiner Kommode liegen, vergessen und unbenutzt.

Amerika für nicht-amerikanische Schwarze: Amerikanisches Stammesdenken

In Amerika ist das Stammesdenken lebendig und wohlauf. Es beruht auf vier verschiedenen Pfeilern – Schicht, Ideologie,

Telegram:@shabarsbibliothek

Region und Rasse. Erstens Schicht. Ziemlich einfach. Reiche Leute und arme Leute.
Zweitens Ideologie. Liberale und Konservative. Sie sind nicht nur hinsichtlich politischer Themen uneins, sondern beide glauben, dass die jeweils anderen böse sind. Ehen zwischen den beiden Gruppen werden nicht befürwortet, und die seltenen Exemplare, die es gibt, gelten als bemerkenswert. Drittens Region. Der Norden und der Süden. Die beiden Seiten haben einen Bürgerkrieg ausgefochten, von dem schwer entfernbare Flecken zurückgeblieben sind. Der Norden schaut auf den Süden herab, und der Süden kann den Norden nicht ausstehen. Viertens Rasse. In Amerika existiert eine Leiter der rassischen Hierarchie. Weiß ist immer ganz oben, insbesondere weiße angelsächsische Protestanten, auch WASP genannt, und amerikanische Schwarze sind immer ganz unten, was sich dazwischen befindet, ist abhängig von Ort und Zeit. (Oder wie es dieser wunderbare Vers ausdrückt: Die Weißen nach vorn, die Braunen nach hinten, die Schwarzen raus!) Amerikaner gehen davon aus, dass jeder seinen Platz kennt. Aber es dauert eine Weile, bis man das System wirklich begreift. Im College hält ein Gastredner einen Vortrag, und eine Kommilitonin flüstert einer anderen zu: »O mein Gott, er sieht so jüdisch aus.« Und sie schaudert, schaudert sichtlich. Als wäre jüdisch etwas Schlechtes. Ich begriff es nicht. Der Mann war weiß, nicht viel anders als die Kommilitonin selbst. Jüdisch war für mich etwas Vages, etwas Biblisches. Aber ich lernte schnell. In Amerikas Rassenleiter ist jüdisch zwar

Telegram:@shabarsbibliothek

weiß, aber einige Stufen unterhalb von weiß. Es war ein bisschen verwirrend, weil ich dieses strohblonde sommersprossige Mädchen kannte, die sagte, dass sie Jüdin sei. Woher wissen Amerikaner, wer Jude ist? Woher wusste die Kommilitonin, dass der Mann Jude war? Irgendwo habe ich gelesen, dass amerikanische Colleges früher Bewerber baten, den Nachnamen der Mutter anzugeben, um sicherzugehen, dass sie keine Juden waren, weil Juden nicht zugelassen wurden. Erkennen sie es also daran? An den Namen der Leute? Je länger man hier ist, umso mehr begreift man.

Telegram:@shabarsbibliothek

18

Mariamas neue Kundin trug eine Jeans-Shorts, der Denim klebte an ihrem Hinterteil, und Turnschuhe, die so grell pink waren wie ihr Top. Große Kreolen streiften ihr Gesicht. Sie stellte sich vor den Spiegel und beschrieb die Cornrows, die sie geflochten haben wollte.

»Im Zickzack mit dem Scheitel hier an der rechten Seite, aber die Attachments erst einflechten, wo der Pferdeschwanz ansetzt«, sagte sie sehr langsam und überdeutlich. »Hast du mich verstanden?«, fügte sie hinzu, als wäre sie überzeugt, dass Mariama sie nicht verstanden hatte.

»Ich habe verstanden«, sagte Mariama gelassen. »Willst du ein Foto sehen? Ich habe eins von diesem Stil in meinem Album.«

Das Album wurde durchgeblättert, und schließlich war die Kundin zufrieden und setzte sich, ein ausgefranster Umhang wurde ihr um den Hals gelegt, die Stuhlhöhe angepasst, und währenddessen lächelte Mariama ein Lächeln voller Dinge, die sie zurückhielt.

»Diese andere Frau, bei der ich das letzte Mal war«, sagte die Kundin. »Sie war auch Afrikanerin, und sie wollte meine verdammten Haare versengen! Sie hat das Feuerzeug rausgeholt, und ich sage, Shontay White, lass nicht zu, dass diese Frau mit dem Ding an meine Haare geht. Und ich frage sie, wofür ist das? Sagt sie, ich will deine Zöpfe glätten, und ich sage, was? Dann versucht sie, es mir zu zeigen, sie will mit dem Feuerzeug an einem Zopf entlangfahren, und dann bin ich durchgedreht.«

Mariama schüttelte den Kopf. »Oh, das ist schlimm. Versengen ist nicht gut. Wir machen das nicht.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Eine weitere Kundin kam herein, ihr Haar unter einem leuchtend gelben Tuch verborgen.

»Hallo«, sagte sie. »Ich möchte Zöpfe.«

»Was für Zöpfe möchtest du?«, fragte Mariama.

»Ganz normale Box Braids, mitteldick.«

»Willst du sie lang?«

»Nicht zu lang. Schulterlang vielleicht?«

»Okay. Bitte, setz dich. Sie wird dich bedienen«, sagte Mariama und deutete auf Halima, die hinten saß und fernsah. Halima stand auf und streckte sich ausgiebig, damit nur alle ihre Unlust bemerkten.

Die Frau setzte sich und deutete auf den Stapel DVDs. »Verkaufst du nigerianische Filme?«, fragte sie Mariama.

»Früher, aber mein Lieferant ist nicht mehr im Geschäft. Willst du welche kaufen?«

»Nein. Du scheinst nur viele davon zu haben.«

»Manche sind wirklich gut«, sagte Mariama.

»Ich kann das Zeug nicht ansehen. Vermutlich habe ich Vorurteile. In meinem Land, Südafrika, sind Nigerianer dafür bekannt, Kreditkarten zu stehlen, mit Drogen zu handeln und allen möglichen anderen verrückten Scheiß zu machen. Die Filme sind wahrscheinlich auch so.«

»Du bist aus Südafrika? Du hast überhaupt keinen Akzent!«, rief Mariama.

Die Frau zuckte die Achseln. »Ich bin schon lange hier. Es ändert nichts.«

»Nein«, sagte Halima, die plötzlich hellwach war, und stellte sich hinter die Frau. »Als ich gekommen bin mit meinem Sohn, haben sie ihn in der Schule geschlagen wegen seinem afrikanischen Akzent. In Newark. Du siehst das Gesicht von meinem Sohn? Rot wie Zwiebel. Sie schlagen,

Telegram:@shabarsbibliothek

schlagen, schlagen ihn. Schwarze Jungs schlagen ihn. Jetzt Akzent ist weg und kein Problem mehr.«

»Tut mir leid, das zu hören«, sagte die Kundin.

»Danke.« Halima lächelte, vernarrt in die Frau wegen dieser außergewöhnlichen Meisterleistung, einem amerikanischen Akzent. »Ja, Nigeria sehr korrupt. Das am meisten korrupte Land in Afrika. Ich schaue Film, aber nein, ich gehe nicht nach Nigeria!« Sie wedelte mit der Hand in der Luft.

»Ich kann keinen Nigerianer heiraten, und ich lasse auch niemand in meiner Familie einen Nigerianer heiraten«, sagte Mariama und warf Ifemelu einen bedauernden Blick zu. »Nicht alle, aber viele tun schlimme Sachen. Morden sogar für Geld.«

»Also, darüber weiß ich nichts«, sagte die Kundin in halbherzig moderatem Tonfall.

Aisha sah ihnen zu, listig und still. Später fragte sie Ifemelu flüsternd mit argwöhnischer Miene: »Du fünfzehn Jahre hier, aber du hast nicht amerikanischen Akzent. Warum?«

Ifemelu ignorierte sie und schlug wieder einmal Jean Toomers *Zuckerrohr* auf. Sie starrte auf die Worte und wünschte plötzlich, dass sie die Zeit zurückdrehen und den Umzug nach Hause verschieben könnte. Vielleicht hatte sie übereilt gehandelt. Sie hätte ihre Eigentumswohnung nicht verkaufen sollen. Sie hätte das Angebot der Zeitschrift *Letterly* annehmen sollen, ihren Blog zu kaufen und sie als bezahlte Bloggerin zu behalten. Was, wenn sie in Lagos erkennen müsste, dass die Rückkehr ein Fehler gewesen war? Selbst der Gedanke, dass sie jederzeit nach Amerika zurückkehren konnte, tröstete sie nicht so sehr, wie sie es sich wünschte.

Der Film war zu Ende, und in der neuen Stille des Raums sagte Mariamas Kundin: »Der ist nicht gut«, und berührte einen der dünnen

Telegram:@shabarsbibliothek

Cornrows, die im Zickzack über ihren Kopf verliefen, ihre Stimme lauter als nötig.

»Kein Problem. Ich mach ihn noch mal«, sagte Mariama. Sie war freundlich und willfährig, aber Ifemelu sah ihr an, dass sie ihre Kundin für eine Querulantin hielt und nichts Falsches an dem Cornrow entdecken konnte, aber zu ihrem neuen amerikanischen Selbst gehörte der beflissene Kundenservice, diese glänzende vorgetäuschte Oberfläche, und sie hatte sie akzeptiert, sie angenommen. Sobald die Kundin ging, würde sie dieses Selbst vielleicht ablegen und zu Halima und Aisha etwas über diese Amerikaner sagen, wie verwöhnt und kindisch und anspruchsvoll sie waren, aber wenn die nächste Kundin käme, würde sie wieder zu einer tadellosen Version ihres amerikanischen Selbst.

Ihre Kundin sagte: »Sieht süß aus«, als sie Mariama zahlte, und kurz nachdem sie gegangen war, kam eine junge weiße Frau herein, geschmeidiger Körper, sonnengebräunt, ihr Haar zu einem lockeren Pferdeschwanz gebunden.

»Hallo!«, sagte sie.

Mariama sagte ebenfalls »Hallo« und wartete, wischte sich die Hände immer wieder an ihren Shorts ab.

»Ich wollte mir Zöpfe flechten lassen? Sie können doch mein Haar flechten, richtig?«

Mariama lächelte übertrieben beflissen. »Ja. Wir machen alle möglichen Frisuren. Willst du Zöpfe oder Cornrows?« Sie wischte jetzt wie wild den Stuhl ab. »Bitte, setz dich.«

Die Frau setzte sich und sagte, dass sie Cornrows wolle. »So ungefähr wie Bo Derek in dem Film? Kennen Sie den Film *Zehn-Die Traumfrau*?«

»Ja, den kenne ich«, sagte Mariama. Ifemelu bezweifelte es.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich bin Kelsey«, verkündete die Frau dem ganzen Raum. Sie war auf aggressive Weise freundlich. Sie fragte Mariama, woher sie kam, wie lange sie schon in Amerika war, ob sie Kinder hatte, wie ihr Geschäft ging.

»Geschäft geht auf und ab, aber wir tun unser Bestes«, sagte Mariama.

»Aber in Ihrem Land könnten Sie dieses Geschäft gar nicht haben, richtig? Ist es nicht wunderbar, dass Sie in die USA gekommen sind und ihre Kinder jetzt ein besseres Leben haben können?«

Mariama blickte überrascht drein. »Ja.«

»Dürfen Frauen in Ihrem Land wählen?«, fragte Kelsey.

Nach einer längeren Pause sagte Mariama: »Ja.«

»Was lesen Sie da?«, wandte sich Kelsey an Ifemelu.

Ifemelu hielt ihr den Umschlag des Buches hin. Sie wollte kein Gespräch beginnen. Schon gar nicht mit Kelsey. Sie erkannte in Kelsey den Nationalismus der liberalen Amerikaner, die Amerika ausgiebig kritisierten, aber nicht mochten, wenn Immigranten es taten; sie erwarteten von ihnen, dass sie schwiegen und dankbar waren, und erinnerten sie stets daran, um wie viel besser Amerika war als das Land, aus dem sie kamen.

»Ist es gut?«

»Ja.«

»Es ist ein Roman, richtig? Worum geht es?«

Warum fragten die Leute: »Worum geht es?«, als müsste es in einem Roman immer nur um eine Sache gehen. Ifemelu gefiel die Frage nicht; sie hätte ihr auch nicht gefallen, wenn sie zusätzlich zu ihrer schwermütigen Unsicherheit nicht auch noch einsetzende Kopfschmerzen verspürt hätte. »Es ist vielleicht nicht das Buch, das Ihnen gefallen würde, wenn Sie besondere Vorlieben haben. Er mischt Verse mit Prosa.«

»Sie haben einen tollen Akzent. Woher sind Sie?«

»Nigeria.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Oh. Cool.« Kelsey hatte schmale Finger; sie wären perfekt für Ringwerbung. »Im Herbst reise ich nach Afrika. Kongo und Kenia, und ich will versuchen, auch Tansania zu sehen.«

»Das ist nett.«

»Ich habe zur Vorbereitung Bücher gelesen. Alle haben *Alles zerfällt* empfohlen, das ich in der Highschool gelesen habe. Es ist sehr gut, aber irgendwie altmodisch, richtig? Ich meine, es hat mir nicht geholfen, das moderne Afrika zu verstehen. Ich habe gerade dieses großartige Buch gelesen, *An der Biegung des großen Flusses*. Damit habe ich wirklich verstanden, wie das moderne Afrika funktioniert.«

Ifemelu gab einen Laut von sich, halbwegs zwischen einem Schnauben und einem Summen, sagte jedoch nichts.

»Es ist so ehrlich, das ehrlichste Buch, das ich über Afrika gelesen habe«, sagte Kelsey.

Ifemelu veränderte die Sitzhaltung. Kelseys verständnisinniger Ton ärgerte sie. Ihre Kopfschmerzen wurden schlimmer. Sie dachte, dass es in diesem Roman überhaupt nicht um Afrika ging. Es ging um Europa oder die Sehnsucht nach Europa, um das ramponierte Selbstbild eines indischen Mannes, der in Afrika geboren war, der sich so verletzt, so geschmälert fühlte, weil er nicht als Europäer geboren war, als Mitglied einer Rasse, die er überhöhte für ihre Fähigkeit zu erschaffen, der seine eingebildeten persönlichen Unzulänglichkeiten in eine ungehaltene Verachtung für Afrika umwandelte; dank seiner wissenden hochmütigen Einstellung den Afrikanern gegenüber konnte er, wenn auch nur flüchtig, zu einem Europäer werden. Sie lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück und sagte das alles in gemäßigtem Ton. Kelsey schien erschrocken; sie hatte keinen Kurzvortrag erwartet. Dann sagte sie freundlich: »Oh, na ja, ich verstehe, warum du das Buch so gelesen hast.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Und ich verstehe, warum *du* es so gelesen hast, wie du es gelesen hast«, sagte Ifemelu.

Kelsey zog die Augenbrauen in die Höhe, als wäre Ifemelu eine etwas unausgeglichene Person, die man besser mied. Ifemelu schloss die Augen. Sie hatte das Gefühl, als würden sich Wolken über ihrem Kopf zusammenbrauen. Sie fühlte sich schwach. Vielleicht lag es an der Hitze. Sie hatte eine Beziehung beendet, in der sie nicht unglücklich gewesen war, einen Blog geschlossen, der ihr Vergnügen bereitet hatte, und jetzt jagte sie etwas nach, was sie nicht klar benennen konnte, nicht einmal für sich selbst. Sie hätte in ihrem Blog auch über Kelsey schreiben können, diese junge Frau, die glaubte, sie könnte wundersamerweise ein Buch neutral lesen, während andere emotional lasen.

»Willst du Haare benutzen?«, fragte Mariama Kelsey.

»Haare?«

Mariama hielt Attachments in einer durchsichtigen Plastiktüte hoch. Kelsey riss die Augen auf, sie sah sich rasch um, auf die Tüte, aus der Aisha für jeden Zopf dünne Strähnen nahm, auf die Tüte, die Halima gerade öffnete.

»O mein Gott. So wird das gemacht. Und ich habe immer geglaubt, afroamerikanische Frauen mit Zöpfen hätten so volles Haar!«

»Nein, wir benutzen Verlängerungen«, sagte Mariama lächelnd.

»Vielleicht das nächste Mal. Ich glaube, für heute reicht mein eigenes Haar«, sagte Kelsey.

Es dauerte nicht lange, sieben Cornrows, das zu feine Haar erschlaffte bereits in den Zöpfen. »Sieht toll aus!«, sagte sie später.

»Danke«, sagte Mariama. »Bitte, komm wieder. Ich kann das nächste Mal einen anderen Stil machen.«

»Super!«

Telegram:@shabarsbibliothek

Ifemelu beobachtete Mariama im Spiegel und dachte an die amerikanischen Varianten ihres eigenen Selbst. Mit Curt hatte sie zum ersten Mal in den Spiegel geschaut und mit dem Gefühl, etwas erreicht zu haben, jemand anderen gesehen.

Curt behauptete gern, dass es Liebe auf das erste Lachen war. Wann immer Leute fragten, wie sie sich kennengelernt hatten, auch Leute, die er kaum kannte, erzählte er die Geschichte, wie Kimberly sie einander vorgestellt hatte, ihn, den Cousin, der aus Maryland zu Besuch war, und sie, die nigerianische Babysitterin, über die Kimberly so viel sprach, und wie sehr ihm ihre tiefe Stimme, der Zopf, der dem Gummiband entkommen war, gefallen hatten. Doch es war, als Taylor ins Wohnzimmer rannte, in Unterwäsche und eine blaue Kappe auf dem Kopf, und rief: »Ich bin Captain Unterhose!«, und sie den Kopf zurückwarf und lachte, als er sich in sie verliebte. Ihr Lachen war so lebhaft, sie schüttelte die Schultern dabei, ihre Brust hob sich; es war das Lachen einer Frau, die wirklich lachte, wenn sie lachte. Wenn sie allein waren und sie lachte, scherzte er manchmal: »Damit hast du mich rumgekriegt. Und weißt du, was ich gedacht habe? Wenn sie so lacht, wie macht sie dann erst *andere Sachen*?« Er behauptete auch, sie habe gewusst, dass er hin und weg sei – wie könnte sie es nicht wissen? –, aber so getan habe, als wüsste sie es nicht, weil sie keinen weißen Mann wollte. Tatsächlich jedoch bemerkte sie sein Interesse nicht. Sie war immer in der Lage gewesen, das Begehren eines Mannes zu spüren, aber nicht bei Curt, nicht zu Beginn. Sie dachte noch an Blaine, sah ihn in New Haven den Bahnsteig entlanggehen, eine Erscheinung, die sie mit vergeblicher Sehnsucht erfüllte. Sie hatte sich zu Blaine nicht nur hingezogen gefühlt, Blaine hatte sie umgeworfen, und in ihren Gedanken war er zu dem perfekten amerikanischen Partner geworden, den sie nie

Telegram:@shabarsbibliothek

haben würde. Dennoch war sie seitdem mehrmals verknallt gewesen, längst nicht so heftig wie damals im Zug, und hatte gerade erst ihr Verliebtsein in Abe aus ihrem Ethikseminar überwunden. Abe war weiß, Abe mochte sie sehr, er fand sie klug und witzig, sogar attraktiv, nahm sie jedoch nicht als Frau wahr. Sie war neugierig auf Abe, interessiert an Abe, aber so sehr sie auch mit ihm flirtete, für ihn waren es nur Nettigkeiten: Abe würde sie mit seinem schwarzen Freund verkuppeln, wenn er einen hätte. Für Abe war sie unsichtbar. Das trieb ihr die Verknalltheit aus, und deshalb übersah sie vielleicht auch Curt. Bis zu dem Nachmittag, als sie mit Taylor Ball spielte, der den Ball hoch warf, zu hoch, so dass er in das Dickicht neben dem Kirschbaum der Nachbarn fiel.

»Ich glaube, der ist weg«, sagte Ifemelu. In der Woche zuvor war ein Frisbee dort verschwunden. Curt stand von seinem Gartenstuhl auf (er hatte jede ihrer Bewegungen verfolgt, sagte er später), stürzte sich ins Gebüsch, tauchte nahezu darin ein, als wäre es ein Schwimmbecken, und kam mit dem gelben Ball zurück.

»Jaa! Onkel Curt!«, rief Taylor. Aber Curt gab den Ball nicht an Taylor zurück, sondern reichte ihn Ifemelu. Sie sah in seinen Augen, was er sich wünschte, das sie sah. Sie lächelte und sagte: »Danke.« Später in der Küche, nachdem sie das Video für Taylor eingelegt hatte und ein Glas Wasser trank, sagte er: »Das ist die Stelle, an der ich dich zum Essen einladen will, aber ich nehme alles, was ich kriegen kann. Darf ich dich zu einem Drink einladen, einem Eis, einem Essen, ins Kino? Heute Abend? Dieses Wochenende, bevor ich nach Maryland zurückfahre?«

Er schaute sie verwundert an, den Kopf leicht geneigt, und sie spürte, wie sich etwas in ihr entfaltete. Wie großartig es war, so begehrt zu werden, noch dazu von diesem Mann mit dem flotten Metallband um das Handgelenk und der kleinen Spalte im Kinn und dem guten Aussehen eines

Telegram:@shabarsbibliothek

Models in Kaufhauskatalogen. Sie begann ihn zu mögen, weil er sie mochte. »Du isst so elegant«, sagte er bei ihrer ersten Verabredung in einem italienischen Restaurant in Old City. Es hatte nichts besonders Elegantes, wie sie die Gabel zum Mund hob, doch ihr gefiel, dass er es dachte.

»Also, ich bin ein reicher weißer Mann aus Potomac, aber ich bin nicht annähernd so ein Arschloch, wie ich es eigentlich sein sollte«, sagte er auf eine Weise, die sie annehmen ließ, dass er es schon öfter gesagt hatte und dass es gut aufgenommen worden war. »Laura behauptet immer, dass meine Mutter reicher als Gott ist, aber da bin ich mir nicht sicher.«

Er sprach mit solcher Begeisterung über sich selbst, als wäre er entschlossen, ihr alles, was es über ihn zu wissen gab, zu erzählen, und zwar auf der Stelle. Seine Familie besaß seit hundert Jahren Hotels. Er war in Kalifornien ins College gegangen, um vor ihnen zu flüchten. Er schloss sein Studium ab und bereiste Südamerika und Asien. Irgendetwas zog ihn nach Hause, vielleicht der Tod seines Vaters, vielleicht eine unglückliche Beziehung. Deswegen war er im Jahr zuvor nach Maryland zurückgekehrt, hatte eine Softwarefirma gegründet, damit er nichts mit dem Familienunternehmen zu tun haben musste, hatte sich eine Wohnung in Baltimore gekauft und fuhr jeden Sonntag nach Potomac, um mit seiner Mutter zu brunchen. Er sprach geradeheraus und unverblümt über sich in der Annahme, dass ihr seine Geschichten gefielen, weil sie ihm gefielen. Sein jungenhafter Enthusiasmus faszinierte sie. Sein Körper fühlte sich fest an, als er sie vor ihrer Wohnung umarmte.

»In genau drei Sekunden werde ich dich küssen«, sagte er. »Es wird ein richtiger Kuss, der zu mehr führen kann. Wenn du nicht willst, dass das passiert, musst du jetzt sofort reingehen.«

Sie ging nicht rein. Der Kuss war erregend auf eine Weise, wie unbekannte Dinge erregend sind. Danach sagte er nachdrücklich: »Wir

Telegram:@shabarsbibliothek

müssen es Kimberly sagen.«

»Was müssen wir Kimberly sagen?«

»Dass wir zusammen sind.«

»Sind wir das?«

Er lachte, und sie lachte auch, obwohl sie es nicht im Scherz gemeint hatte. Er war offenherzig und überschwänglich; zynisch zu sein wäre ihm nicht in den Sinn gekommen. Sie war entzückt darüber und davon entwaffnet, ließ sich von ihm mitreißen; vielleicht waren sie in der Tat nach einem Kuss zusammen, weil er sich dessen so sicher war.

Am nächsten Tag begrüßte Kimberly sie mit: »Hallo, Turteltäubchen.«

»Sie vergeben also Ihrem Cousin dafür, dass er die Babysitterin eingeladen hat?«, fragte Ifemelu.

Kimberly lachte und tat dann etwas, was sie beide überraschte und Ifemelu rührte, Kimberly umarmte sie. Sie trennten sich verlegen. Im Fernsehen lief Oprah, und sie hörte, wie das Publikum applaudierte.

»Also«, sagte Kimberly und schien ein bisschen erschrocken über die Umarmung. »Ich wollte nur sagen, dass ich mich wirklich … für euch freue.«

»Danke. Aber es war nur eine einzige Verabredung, und der Akt wurde nicht vollzogen.«

Kimberly kicherte, und einen Augenblick lang fühlte es sich an, als wären sie Highschool-Freundinnen, die sich über Jungen unterhielten. Manchmal spürte Ifemelu hinter den gut geschmierten Routinen von Kimberlys Leben Bedauern aufflackern nicht nur über die Dinge, nach denen sie sich jetzt sehnte, sondern über die Dinge, nach denen sie sich in der Vergangenheit gesehnt hatte.

»Du hättest Curt heute Morgen sehen sollen«, sagte Kimberly. »Ich habe ihn noch nie zuvor so erlebt. Er ist wirklich aufgeregt.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Weswegen?«, fragte Morgan. Sie stand in der Küchentür, ihr vorpubertärer Körper starr vor Feindseligkeit. Hinter ihr versuchte Taylor die Beine eines kleinen Plastikroboters geradezubiegen.

»Also, Liebes, da musst du schon Onkel Curt fragen.«

Curt kam in die Küche, lächelte verlegen, sein Haar feucht, er hatte ein frisches leichtes Cologne aufgetragen. »Hallo«, sagte er. Er hatte Ifemelu nachts angerufen, um ihr zu sagen, dass er nicht schlafen könne. »Es ist wirklich abgedroschen, aber ich bin so voll von dir, dass es mir vorkommt, als würde ich dich *atmen*«, hatte er gesagt, und sie dachte, dass die Verfasser von Liebesromanen sich irrten und Männer die wahren Romantiker waren, nicht Frauen.

»Morgan fragt, warum du so aufgeregt bist«, sagte Kimberly.

»Also, Morg, ich bin aufgeregt, weil ich eine neue Freundin habe, jemand ganz Besonderen, den du kennst.«

Ifemelu wünschte, Curt würde den Arm wieder wegnehmen, den er ihr um die Schulter geworfen hatte; sie verkündeten nicht ihre Verlobung, um Himmels willen. Morgan starrte sie an. Ifemelu sah Curt mit ihren Augen: der flotte Onkel, der die Welt bereiste und beim Thanksgiving-Essen die wirklich witzigen Witze erzählte, der Coole, der jung genug war, um sie zu verstehen, und alt genug, um vielleicht ihre Mutter dazu zu bringen, sie zu verstehen.

»Ifemelu ist deine Freundin?«, fragte Morgan.

»Ja«, sagte Curt.

»Das ist ja widerlich«, sagte Morgan und blickte ungeheuchelt angewidert drein.

»Morgan!«, sagte Kimberly.

Morgan drehte sich um und stapfte nach oben.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Sie ist in Onkel Curt vernarrt, und jetzt macht ihr die Babysitterin das Territorium streitig. Das ist nicht einfach«, sagte Ifemelu.

Taylor, der sich über die Neuigkeit und die mittlerweile geraden Beine des Roboters zu freuen schien, sagte: »Wirst du Ifemelu heiraten und ein Kind kriegen, Onkel Curt?«

»Also, Kleiner, im Augenblick wollen wir nur viel Zeit miteinander verbringen, um uns richtig kennenzulernen.«

»Ach so«, sagte Taylor etwas gedämpft, doch als Don nach Hause kam, lief Taylor ihm in die Arme und sagte: »Ifemelu und Onkel Curt wollen heiraten und ein Baby kriegen!«

»Oh«, sagte Don.

Seine Überraschung erinnerte Ifemelu an Abe in ihrem Ethikseminar: Don fand sie und Curt beide attraktiv und interessant, aber er wäre nie auf den Gedanken gekommen, sie zusammen zu sehen, verwoben in die hauchdünnen Fäden einer Romanze.

Curt hatte noch nie zuvor Sex mit einer schwarzen Frau gehabt; das erzählte er ihr nach ihrem ersten Mal in seiner Wohnung in Baltimore und warf selbstironisch den Kopf zurück, als wäre es etwas, was er vor langer Zeit schon hätte tun sollen, aber aus unerfindlichem Grund nicht getan hatte.

»Na, dann auf einen Meilenstein«, sagte sie und tat so, als würde sie ein Glas heben.

Nachdem Dorothy ihnen auf einem ASA-Treffen ihren neuen holländischen Freund vorgestellt hatte, sagte Wambui: »Ich kann nicht mit einem weißen Mann, ich hätte Angst, ihn nackt zu sehen, diese viele blasse Haut. Außer vielleicht mit einem stark gebräunten Italiener. Oder einem Juden, einem dunklen Juden.« Ifemelu betrachtete Curts blasses Haar und seine blasse Haut, die rostfarbenen Grübchen auf seinem Rücken, die feinen

Telegram:@shabarsbibliothek

goldenen Haare auf seiner Brust, und dachte, wie heftig sie in diesem Moment Wambui widersprochen hätte.

»Du bist so sexy«, sagte sie.

»Du bist *sexier*.«

Er sagte, dass er sich noch nie so stark zu einer Frau hingezogen gefühlt, nie so einen schönen Körper gesehen habe, ihre perfekten Brüste, ihren perfekten Hintern. Es amüsierte sie, dass er als perfekten Hintern bezeichnete, was Obinze einen flachen Arsch genannt hatte, und sie hielt ihre Brüste für gewöhnliche große Brüste, die bereits leicht erschlafft waren. Aber sie freute sich über seine Worte wie über ein unnötiges großzügiges Geschenk. Er wollte an ihrem Finger saugen, Honig von ihren Brustwarzen lecken, Eis auf ihrem Bauch verschmieren, als wäre es nicht genug, einfach Haut an Haut dazuliegen.

Später, als er Rollenspiele machen wollte – »Wie wär's, wenn du so tust, als wärst du Foxy Brown?« –, fand sie seine Fähigkeit zu schauspielern, sich so vollkommen in einer Figur zu verlieren, liebenswert, und sie machte mit, ließ ihm seinen Willen, freute sich über sein Vergnügen, obwohl sie nicht begriff, dass er es so aufregend fand. Wenn sie nackt neben ihm lag, dachte sie oft an Obinze. Sie bemühte sich, Curts Berührungen nicht mit seinen zu vergleichen. Sie hatte Curt von ihrem Freund in der Oberschule, Mofe, erzählt, doch über Obinze verlor sie kein Wort. Es wäre ein Sakrileg gewesen, über Obinze zu sprechen, ihn einen »Ex« zu nennen, dieses flippige Wort, das nichts besagte und nichts bedeutete. Mit jedem Monat des Schweigens spürte sie, wie das Schweigen selbst kalzifizierte und zu einer großen harten Statue wurde, die unmöglich zu stürzen war. Sie entwarf immer noch E-Mails, brach jedes Mal wieder ab und entschied, sie nicht zu senden.

Telegram:@shabarsbibliothek

Sie glaubte, mit Curt zu einer Frau frei von Verklemmungen und Sorgen geworden zu sein, zu einer Frau, die mit dem Geschmack von sonnenwarmen Erdbeeren im Mund durch den Regen lief. »Ein Drink« wurde Teil der Architektur ihres Lebens, Mojitos und Martinis, trockenes Weiß und fruchtiges Rot. Sie ging mit ihm wandern, Kajak fahren, zelten in der Nähe des Ferienhauses seiner Familie, alles Dinge, die zu tun sie sich früher nie hatte vorstellen können. Sie war leichter und schlanker; sie war Curts Freundin, eine Rolle, in die sie schlüpfte wie in ein geliebtes, schmeichelhaftes Kleid. Sie lachte mehr, weil er so oft lachte. Sein Optimismus blendete sie. Er war voller Pläne. »Ich habe eine Idee!«, sagte er häufig. Sie sah ihn als Kind vor sich, umgeben von zu vielen bunten Spielsachen, immer ermuntert, »Projekte« durchzuführen, immer bestärkt darin, dass seine banalen Ideen wunderbar waren.

»Lass uns morgen nach Paris fliegen!«, sagte er an einem Wochenende. »Ich weiß, dass es überhaupt nicht originell ist, aber du warst nie dort und ich würde es dir wahnsinnig gern zeigen!«

»Ich kann nicht einfach nach Paris fliegen. Ich habe einen nigerianischen Pass. Ich muss mich für ein Visum bewerben mit Kontoauszügen und Krankenversicherung und allen möglichen Beweisen, dass ich nicht bleiben und eine Belastung für Europa werde.«

»Ja, das habe ich vergessen. Okay, wir fliegen nächstes Wochenende. Wir erledigen das mit dem Visum diese Woche. Ich mache morgen Kopien von meinen Kontoauszügen.«

»Curtis«, sagte sie ein bisschen streng, um ihn zur Vernunft zu bringen, doch während sie hoch oben stand und auf die Stadt hinunterblickte, war sie bereits im Wirbel seiner Aufregung gefangen. Er war so optimistisch, gnadenlos optimistisch, wie es nur ein Amerikaner seiner Sorte sein konnte, und sein Optimismus hatte etwas Infantiles, das sie sowohl bewundernswert

Telegram:@shabarsbibliothek

als auch abstoßend fand. Eines Tages machten sie einen Spaziergang über die South Street, weil sie noch nicht gesehen hatte, was er als den besten Teil von Philadelphia bezeichnete, und er nahm ihre Hand, während sie an Tattoo-Studios und Gruppen junger Männer mit rosafarbenem Haar vorbeischlenderten. In der Nähe des Condom Kingdom schlüpfte er in einen kleinen Tarot-Laden und zog sie mit sich. Eine Frau mit schwarzem Schleier sagte zu ihnen: »Ich sehe Licht und langanhaltendes Glück für euch beide«, und Curt sagte: »Wir auch!«, und gab ihr zehn Dollar extra. Später, als sein Überschwang zu einer Verlockung für Ifemelu wurde, zu einer unerbittlichen Sonnigkeit, die sie zerschlagen, zermalmen wollte, wäre es eine der schönsten Erinnerungen an Curt, wie er im Tarot-Laden in der South Street stand an einem Tag, der den Sommer versprach: so gutaussehend, so glücklich, ein wahrer Gläubiger. Er glaubte an gute Omen und positive Gedanken und ein glückliches Ende von Filmen, es war ein unbeschwerter Glaube, weil er über nichts wirklich gründlich nachgedacht hatte, bevor er sich dafür entschieden hatte zu glauben; er glaubte einfach.

Telegram:@shabarsbibliothek

19

Curts Mutter war von einer blutlosen Eleganz, das Haar glänzend, der Teint gepflegt, ihre geschmackvolle und teure Kleidung sah geschmackvoll und teuer aus; sie schien in die Kategorie reicher Menschen zu gehören, die mit dem Trinkgeld geizten. Curt nannte sie »Mutter«, was nach einer gewissen Förmlichkeit, etwas archaisch klang. Sonntags kamen sie zum Brunch zusammen. Ifemelu genoss dieses sonntägliche Ritual in dem überladenen Speisesaal des Hotels voller gutgekleideter Menschen, silberhaarige Paare mit ihren Enkelkindern, Frauen mittleren Alters mit Broschen am Revers. Die einzige andere schwarze Person war ein formell gekleideter Kellner. Sie aß schaumige Eier und dünngeschnittenen Lachs und halbmondförmige Stücke frischer Melone, sah Curt und seiner Mutter zu, die beide goldblond waren. Curt erzählte, während seine Mutter hingerissen zuhörte. Sie vergötterte ihren Sohn – das spät in ihrem Leben geborene Kind, als sie nicht mehr sicher war, dass sie überhaupt noch ein Kind haben könnte, der Charmeur, dessen Überredungskünsten sie stets nachgab. Er war ihr Abenteurer, der exotische Arten mitbrachte – er war mit einem japanischen Mädchen zusammen gewesen, mit einem Mädchen aus Venezuela –, der sich jedoch zur rechten Zeit für eine passende Frau entscheiden würde. Sie würde jede tolerieren, die er mochte, aber sie fühlte sich nicht verpflichtet, Zuneigung für sie aufzubringen.

»Ich bin Republikanerin, unsere ganze Familie wählt republikanisch. Wir sind absolut gegen den Wohlfahrtsstaat, aber wir haben uns für die Bürgerrechte eingesetzt. Ich wollte nur, dass Sie wissen, was für eine Art

Telegram:@shabarsbibliothek

Republikaner wir sind«, sagte sie zu Ifemelu, als sie ihr zum ersten Mal begegnete, als wäre es das Wichtigste, das aus dem Weg zu schaffen war.

»Und möchten Sie wissen, was für eine Art Republikanerin ich bin?«, fragte Ifemelu.

Seine Mutter blickte zuerst überrascht drein, dann verzog sich ihr Gesicht zu einem schmalen Lächeln. »Sie sind witzig«, sagte sie.

Einmal sagte seine Mutter zu Ifemelu: »Sie haben hübsche Wimpern.« Unvermittelte, nicht erwartete Worte, dann nippte sie an ihrem Bellini, als hätte sie Ifemelus überraschtes »Danke« nicht gehört.

Auf der Rückfahrt nach Baltimore sagte Ifemelu: »Wimpern? Sie muss verzweifelt etwas gesucht haben, wofür sie mir ein Kompliment machen kann.«

Curt lachte. »Laura sagt, dass meine Mutter schöne Frauen nicht ausstehen kann.«

An einem Wochenende kam Morgan zu ihnen.

Kimberly und Don wollten die Kinder nach Florida mitnehmen, aber Morgan weigerte sich rundheraus. Deswegen lud Curt sie übers Wochenende nach Baltimore ein. Er wollte einen Bootsausflug mit ihr machen, und Ifemelu dachte, dass er eine Zeitlang mit Morgan allein sein sollte. »Kommst du nicht mit, Ifemelu?«, fragte Morgan enttäuscht. »Ich habe gedacht, wir gehen alle *zusammen*.« Das Wort »zusammen« mit mehr Emphase ausgesprochen, als Ifemelu jemals von Morgan gehört hatte. »Natürlich komme ich mit«, sagte sie. Als sie Wimperntusche und Lipgloss auftrug, sah Morgan ihr zu.

»Komm her, Morg«, sagte sie und fuhr mit dem Lipgloss über Morgans Lippen. »Drück die Lippen zusammen. Gut. Und warum sind Sie jetzt so hübsch, Miss Morgan?« Morgan lachte. Sie gingen den Pier entlang,

Telegram:@shabarsbibliothek

Morgan zwischen Curt und Ifemelu, die sie bei den Händen gefasst hatten, Morgan zufrieden, dass ihre Hände gehalten wurden, und Ifemelu dachte wie so oft flüchtig daran, mit Curt verheiratet zu sein, ihr gemeinsames Leben geprägt von Annehmlichkeiten, er verstünde sich mit ihren Verwandten und Freunden, sie mit seinen abgesehen von seiner Mutter. Sie sprachen scherzhaft vom Heiraten. Seit sie ihm zum ersten Mal von den Brautpreiszeremonien erzählt hatte, die die Igbo abhalten, bevor die Braut dem Bräutigam den Becher mit Wein bringt und die kirchliche Trauung stattfindet, machte er Witze darüber, dass er nach Nigeria fliegen würde, um den Brautpreis zu zahlen, ins Haus ihrer Vorfahren gehen und bei ihrem Vater und ihren Onkeln sitzen und darauf bestehen würde, sie umsonst zu bekommen. Und sie machte Witze darüber, dass sie in Virginia den Gang einer Kirche entlanggehen würde zur Melodie des Hochzeitsmarsches, während seine Verwandten sie entsetzt anstarrten und sich gegenseitig flüsternd fragten, warum die Hausangestellte das Kleid der Braut trug.

Sie lagen auf der Couch, sie las einen Roman, er sah Sport. Sie fand es liebenswert, wie aufmerksam er die Spiele verfolgte, die Augen zusammengekniffen und reglos vor Konzentration. Während der Werbepausen machte sie sich lustig über ihn: Warum hatte American Football keine inhärente Logik, warum sprangen übergewichtige Männer aufeinander drauf? Und warum spuckten Baseballspieler so oft und rasten dann auf völlig unverständliche Weise über das Feld? Er lachte und versuchte wieder einmal, ihr die Bedeutung von Homeruns und Touchdowns zu erklären, doch es interessierte sie nicht, denn wenn sie die Regeln verstünde, könnte sie ihn nicht länger auf den Arm nehmen, und so wandte sie sich wieder ihrem Buch zu, bereit, ihn in der nächsten Werbepause wieder zu verspotten.

Telegram:@shabarsbibliothek

Die Couch war weich. Ihre Haut glühte. In ihren Collegekursen sammelte sie Extra-Punkte, und ihre Durchschnittsnoten wurden besser. Vor den großen Wohnzimmerfenstern erstreckte sich unten Inner Harbour, Wasser glitzerte, und Lichter funkelten. Ein Gefühl der Zufriedenheit überwältigte sie. Das hatte ihr Curt gegeben, dieses Geschenk der Zufriedenheit, der Ungezwungenheit. Wie schnell sie sich an ihr gemeinsames Leben gewöhnt hatte, ihr Pass war voller Visa, sie genoss die Aufmerksamkeit der Flugbegleiter in der ersten Klasse, die fedrig leichten Laken in den Hotels, in denen sie abstiegen, und die kleinen Dinge, die sie hortete: kleine Marmeladengläschen vom Frühstück, Fläschchen mit Conditioner, Stoffslipper, sogar Gesichtshandtücher, wenn sie besonders weich waren. Sie war aus ihrer alten Haut geschlüpft. Fast mochte sie den Winter, die glitzernde Decke aus Eis auf den Autodächern, die luxuriöse Wärme der Kaschmirpullover, die Curt ihr schenkte. In Geschäften schaute er nicht als Erstes auf das Preisschild. Er kaufte ihr Lebensmittel und Bücher fürs College, schickte ihr Geschenkgutscheine für Kaufhäuser, ging mit ihr einkaufen. Er bat sie, das Babysitten aufzugeben; sie könnten mehr Zeit miteinander verbringen, wenn sie nicht jeden Tag arbeiten würde. Doch sie weigerte sich. »Ich muss einen Job haben«, sagte sie.

Sie sparte Geld und schickte es nach Hause. Sie wollte, dass ihre Eltern in eine neue Wohnung zogen. In dem Wohnblock neben ihrem hatte ein bewaffneter Einbruch stattgefunden.

»Etwas Größeres in einem besseren Viertel«, sagte sie.

»Wir sind okay hier«, sagte ihre Mutter. »Es ist nicht so schlimm. Sie haben in der Straße ein neues Tor gebaut, und nach sechs Uhr abends dürfen Okadas hier nicht mehr fahren, es ist sicher.«

»Ein Tor?«

»Ja, in der Nähe des Kiosks.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Welcher Kiosk?«

»Du erinnerst dich nicht an den Kiosk?«, fragte ihre Mutter. Ifemelu zögerte. Ihre Erinnerungen hatten einen Sepiaton angenommen. Sie erinnerte sich nicht an den Kiosk.

Ihr Vater hatte endlich wieder Arbeit gefunden, als stellvertretender Leiter der Personalabteilung in einer der neuen Banken. Er hatte ein Handy gekauft. Neue Reifen für das Auto ihrer Mutter. Allmählich nahm er seine Monologe über Nigeria wieder auf.

»Man kann Obasanjo nicht als guten Menschen bezeichnen, aber man muss zugestehen, dass er ein paar positive Dinge für das Land getan hat. Es herrscht hier ein blühender Geist des Unternehmertums«, sagte er.

Es war seltsam, sie direkt anzurufen, ihren Vater nach dem zweiten Klingeln »Hallo« sagen zu hören, und sobald er ihre Stimme erkannt hatte, erhob er seine, er schrie nahezu, wie er es stets bei Auslandsgesprächen tat. Ihre Mutter ging mit dem Telefon gern auf den Balkon, um sicher zu sein, dass die Nachbarn mithörten. *»Ifem, wie ist das Wetter in Amerika?«*

Ihre Mutter stellte oberflächliche Fragen und akzeptierte oberflächliche Antworten. »Alles in Ordnung?«, und Ifemelu hatte keine andere Wahl, als ja zu sagen. Ihr Vater erinnerte sich an Kurse, die sie erwähnt hatte, und fragte nach Einzelheiten. Sie wählte ihre Worte mit Bedacht, achtete darauf, Curt nicht anzusprechen. Es war einfacher, ihnen nichts von Curt zu erzählen.

»Wie sind deine Aussichten auf eine Anstellung?«, fragte ihr Vater. Sie näherte sich dem Abschluss, ihr Studentenvisum würde bald ablaufen.

»Mir wurde eine Berufsberaterin zugeteilt, und ich treffe sie nächste Woche«, sagte sie.

»Hat jeder Student einen Berater?«

»Ja.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Ihr Vater gab einen Laut respektvoller Bewunderung von sich. »Amerika ist ein organisiertes Land, und Arbeitsmöglichkeiten gibt es zuhauf.«

»Ja. Sie haben vielen Studenten gute Stellen vermittelt«, sagte Ifemelu. Es stimmte nicht, aber das war es, was ihr Vater hören wollte. Im Büro der Berufsberatung, ein luftloser Raum, Aktenstapel verloren auf den Schreibtischen, drängten sich Berater, die bekanntermaßen Lebensläufe lasen und die Studenten aufforderten, den Schrifttyp oder das Format zu ändern, ihnen veraltete Kontaktinformationen von Personen gaben, die nie zurückriefen. Als Ifemelu zum ersten Mal hingegangen war, fragte ihre Beraterin Ruth, eine Afroamerikanerin mit karamellfarbener Haut: »Was möchten Sie wirklich machen?«

»Ich möchte einen Job.«

»Ja, aber was für einen?«, fragte Ruth leicht ungläubig.

Ifemelu blickte auf ihren Lebenslauf auf dem Schreibtisch. »Ich habe Kommunikationswissenschaft studiert, also alles, was mit Kommunikation, den Medien zu tun hat.«

»Haben Sie eine besondere Leidenschaft, einen Traumjob?«

Ifemelu schüttelte den Kopf. Sie fühlte sich schwach, weil sie keine Leidenschaft hatte, nicht sicher war, was sie machen wollte. Ihre Interessen waren vage und unterschiedlich, Zeitschriftenverlage, Mode, Politik, Fernsehen; keins hatte eine feste Form. Sie nahm an einer Berufsberatungsmesse des College teil, zu der Studenten schlechtsitzende Anzüge und Kostüme und ernste Mienen trugen und versuchten, wie Erwachsene auszusehen, die einen echten Job verdienten. Die Firmenvertreter, die selbst erst vor kurzem das College abgeschlossen hatten, die Jungen, die ausgeschickt worden waren, um die Jungen einzufangen, sprachen von »Aufstiegschancen« und »perfekter Eignung« und »Vergünstigungen«, aber sie wurden alle unverbindlich, als sie

Telegram:@shabarsbibliothek

begriffen, dass sie keine amerikanische Staatsbürgerin war, dass sie, wenn sie sie einstellten, in das schwarze Loch des Einwanderungspapierkriegs hinuntersteigen müssten. »Ich hätte Ingenieurin werden sollen«, sagte sie zu Curt. »Kommunikationswissenschaftler gibt es wie Sand am Meer.«

»Ich kenne ein paar Leute, mit denen mein Dad geschäftlich zu tun hatte, vielleicht können sie helfen«, sagte Curt. Und nicht lange danach teilte er ihr mit, dass sie zu einem Vorstellungsgespräch in einem Büro im Zentrum von Baltimore eingeladen war, für eine Stelle in der Presseabteilung. »Du musst nur das Vorstellungsgespräch hinkriegen, und du bekommst sie«, sagte er. »Ich kenne auch noch Leute in einer größeren Firma, aber das Gute an der hier ist, dass sie dir ein Arbeitsvisum beschaffen *und* gleichzeitig anfangen, die Weichen für eine Green Card zu stellen.«

»Was? Wie hast du das geschafft?«

Er zuckte die Achseln. »Ich habe ein paar Anrufe gemacht.«

»Curt. Wirklich. Ich weiß gar nicht, wie ich dir danken soll.«

»Ich hätte da ein paar Ideen«, sagte er und freute sich wie ein kleiner Junge.

Es war eine gute Nachricht, dennoch fühlte sie sich ernüchtert. Wambui machte schwarz drei Jobs, um die fünftausend Dollar zu sparen, die sie einem Afroamerikaner für eine Green-Card-Ehe zahlen musste. Mwombeki suchte verzweifelt nach einem Unternehmen, das ihn mit seiner befristeten Aufenthaltsgenehmigung einstellen würde. Und hier war sie, ein rosaroter Luftballon, der schwerelos ganz oben schwebte, getrieben von Kräften, die sich außerhalb ihrer selbst befanden. Neben ihrer Dankbarkeit verspürte sie einen kleinen Groll: Curt konnte mit ein paar Anrufen den Lauf der Welt verändern, Dinge an den Platz bugsieren, an dem er sie haben wollte.

Als sie Ruth von dem Vorstellungsgespräch in Baltimore erzählte, sagte Ruth: »Ich habe nur einen Rat. Werden Sie die Zöpfe los und lassen Sie sich

Telegram:@shabarsbibliothek

das Haar glätten. Niemand sonst wird Ihnen das sagen, aber es ist wichtig. Wir wollen, dass Sie diesen Job kriegen.«

Tante Uju hatte früher etwas Ähnliches gesagt, und damals hatte sie gelacht. Jetzt wusste sie genug, um nicht mehr zu lachen. »Danke«, sagte sie zu Ruth.

Seitdem sie in Amerika war, hatte sie sich das Haar immer mit Verlängerungen flechten lassen, stets entsetzt darüber, wie viel es kostete. Sie trug jede Frisur drei Monate, manchmal sogar vier Monate lang, bis ihre Kopfhaut unerträglich juckte und die Zöpfe aus dem nachgewachsenen krausen Haar hingen. Es war also ein neues Abenteuer, sich das Haar zu glätten. Sie entfernte die Zöpfe, achtete darauf, die Kopfhaut nicht zu kratzen, die Schmutzschicht intakt zu lassen, die sie schützen würde. Es gab eine Riesenauswahl an Glättungsmitteln, Schachteln über Schachteln in der Abteilung »ethnisches Haar« in der Drogerie, Gesichter lächelnder schwarzer Frauen mit unwahrscheinlich glattem und glänzendem Haar neben Worten wie »botanisch« und »Aloe«, die Sanftheit versprachen. Sie kaufte eine grüne Schachtel. Im Bad trug sie das schützende Gel entlang ihres Haaransatzes auf, bevor sie, die Hände in Gummihandschuhen, das cremige Glättungsmittel Strähne für Strähne auf ihr Haar schmierte. Der Geruch erinnerte sie an das Chemielabor in der Oberschule, und sie drückte das meist klemmende Fenster im Bad auf. Sie achtete genau auf die Zeit, wusch das Mittel nach exakt zwanzig Minuten aus, aber ihr Haar war kraus und dicht wie zuvor. Das Glättungsmittel hatte nicht angeschlagen. Das war das Wort – »angeschlagen« –, das die Friseuse in West Philadelphia benutzte. »Mädchen, du brauchst einen Profi«, sagte die Friseuse, als sie ein anderes Glättungsmittel auf ihr Haar auftrug. »Die Leute meinen, sie sparen Geld, wenn sie es selbst machen, aber das stimmt nicht.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Ifemelu spürte zuerst nur ein leichtes Brennen, doch als die Friseuse das Mittel auswusch, Ifemelus Kopf hing nach hinten in ein Waschbecken aus Plastik, schossen Nadeln stechender Schmerzen aus ihrer Kopfhaut hinunter in unterschiedliche Körperteile und zurück in ihren Kopf.

»Nur eine kleine Verbrennung«, sagte die Friseuse. »Aber schau nur, wie hübsch es ist. Wow, Mädchen, es schwingt wie bei den Weißen!«

Ihr Haar stand nicht ab, sondern hing gerade und glatt herunter, auf der Seite gescheitelt und auf Kinnhöhe leicht nach innen geschwungen. Sie erkannte sich selbst nicht wieder. Sie verließ den Frisiersalon nahezu in Trauer; als die Friseuse die Haarspitzen glattgebügelt hatte, roch sie den Brandgeruch, den Geruch nach etwas Organischem, das starb, aber nicht sterben sollte, und das hatte sie als Verlust empfunden. Curt war verunsichert, als er sie sah.

»Gefällt es dir, Schatz?«, fragte er.

»Ich sehe, dass es dir nicht gefällt«, sagte sie.

Er schwieg. Er streckte die Hand aus, um ihr Haar zu berühren, als würde es ihm vielleicht gefallen, nachdem er es getan hätte.

Sie schob seine Hand weg. »Au. Vorsicht. Ich habe eine kleine Verbrennung von dem Glättungsmittel.«

»Was?«

»Es ist nicht allzu schlimm. In Nigeria war das auch immer so. Schau.«

Sie zeigte ihm eine kleine Narbe hinter dem Ohr, eine kleine wütende Schwellung der Haut, die ihr Tante Uju beigebracht hatte, als sie ihr das Haar in der Oberschule mit einem glühendheißen Kamm geglättet hatte. »Zieh dein Ohr nach vorn«, hatte Tante Uju gesagt, und Ifemelu hielt das Ohr, angespannt und atemlos, weil sie Angst hatte, dass der rotglühende Kamm frisch aus dem Ofen sie verbrennen würde, aber auch aufgeregt angesichts der Aussicht auf glattes, schwingendes Haar. Und eines Tages

Telegram:@shabarsbibliothek

verbrannte er sie tatsächlich, als sie sich etwas bewegte und Tante Ujus Hand ebenfalls, und das heiße Eisen die Haut hinter ihrem Ohr versengte.

»O mein Gott«, sagte Curt und riss die Augen weit auf. Er bestand darauf, vorsichtig ihre Kopfhaut zu untersuchen, um nachzusehen, wie viel davon verbrannt war. »O mein Gott.«

Sein Entsetzen machte sie besorgter, als sie normalerweise gewesen wäre. Nie zuvor hatte sie sich ihm so nahe gefühlt wie in diesem Augenblick, als sie still auf dem Bett saß, ihr Gesicht an sein Hemd gedrückt, den Duft von Weichspüler in der Nase, während er vorsichtig ihr frisch geglättetes Haar Strähne für Strähne teilte.

»Warum musst du das tun? Dein geflochtenes Haar war super. Und als du das letzte Mal die Zöpfe rausgemacht und es gelassen hast, wie es war, da war es noch besser, so voll und cool.«

»Mein volles und cooles Haar wäre super, wenn ich mich als Background-Sängerin bei einer Jazzband vorstellen würde, aber ich muss für dieses Gespräch professionell aussehen, und professionell bedeutet, gerade Haare sind am besten, aber wenn es Locken sein müssen, dann die weiße Art Locken, lockere oder schlimmstenfalls Korkenzieherlocken, aber auf keinen Fall kraus.«

»Es ist so verdammt *falsch*, dass du so was tun musst.«

Nachts kämpfte sie um eine angenehme Position auf dem Kopfkissen. Zwei Tage später hatte sie Schorf auf dem Kopf. Drei Tage später eiterten die Wunden. Curt wollte, dass sie zu einem Arzt ging, doch sie lachte ihn aus. Sie würden heilen, sagte sie, und so war es. Später, nachdem sie das Vorstellungsgespräch mit Bravour hinter sich gebracht hatte und die Frau ihr die Hand geschüttelt und gesagt hatte, dass sie wunderbar in die Firma passen würde, fragte sie sich, ob die Frau es ebenso gesehen hätte, wenn sie

Telegram:@shabarsbibliothek

den dichten, krausen, gottgegebenen Heiligenschein ihres Haars, den Afro getragen hätte.

Sie erzählte ihren Eltern nicht, wie sie den Job bekommen hatte; ihr Vater sagte: »Ich zweifle nicht daran, dass du dich selbst übertreffen wirst. Amerika bietet jedem die Gelegenheit, erfolgreich zu sein. Nigeria kann sich da wirklich eine Scheibe abschneiden«, während ihre Mutter zu singen anfing, als Ifemelu sagte, dass sie in ein paar Jahren amerikanische Staatsbürgerin werden könnte.

Amerika für nicht-amerikanische Schwarze: Wonach streben WASPs?

Professor Hunk hatte Besuch von einem Professorenkollegen, einem Juden mit dem dicken Akzent eines der europäischen Länder, in dem die meisten Leute ein Glas Antisemitismus zum Frühstück trinken. Professor Hunk sprach über Bürgerrechte, und der Jude sagte: »Die Schwarzen haben nicht so gelitten wie die Juden.« Professor Hunk erwiderte: »Kommen Sie, sind wir hier bei der Unterdrückungsolympiade?«

Der Jude wusste es nicht, aber »Unterdrückungsolympiade« sagen manche schlauen liberalen Amerikaner, damit du dir dumm vorkommst und den Mund hältst. Doch es findet de facto eine Unterdrückungsolympiade statt. Rassische Minderheiten in Amerika – Schwarze, Latinos, Asiaten und Juden – kriegen von den Weißen Scheiße ab, verschiedene Arten von Scheiße, aber immer noch Scheiße. Jede Minderheit glaubt insgeheim, dass sie die schlimmste

Telegram:@shabarsbibliothek

Scheiße abkriegt. Also, nein, es gibt keine Vereinigte Liga der Unterdrückten. Allerdings glauben alle anderen, dass sie besser sind als die Schwarzen, weil sie nun mal nicht schwarz sind. Nehmen wir zum Beispiel Lili, die schwarzhaarige, Spanisch sprechende Frau mit der kaffeebraunen Haut, die das Haus meiner Tante in einer Kleinstadt in Neuengland geputzt hat. Sie war von großer Hochnäsigkeit. Es mangelte ihr an Respekt, sie putzte schlecht, stellte Forderungen. Meine Tante glaubte, dass Lili nicht gern bei Schwarzen arbeitete. Bevor sie sie endlich feuerte, sagte meine Tante: »So eine blöde Frau, sie glaubt, sie wäre weiß.« Danach gilt es also zu streben: weiß zu sein. Natürlich nicht alle (bitte, Kommentatoren, stellt nicht das Offensichtliche fest), aber viele Mitglieder von Minoritäten hegen eine konfliktbeladene Sehnsucht danach, ein WASP zu sein oder, genauer, nach den Privilegien der WASPs. Wahrscheinlich mögen sie blasse Haut nicht wirklich, aber sie gehen mit Sicherheit gern durch ein Geschäft, ohne dass ihnen jemand vom Sicherheitspersonal folgt. Hasse deinen Goi, aber bewahr ihn dir, ganz im Sinne von Philip Roth. Wenn also alle in Amerika WASPs sein wollen, wonach streben dann WASPs? Weiß es jemand?

Telegram:@shabarsbibliothek

20

Mit der Zeit begann Ifemelu, Baltimore zu lieben – seinen bruchstückhaften Charme, die Straßen, die von vergangenem Ruhm zeugten, die Bauernmärkte, die an Wochenenden unter der Brücke mit grünem Gemüse und reifem Obst und rechtschaffenen Seelen auftauchten –, doch nie so sehr wie ihre erste Liebe Philadelphia, die Stadt, die Geschichte sanft umfasst hielt. Aber als sie in Baltimore ankam, um dort zu leben und nicht nur Curt zu besuchen, fand sie es trist und nicht liebenswert. Die Gebäude standen in zusammengesackten Reihen nebeneinander, und an schäbigen Ecken zogen die Menschen die Schultern in dicken Jacken hoch, schwarze und niedergeschlagene Menschen, die auf Busse warteten, die Luft ein düsterer Dunst. Viele der Taxifahrer vor dem Bahnhof waren aus Äthiopien oder dem Punjab.

Ihr äthiopischer Fahrer sagte: »Ich kann Ihren Akzent nicht bestimmen. Woher kommen Sie?«

»Nigeria.«

»Nigeria? Sie schauen überhaupt nicht afrikanisch aus.«

»Warum nicht?«

»Weil Ihre Bluse zu eng ist.«

»Sie ist nicht zu eng.«

»Ich dachte, Sie wären aus Trinidad oder von irgendwo dort unten.« Er blickte missbilligend und besorgt in den Rückspiegel. »Sie müssen sehr gut aufpassen, oder Amerika wird Sie verderben.« Als sie Jahre später einen Beitrag mit dem Titel »Über die Fraktionen unter den nicht-amerikanischen

Telegram:@shabarsbibliothek

Schwarzen in Amerika« für ihren Blog verfasste, schrieb sie über den Taxifahrer, doch sie gab es als Erlebnis von jemand anderem aus, achtete darauf, nicht preiszugeben, ob sie aus Afrika oder aus der Karibik stammte, denn ihre Leser wussten nicht, woher sie war.

Sie erzählte Curt von dem Taxifahrer, wie seine Aufrichtigkeit sie wütend gemacht hatte und sie in die Bahnhofstoilette gegangen war, um nachzusehen, ob ihre langärmlige rosa Bluse wirklich zu eng saß. Curt lachte und lachte. Es wurde zu einer der vielen Geschichten, die er gern seinen Freunden erzählte. *Sie ist doch tatsächlich in die Toilette gegangen, um sich ihre Bluse anzuschauen!* Seine Freunde waren wie er, sonnige und wohlhabende Menschen, die auf der schimmernden Oberfläche der Dinge existierten. Sie mochte sie und spürte, dass sie sie mochten. Für sie war sie interessant und ungewöhnlich, weil sie immer sagte, was sie dachte. Sie erwarteten gewisse Dinge von ihr und verziehen ihr gewisse Dinge, weil sie Ausländerin war. Als sie einmal mit ihnen in einer Bar saß, hörte sie Curt zu Brad »Großschnauze« sagen. Das Wort, das rettungslos Amerikanische daran faszinierte sie. Großschnauze. Es war ein Wort, das ihr nie einfallen würde. Als sie das begriff, wurde ihr klar, dass sie Curt und seine Freunde auf einer bestimmten Ebene nie völlig verstehen würde.

Sie mietete ein Apartment in Charles Village, eine Zweizimmerwohnung mit einem alten Holzboden, obwohl sie genauso gut bei Curt hätte einziehen können; die meisten ihrer Kleider hingen in seinem begehbaren Schrank mit den Spiegelwänden. Jetzt, da sie ihn tagtäglich und nicht nur am Wochenende sah, entdeckte sie neue Schichten an ihm, wie schwer es ihm fiel, nichts zu tun, einfach nichts, ohne daran zu denken, was er als Nächstes tun wollte, wie sehr er daran gewöhnt war, seine Hose auszuziehen und sie tagelang auf dem Boden liegen zu lassen, bis die Putzfrau kam. Ihr Leben war bestimmt von den Plänen, die er machte – eine

Telegram:@shabarsbibliothek

Nacht auf Cozumel, ein langes Wochenende in London –, und manchmal nahm sie am Freitagabend nach der Arbeit ein Taxi und traf ihn am Flughafen.

»Ist das nicht super?«, fragte er sie, und sie sagte ja, es sei super. Er überlegte stets, was sie noch *tun* könnten, und sie erklärte ihm, dass das ungewöhnlich für sie sei, weil sie aufgewachsen war, ohne etwas zu tun, sondern zu sein. Sie fügte hastig hinzu, dass es ihr gefalle, weil es ihr wirklich gefiel, und sie wusste, wie sehr er es hören wollte. Im Bett war er unsicher.

»Magst du das? Hat es dir gefallen?«, fragte er oft. Und sie bejahte, weil es stimmte, aber sie spürte, dass er ihr nicht immer glaubte, oder dass er es ihr nur eine Weile glaubte und es dann erneut hören musste. In ihm war etwas, heller als sein Ego, doch dunkler als Unsicherheit, das ständig geputzt, poliert, gewachst werden musste.

Und dann begann ihr das Haar an den Schläfen auszufallen. Sie pflegte es mit einem reichhaltigen cremigen Conditioner, saß unter Dampfhauben, bis ihr das Wasser den Nacken hinunterlief. Dennoch zog sich ihr Haaransatz jeden Tag zurück.

»Es sind die Chemikalien«, sagte Wambui. »Weißt du, was in den Glättungsmitteln ist? Das Zeug kann dich umbringen. Du musst dir die Haare abschneiden und sie natürlich nachwachsen lassen.«

Wambui trug jetzt kurze Dreadlocks, was Ifemelu nicht gefiel, sie fand sie dünn und langweilig, und sie ließen Wambuis hübsches Gesicht nicht zur Wirkung kommen.

»Ich will keine Dreads«, sagte sie.

»Es müssen keine Dreads sein. Du kannst einen Afro tragen oder Zöpfe wie früher. Man kann eine Menge machen mit natürlichem Haar.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich kann meine Haare nicht abschneiden«, sagte sie.

»Wenn du dein Haar glättest, sitzt du in einem Gefängnis. In einem Käfig. Dein Haar beherrscht dich. Du bist heute nicht mit Curt laufen gegangen, weil du die Glätte nicht ausschwitzen wolltest. Das Bild, das du mir geschickt hast, auf dem Boot hattest du ein Tuch um den Kopf. Es ist ein ständiger Kampf, dass das Haar tut, wofür es nicht geschaffen ist. Wenn du es natürlich lässt und gut pflegst, wird es nicht mehr ausfallen wie jetzt. Ich kann es dir sofort abschneiden. Dann denkst du nicht länger drüber nach.«

Wambui war so sicher, so überzeugend, dass Ifemelu eine Schere suchte. Wambui schnitt ihr das Haar ab, ließ nur die seit dem letzten Glätten nachgewachsenen fünf Zentimeter stehen. Ifemelu schaute in den Spiegel. Sie sah nur große Augen und einen großen Kopf. Bestenfalls sah sie wie ein Junge aus, schlimmstenfalls wie ein Insekt.

»Ich schau so hässlich aus, dass ich Angst vor mir habe.«

»Du siehst schön aus. Deine Knochen kommen viel besser zur Geltung. Du bist es einfach nicht gewohnt, dich so zu sehen. Aber du wirst dich dran gewöhnen«, sagte Wambui.

Ifemelu starrte immer noch ihr Haar an. Was hatte sie getan? Sie sah unfertig aus, als verlangte ihr Haar, kurz und stumpf, nach Aufmerksamkeit, nach etwas, was dafür getan werden konnte, nach *mehr*. Nachdem Wambui gegangen war, ging sie in die Drogerie, Curts Baseballkappe auf dem Kopf. Sie kaufte Öle und Pomaden, trug zuerst das eine auf, dann das andere, auf nasses Haar und dann auf trockenes Haar, wollte ein Wunder herbeizwingen. Etwas, irgendetwas, was sie veranlassen würde, ihr Haar zu mögen. Sie überlegte, ob sie eine Perücke kaufen sollte, aber eine Perücke bedeutete Angst, die nicht auszuschließende Möglichkeit, dass sie einem vom Kopf fiel. Sie zog einen Texturizer in Betracht, um die engen Locken

Telegram:@shabarsbibliothek

ihres Haars zu strecken, die Krause ein bisschen zu glätten, aber ein Texturizer war letztlich ein mildes Glättungsmittel, und sie würde immer noch den Regen meiden müssen.

Curt sagte: »Hör auf, dich zu stressen, Schatz. Es ist ein wirklich cooler und mutiger Look.«

»Ich will nicht, dass mein Haar *mutig* ist.«

»Ich meine, stylisch, schick.« Er hielt inne. »Du siehst schön aus.«

»Ich schaue aus wie ein Junge.«

Curt schwieg. Seine Miene war leicht amüsiert, als verstünde er nicht recht, warum sie sich so aufregte, hielte es jedoch für besser, es nicht anzusprechen.

Am nächsten Tag meldete sie sich krank und legte sich wieder ins Bett.

»Du hast dich nicht krank gemeldet, um einen Tag länger auf Bermuda zu bleiben, aber du meldest dich krank wegen deiner Haare?«, sagte Curt, der an Kissen gelehnt im Bett saß und ein Lachen unterdrückte.

»Ich kann so nicht rausgehen.« Sie zog die Decke über sich, als wollte sie sich verstecken.

»Es ist nicht so schlimm, wie du glaubst«, sagte er.

»Zumindest gibst du endlich zu, dass es schlimm ist.«

Curt lachte. »Du weißt, was ich meine. Komm her.«

Er umarmte sie, küsste sie, glitt dann an ihr hinunter und begann, ihre Füße zu massieren; sie mochte den warmen Druck seiner Finger. Aber sie konnte sich nicht entspannen. Im Bad war sie beim Blick in den Spiegel erschrocken, ihr Haar, dumpf und vom Schlaf zerdrückt, saß wie ein Mop auf ihrem Kopf. Sie griff nach ihrem Handy und schrieb Wambui eine SMS: *Ich hasse meine Haare. Gehe heute deswegen nicht zur Arbeit.*

Ein paar Minuten später antwortete Wambui: *Geh online. HappilyKinkyNappy.com. Ein Forum für natürliches Haar. Es wird dich*

Telegram:@shabarsbibliothek

inspirieren.

Sie zeigte Curt die SMS. »Was für ein alberner Name für eine Website.«

»Stimmt, aber es klingt nach einer guten Idee. Du solltest sie dir irgendwann mal ansehen.«

»Jetzt zum Beispiel«, sagte Ifemelu. Curts Laptop stand geöffnet auf dem Schreibtisch. Auf dem Weg dorthin bemerkte sie eine Veränderung in Curt. Eine plötzliche angespannte Rasanz. Aschfahl, panisch rannte er zu seinem Laptop.

»Was ist?«, fragte sie.

»Sie bedeuten nichts. Die E-Mails bedeuten nichts.«

Sie starrte ihn an, zwang ihren Kopf zu funktionieren. Er hatte nicht damit gerechnet, dass sie seinen Computer benutzen würde, weil sie es nur selten tat. Er betrog sie. Wie seltsam, dass sie nie daran gedacht hatte. Sie nahm seinen Laptop und hielt ihn fest, doch er versuchte nicht, ihn ihr abzunehmen. Er stand einfach nur da und sah sie an. Die E-Mail-Seite von Yahoo war minimiert neben einer Seite über College-Basketball. Sie las ein paar E-Mails und schaute sich die angehängten Fotos an. Die E-Mails der Frau – ihre Adresse lautete Sparkling Paola123 – waren überaus anzüglich, während Curts gerade anzüglich genug waren, dass sie weiterschrieb. *Ich werde dir in einem engen roten Kleid und auf himmelhohen Absätzen ein Abendessen kochen*, schrieb sie, *du brauchst nur dich selbst und eine Flasche Wein mitzubringen*. Curt antwortete: *In Rot siehst du bestimmt super aus*. Die Frau war ungefähr so alt wie er, doch auf den Fotos, die sie ihm geschickt hatte, sah man ihr die heftige Verzweiflung an, das Haar rotblond gefärbt, die Augenlider schwer von zu dick aufgetragenem blauen Lidschatten, der Ausschnitt zu tief. Ifemelu war überrascht, dass Curt sie attraktiv fand. Seine weiße Exfreundin hatte ein frisches Gesicht gehabt und war adrett gewesen.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich habe sie in Delaware kennengelernt«, sagte Curt. »Erinnerst du dich an die Konferenz, zu der ich dich mitnehmen wollte? Sie hat mich vom ersten Augenblick angebaggert. Seitdem ist sie hinter mir her. Sie lässt mir keine Ruhe. Sie weiß, dass ich eine Freundin habe.«

Ifemelu starrte auf eins der Fotos, eine schwarzweiße Profilaufnahme, ihr langes Haar wehte hinter ihr her. Eine Frau, die ihr Haar mochte und glaubte, dass Curt es auch mochte.

»Es ist nichts passiert«, sagte er. »Überhaupt nichts. Nur die E-Mails. Sie ist wirklich hinter mir her. Ich habe ihr von dir erzählt, aber sie hört nicht auf.«

Sie sah ihn an. Er trug ein T-Shirt und Boxershorts, und in seiner Selbstverteidigung schwang keinerlei Zweifel mit. Er war befugt, wie es ein Kind war: blind.

»Du hast ihr auch geschrieben«, sagte sie.

»Aber nur weil sie nicht aufgehört hat damit.«

»Nein, weil du ihr schreiben wolltest.«

»Es ist nichts passiert.«

»Darum geht es nicht.«

»Es tut mir leid. Ich weiß, dass du sowieso schon aufgebracht bist, und jetzt habe ich es noch schlimmer gemacht.«

»Alle deine Freundinnen hatten langes fließendes Haar«, sagte sie, ihr Ton zutiefst vorwurfsvoll.

»Was?«

Sie verhielt sich absurd, und obwohl sie es wusste, konnte sie es nicht abstellen. Fotos von seinen Exfreundinnen, die sie gesehen hatte, stachelten sie an, die zierliche Japanerin mit dem glatten rotgefärbten Haar, die Venezolanerin mit der olivfarbenen Haut und den Korkenzieherlocken, die ihr bis auf die Schulter reichten, das weiße Mädchen mit Wellen über

Telegram:@shabarsbibliothek

Wellen von rotbraunem Haar. Und jetzt diese Frau, deren Aussehen ihr gleichgültig war, die jedoch langes glattes Haar hatte. Sie schloss den Laptop. Sie kam sich klein und hässlich vor. Curt sagte: »Ich werde sie bitten, mir nie wieder zu mailen. Es wird nie wieder vorkommen, Schatz, das verspreche ich.« Und sie dachte, dass er klang, als wäre es die Schuld der Frau und nicht seine.

Sie wandte sich ab, setzte sich Curts Baseballkappe auf, warf ein paar Sachen in eine Tasche und ging.

Curt kam später vorbei mit einem so großen Blumenstrauß, dass sie sein Gesicht kaum sah, als sie die Tür öffnete. Sie wusste, dass sie ihm verzeihen würde, weil sie ihm glaubte. Sparkling Paola war nur eins seiner vielen kleinen Abenteuer. Er wäre nicht weitergegangen mit ihr, aber er hätte ihre Aufmerksamkeiten gefördert, bis er sich gelangweilt hätte. Sparkling Paola war wie die Silbersterne, die seine Lehrer in der Grundschule auf die Seiten mit den Hausaufgaben geklebt hatten, eine Quelle oberflächlicher, flüchtiger Freude.

Sie wollte nicht essen gehen, ebensowenig wollte sie in ihrer kleinen Wohnung mit ihm allein sein; sie fühlte sich noch zu verletzt. Sie wickelte sich ein Tuch um den Kopf, und sie machten einen Spaziergang, Curt beflissen und voller Versprechen, sie gingen nebeneinander, ohne sich zu berühren, bis zur Ecke Charles Street und University Parkway und wieder zurück zu ihrer Wohnung.

Sie meldete sich drei Tage lang krank. Dann ging sie wieder zur Arbeit, ihr Haar sehr kurz, sichtlich zu einem Afro gekämmt und geölt. »Du siehst anders aus«, sagten ihre Kollegen vorsichtig.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Bedeutet das etwas? Was Politisches?«, fragte Amy. Amy, an deren Wand ein Poster von Che Guevara hing.

»Nein«, sagte Ifemelu.

In der Cafeteria fragte Miss Margaret, die dickbusige Afroamerikanerin, die über die Theke herrschte – und abgesehen von zwei Wachmännern die einzige andere Schwarze in der Firma: »Warum haben Sie sich die Haare abgeschnitten, Liebes? Sind Sie lesbisch?«

»Nein, Miss Margaret, zumindest noch nicht.«

Ein paar Jahre später, als Ifemelu aus der Firma ausschied, ging sie zu einem letzten Mittagessen in die Cafeteria. »Sie hören auf?«, fragte Miss Margaret betrübt. »Schade, Liebes. Sie sollten die Leute hier besser behandeln. Glauben Sie, dass Ihre Haare Teil des Problems waren?«

HappilyKinkyNappy.com hatte einen hellgelben Hintergrund, ein sehr aktives Forum mit vielen blinkenden Thumbnail-Fotos von schwarzen Frauen. Sie hatten lange Dreadlocks, kleine Afros, große Afros, eingedrehte und geflochtene Zöpfe, auffällige dicke Locken. Sie nannten Glättungsmittel »cremiges Crack«. Sie hatten die Nase voll davon, so zu tun, als wäre ihr Haar, was es nicht war, aus dem Regen zu laufen und vor Schweiß zurückzuschrecken. Sie machten einander Komplimente zu den Fotos und beendeten ihre Kommentare mit »Ich umarme dich«. Sie beschwerten sich über schwarze Zeitschriften, die nie Fotos von Frauen mit natürlichem Haar druckten, über Produkte, die so von Mineralöl vergiftet waren, dass man natürliches Haar damit nicht feucht halten konnte. Sie tauschten Rezepte aus. Sie erschufen eine virtuelle Welt, in der lockiges, krauses, gekräuseltes, wolliges Haar normal war. Und Ifemelu stürzte sich dankbar in diese Welt. Frauen mit so kurzen Haaren wie sie hatten einen Namen dafür: TWA, Teeny Weeny Afro. Sie lernte von Frauen, die lange

Telegram:@shabarsbibliothek

Anweisungen veröffentlichten, Shampoos mit Silikon zu meiden, nicht auswaschbaren Conditioner in nassem Haar zu verteilen, mit einem Satintuch um den Kopf zu schlafen. Sie bestellte Produkte von Frauen, die sie in ihren Küchen herstellten und mit klaren Instruktionen verschickten: BITTE SOFORT IN DEN KÜHLSCHRANK STELLEN, ENTHÄLT KEINE KONSERVIERUNGSSTOFFE. Curt öffnete den Kühlschrank, nahm einen Tiegel heraus, auf dem »Haarbutter« stand, und fragte: »Kann ich das auf meinen Toast schmieren?« Curt war fasziniert. Er las Beiträge auf HappilyKinkyNappy.com. »Ich finde es super!«, sagte er. »Es ist wie eine Schwarze-Frauenbewegung.«

Als sie eines Tages auf dem Bauernmarkt mit Curt Hand in Hand vor einer Kiste Äpfel stand, ging ein Schwarzer an ihnen vorbei und murmelte: »Fragst du dich jemals, warum er dich so dschunglig mag?« Einen Augenblick lang wusste sie nicht, ob sie sich diese Worte eingebildet hatte, dann sah sie dem Mann nach. Er legte zu viel Rhythmus in seine Schritte, woraus sie auf einen wankelmütigen Charakter schloss. Ein Mann, der keine Aufmerksamkeit wert war. Doch seine Worte ärgerten sie, zwängten die Tür für neue Zweifel auf.

»Hast du gehört, was der Typ gesagt hat?«, fragte sie Curt.

»Nein, was hat er gesagt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nichts.«

Sie war niedergeschlagen, und während Curt abends Sport schaute, fuhr sie zur Drogerie und ließ die Finger durch seidene glatte Extensions gleiten. Dann fiel ihr ein Posting von Jamilah1977 ein – *Ich liebe die Schwestern, die ihre glatten Extensions lieben, aber ich werde nie wieder Rosshaar auf meinem Kopf zulassen* –, und sie verließ den Laden, fuhr nach Hause, loggte sich ein und postete im Forum: *Jamilahs Worte haben mich daran erinnert, dass es nichts Schöneres gibt als das, was Gott mir gegeben hat.*

Telegram:@shabarsbibliothek

Andere antworteten, posteten Daumen-nach-oben-Zeichen, schrieben, wie sehr ihnen das Foto gefiel, das sie eingestellt hatte. Nie zuvor hatte sie so viel über Gott geredet. Auf dieser Website etwas zu posten war wie Zeugnisablegen in der Kirche; der laute Widerhall der Zustimmung und Unterstützung belebte sie.

An einem unauffälligen Tag im Frühling – der Tag wurde von keinem besonderen Licht vergoldet, nichts von Bedeutung passierte, und vielleicht lag es nur daran, dass die Zeit wie so oft ihre Zweifel ausgeräumt hatte – schaute sie in den Spiegel, fuhr sich mit den Fingern durchs Haar, dicht und luftig und großartig, und konnte es sich nicht mehr anders vorstellen. Und so verliebte sie sich in ihr eigenes Haar.

Warum dunkelhäutige schwarze Frauen – amerikanische und nicht-amerikanische – Barack Obama lieben

Viele amerikanische Schwarze behaupten stolz, sie hätten »indianisches« Blut. Das heißt so viel wie: Gott sei Dank, wir sind keine Vollblutneger. Das heißt, sie sind nicht allzu dunkel. (Um etwas klarzustellen: Wenn Weiße dunkel sagen, meinen sie Griechen oder Italiener, wenn Schwarze dunkel sagen, meinen sie Grace Jones.) Schwarze Amerikaner mögen es, wenn ihre schwarzen Frauen ein Quäntchen Exotik aufweisen, zum Beispiel halb-chinesisch oder einen Spritzer Cherokee. Aber Vorsicht, wenn es darum geht, was amerikanische Schwarze als »hell« betrachten. In Ländern nicht-amerikanischer Schwarzer würden diese »hellen« Menschen schlichtweg als weiß bezeichnet. (Oh, und dunkle

Telegram:@shabarsbibliothek

amerikanische schwarze Männer mögen diese »hellen« Männer nicht, weil die Damen es ihnen zu leicht machen.) Aber, meine lieben nicht-amerikanischen Schwarzen, werdet nicht selbstgefällig. Denn diesen Bockmist gibt es genauso in karibischen und afrikanischen Ländern. Nicht so schlimm wie bei amerikanischen Schwarzen, meint ihr? Vielleicht. Aber es gibt ihn trotzdem. Und nebenbei, warum glauben Äthiopier, dass sie nicht schwarz sind? Und warum behaupten Small Islanders, dass ihre Vorfahren »Mischlinge« waren? Aber wir wollen nicht abschweifen. Helle Haut gilt also etwas bei den amerikanischen Schwarzen. Aber alle tun so, als wäre dem nicht mehr so. Sie sagen, die Tage des Vergleichs mit einer braunen Papiertüte (macht euch kundig) sind vorbei, es geht vorwärts. Doch die meisten amerikanischen Schwarzen, die heutzutage Erfolg als Entertainer oder in öffentlichen Ämtern haben, sind hellhäutig. Vor allem Frauen. Viele erfolgreiche amerikanische schwarze Männer haben weiße Frauen. Diejenigen, die sich herablassen und schwarze Frauen heiraten, heiraten helle Frauen (auch als dunkelgelb bekannt). Und das ist der Grund, warum dunkle Frauen Barack Obama lieben. Er hat mit der Tradition gebrochen! Er hat eine von ihnen geheiratet. Er weiß, was die Welt nicht zu wissen scheint: dass dunkle schwarze Frauen es echt bringen. Sie wollen, dass Obama gewinnt, weil dann endlich eine schöne schokoladenfarbige Frau in einer teuren romantischen Komödie besetzt werden wird, die in Kinos im ganzen Land läuft, nicht nur in drei Programmkinos in New York. Weil nämlich schöne dunkle Frauen in der

Telegram:@shabarsbibliothek

amerikanischen Popkultur nicht existieren. (Die genauso nichtexistente andere Gruppe sind asiatische Männer. Aber die sind zumindest super intelligent.) In Filmen sind die dunklen schwarzen Frauen die netten fetten Mammys oder die starken, unverschämten, manchmal furchterregenden Handlangerinnen in Nebenrollen. Sie müssen Weisheiten von sich geben und die richtige Einstellung an den Tag legen, während die weiße Frau die Liebe findet. Aber sie sind nie die super Frauen, schön und begehrt und so weiter. Deswegen hoffen dunkle schwarze Frauen, dass sich das mit Obama ändern wird. Oh, und dunkle schwarze Frauen sind zudem dafür, dass in Washington aufgeräumt wird und sich Amerika aus dem Irak zurückzieht und was nicht noch alles.

Telegram:@shabarsbibliothek

21

Es war Sonntagmorgen, und Tante Uju rief an, aufgeregt und angespannt. »Schau dir bloß diesen Jungen an. Komm und schau dir an, was er in die Kirche anziehen will. Er weigert sich anzuziehen, was ich ihm rausgelegt habe. Du weißt genau, wenn er sich nicht anständig anzieht, werden sie über uns reden. Wenn *sie* schäbig angezogen sind, dann ist das kein Problem, wenn wir es sind, ist das ganz was anderes. Ich habe ihm auch gesagt, dass er sich in der Schule zurückhalten soll. Neulich hat er während des Unterrichts geschwätzt, und er hat gesagt, er hat geschwätzt, weil er mit der Aufgabe fertig war. Er muss sich zurückhalten, wir gelten immer als anders, aber der Junge versteht es nicht. Bitte, rede mit deinem Cousin.«

Ifemelu bat Dike, mit dem Telefon in sein Zimmer zu gehen.

»Mom will, dass ich dieses absolut hässliche Hemd anziehe.« Er sprach tonlos, leidenschaftslos.

»Ich weiß, wie uncool das Hemd ist, Dike, aber zieh es für sie an, okay? Nur in die Kirche. Nur heute.«

Sie kannte das Hemd, ein gestreiftes, humorloses Hemd, das Bartholomew für Dike gekauft hatte. Es war die Sorte Hemd, die Bartholomew kaufte und Ifemelu an seine Freunde erinnerte. Sie hatte sie an einem Wochenende kennengelernt, ein nigerianisches Paar zu Besuch aus Maryland, ihre beiden Söhne saßen nebeneinander auf dem Sofa, bis oben hin zugeknöpft und steif, gefangen im luftlosen Käfig der Einwandererambitionen ihrer Eltern. Sie wollte nicht, dass Dike wie sie

Telegram:@shabarsbibliothek

würde, aber sie verstand Tante Ujus Ängste in diesem fremden Terrain, durch das sie sich einen Weg bahnte.

»Du wirst in der Kirche wahrscheinlich niemand treffen, den du kennst«, sagte Ifemelu. »Und ich werde mit deiner Mom sprechen, damit du es nicht mehr tragen musst.« Sie redete Dike gut zu, bis er endlich nachgab, solange er seine Sneakers anziehen durfte und nicht die Schnürschuhe, die ihm seine Mutter hingestellt hatte.

»Ich komme nächstes Wochenende«, sagte sie zu Dike. »Ich bringe meinen Freund mit, Curt. Dann lernst du ihn endlich kennen.«

Mit Tante Uju war Curt auf die gutgeschmierte Weise beflissen und charmant, die Ifemelu ein bisschen peinlich war. Bei einem kurz zurückliegenden Abendessen mit Wambui und ein paar Freunden hatte er hier ein Glas mit Wein und dort ein Glas mit Wasser nachgefüllt. Charmant, hatte eins der Mädchen später gesagt: Dein Freund ist so charmant. Und da ging Ifemelu durch den Sinn, dass sie Charme nicht mochte. Dass sie Curts Charme nicht mochte, mit seinem Bedürfnis zu schillern und eine Rolle zu spielen. Sie wünschte, er wäre stiller und in sich gekehrter. Wenn er im Aufzug mit Leuten ein Gespräch anfing oder Fremden überschwängliche Komplimente machte, hielt sie den Atem an in der Gewissheit, dass sie merkten, wie sehr er Aufmerksamkeit liebte. Aber sie erwiderten stets sein Lächeln, sagten irgendetwas und ließen sich von ihm umwerben. Wie Tante Uju. »Curt, willst du die Suppe nicht probieren? Ifemelu hat diese Suppe nie für dich gekocht? Hast du schon mal gebratene Kochbananen gegessen?«

Dike sah zu, sagte wenig, sprach höflich und korrekt, obwohl Curt mit ihm scherzte und über Sport redete und sich so anstrengte, seine Zuneigung

Telegram:@shabarsbibliothek

zu gewinnen, dass Ifelemu befürchtete, er würde als Nächstes Purzelbäume schlagen. Schließlich fragte Curt: »Willst du ein paar Körbe werfen?«

Dike zuckte die Achseln. »Okay.«

Tante Uju sah ihnen nach, als sie hinausgingen.

»Er benimmt sich, als würde alles, was du berührst, plötzlich duften. Er mag dich wirklich«, sagte Tante Uju, verzog das Gesicht und fügte dann hinzu: »Und das bei deinem Haar.«

»Tante, *biko,* lass mein Haar in Ruhe«, sagte Ifemelu.

»Es ist wie Jute.« Tante Uju griff mit einer Hand in Ifemelus Haar.

Ifemelu nahm den Kopf beiseite. »Was wäre, wenn in jeder Zeitschrift, die du aufschlägst, und in jedem Film, den du siehst, schöne Frauen mit Haar wie Jute wären? Dann würdest du mein Haar jetzt bewundern.«

Tante Uju reagierte verächtlich. »Na gut, du kannst sagen, was du willst, aber es ist die Wahrheit. Natürliches Haar hat etwas Ungepflegtes und Schmutziges.« Sie hielt inne. »Hast du den Aufsatz gelesen, den dein Cousin geschrieben hat?«

»Ja.«

»Wie kann er behaupten, dass er nicht weiß, was er ist? Seit wann ist er da hin- und hergerissen? Und seit wann ist sein Name schwerverständlich?«

»Du solltest mit ihm sprechen, Tante. Wenn er sich so fühlt, dann fühlt er sich eben so.«

»Ich glaube, dass er es geschrieben hat, weil sie es ihm in der Schule beibringen. Alle sind verunsichert, Identität hier, Identität da. Jemand begeht einen Mord und rechtfertigt es damit, dass seine Mutter ihn im Alter von drei Jahren nicht in den Arm genommen hat. Oder sie tun was Gemeines und sagen, es liegt an einer Krankheit, mit der sie zu kämpfen haben.« Tante Uju schaute aus dem Fenster. Curt und Dike dribbelten im Garten mit einem Basketball, hinter ihnen erstreckte sich der dichte Wald.

Telegram:@shabarsbibliothek

Bei ihrem letzten Besuch hatte Ifemelu am Morgen durch das Küchenfenster zwei elegante Rehe vorbeilaufen sehen.

»Ich bin müde«, sagte Tante Uju.

»Wie meinst du das?« Ifemelu wusste, dass sie jetzt weitere Klagen über Bartholomew zu hören bekommen würde.

»Wir arbeiten beide. Wir kommen beide zur gleichen Zeit nach Hause, und weißt du, was Bartholomew tut? Er setzt sich ins Wohnzimmer, schaltet den Fernseher an und fragt mich, was es zum Abendessen gibt.« Tante Uju blickte finster drein, und Ifemelu fiel auf, wie sehr sie zugenommen hatte, bemerkte den Beginn eines Doppelkinns, die Verbreiterung ihrer Nase. »Er will, dass ich ihm mein Gehalt gebe. Stell dir das vor! Er sagt, das gehört sich in einer Ehe, weil er das Familienoberhaupt ist, und ich soll Bruder zu Hause kein Geld schicken ohne seine Erlaubnis, und ich soll mit meinem Gehalt die Raten für sein Auto zahlen. Ich will mich nach einer Privatschule für Dike umschauen bei all dem Quatsch, der in dieser staatlichen Schule passiert, aber Bartholomew sagt, dass es zu teuer ist. Zu teuer! Seine Kinder sind in Kalifornien auf Privatschulen gegangen. Er interessiert sich nicht für den Mist, der in Dikes Schule passiert. Neulich war ich dort, und eine Lehramtskandidatin hat mir durch die Aula etwas zugerufen. Stell dir vor. Sie war so unhöflich. Mir ist aufgefallen, dass sie andere Eltern nicht durch die Aula angeschrien hat. Ich bin zu ihr gegeangen und habe sie zur Rede gestellt. Diese Leute zwingen einen dazu, aggressiv zu werden, nur um die eigene Würde zu bewahren.« Tante Uju schüttelte den Kopf. »Bartholomew ist es völlig egal, dass Dike ihn immer noch Onkel nennt. Ich habe zu ihm gesagt, er soll Dike aufforden, ihn Dad zu nennen, aber er macht sich nicht die Mühe. Er will nur, dass ich ihm mein Gehalt gebe und samstags scharfe Hähnchenmägen koche, während er über Satellit die Fußballspiele der europäischen Liga sieht. Warum sollte ich ihm mein Geld geben? Hat er die

Telegram:@shabarsbibliothek

Gebühren für mein Medizinstudium gezahlt? Er will eine Firma gründen, aber sie geben ihm keinen Kredit, und er sagt, er will sie wegen Diskriminierung verklagen, weil sein Eigenkapital nicht wenig ist, und er hat rausgefunden, dass ein Mann, der in unsere Kirche geht, mit viel weniger Geld einen Kredit gekriegt hat. Ist es meine Schuld, dass er keinen Kredit kriegt? Hat ihn irgendjemand gezwungen, hierherzukommen? Hat er nicht gewusst, dass wir hier die einzigen Schwarzen sind? Ist er nicht hierhergezogen, weil er gemeint hat, dass es gut für ihn wäre? Es geht ihm immer nur um Geld, Geld, Geld. Er will meine beruflichen Entscheidungen für mich treffen. Was versteht ein Buchhalter von Medizin? Ich will es nur gut haben. Ich will meinem Kind das College bezahlen können. Ich will keine Überstunden machen, nur um Geld zu scheffeln. Ich habe nicht vor, mir wie die Amerikaner ein Boot zu kaufen.« Tante Uju ging vom Fenster zum Küchentisch und setzte sich. »Ich weiß nicht mal mehr, warum ich hierhergezogen bin. Neulich hat die Apothekerin zu mir gesagt, mein Akzent ist nicht zu verstehen. Stell dir vor, ich rufe an wegen einem Medikament, und sie sagt, mein Akzent ist nicht zu verstehen. Und am selben Tag, als hätte ihn jemand geschickt, sagt ein Patient zu mir, ein nichtsnutziger Rumtreiber mit Tätowierungen am ganzen Körper, ich soll zurückgehen, woher ich komme. Nur weil ich wusste, dass er lügt und keine Schmerzen hatte, und ich mich geweigert habe, ihm mehr Schmerzmittel zu geben. Warum muss ich mir diesen Mist anhören? Schuld sind Buhari und Babangida und Abacha, weil sie Nigeria kaputtgemacht haben.«

Es war sonderbar, wie oft Tante Uju die früheren Staatschefs beschuldigte, ihre Namen voller Gift aussprach, den General jedoch mit keinem Wort erwähnte.

Curt und Dike kamen zurück in die Küche. Dike strahlte, war verschwitzt und gesprächig; Curt hatte ihn dort draußen vor dem

Telegram:@shabarsbibliothek

Basketballkorb komplett für sich eingenommen.

»Willst du Wasser, Curt?«, fragte Dike.

»Sag Onkel Curt zu ihm«, sagte Tante Uju.

Curt lachte. »Oder Cousin Curt. Wie wär's mit Coz Curt?«

»Du bist nicht mein Cousin«, sagte Dike und lächelte.

»Ich wäre es aber, wenn ich deine Cousine heirate.«

»Hängt davon ab, wie viel du uns bietest!«, sagte Dike.

Sie lachten alle. Tante Uju schien sich zu freuen.

»Bringst du mir das Wasser nach draußen, Dike?«, fragte Curt. »Wir haben da noch was zu erledigen.«

Curt berührte Ifemelu zärtlich an der Schulter und fragte, ob alles in Ordnung sei, bevor er wieder hinausging.

»O na-eji gi ka akwa«, sagte Tante Uju voller Bewunderung.

Ifemelu lächelte. Curt behandelte sie in der Tat wie ein rohes Ei. Bei ihm fühlte sie sich zerbrechlich, kostbar. Als sie später gingen, nahm sie seine Hand und drückte sie; sie war stolz – auf ihn und dass sie mit ihm zusammen war.

Eines Morgens erwachte Tante Uju und ging ins Bad. Bartholomew hatte sich gerade die Zähne geputzt. Tante Uju langte nach ihrer Zahnbürste und sah im Waschbecken einen dicken Klecks Zahnpasta. Groß genug, um sich einmal damit die Zähne zu putzen. Er lag da, weit vom Abfluss entfernt, weich und zerfließend. Es ekelte sie. Wie konnte sich jemand die Zähne putzen und so viel Zahnpasta ins Waschbecken tropfen lassen? Hatte er sie nicht gesehen? Hatte er, als sie ins Becken tropfte, mehr Zahnpasta auf seine Bürste gedrückt? Oder hatte er sich mit einer fast leeren Bürste die Zähne geputzt? Was hieß, dass seine Zähne nicht sauber waren. Aber seine Zähne waren Tante Uju gleichgültig. Der Klecks Zahnpasta im

Telegram:@shabarsbibliothek

Waschbecken war es nicht. An so vielen Morgen hatte sie die Zahnpasta weggeputzt und das Becken ausgewaschen. Aber nicht an diesem Morgen. An diesem Morgen hatte sie ein für alle Mal genug. Sie rief ihn, wieder und wieder. Er fragte, was los sei. Sie sagte, die Zahnpasta im Waschbecken sei los. Er sah sie an, murmelte, dass er es eilig habe, er sei spät dran zur Arbeit, und sie sagte, dass auch sie zur Arbeit müsse und mehr verdiene als er, falls er das vergessen hätte. Schließlich bezahle sie sein Auto. Er drehte sich um und trampelte die Treppe hinunter. An dieser Stelle in der Geschichte hielt Tante Uju inne, und Ifemelu stellte sich Bartholomew vor in seinem Hemd mit kontrastfarbenem Kragen und seiner zu weit nach oben gezogenen Hose, die nicht gerade schmeichelhaften Falten darin, seinen x-beinigen Gang, als er davonstürmte. Tante Ujus Stimme klang am Telefon ungewöhnlich ruhig.

»Ich habe eine Eigentumswohnung in einer kleinen Stadt namens Willow gefunden. Ein hüsches Gebäude mit Tor in der Nähe der Universität. Dike und ich ziehen am Wochenende um«, sagte Tante Uju.

»*Ahn-ahn!* So schnell, Tante?«

»Ich hab’s versucht. Es reicht.«

»Was hat Dike gesagt?«

»Er hat gesagt, dass er noch nie im Wald leben wollte. Kein Wort zu Bartholomew. Willow wird viel besser für ihn sein.«

Ifemelu gefiel der Name der Stadt, Willow; in ihren Ohren klang er wie ein frischer Anfang.

An meine nicht-amerikanischen schwarzen Mitbürger: In Amerika bist du schwarz, Baby

Telegram:@shabarsbibliothek

Lieber nicht-amerikanischer Schwarzer, wenn du dich dafür entscheidest, nach Amerika zu kommen, wirst du schwarz. Hör auf, etwas dagegen einzuwenden. Hör auf zu sagen, ich bin Jamaikaner oder ich bin Ghanaer. Amerika ist das egal. Wenn du in deinem Land nicht »schwarz« warst, na und? Jetzt bist du in Amerika. Wir alle erleben unsere Momente der Initiation in die Gesellschaft der Ehemaligen Neger. Meiner fand in einem Collegekurs statt, als ich aufgefordert wurde, die schwarze Perspektive zu erläutern, nur dass ich keine Ahnung hatte, was das war. Ich habe einfach was erfunden. Und gib’s zu – du sagst nur: »Ich bin nicht schwarz«, weil du weißt, dass in Amerika Schwarz ganz unten auf der Leiter der Rassen rangiert. Und dort willst du nicht sein. Leugne es nicht. Was, wenn Schwarz die gleichen Privilegien hätte wie Weiß? Würdest du immer noch sagen: »Nenn mich nicht schwarz, ich bin aus Trinidad«? Ich glaube es nicht. Du bist also schwarz, Baby. Und schwarz zu werden heißt Folgendes: Du musst gekränkt sein, wenn Worte wie »Wassermelone« oder »Teerbaby« in Witzen fallen, auch wenn du nicht weißt, worum zum Teufel es geht – und da du ein nicht-amerikanischer Schwarzer bist, ist es sehr wahrscheinlich, dass du es nicht weißt. (Im College fragt mich ein weißer Kommilitone, ob ich Wassermelonen mag, ich sage, ja, und ein anderer Kommilitone sagt, O mein Gott, das ist so rassistisch, und ich bin verwirrt. »Warte, wie das?«) Du musst ebenfalls nicken, wenn dir ein anderer Schwarzer in einer überwiegend weißen Gegend zunickt. Es wird das schwarze Kopfnicken genannt. Auf diese Weise sagen

Telegram:@shabarsbibliothek

Schwarze: »Du bist nicht allein, ich bin auch da.« Um schwarze Frauen, die du bewunderst, zu beschreiben, benutze immer das Wort »STARK«, denn von schwarzen Frauen in Amerika wird erwartet, dass sie stark sind. Wenn du eine Frau bist, dann sag bitte nicht einfach, was du denkst, wie du es aus deinem Land gewohnt bist. Denn in Amerika gelten willensstarke schwarze Frauen als FURCHTERREGEND. Und wenn du ein Mann bist, sei super milde, reg dich nie zu sehr auf, oder jemand hat Angst, dass du gleich eine Pistole ziehen wirst. Wenn du fernsiehst und eine »rassistische Verunglimpfung« hörst, sei sofort beleidigt. Auch wenn du denkst: »Aber warum erklärt mir niemand, was genau da gesagt wurde?« Auch wenn du gern selbst entscheiden würdest, wie beleidigt du sein willst oder ob du überhaupt beleidigt sein willst, du musst sehr beleidigt sein.
Wenn von einem Verbrechen berichtet wird, bete, dass kein Schwarzer es begangen hat, und wenn es doch von einem Schwarzen begangen wurde, halte dich wochenlang vom Schauplatz des Verbrechens fern, oder du wirst womöglich angehalten, weil du dem Täterprofil entsprichst. Wenn eine schwarze Kassiererin die nicht-schwarze Person vor dir schlecht bedient, mach der Person Komplimente zu ihren Schuhen oder was auch immer, um die schlechte Bedienung wiedergutzumachen, denn du bist an dem Vergehen der Kassiererin mitschuldig. Wenn du an einem Elitecollege studierst und dir ein junger Republikaner erklärt, dass du deinen Studienplatz nur aufgrund positiver Diskriminierung

Telegram:@shabarsbibliothek

erhalten hast, sag kein Wort zu deinen perfekten Noten aus der Highschool. Weise ihn stattdessen vorsichtig darauf hin, dass die größten Nutznießer positiver Diskriminierung weiße Frauen sind. Wenn du in einem Restaurant isst, gib bitte ein großzügiges Trinkgeld. Wenn nicht, wird der nächste Schwarze, der hereinkommt, schlecht behandelt, denn Kellner stöhnen auf, wenn sie einen schwarzen Tisch bedienen müssen. Schwarze haben ein Gen, das verhindert, dass sie Trinkgeld geben, also bitte, kämpfe dieses Gen nieder. Wenn du einer nicht-schwarzen Person von einem rassistischen Vorfall erzählst, der dir widerfahren ist, darfst du keinesfalls bitter klingen. Beklage dich nicht. Verzeihe. Wenn möglich, lass es lustig klingen. Vor allem aber werde nicht wütend. Von Schwarzen wird erwartet, dass sie wegen rassistischer Sachverhalte nicht wütend werden. Erwarte kein Mitgefühl, wenn du doch zornig wirst. Das gilt übrigens nur für weiße Liberale. Spar dir die Mühe, einem weißen Konservativen etwas von einem rassistischen Vorfall zu erzählen, der dich betroffen hat. Denn der Konservative wird dir weismachen wollen, dass DU der wahre Rassist bist, und dann bleibt dir vor Verwirrung der Mund offen stehen.

Telegram:@shabarsbibliothek

22

An einem Samstag begegnete Ifemelu im Einkaufszentrum von White Marsh Kayode DaSilva. Es regnete. Sie stand neben dem Eingang und wartete auf Curt mit dem Wagen, und Kayode stieß nahezu mit ihr zusammen.

»Ifemsco!«, sagte er.

»O mein Gott, Kayode!«

Sie umarmten sich, musterten sich, sagten all die Dinge, die Leuten sagen, die sich seit vielen Jahren nicht mehr gesehen haben, beide sprachen mit ihrer nigerianischen Stimme und ihrem nigerianischen Selbst, lauter, höher und mit einem »o« am Ende der Sätze. Er war gleich nach der Oberschule nach Indiana gegangen, um zu studieren, und hatte das Studium Jahre zuvor abgeschlossen.

»Ich habe in Pittsburgh gearbeitet, bin aber gerade wegen eines neuen Jobs nach Silver Spring gezogen. Ich liebe Maryland. Im Supermarkt, im Einkaufszentrum, überall treffe ich Nigerianer. Fast wie zu Hause. Aber das weißt du wahrscheinlich auch.«

»Ja«, sagte sie, obwohl sie es nicht wusste. Ihr Maryland war die kleine Welt von Curts amerikanischen Freunden.

»Ich wollte dich übrigens suchen.« Er schaute sie an, als wollte er alle Details aufsaugen, sie seinem Gedächtnis einprägen, um sie schildern zu können, wenn er von ihrer Begegnung erzählte.

»Wirklich?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Mein Freund der Zed und ich haben neulich miteinander telefoniert und auch über dich gesprochen. Er hat gesagt, er hätte gehört, dass du jetzt in Baltimore lebst, und weil ich in der Nähe bin, sollte ich dich suchen und herausfinden, ob alles okay ist, und ihm beschreiben, wie du jetzt aussiehst.«

Eine Taubheit breitete sich rasch in ihr aus. Sie murmelte: »Ihr habt noch Kontakt?«

»Ja. Wir haben wieder Kontakt, seit er letztes Jahr nach England gezogen ist.«

England! Obinze war in England. Sie hatte die Distanz geschaffen, ihn ignoriert, ihre E-Mail-Adresse und Telefonnummer geändert, und doch fühlte sie sich von dieser Nachricht auf seltsame Weise hintergangen. In seinem Leben hatten Veränderungen stattgefunden, von denen sie nichts wusste. Er war in England. Erst ein paar Monate zuvor waren sie und Curt in England beim Glastonbury Festival und dann noch zwei Tage in London gewesen. Vielleicht war Obinze dort. Sie hätten sich in der Oxford Street über den Weg laufen können.

»Was ist passiert? Ehrlich, als er gesagt hat, dass ihr nicht mehr in Verbindung seid, konnte ich es nicht glauben. *Ahn-ahn!* Wir haben doch alle auf die Einladung zu eurer Hochzeit gewartet!«, sagte Kayode.

Ifemelu zuckte die Achseln. In ihr waren Teile verstreut, die sie erst wieder zusammensetzen musste.

»Wie geht es dir? Was macht das Leben?«, fragte Kayode.

»Gut«, sagte sie kalt. »Ich warte auf meinen Freund, der mich hier abholt. Ich glaube, da ist er.«

Kayodes Verhalten änderte sich, er zog sich von ihr zurück, legte die Herzlichkeit ab, weil er sehr wohl spürte, dass sie sich dafür entschieden hatte, ihn auszuschließen. Sie entfernte sich bereits von ihm. Über die

Telegram:@shabarsbibliothek

Schulter rief sie ihm »Pass auf dich auf!« zu. Sie sollten Telefonnummern austauschen, länger miteinander sprechen, sich auf die übliche Weise verhalten. Aber in ihr liefen die Gefühle Amok. Und sie befand Kayode schuldig dafür, dass er über Obinze Bescheid wusste, dass er Obinze zurückgebracht hatte.

»Ich habe gerade einen alten Freund aus Nigeria getroffen. Ich habe ihn seit der Oberschule nicht mehr gesehen«, sagte sie zu Curt.

»Wirklich? Das ist nett. Lebt er hier?«

»In DC.«

Curt sah sie an, erwartete mehr. Er würde Kayode zu einem Drink einladen, der Freund ihres Freundes, so zuvorkommend wie immer sein wollen. Und das und seine erwartungsvolle Miene irritierten sie. Sie wollte Stille. Sogar das Radio war ihr zu viel. Was würde Kayode Obinze erzählen? Dass sie mit einem gutaussehenden weißen Mann mit einem BMW Coupé zusammen war, das Haar in einem Afro trug und eine rote Blume hinters Ohr steckte. Was für Schlüsse würde Obinze daraus ziehen? Was machte er in England? Sie erinnerte sich plötzlich klar an einen sonnigen Tag – in ihren Erinnerungen an ihn schien immer die Sonne, und dem misstraute sie –, als sein Freund Okwudiba eine Videokassette mitbrachte, und Obinze sagte: »Ein britischer Film? Zeitverschwendung.« Für ihn lohnten nur amerikanische Film das Sehen. Und jetzt war er in England.

Curt sah sie an. »Hat dich das Treffen durcheinandergebracht?«

»Nein.«

»War er so etwas wie dein Freund?«

»Nein«, sagte sie und schaute aus dem Fenster.

Später am Tag sollte sie eine E-Mail an Obinzes Hotmail-Adresse schicken: *Decke, ich weiß nicht mal, wie ich anfangen soll. Ich habe*

Telegram:@shabarsbibliothek

Kayode im Einkaufszentrum getroffen. Mich für mein Schweigen zu entschuldigen klingt selbst in meinen eigenen Ohren dumm, aber es tut mir so leid, und ich komme mir so blöd vor. Ich werde dir alles erzählen, was passiert ist. Du hast mir gefehlt und fehlst mir noch. Und er würde nicht antworten.

»Ich habe die schwedische Massage für dich gebucht«, sagte Curt.

»Danke«, sagte sie. Und um ihre schlechte Laune wiedergutzumachen, fügte sie leiser hinzu: »Du bist so ein Schatz.«

»Ich will kein Schatz sein. Ich will die verdammte Liebe deines Lebens sein«, sagte Curt so heftig, dass sie erschrak.

Telegram:@shabarsbibliothek

Teil 3

23

In London wurde es zu früh dunkel, in der Morgenluft hing die Nacht wie eine Bedrohung, am Nachmittag senkte sich eine blaugraue Dämmerung herab, und die viktorianischen Gebäude sahen aus, als würden sie Trauer tragen. In den ersten Wochen jagte die Kälte Obinze mit ihren schwerelosen Gefahren einen Schrecken ein, trocknete seine Nase aus, vergrößerte seine Ängste und seinen Drang zu urinieren. Er schritt rasch auf den Gehwegen aus, tief in sich versunken, die Hände in den Taschen des Jacketts vergraben, das sein Cousin ihm geliehen hatte, ein graues Wolljackett, dessen Ärmel fast seine Finger verschluckten. Manchmal kam er aus einem U-Bahnhof, oft neben einem Blumen- oder Zeitungsverkäufer, und sah den Leuten nach, die an ihm vorbeiliefen. Sie gingen so schnell, diese Leute, als müssten sie dringend irgendwohin, als hätten sie ein Ziel im Leben, während er keins hatte. Er folgte ihnen mit dem Blick, mit einer verlorenen Sehnsucht, und dachte: *Ihr könnt arbeiten, ihr seid legal hier, ihr seid sichtbar, und ihr wisst nicht mal, was für ein Glück ihr habt.*

In einem U-Bahnhof hatte er die Angolaner kennengelernt, die seine Ehe arrangieren würden, genau zwei Jahre und drei Tage, nachdem er in England angekommen war; er zählte mit.

»Wir reden im Auto«, hatte einer der beiden am Telefon gesagt. Ihr alter schwarzer Mercedes war pingelig gepflegt, die Bodenmatten wellten sich

Telegram:@shabarsbibliothek

vom vielen Saugen, die Ledersitze glänzten. Die beiden Männer sahen gleich aus, dicke Augenbrauen, die fast zusammenwuchsen, doch sie hatten ihm erklärt, dass sie nur Freunde waren, und sie waren auch gleich angezogen, Lederjacken und lange Goldketten. Ihre Frisuren, die wie hohe Hüte auf ihren Köpfen saßen, überraschten ihn, aber vielleicht gehörten Retro-Frisuren zu ihrem hippen Image. Sie sprachen mit der Autorität von Leuten, die so etwas schon früher getan hatten, und etwas herablassend; sein Schicksal lag schließlich in ihren Händen.

»Wir haben uns für Newcastle entschieden, weil wir dort Leute kennen und London im Moment zu heiß ist, in London heiraten zu viele, und wir wollen keinen Ärger«, sagte einer der beiden. »Alles wird klappen. Sorg nur dafür, dass du nicht auffällst, okay? Zieh keine Aufmerksamkeit auf dich, bis du verheiratet bist. Keine Schlägereien in Kneipen, klar?«

»Ich war noch nie ein guter Schläger«, sagte Obinze trocken, aber die Angolaner lächelten nicht.

»Hast du das Geld?«, fragte einer.

Obinze gab ihm die zweihundert Pfund, lauter Zwanzig-Pfund-Scheine, die er im Lauf von zwei Tagen aus dem Geldautomat geholt hatte. Es war eine Anzahlung, ein Beweis, dass er es ernst meinte. Später, nachdem er das Mädchen getroffen hatte, würde er zweitausend Pfund zahlen.

»Den Rest musst du ihm Voraus zahlen, klar? Wir brauchen was für die Rennerei, und den Rest bekommt das Mädchen. Mann, du weißt, dass wir nichts dran verdienen. Normalerweise verlangen wir viel mehr, aber wir tun es für Iloba«, sagte der erste.

Obinze glaubte ihnen damals schon nicht. Er traf das Mädchen, Cleotilde, ein paar Tage später in einem Einkaufszentrum, in einem McDonald’s, dessen Fenster hinausgingen auf den dunklen Eingang eines U-Bahnhofs auf der anderen Straßenseite. Er saß mit den Angolanern am

Telegram:@shabarsbibliothek

Tisch, sah den Leuten nach, die vorbeihasteten, und fragte sich, ob sie unter ihnen war, während die Angolaner in ihre Handys flüsterten; vielleicht arrangierten sie noch mehr Ehen.

»Hallo!«, sagte sie.

Er war überrascht. Er hatte jemanden mit Windpockennarben unter dickem Make-up, jemanden, der hartgesotten und abgeklärt war, erwartet. Aber da stand sie, taufrisch, mit Brille und olivenfarbenem Teint, nahezu kindlich, lächelte ihn schüchtern an und saugte an einem Strohhalm, der in einem Milchshake steckte. Sie sah wie eine Studentin im ersten Semester aus, unschuldig oder dumm oder beides.

»Ich wollte nur sicher sein, dass du wirklich mitmachst«, sagte er zu ihr und fügte dann besorgt hinzu, weil er sie nicht vertreiben wollte: »Ich bin dir sehr dankbar und hoffe, dass es nicht zu viel verlangt von dir ist – in einem Jahr habe ich meine Papiere, und dann können wir uns wieder scheiden lassen. Aber ich wollte dich erst kennenlernen und mich vergewissern, dass es okay für dich ist.«

»Ja«, sagte sie.

Er sah sie an, wartete auf mehr. Sie spielte mit dem Strohhalm, schaute ihm nicht in die Augen, und er brauchte einen Augenblick, bis er begriff, dass ihre Reaktion mehr ihm galt als der Situation. Sie fühlte sich zu ihm hingezogen.

»Ich will meiner Mutter helfen. Wir sind ein bisschen knapp zu Hause«, sagte sie, mit einem ganz leichten Akzent, der nicht britisch war.

»Sie ist dabei, klar«, sagte ein Angolaner ungeduldig, als hätte Obinze es gewagt, in Frage zu stellen, was sie ihm erzählt hatten.

»Zeig ihm deine Papiere, Cleo«, sagte der andere Angolaner.

Dass er sie Cleo nannte, klang falsch: Obinze merkte es an der Art, wie er es sagte, und an ihrer leicht überraschten Miene. Es war eine erzwungene

Telegram:@shabarsbibliothek

Intimität; der Angolaner hatte sie nie zuvor Cleo genannt. Vielleicht hatte er sie noch nie irgendetwas genannt. Obinze fragte sich, woher die Angolaner sie kannten. Hatten sie eine Liste junger Frauen mit einem EU-Pass, die Geld brauchten? Cleotilde schob ihr Haar, eine Masse fester Locken, zurück und rückte ihre Brille zurecht, als wollte sie sich darauf vorbereiten, ihren Pass und Führerschein vorzuzeigen. Obinze studierte sie. Er hätte sie für jünger als dreiundzwanzig gehalten.

»Kann ich deine Telefonnummer haben?«, fragte Obinze.

»Ruf uns an«, sagten die Angolaner fast gleichzeitig. Aber Obinze schrieb seine Nummer auf eine Serviette und schob sie ihr hin. Die Angolaner sahen ihn verschlagen an. Als sie ihn später anrief, erzählte sie ihm, dass sie seit sechs Jahren in London war und das Geld sparte, um auf eine Modeschule zu gehen. Die Angolaner hatten ihm erzählt, dass sie in Portugal lebte.

»Sollen wir uns treffen?«, fragte er. »Es wird viel einfacher, wenn wir uns vorher ein bisschen kennenlernen.«

»Ja«, sagte sie, ohne zu zögern.

Sie aßen Fisch und Chips in einem Pub, eine dünne Schmutzschicht auf den Kanten des Holztisches. Sie erzählte von ihrer Begeisterung für Mode und fragte ihn zu den traditionellen Kleidern in Nigeria aus. Sie wirkte etwas reifer; er bemerkte das Schimmern ihrer Wangen, den festen Sitz ihrer Locken; sie hatte sich bemüht, gut auszusehen.

»Was willst du tun, wenn du deine Papiere hast?«, fragte sie ihn. »Willst du deine Freundin aus Nigeria nachholen?«

Ihre Deutlichkeit rührte ihn. »Ich habe keine Freundin.«

»Ich war noch nie in Afrika. Ich würde so gern hinfahren.« Sie sprach »Afrika« voller Sehnsucht aus wie ein ehrfürchtiger Ausländer, befrachtete das Wort mit exotischer Aufregung. Ihr schwarzer angolanischer Vater hatte

Telegram:@shabarsbibliothek

ihre weiße portugiesische Mutter verlassen, als sie drei Jahre alt war, erzählte sie ihm, und seitdem hatte sie ihn nicht mehr gesehen, und sie war auch nie in Angola gewesen. Sie erzählte es schulterzuckend und mit einem zynischen Heben der Augenbrauen, als hätte es ihr nie etwas ausgemacht. Dieses Verhalten passte so gar nicht zu ihr, war so untypisch für sie, dass er sofort begriff, wie sehr sie darunter litt. In ihrem Leben gab es Schwierigkeiten, über die er gern mehr gewusst hätte, und er hätte gern bestimmte Teile ihres molligen wohlproportionierten Körpers berührt, aber er wollte die Lage nicht verkomplizieren. Er würde bis nach der Hochzeit warten, bis die geschäftliche Seite ihrer Beziehung erledigt wäre. Sie schien es zu verstehen, ohne dass sie darüber sprachen. Und während sie sich in den folgenden Wochen trafen und unterhielten, manchmal übten sie, wie sie die Fragen im Einwanderungsgespräch beantworten würden, manchmal plauderten sie nur über Fußball, wurde ihr unterdrücktes Begehren immer stärker. Es war spürbar, wenn sie nahe nebeneinander standen, ohne sich anzufassen, während sie auf die U-Bahn warteten, wenn sie sich gegenseitig verspotteten, weil er Arsenal unterstützte und sie Manchester United, wenn sie einander lange anblickten. Nachdem er den Angolanern zweitausend Pfund in bar gegeben hatte, erzählte sie ihm, dass sie nur fünfhundert davon bekommen hatte.

»Ich sage es dir nur. Ich weiß, dass du kein Geld mehr hast. Ich will es für dich tun«, sagte sie.

Sie sah ihn an, ihr Blick voll unausgesprochener Dinge, und er fühlte sich wieder unversehrt und erinnerte sich, wie ausgehungert er war nach etwas, was einfach und rein war. Er wollte sie küssen, ihre Oberlippe rosafarbener und glänzender vom Lipgloss als die Unterlippe, sie umarmen, ihr sagen, dass er ihr zutiefst und unermesslich dankbar war. Sie rührte nie im Kessel seiner Sorgen, fuchtelte ihm nie mit ihrer Macht vor dem Gesicht

Telegram:@shabarsbibliothek

herum. Iloba hatte ihm erzählt, dass eine osteuropäische Frau den nigerianischen Mann eine Stunde vor der standesamtlichen Trauung aufgefordert hatte, ihr noch einmal tausend Pfund zu geben, oder sie würde wieder gehen. Der Mann hatte panisch alle seine Freunde angerufen, um das Geld aufzubringen.

Als er sie fragte, wie viel sie Cleotilde gegeben hätten, sagte einer der Angolaner: »Mann, wir haben dir einen guten Preis gemacht«, in dem Tonfall von Leuten, die wussten, wie sehr sie gebraucht wurden. Schließlich waren sie es, die ihn in ein Anwaltsbüro brachten, zu einem Nigerianer auf einem Drehstuhl, auf dem er rückwärtsrollte zu einem Aktenschrank, als er mit seiner leisen Stimme sagte: »Sie können immer noch heiraten, auch wenn Ihr Visum abgelaufen ist. Ja, eine Ehe ist jetzt Ihre einzige Chance.« Sie waren es, die ihm Wasser- und Gasrechnungen für die zurückliegenden sechs Monate besorgten, mit seinem Namen und einer Adresse in Newcastle darauf, die einen Mann fanden, der seinen Führerschein »in Ordnung brachte«, einen Mann, der kryptischerweise Brown hieß. Obinze traf Brown im Bahnhof von Barking; er stand wie vereinbart in der Nähe des Eingangs zwischen den Passanten, schaute sich um und wartete darauf, dass sein Handy klingelte, denn Brown hatte sich geweigert, ihm seine Nummer zu geben.

»Warten Sie auf jemand?« Brown stand vor ihm, ein schmächtiger Mann, den Hut bis zu den Augenbrauen in die Stirn gezogen.

»Ja. Ich bin Obinze«, sagte er und kam sich vor wie jemand in einem Spionageroman, der einen albernen Code sprechen musste. Brown führte ihn in einer ruhigere Ecke, reichte ihm einen Umschlag, und da war er, ein Führerschein mit seinem Foto, und er sah so echt und abgewetzt aus, als hätte er ihn bereits seit einer Weile. Es war eine dünne Plastikkarte, doch sie wog schwer in seiner Tasche. Ein paar Tage später ging er damit in ein

Telegram:@shabarsbibliothek

Gebäude in London, das von außen wie eine gewichtige Kirche mit Turm aussah, innen jedoch schäbig, heruntergekommen und voller Menschen war. Weiße Tafeln fungierten als Wegweiser: GEBURTEN UND TODESFÄLLE. AUFGEBOTE UND EHESCHLIESSUNGEN. Obinze reichte dem Standesbeamten mit starrer neutraler Miene seinen Führerschein.

Eine Frau ging zur Tür, unterhielt sich laut mit ihrem Begleiter. »Schau nur, wie voll es hier ist. Das sind alles Scheinehen, alles, weil Blunkett jetzt hinter ihnen her ist.«

Vielleicht hatte sie einen Todesfall gemeldet, und ihre Bemerkung war ihrer Einsamkeit und Trauer geschuldet, aber er spürte, wie sich die vertraute Panik in seiner Brust ausbreitete. Der Beamte studierte seinen Führerschein und brauchte zu lange dafür. Die Sekunden zogen sich in die Länge und stockten. *Alles Scheinehen, alles* hallte es in seinem Kopf wider. Schließlich blickte der Beamte auf und schob ihm ein Formular zu.

»Sie wollen heiraten? Herzlichen Glückwunsch!«, sagte er mit mechanischer Fröhlichkeit.

»Danke«, sagte Obinze und versuchte, sein Gesicht zu entspannen.

Hinter dem Schreibtisch lehnte eine weiße Tafel an der Wand, Orte und Daten von Eheschließungen in Blau darauf notiert; ein Name ganz unten fiel ihm auf. *Okoli Okafor und Crystal Smith.* Okoli Okafor war sein Freund von der Oberschule und der Universität, ein stiller Junge, der verspottet worden war, weil sein Rufname eigentlich ein Familienname war. An der Universität hatte er sich einem grausamen Kult angeschlossen und dann, während eines langen Streiks, Nigeria verlassen. Jetzt war er hier, das Gespenst seines Namens, und wollte in England heiraten. Vielleicht war es auch nur eine Scheinehe. Okoli Okafor. An der Universität hatten ihn alle Okoli Papparazzi genannt. An dem Tag, als Prinzessin Diana starb, hatte

Telegram:@shabarsbibliothek

sich eine Gruppe Studenten vor einer Vorlesung versammelt und über das gesprochen, was sie am Morgen im Radio gehört hatten, immer wieder fiel das Wort »Papparazzi«, und alle klangen, als wüssten sie genau, was darunter zu verstehen war, bis Okoli Okafor in einer Gesprächspause fragte: »Aber wer genau sind diese Papparazzi? Sind sie Motorradfahrer?« Damit verdiente er sich augenblicklich den Spitznamen Okoli Papparazzi.

Die Erinnerung, klar wie ein Lichtstrahl, ließ Obinze an eine Zeit denken, als er noch glaubte, dass sich die Welt seinem Willen beugen würde. Er verließ das Gebäude in melancholischer Stimmung. Während seines letzten Jahres an der Universität, in dem Jahr, als die Leute in den Straße tanzten, weil Präsident Abacha gestorben war, hatte seine Mutter einmal gesagt: »Eines Tages werde ich aufschauen, und alle Leute, die ich kenne, werden entweder tot oder im Ausland sein.« Sie wirkte erschöpft, als sie im Wohnzimmer saßen und gekochten Mais und *Ube* aßen. Er hörte aus ihrer Stimme die Traurigkeit der Niederlage heraus, als würden ihre Freunde, die nach Kanada oder Amerika gegangen waren, um dort zu unterrichten, ihr großes persönliches Scheitern bestätigen. Einen Augenblick lang glaubte auch er, sie zu verraten, weil er seinen eigenen Plan hatte: in Amerika zu promovieren, in Amerika zu arbeiten, in Amerika zu leben. Den Plan hatte er schon lange. Natürlich wusste er, wie unvernünftig die amerikanische Botschaft agieren konnte – ausgerechnet dem Vizekanzler der Universität war einmal die Einreise zu einer Konferenz verweigert worden –, aber er hatte nie an seinem Plan gezweifelt. Später sollte er sich fragen, warum er so sicher gewesen war. Vielleicht weil er nicht wie andere einfach nur ins *Ausland* hatte gehen wollen; manche gingen jetzt nach Südafrika, was ihn amüsierte. Für ihn hatte es immer nur Amerika und nichts anderes gegeben. Eine über viele Jahre gepflegte und gehegte Sehnsucht. Die Werbung auf *NTA* für *Andrew*

Telegram:@shabarsbibliothek

Checking Out, die er als Kind gesehen hatte, verlieh seinen Sehnsüchten eine Form. »Männer, ich checke aus«, hatte die Figur Andrew gesagt und großspurig in die Kamera geschaut. »Keine richtigen Straßen, kein Licht, kein Wasser. Männer, es gibt nicht mal eine Flasche Limonade!« Während Andrew auscheckte, peitschten General Buharis Soldaten erwachsene Menschen auf den Straßen aus, Dozenten streikten für eine bessere Bezahlung, und seine Mutter hatte entschieden, dass er nicht länger Fanta haben konnte, wann immer er wollte, sondern nur noch sonntags mit ihrer Erlaubnis. Und so wurde Amerika zu einem Ort, wo Fanta flaschenweise zu haben war, ohne Erlaubnis. Er stellte sich vor den Spiegel und wiederholte Andrews Worte: »Männer, ich checke aus!« Später als er nach Zeitschriften und Büchern und Filmen und Geschichten aus zweiter Hand über Amerika suchte, nahm seine Sehnsucht etwas Mystisches an, und Amerika wurde zu dem Ort, den das Schicksal für ihn bestimmt hatte. Er sah sich die Straßen von Harlem entlanggehen, mit seinen amerikanischen Freunden die Verdienste Mark Twains diskutieren, Mount Rushmore besichtigen. Ein paar Tage, nachdem er das Studium abgeschlossen hatte und meinte, alles über Amerika zu wissen, beantragte er in der amerikanischen Botschaft in Lagos ein Visum.

Er wusste bereits, dass der Mann mit dem blonden Bart der beste Sachbearbeiter war, und als er in der Schlange vorankam, hoffte er, dass er nicht von der hübschen weißen Frau befragt würde, von der Horrorgeschichten kursierten und die berühmt dafür war, dass sie ins Mikrophon schrie und sogar Großmütter beleidigte. Schließlich war er an der Reihe, und der Mann mit dem blonden Bart sagte: »Der Nächste!« Obinze ging zu ihm und schob seine Formulare unter der Glasscheibe durch. Der Mann blickte auf die Papiere und sagte freundlich: »Tut mir leid, Sie sind nicht berechtigt. Der Nächste!« Obinze war fassungslos. Während

Telegram:@shabarsbibliothek

der nächsten Monate stellte er sich noch dreimal an. Jedes Mal wurde ihm mitgeteilt »Tut mir leid, Sie sind nicht berechtigt«, ohne dass seine Papiere durchgesehen wurden, und jedes Mal verließ er fassungslos und ungläubig die klimatisierte Kühle der Botschaft und trat ins grelle Sonnenlicht.

»Es ist die Angst vor dem Terrorismus«, sagte seine Mutter. »Die Amerikaner lassen junge Männer aus dem Ausland nur noch ungern ins Land.«

Sie riet ihm, eine Arbeit zu suchen und sich im nächsten Jahr erneut zu bewerben. Die Stellenbewerbungen erbrachten nichts. Er unterzog sich in Lagos, in Port Harcourt und in Abuja Eignungstests, die ihm leichtfielen, und er beantwortete die Fragen in Vorstellungsgesprächen mühelos, doch dann folgte stets ein langes leeres Schweigen. Freunde von ihm fanden Arbeit, Leute, die keinen so guten Abschluss vorweisen und sich nicht so gut wie er ausdrücken konnten. Er fragte sich, ob die Arbeitgeber seine Sehnsucht nach Amerika in seinem Atem rochen oder spürten, wie obsessiv er die Webseiten amerikanischer Universitäten studierte. Er wohnte bei seiner Mutter, fuhr ihr Auto, schlief mit leicht zu beeindruckenden jungen Studentinnen, surfte nächtelang in Internetcafés, wenn sie günstige Tarife anboten, verbrachte manchmal den ganzen Tag in seinem Zimmer, las und mied seine Mutter. Er mochte ihre ruhige gute Laune nicht, er mochte nicht, wie sehr sie sich bemühte, positiv zu sein. Sie behauptete, dass sich jetzt etwas ändern würde, weil Präsident Obasanjo an der Macht war, Telekommunikationsfirmen und Banken gegründet wurden und einstellten, junge Leute sogar Kredit für ein Auto bekamen. Meistens jedoch ließ sie ihn in Ruhe. Sie klopfte nicht an seine Tür. Sie bat die Haushaltshilfe, Agnes, ihm das Essen stehen zu lassen und schmutzige Teller aus seinem Zimmer zu holen. Eines Tages hinterließ sie ihm im Bad einen Zettel im Waschbecken: *Ich bin zu einer Konferenz in London eingeladen. Wir sollten*

Telegram:@shabarsbibliothek

reden. Er wunderte sich. Als sie nach Hause kam, wartete er im Wohnzimmer auf sie.

»Mama, *nno*«, sagte er.

Sie nahm seinen Gruß mit einem Kopfnicken zur Kenntnis und legte ihre Tasche auf den Tisch. »Ich werde deinen Namen als Forschungsassistenten auf die Formulare für mein britisches Visum setzen«, sagte sie ruhig. »Du solltest ein Visum für ein halbes Jahr bekommen. Du kannst bei Nicholas in London wohnen. Schau, was du aus deinem Leben machen kannst. Vielleicht kommst du von dort nach Amerika. Du bist mit den Gedanken nicht mehr hier.«

Er starrte sie an.

»Ich weiß, dass so etwas heutzutage getan wird«, sagte sie und setzte sich neben ihn aufs Sofa. Sie versuchte, leichthin zu klingen, doch er spürte ihr Unbehagen an der ungewöhnlichen Lebhaftigkeit ihrer Worte. Sie gehörte zur Generation der Verunsicherten, die nicht verstanden, was mit Nigeria passiert war, aber sich mittreiben ließen. Sie war eine Frau, die Distanz hielt und nicht um Gefallen bat, die nicht log, die nicht einmal Weihnachtskarten von Studenten annahm, weil es sie kompromittieren könnte, die für jeden einzelnen Kobo Rechenschaft ablegte, der in einem ihrer Ausschüsse ausgegeben wurde, und doch verhielt sie sich jetzt, als wäre die Wahrheit zu einem Luxus geworden, den sie sich nicht mehr leisten konnte. Es widersprach allem, was sie ihm beigebracht hatte, doch er wusste, dass die Wahrheit unter ihren Umständen in der Tat zu einem Luxus geworden war. Sie log für ihn. Wenn jemand anders für ihn gelogen hätte, wäre es nicht so oder überhaupt nicht ins Gewicht gefallen, aber sie log für ihn, und er erhielt ein sechsmonatiges Visum für Großbritannien, und noch bevor er das Land verließ, fühlte er sich als Versager. Monatelang hatte er keinen Kontakt zu ihr. Er hatte keinen Kontakt zu ihr, weil er ihr nichts zu

Telegram:@shabarsbibliothek

sagen hatte und warten wollte, bis er ihr etwas zu sagen hätte. Er war seit drei Jahren in England und hatte nur wenige Male mit ihr gesprochen, angespannte Unterhaltungen, bei denen sie sich seiner Ansicht nach fragen musste, warum er nichts aus sich gemacht hatte. Aber sie fragte nie nach Einzelheiten; sie hörte sich an, was er willens war zu sagen. Später, nachdem er nach Hause zurückgekehrt war, widerte ihn seine eigene Anspruchshaltung an, seine Blindheit ihr gegenüber, und er verbrachte viel Zeit mit ihr, entschlossen, es wiedergutzumachen, ihr früheres Verhältnis wiederherzustellen, doch zuerst, um die Grenzen ihrer Entfremdung auszuloten.

Telegram:@shabarsbibliothek

24

Alle machten Witze über Leute, die ins Ausland gingen, um Toiletten zu putzen, und so entschied sich Obinze für eine ironische Herangehensweise an seinen ersten Job: Er war in der Tat im Ausland und putzte Toiletten, er trug Gummihandschuhe und einen Eimer in einem Maklerbüro im zweiten Stock eines Gebäudes in London. Jedes Mal, wenn er die schwingende Tür eines Klos öffnete, schien sie zu seufzen. Die schöne Frau, die die Damentoilette putzte, war aus Ghana, ungefähr so alt wie er, und hatte die glänzendste dunkle Haut, die er jemals gesehen hatte. Er vermutete aufgrund ihrer Ausdrucksweise und Haltung einen Hintergrund ähnlich seinem, eine in einer Familie abgefederte Kindheit, regelmäßige Mahlzeiten, Träume, in denen Toiletten putzen in London nicht vorkam. Sie ignorierte seine freundlichen Gesten, sagte nur so förmlich wie möglich »Guten Abend«, aber sie war befreundet mit der weißen Frau, die die Büros oben putzte, und einmal sah er sie in dem verlassenen Café Tee trinken und sich leise unterhalten. Er beobachtete sie eine Weile und wurde dabei immer niedergeschlagener. Sie suchte Freundschaft, aber nicht seine. Vielleicht war Freundschaft unter den gegebenen Umständen unmöglich, weil sie Ghanaerin war und er, ein Nigerianer, ihr zu nahe war; er kannte ihre Nuancen, während sie sich bei der polnischen Frau neu erfinden, sein konnte, wer immer sie sein wollte.

Die Toiletten waren nicht schlimm, etwas Urin neben den Urinalen, nicht zu Ende gespülte Schüsseln: Sie zu putzen war viel einfacher als die Toiletten auf dem Campus in Nsukka, in denen Scheiße an die Wände

Telegram:@shabarsbibliothek

geschmiert war. Er hatte sich immer gefragt, warum jemand sich diese Mühe machte. Und deshalb war er eines Abends schockiert, als er in einer Kabine einen Scheißhaufen auf dem Toilettendeckel fand, fest, sich nach oben verjüngend, zentriert, als wäre er sorgfältig auf der vorher ausgemessenen Stelle platziert worden. Er sah aus wie ein zusammengerollter Welpe auf einer Matte. Es war eine Aufführung. Er dachte an die berühmte Zurückhaltung der Briten. Die Frau seines Cousins Ojiugo hatte einmal gesagt: »Engländer leben jahrelang neben dir, aber sie grüßen dich nicht. Sie sind bis obenhin zugeknöpft.« Dieser Auftritt hatte etwas mit Aufknöpfen zu tun. Jemand, der gefeuert worden war? Dem eine Beförderung verweigert wurde? Obinze starrte den Scheißhaufen lange Zeit an, wurde dabei immer kleiner, bis der Haufen zu einem persönlichen Affront, zu einem Schlag ins Gesicht wurde. Und das für drei Pfund die Stunde. Er zog seine Handschuhe aus, legte sie neben den Scheißhaufen und verließ das Gebäude. An diesem Abend bekam er eine E-Mail von Ifemelu: *Decke, ich weiß nicht mal, wie ich anfangen soll. Ich habe Kayode im Einkaufszentrum getroffen. Mich für mein Schweigen zu entschuldigen klingt selbst in meinen eigenen Ohren dumm, aber es tut mir so leid und ich komme mir so blöd vor. Ich werde dir alles erzählen, was passiert ist. Du hast mir gefehlt und fehlst mir noch.*

Er starrte auf die Mail. Danach hatte er sich so lange gesehnt. Von ihr zu hören. Als sie den Kontakt zu ihm abgebrochen hatte, hatte er wochenlang nachts wachgelegen oder war mitten in der Nacht durchs Haus getigert vor Sorge, was mit ihr passiert war. Sie hatten nicht gestritten, ihre Liebe funkelte wie immer, ihr Plan war intakt, und unvermittelt schwieg sie, ein brutales, vollständiges Schweigen. Er hatte wieder und wieder angerufen, bis sie ihre Telefonnummer änderte, er hatte E-Mails geschickt, er hatte sich bei ihrer Mutter, bei Tante Uju, bei Ginika nach ihr erkundigt. Als Ginika

Telegram:@shabarsbibliothek

sagte »Ifem braucht Zeit, ich glaube sie ist depressiv«, hatte es sich wie Eis auf seinem Körper angefühlt. Ifemelu war nicht verkrüppelt oder nach einem Unfall erblindet, sie litt auch nicht unter plötzlicher Amnesie. Sie hatte Kontakt zu Ginika und zu anderen, aber nicht zu ihm. Sie *wollte* keinen Kontakt zu *ihm*. Er schrieb ihr E-Mails und bat sie, ihm wenigstens zu sagen warum, was passiert war. Bald kamen seine E-Mails als unzustellbar zurück; sie hatte ihren Account geschlossen. Er vermisste sie, sehnte sich bis ins Innerste seines Körpers nach ihr. Er war wütend auf sie. Er fragte sich endlos, was passiert war. Er veränderte sich, zog sich immer mehr in sich selbst zurück. Er war abwechselnd wütend, total verwirrt und todtraurig.

Und jetzt die E-Mail. Ihr Ton unverändert, als hätte sie ihn nicht verletzt und fünf Jahre lang bluten lassen. Warum schrieb sie ihm jetzt? Was hatte er ihr zu sagen, dass er Toiletten putzte und erst heute auf einen Scheißhaufen gestoßen war? Woher wusste sie, dass er noch am Leben war? Er hätte während ihres Schweigens sterben können, und sie hätte es nicht erfahren. Ein zorniges Gefühl des Verrats überwältigte ihn. Er drückte auf *löschen* und *Papierkorb leeren*.

Sein Cousin Nicholas hatte das hängebackige Gesicht einer Bulldogge, schaffte es aber dennoch sehr attraktiv zu sein, vielleicht war es auch nicht sein Gesicht, sondern seine Aura, die ansprach, seine große, breitschultrige, weit ausschreitende Maskulinität. In Nsukka war er einer der beliebtesten Studenten gewesen; sein vor einer Bierkneipe geparkter verbeulter VW Käfer verlieh den Gästen dort sofort ein Gütesiegel. Im Bello Hostel schlugen sich einmal zwei beliebte Mädchen um ihn, zerrissen sich gegenseitig die Blusen, doch bis er Ojiugo kennenlernte, ließ er sich auf keine feste Beziehung ein. Sie war die bevorzugte Studentin von Obinzes

Telegram:@shabarsbibliothek

Mutter, die Einzige, die gut genug war, um Forschungsassistentin zu werden, und eines Sonntags war sie bei ihnen vorbeigekommen, um über ein Buch zu diskutieren. Auch Nicholas war da, es war sein sonntägliches Ritual, in ihrem Haus Reis zu essen. Ojiugo trug orangefarbenen Lippenstift und zerrissene Jeans, sprach geradeheraus und rauchte in der Öffentlichkeit, provozierte damit bösartigen Klatsch und heftige Abneigung bei anderen Mädchen, nicht weil sie so etwas tat, sondern weil sie es tat, ohne im Ausland gelebt oder einen ausländischen Elternteil zu haben, Dinge, die unabdingbar waren, um diesen Mangel an Konformität zu verzeihen. Obinze erinnerte sich, dass sie Nicholas vollkommen ignorierte, während er, der die Gleichgültigkeit eines Mädchens nicht gewohnt war, immer mehr und immer lauter redete. Doch letztlich fuhren sie gemeinsam in seinem VW davon. Sie rasten in diesem Wagen über den Campus, Ojiugo am Steuer, Nicholas' Arm hing aus dem Fenster, laute Musik, quietschend um Kurven und einmal mit einem Freund im offenen Kofferraum. Sie rauchten und tranken öffentlich. Einmal wurden sie in einer Bierkneipe gesehen, Ojiugo trug Nicholas' weites weißes Hemd und nichts darunter, und Nicholas hatte eine Jeans an und nichts darüber. »Die Zeiten sind hart, deswegen teilen wir uns ein Outfit«, sagten sie nonchalant zu Freunden.

Dass Nicholas seine jugendliche Zügellosigkeit abgelegt hatte, war nicht überraschend; doch es überraschte Obinze, dass nicht einmal mehr eine Andeutung davon zu spüren war. Nicholas, Ehemann und Vater, Eigenheimbesitzer in England, sprach mit so abschreckender Nüchternheit, dass es schon fast wieder komisch war. »Wenn du mit einem Visum nach England kommst, mit dem du nicht arbeiten darfst«, sagte Nicholas zu ihm, »dann musst du als Erstes nicht nach Wasser und Essen suchen, sondern eine Sozialversicherungsnummer, damit du arbeiten kannst. Mach alle Jobs, die du kriegen kannst. Gib kein Geld aus. Heirate eine EU-Bürgerin und

Telegram:@shabarsbibliothek

schau, dass du deine Papiere kriegst. Dann fängt dein Leben an.« Nicholas schien zu glauben, dass er seinen Teil getan, seine Weisheiten abgeliefert hatte, und sprach in den nächsten Monaten kaum mehr mit Obinze. Es war, als wäre er nicht mehr der ältere Cousin, der Obinze, als er fünfzehn war, eine Zigarette angeboten und Diagramme auf ein Blatt Papier gezeichnet hatte, um ihm zu erklären, was er machen sollte, wenn er einem Mädchen die Finger zwischen die Beine steckte. Am Wochenende wanderte Nicholas in einem angespannten Schweigen durchs Haus und hütete seine Sorgen. Nur während der Arsenal-Spiele entspannte er sich ein bisschen, eine Dose Stella Artois in der Hand, und rief zusammen mit Ojiugo und ihren Kindern, Nna und Nne: »Na los, Arsenal!« Nach dem Spiel erstarrte seine Miene wieder. Wenn er von der Arbeit nach Hause kam, umarmte er die Kinder und Ojiugo und fragte: »Wie geht es euch? Was habt ihr heute gemacht?« Ojiugo zählte auf, was sie getan hatten. Cello. Klavier. Geige. Hausaufgaben. Nachhilfe. »Nne wird immer besser im Blattspielen«, fügte sie hinzu. Oder »Nna war in der Nachhilfe unaufmerksam und hat zwei Aufgaben falsch gerechnet«. Nicholas lobte oder tadelte jedes Kind, Nna, der ein pausbäckiges Bulldoggengesicht hatte, und Nne, die das breite schöne Gesicht ihrer Mutter hatte. Er sprach nur Englisch mit ihnen, ein gepflegtes Englisch, als befürchtete er, dass das Igbo, das er mit ihrer Mutter sprach, sie infizieren und womöglich dazu führen würde, dass sie ihren wertvollen britischen Akzent verloren. Dann sagte er stets: »Ojiugo, gut gemacht. Ich habe Hunger.«

Sie servierte ihm das Essen, einen Teller auf einem Tablett, das sie in sein Arbeitszimmer trug oder vor den Fernseher in der Küche stellte. Obinze fragte sich bisweilen, ob sie sich verneigte, wenn sie es abstellte, oder ob ihre Haltung die Verneigung zum Ausdruck brachte, ihre herunterhängenden Schultern, ihr gesenkter Kopf. Nicholas sprach im

Telegram:@shabarsbibliothek

selben Ton mit ihr wie mit den Kindern. Einmal hörte ihn Obinze zu ihr sagen: »Ihr habt mein Zimmer in Unordnung gebracht. Raus mit euch, mit euch allen.«

»Ja, Nicholas«, sagte sie und führte die Kinder hinaus. »Ja, Nicholas« war ihre Reaktion auf fast alles, was er sagte. Wenn sie hinter Nicholas stand und Obinze sie ansah, grimassierte sie manchmal, blies die Backen zu kleinen Ballons auf oder streckte die Zunge aus dem Mund. Es erinnerte Obinze an das auffällige Überagieren in Nollywoodfilmen.

»Ich muss immer wieder daran denken, wie du und Nicholas in Nsukka wart«, sagte Obinze eines Nachmittags, als er ihr half, ein Huhn zu zerlegen.

»*Ahn-ahn!* Weißt du, dass wir früher an öffentlichen Orten gevögelt haben? Wir haben's im Arts Theatre gemacht. Sogar an einem Nachmittag im Institut für Ingenieurswissenschaft, in einer stillen Ecke im Flur!« Sie lachte. »Aber in der Ehe ändern sich die Dinge. Und es ist nicht einfach in diesem Land. Ich habe meine Aufenthaltsgenehmigung, weil ich hier promoviert habe, aber er hat seine erst seit zwei Jahren und hat ewig in Angst gelebt, unter dem Namen anderer Leute gearbeitet. So was kann Wunder in deinem Kopf bewirken, *eziokwu*. Es war überhaupt nicht einfach für ihn. Sein jetziger Job ist sehr gut, aber er hat nur einen Zeitvertrag. Er weiß nie, ob sie ihn verlängern werden. Er hat ein gutes Angebot in Irland, Irland boomt im Augenblick, und Computerprogrammierer werden gut bezahlt, aber er will nicht wegziehen. Die Schulen hier sind viel besser.«

Obinze nahm ein paar Gewürze aus dem Schrank, bestreute die Hühnerteile damit und stellte den Topf auf den Herd.

»Du würzt das Huhn mit Muskat?«

»Ja«, sagte Obinze. »Du nicht?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich? Ich habe keine Ahnung. Wer immer dich heiratet, hat in der Lotterie gewonnen, ehrlich. Übrigens, was ist aus dir und Ifemelu geworden? Ich mochte sie sehr.«

»Sie ist nach Amerika gegangen, hat die Augen aufgemacht und mich vergessen.«

Ojiugo lachte.

Das Telefon klingelte. Weil Obinze stets inständig wünschte, es wäre seine Jobvermittlung, bemächtigte sich seiner jedes Mal eine leichte Panik, wenn das Telefon klingelte, und Ojiugo sagte dann: »Mach dir keine Sorgen, Zed, es wird alles gut werden. Schau dir meine Freundin Bose an. Sie hat Asyl beantragt, wurde abgewiesen und ist durch die Hölle gegangen, bis sie endlich ihre Papiere gekriegt hat. Jetzt gehören ihr zwei Kinderkrippen und ein Ferienhaus in Spanien. So wird es bei dir auch sein, mach dir keine Sorgen, *rapuba*.« Ihre Versicherungen hatten etwas Schales, es war eine automatische Bekundung ihres Wohlwollens, die keinerlei konkrete Anstrengung ihrerseits erforderte, ihm zu helfen. Manchmal fragte er sich, ob sie wirklich wollte, dass er einen Job fand, denn dann wäre er nicht mehr in der Lage, auf die Kinder aufzupassen, während sie zu Tesco fuhr, um Milch zu kaufen, das Frühstück machte, sie vor der Schule beaufsichtigte, wie sie ihre Instrumente übten, Nne Klavier oder Geige und Nna Cello. Diese Tage hatten etwas, was Obinze später vermissen würde, im fahlen Morgenlicht den Toast zu buttern, während die Musik durch das Haus schwebte, und manchmal auch Ojiugos Stimme, die lobte oder ungeduldig sagte: »Gut gemacht. Noch mal!« oder »Was für einen Blödsinn machst du da?«

Nachdem Obinze die Kinder von der Schule abgeholt hatte, sagte sie später an diesem Nachmittag zu Nna: »Onkel Obinze hat das Huhn gekocht.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Danke, dass du Mummy beim Kochen geholfen hast, Onkel, aber ich glaube nicht, dass ich das Huhn essen werde.« Er hatte die verspielte Art seiner Mutter.

»Schau dir den Jungen an«, sagte Ojiugo. »Dein Onkel kocht besser als ich.«

Nna verdrehte die Augen. »Na gut, Mummy, wenn du meinst. Kann ich fernsehen? Nur zehn Minuten?«

»Okay, zehn Minuten.«

Es war die halbstündige Pause, nachdem sie ihre Hausaufgaben gemacht hatten und bevor ihr Französischlehrer kam. Ojiugo schmierte Marmeladebrote, schnitt gewissenhaft die Kruste ab. Nna schaltete den Fernseher ein und sah den Auftritt eines Mannes, der dicke glänzende Goldketten um den Hals trug.

»Mummy, ich habe nachgedacht«, sagte Nna. »Ich will Rapper werden.«

»Du kannst nicht Rapper werden, Nna.«

»Aber ich will, Mummy.«

»Du wirst nicht Rapper werden, Schatz. Wir sind nicht nach London gekommen, damit du Rapper wirst.« Sie blickte zu Obinze und unterdrückte ein Lachen. »Hör dir den Jungen an.«

Nne kam in die Küche, eine Capri-Sonne in der Hand. »Mummy? Darf ich bitte eine haben?«

»Ja, Nne«, sagte sie, wandte sich Obinze zu und wiederholte den Satz mit einem übertriebenen britischen Akzent. »Mummy, darf ich bitte eine haben? Hörst du, wie piekfein sie klingt? Ha! Meine Tochter wird’s weit bringen. Deswegen kriegt die Brentwood School unser ganzes Geld.« Ojiugo gab Nne einen lauten Kuss auf die Stirn, und Obinze sah zu, wie sie liebevoll ein Zöpfchen auf Nnes Kopf zurechtschob, und begriff, dass

Telegram:@shabarsbibliothek

Ojiugo eine durch und durch zufriedene Person war. Noch ein Kuss auf Nnes Stirn. »Wie geht es dir, Oyinneya?«, fragte sie.

»Gut, Mummy.«

»Denk morgen dran, nicht nur die Zeile zu spielen, die sie dich bitten zu spielen, sondern noch mehr. Okay?«

»Okay, Mummy.« Nne verhielt sich ernsthaft wie ein Kind, das entschlossen war, es den Erwachsenen in seinem Leben rechtzumachen.

»Weißt du, morgen hat sie ihre Geigenprüfung, und sie hat Mühe, vom Blatt zu spielen«, sagte Ojiugo, als hätte Obinze es vergessen können, als wäre es möglich es zu vergessen, obwohl Ojiugo so lange darüber gesprochen hatte. Am letzten Wochenende war er mit Ojiugo und den Kindern zu einer Geburtstagsparty in einem widerhallenden gemieteten Saal gewesen, in dem indische und nigerianische Kinder wild herumliefen, während ihm Ojiugo flüsternd etwas über ein paar der anderen Kinder erzählte, wer gut in Mathe war, aber nicht buchstabieren konnte, wer Nnes größte Rivalin war. Sie kannte die Prüfungsnoten aller guten Kinder. Weil sie vergessen hatte, welche Note Nnes beste Freundin, ein indisches Mädchen, in der letzten Prüfung geschrieben hatte, bat sie Nne, sie zu fragen.

»*Ahn-ahn*, Ojiugo, lass sie spielen«, sagte Obinze.

Jetzt platzierte Ojiugo einen dritten Kuss auf Nnes Stirn. »Meine Süße. Wir brauchen noch ein Kleid für die Party.«

»Ja, Mummy. Ein rotes Kleid, nein burgunderrot.«

»Ihre Freundin macht eine Party, das russische Mädchen, sie sind Freundinnen, weil sie denselben Geigenlehrer haben. Als ich die Mutter des Mädchens zum ersten Mal gesehen habe, trug sie, glaube ich, was Verbotenes, den Pelz eines ausgestorbenen Tiers oder so, und sie hat so getan, als hätte sie keinen russischen Akzent, britischer als die Briten.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Sie ist nett, Mummy«, sagte Nne.

»Ich habe nicht gesagt, dass sie nicht nett ist, Süße«, sagte Ojiugo.

Nna drehte den Fernseher lauter.

»Mach ihn leiser, Nna«, sagte Ojiugo.

»Mummy!«

Er drehte ihn nicht leiser, und sie sagte nichts mehr; stattdessen wandte sie sich wieder an Obinze.

»Wo wir schon bei Akzenten sind«, sagte Obinze. »Würde Nna damit durchkommen, wenn er nicht einen ausländischen Akzent hätte?«

»Was meinst du?«

»Letzten Samstag, als Chika und Bose mit den Kindern da waren. Ich habe immer den Eindruck, dass die Nigerianer hier ihren Kindern so viel nachsehen, weil sie selbst mit ausländischem Akzent sprechen. Es gelten andere Regeln.«

»*Mba*, es geht nicht um den Akzent. Es geht darum, dass die Leute in Nigeria ihren Kindern beibringen, sie zu fürchten, statt sie zu respektieren. Wir wollen nicht, dass sie Angst vor uns haben, aber das heißt nicht, dass wir uns jeden Unsinn von ihnen bieten lassen. Wir bestrafen sie. Der Junge weiß, dass ich ihn schlagen werde, wenn er Mist baut. Ernsthaft schlagen.«

»Die Dame beteuert zu viel, mein ich.«

»O, aber sie wird Wort halten.« Hamlet. Ojiugo lächelte. »Ich habe seit einer Ewigkeit kein Buch mehr gelesen. Keine Zeit.«

»Meine Mutter hat immer gesagt, aus dir würde eine führende Literaturkritikerin.«

»Ja. Bevor der Sohn ihres Bruders mich geschwängert hat.« Ojiugo hielt inne. Sie lächelte noch immer. »Aber jetzt sind die Kinder wichtig. Ich möchte, dass Nna in die City of London School geht. Und dann, so Gott es will, nach Marlborough oder Eton. Nne ist jetzt schon ein akademischer

Telegram:@shabarsbibliothek

Star, und ich weiß, dass sie Stipendien für alle guten Schulen bekommen wird. Jetzt dreht sich alles um sie.«

»Eines Tages werden sie erwachsen sein und ausziehen, und du wirst ihnen nur noch peinlich sein oder ein Ärgernis, und sie nehmen nicht ab, wenn du anrufst, oder melden sich wochenlang nicht bei dir«, sagte Obinze, und kaum hatte er es gesagt, wünschte er, er hätte es nicht getan. Es war kleinlich, es war nicht herausgekommen, wie er es beabsichtigt hatte. Doch Ojiugo war nicht gekränkt. Sie zuckte die Achseln und sagte: »Dann nehme ich meine Tasche und fahre los und stelle mich vor ihre Tür.«

Es wunderte ihn, dass sie nicht um all das trauerte, was sie hätte sein können. War es ein Charakterzug, der Frauen eigen war, oder lernten sie, ihr persönliches Bedauern zu verbergen, ihr Leben zu suspendieren und in der Kindererziehung aufzugehen? Sie surfte in Online-Foren über Privatunterricht, Musik und Schulen und erzählte ihm, was sie herausgefunden hatte, als glaubte sie wirklich, dass sich der Rest der Welt ebenso sehr wie sie dafür interessierte, wie Musik die mathematischen Fähigkeiten Neunjähriger verbesserte. Oder sie sprach am Telefon stundenlang mit ihren Freundinnen darüber, welcher Geigenlehrer gut und welcher Nachhilfeunterricht eine Geldverschwendung war.

Nachdem sie Nna zu seinem Klavierunterricht gebracht hatte, rief sie eines Tages Obinze an und sagte lachend: »Ob du es glaubst oder nicht, ich habe vergessen, mir die Zähne zu putzen.« Sie kam von einem Weight-Watcher-Treffen nach Hause und berichtete ihm, wie viel sie zu- oder abgenommen hatte. Dabei versteckte sie Twix-Riegel in ihrer Handtasche und fragte ihn lachend, ob er einen wollte. Später ging sie vormittags zweimal zu einem Treffen eines anderen Diätclubs, kam nach Hause und sagte: »Da gehe ich nicht wieder hin. Sie behandeln dich, als wärst du nicht ganz richtig im Kopf. Ich habe gesagt, nein, ich habe keine psychischen

Telegram:@shabarsbibliothek

Probleme, ich esse nur gern, und diese selbstgefällige Frau sagt zu mir, ich hätte ein Problem, das ich verdränge. Blödsinn. Diese Weißen glauben, jeder hätte ein psychisches Problem.« Sie war doppelt so dick wie zu Universitätszeiten, und während sie damals nie Wert auf schicke Kleidung gelegt hatte, war sie jetzt kalkuliert gestylt, knöchelfreie Jeans, weite Blusen, die eine Schulter entblößten. Doch die Kleider sahen an ihr nur schlampig aus. Über den Bund ihrer Jeans hing weiches Fleisch, und ihr T-Shirt spannte , als befände sich darunter eine monströse Geschwulst.

Manchmal kamen ihre Freundinnen zu Besuch, und sie saßen in der Küche und unterhielten sich, bis sie alle aufbrachen, um ihre Kinder abzuholen. In den Wochen, als Obinze mit seinem Willen das Telefon zum Klingeln bringen wollte, lernte er ihre Stimmen unterscheiden. Er konnte sie oben in seinem winzigen Zimmer, wo er im Bett lag und las, deutlich hören.

»Ich habe neulich diesen Mann kennengelernt«, sagte Chika. »Er ist wirklich nett, aber er ist so ein Prolet. Er ist in Onitsha aufgewachsen, ihr könnt euch vorstellen, mit was für einem Dschungelakzent er spricht. Er verwechselt *tsch* und *sch*. Ich will Tschokolade. Schüss.«

Sie lachten.

»Jedenfalls hat er gesagt, dass er willens ist, mich zu heiraten und Charles zu adoptieren. Willens! Als wäre er ein Wohltäter. Willens! Stellt euch das nur vor. Aber es ist nicht sein Fehler, wir sind hier in London. In Nigeria würde ich ihn nicht einmal ansehen, ganz zu schweigen davon, dass ich mit ihm ausgehen würde. Das Problem ist, dass sich in London nicht gleich zu gleich gesellt.«

»London macht alle gleich. Wir sind jetzt hier, und wir sind alle gleich, was für ein Unsinn«, sagte Bose.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Vielleicht sollte er sich eine Jamaikanerin suchen«, sagte Amara. Ihr Mann hatte sie für eine Jamaikanerin verlassen, mit der er, wie sich herausstellte, insgeheim ein vierjähriges Kind hatte, und irgendwie schaffte sie es immer, das Gespräch auf Jamaikanerinnen zu bringen. »Diese westindischen Frauen nehmen uns die Männer weg, und unsere Männer sind auch noch so dumm und lassen sich von ihnen einwickeln. Als Nächstes kriegen sie ein Kind, wollen aber nicht heiraten, sie wollen nur die Unterhaltszahlungen. Und das Geld geben sie dann für ihre Haare und Fingernägel aus.«

»Ja«, stimmten Bose, Chika und Ojiugo ihr zu. Es war ein routinemäßiges, automatisches Einverständnis: Amaras emotionales Wohlbefinden war wichtiger als ihre tatsächlichen Ansichten.

Das Telefon klingelte. Ojiugo nahm ab, kehrte zurück und sagte: »Diese Frau, die gerade angerufen hat, die ist vielleicht eine Nummer. Ihre Tochter und Nne sind im selben Orchester. Ich habe sie kennengelernt, als Nne ihre erste Prüfung gemacht hat. Sie fuhr in einem Bentley vor, eine schwarze Frau, mit Chauffeur und allem Drum und Dran. Sie hat mich gefragt, wo ich wohne, und als ich es ihr gesagt habe, wusste ich genau, was sie gedacht hat: Wie kann jemand aus Essex auch nur einen Gedanken an das National Children’s Orchestra verschwenden? Ich habe also beschlossen, sie ein bisschen zu ärgern, und gesagt: Meine Tochter geht auf die Brentwood. Ihr hättet ihr Gesicht sehen sollen! Leute wie wir sollten nicht über Privatschulen und Musik reden. Für uns reicht eine gute Oberschule. Ich habe die Frau angeschaut und mich insgeheim totgelacht. Dann hat sie angefangen, davon zu schwafeln, dass Musik für Kinder so teuer ist. Immer wieder hat sie gesagt, wie teuer es ist, als hätte sie mein leeres Bankkonto gesehen. Könnt ihr euch das vorstellen? Sie ist eine dieser Schwarzen, die die einzige schwarze Person in einem Raum sein will, jeder andere

Telegram:@shabarsbibliothek

Schwarze ist eine unmittelbare Bedrohung. Sie hat gerade angerufen, um mir mitzuteilen, dass sie im Internet von einem elfjährigen Mädchen gelesen hat, das die fünfte Schwierigkeitsstufe mit Auszeichnung gemeistert hat und vom National Children's Orchestra nicht aufgenommen worden ist. Warum ruft sie an, um mir diese negative Geschichte zu erzählen?«

»Feindin des Fortschritts!«, sagte Bose.

»Ist sie Jamaikanerin?«, fragte Amara.

»Sie ist eine schwarze Britin. Ich weiß nicht, woher ihre Familie stammt.«

»Sie müssen aus Jamaika sein«, sagte Amara.

Telegram:@shabarsbibliothek

25

Gewieft war das Wort, mit dem Emenike in der Oberschule beschrieben worden war. Gewieft, voll der giftigen Bewunderung, die alle für ihn empfanden. Ein gewiefter Kerl. Ein gewiefter Mann. Wenn Prüfungsfragen durchsickerten, wusste Emenike, wie er an sie herankam. Er wusste auch, welches Mädchen abgetrieben hatte, welche Immobilien die Eltern wohlhabender Studenten besaßen, welche Lehrer miteinander schliefen. Er sprach immer schnell, kämpferisch, als wäre jedes Gespräch ein Streit, die Rasanz und Vehemenz seiner Worte deuteten auf Autorität und schreckten Widerspruch ab. Er wusste viel und wollte immer noch mehr wissen. Wenn Kayode aus den Ferien in London zurückkehrte, aufgeladen mit Bedeutung, fragte Emenike ihn nach der neuesten Musik, den neuesten Filmen und begutachtete dann seine Schuhe und Kleidung. »Ist das von einem Designer? Wie heißt der Designer?«, fragte er, sein Blick voll wilder Sehnsucht. Er hatte allen erzählt, dass sein Vater der *Igwe* seines Heimatdorfes war und ihn nach Lagos zu einem Onkel geschickt hatte, bis er einundzwanzig wäre, um ihm den Druck prinzlicher Pflichten zu ersparen. Doch eines Tages kam ein alter Mann in die Schule, seine Hose am Knie geflickt, das Gesicht hager, sein Körper gebeugt von den Demütigungen, die ihm die Armut auferlegt hatte. Alle Jungs lachten, nachdem sich herausgestellt hatte, dass er Emenikes Vater war. Das Lachen war bald vergessen, vielleicht weil niemand die Prinzengeschichte wirklich geglaubt hatte – Kayode nannte Emenike hinter seinem Rücken schließlich immer den Jungen aus dem Busch. Oder vielleicht weil sie Emenike

Telegram:@shabarsbibliothek

brauchten, da er Informationen hatte, an die sonst niemand rankam. Diese Unverfrorenheit hatte Obinze angezogen. Emenike las, und mit ihm konnte er stundenlang über Bücher sprechen, Wissen austauschen und Scrabble spielen. Ihre Freundschaft wurde enger. An der Universität, als Emenike bei ihm im Haus seiner Mutter wohnte, hielten ihn die Leute oft für einen Verwandten. »Wie geht's deinem Bruder?«, fragten sie Obinze. Und Obinze sagte: »Es geht ihm gut«, und sparte sich die Mühe, zu erklären, dass sie überhaupt nicht verwandt waren. Aber es gab vieles, was er über Emenike nicht wusste, Dinge, nach denen er klugerweise nicht fragte. Emenike ließ sich oft wochenlang nicht an der Univesität blicken, sagte nur, dass er »nach Hause« gefahren sei, und er redete endlos über Leute, die es im Ausland »zu was brachten«. Ihm war die nervöse, kaum kontrollierbare Ruhelosigkeit von jemandem eigen, der glaubte, dass das Schicksal ihm einen Platz unterhalb seiner wahren Bestimmung zugewiesen hatte. Als er im zweiten Studienjahr während eines Streiks nach England ging, fand Obinze nie heraus, wie er an das Visum gekommen war. Doch er freute sich für ihn. Emenike war reif, platzte fast vor Ehrgeiz, und Obinze betrachtete das Visum als Gnade: Sein Ehrgeiz würde endlich ein Ventil finden. Und so schien es zu sein, da Emenike nur Erfolgsnachrichten schickte: Seine Promotion abgeschlossen, Arbeit bei einer Hausverwaltung, Heirat mit einer Engländerin, die Anwältin in London war.

Emenike war der Erste, den Obinze nach seiner Ankunft in England anrief.

»Der Zed! Schön, von dir zu hören. Ich rufe dich zurück, ich muss jetzt in eine Managerbesprechung«, sagte Emenike. Als Obinze das zweite Mal anrief, klang Emenike ein wenig gehetzt: »Ich bin gerade in Heathrow. Georgina und ich fliegen für eine Woche nach Brüssel. Ich ruf dich an, wenn ich zurück bin. Ich kann es gar nicht erwarten, dass du mich auf den

Telegram:@shabarsbibliothek

neuesten Stand bringst, Mann!« Emenikes E-Mail hatte ähnlich geklungen: *Freu mich, dass du nach London kommst, kann es gar nicht erwarten!* Obinze hatte dummerweise geglaubt, dass Emenike sich seiner annehmen, ihm helfen würde. Er kannte viele Geschichten von Freunden und Verwandten, die durch das harte Leben im Ausland zu einer unzuverlässigen, ja feindseligen Version ihres früheren Selbst geworden waren. Aber da war immer die hartnäckige Hoffnung, das Bedürfnis zu glauben, dass man selbst die Ausnahme war, dass so etwas anderen passierte, deren Freunde nicht wie die eigenen waren. Er rief andere Freunde an. Nosa, der Nigeria sofort nach dem Studium verlassen hatte, holte ihn an einem U-Bahnhof ab und fuhr mit ihm zu einem Pub, in dem sich bald noch weitere Freunde einfanden. Sie schüttelten Hände, schlugen sich auf den Rücken und tranken Bier vom Fass. Sie lachten über Geschichten aus der Schule und erzählten wenig Einzelheiten über ihr jetziges Leben. Als Obinze sagte, dass er eine Sozialversicherungsnummer brauche, und fragte: »Jungs, wie mache ich das?«, schüttelten alle vage den Kopf.

»Halt die Ohren offen, Mann«, sagte Chidi.

»Du müsstest näher am Zentrum von London sein. In Essex bist du zu weit weg«, sagte Wale.

Und als Nosa ihn später zur U-Bahn fuhr, fragte Obinze ihn: »Und wo arbeitest du jetzt?«

»Im Untergrund. Echt stressig, aber es wird besser werden«, sagte Nosa. Obwohl Obinze wusste, dass er die U-Bahn meinte, dachte er bei dem Wort »Untergrund« an endlose Tunnel, die sich tief in die Erde bohrten und nirgendwo endeten.

»Was ist mit Mr Schlaumeier Emenike?«, fragte Nosa, sein Tonfall bösartig. »Ihm geht es ausgezeichnet, er wohnt in Islington mit seiner

Telegram:@shabarsbibliothek

oyinbo Frau, die so alt ist, dass sie seine Mutter sein könnte. Er ist so was von schick geworden. Redet nicht mehr mit gewöhnlichen Leuten. Er könnte dir helfen.«

»Er war viel unterwegs, ich habe ihn noch nicht getroffen«, sagte Obinze und hörte klar und deutlich, wie schwach seine Begründung klang.

»Wie geht es deinem Cousin Iloba?«, fragte Nosa. »Ich habe ihn letztes Jahr bei der Hochzeit von Emekas Bruder getroffen.«

Obinze hatte noch nicht einmal daran gedacht, dass Iloba jetzt in London lebte; er hatte ihn zum letzten Mal kurz vor dem Abschluss seines Studiums gesehen. Iloba stammte lediglich aus dem Dorf seiner Mutter, war jedoch so begeistert gewesen von dieser Art von »Verwandtschaft«, dass auf dem Campus alle annahmen, sie wären Cousins. Iloba setzte sich oft lächelnd und unaufgefordert an den Tisch von Obinze und seinen Freunden in einer Kneipe am Straßenrand. Oder er tauchte am Sonntagnachmittag vor Obinzes Tür auf, wenn Obinze müde vom sonntäglichen Nichtstun war. Einmal hatte Iloba Obinze im Universitätshof »Hallo, Bruder!« zugerufen, ihn angehalten und ihm von allen Todesfällen und Hochzeiten im Dorf seiner Mutter erzählt, von Leuten, die Obinze kaum kannte. »Udoakpuanyi ist vor ein paar Wochen gestorben. Hast du ihn nicht gekannt? Er hat neben deiner Mutter gewohnt.« Obinze nickte und gab passende Laute von sich, ertrug Iloba geduldig, weil Iloba so nett und selbstvergessen war. Seine Hosen waren immer zu eng und zu kurz, so dass seine knochigen Fußgelenke herausragten; sie hatten ihm den Spitznamen »Iloba Springauf« eingebracht.

Obinze ließ sich von Nicholas seine Telefonnummer geben und rief ihn an.

»Der Zed! Bruder! Ich wusste gar nicht, dass du in London bist!«, sagte Iloba. »Wie geht es deiner Mutter? Was ist mit deinem Onkel, der die Frau

Telegram:@shabarsbibliothek

aus Abagana geheiratet hat? Wie geht es Nicholas?« Iloba klang, als wäre er einfach glücklich. Es gibt Menschen, die von Geburt an unfähig sind, sich in dunklen Gefühlen, in Komplikationen zu verfangen, und Iloba war einer von ihnen. Obinze bewunderte solche Menschen und langweilte sich mit ihnen. Als Obinze fragte, ob Iloba ihm dabei helfen könnte, eine Sozialversicherungsnummer zu bekommen, hätte er verstanden, wenn Iloba ein wenig ungehalten, ein wenig mürrisch reagiert hätte – schließlich rief er ihn nur an, weil er ihn brauchte –, doch er war überrascht, dass Iloba aufrichtig bestrebt war, ihm zu helfen.

»Ich würde dir meine überlassen, aber ich arbeite gerade damit, und es wäre ein bisschen riskant«, sagte Iloba.

»Wo arbeitest du?«

»In der City. Sicherheitsdienst. Es ist nicht leicht in diesem Land, wirklich nicht, aber wir kommen über die Runden. Ich mag die Nachtschicht, weil ich dann Zeit habe, für meine Kurse zu lernen. Ich mache einen Master in Management am Birkbeck College.« Iloba hielt inne. »Zed, mach dir keine Sorgen, wir stecken die Köpfe zusammen. Ich frage herum und melde mich bei dir.«

Zwei Wochen später rief Iloba an und sagte, dass er jemanden gefunden hätte. »Er heißt Vincent Obi und kommt aus Abia. Ein Freund von mir hat den Kontakt hergestellt. Er will dich morgen Abend treffen.«

Sie trafen sich in Ilobas Wohnung. Der Block hatte etwas Klaustrophobisches, überall Beton, keine Bäume, die Mauern verschrammt. Alles wirkte zu klein, zu eng.

»Schöne Wohnung, Iloba«, sagte Obinze, nicht weil die Wohnung schön war, sondern weil Iloba eine Wohnung in London hatte.

»Ich hätte gesagt, dass du bei mir unterkommen kannst, Zed, aber zwei meiner Cousins wohnen bei mir.« Iloba stellte Bierflaschen und einen

Telegram:@shabarsbibliothek

kleinen Teller mit frittiertem *Chin-chin* auf den Tisch. Dieses Ritual der Gastfreundschaft ließ heißes Heimweh in Obinze aufwallen. Er erinnerte sich daran, wie er an Weihnachten mit seiner Mutter in ihr Dorf gefahren war und die Tanten ihm Teller mit *Chin-chin* angeboten hatten.

Vincent Obi war ein kleiner rundlicher Mann, der in einer weiten Jeans und einem unansehnlichen Mantel steckte. Als sie sich die Hand gaben, musterten sie sich gegenseitig. Aus der geraden Haltung von Vincents Schultern und der Schroffheit seines Verhaltens schloss Obinze, dass der Mann zwangsweise sehr früh gelernt hatte, seine Probleme selbst zu lösen. Obinze stellte sich sein Leben in Nigeria vor: eine staatliche Oberschule voller barfüßiger Schüler, ein Polytechnikum, bezahlt mit Hilfe mehrerer Onkel, eine kinderreiche Familie und eine Schar Abhängiger in seinem Dorf, die bei jedem Besuch große Brotlaibe und Taschengeld erwarteten, das er gewissenhaft unter ihnen verteilte. Obinze sah sich mit Vincents Augen: Kind einer Universitätsdozentin, das mit Butter auf dem Brot aufgewachsen war und jetzt seine Hilfe brauchte. Anfänglich bemühte Vincent einen britischen Akzent.

»Das ist ein Geschäft, klar, aber ich helfe dir. Du kannst meine Sozialversicherungsnummer benutzen und gibst mir vierzig Prozent von deinem Verdienst«, sagte Vincent. »Das ist ein Geschäft. Wenn ich nicht kriege, was ich verlange, melde ich dich.«

»Bruder«, sagte Obinze. »Das ist ein bisschen zu viel. Du kennst meine Lage. Ich habe nichts. Bitte, geh etwas runter.«

»Fünfunddreißig Prozent sind mein bestes Angebot. Es ist ein Geschäft.« Er hatte den Akzent abgelegt und sprach jetzt nigerianisches Englisch. »Wie du weißt, gibt es viele Leute in deiner Lage.«

Iloba meldete sich in Igbo zu Wort. »Vincent, mein Bruder versucht Geld zu sparen und Papiere zu kriegen. Fünfunddreißig sind zu viel, *o rika,*

Telegram:@shabarsbibliothek

bíko. Bitte, hilf uns.«

»Ihr wisst, dass manche die Hälfte nehmen. Ja, er ist in einer schlimmen Lage, aber das sind wir alle. Ich helfe ihm, aber es ist ein Geschäft.« Vincent sprach Igbo mit einem ländlichen Akzent. Er legte die Versicherungskarte auf den Tisch und schrieb bereits seine Kontonummer auf einen Zettel. Ilobas Handy klingelte. An diesem Abend, als es dämmerte und der Himmel sich blasslila verfärbte, wurde Obinze zu Vincent.

Telegram:@shabarsbibliothek

26

Obinze alias Vincent informierte seine Arbeitsvermittlung, dass er nach dem Erlebnis mit dem Scheißhaufen auf dem Toilettendeckel den Job nicht mehr machen würde. Er durchforstete die Stellenangebote in den Zeitungen, telefonierte und gab die Hoffnung nicht auf, und dann bot ihm die Vermittlung einen anderen Job an. Er sollte die breiten Gänge in einem Lagerhaus putzen, in dem Reinigungsmittel verpackt wurden. Ein bleicher, dunkelhaariger Brasilianer putzte das Gebäude neben seinem. »Ich bin Vincent«, sagte Obinze, als sie sich in einem Hinterzimmer trafen.

»Ich bin Dee.« Pause. »Nein, du bist kein Engländer. Du kannst es aussprechen. In Wirklichkeit heiße ich Duerdinhito, aber die Engländer können es nicht aussprechen, deswegen nennen sie mich Dee.«

»Duerdinhito«, wiederholte Obinze.

»Ja!« Ein hingerissenes Lächeln. Eine kleine Verbundenheit unter Ausländern. Während sie ihre Staubsauger leerten, unterhielten sie sich über die Olympischen Spiele von 1996, Obinze schadenfroh, dass Nigeria Brasilien und dann Argentinien geschlagen hatte.

»Kanu war gut, das gebe ich zu«, sagte Duerdinhito. »Aber Nigeria hatte auch Glück.«

Jeden Abend war Obinze mit weißem chemischen Staub bedeckt. Körnige Partikel nisteten sich in seinen Ohren ein. Während er putzte, versuchte er, so flach wie möglich zu atmen aus Angst vor den in der Luft schwebenden Gefahren, bis ihn sein Chef feuerte, weil Stellen abgebaut wurden. Sein nächster Job war eine Vertretung bei einer Firma, die Küchen

Telegram:@shabarsbibliothek

auslieferte. Wochenlang saß er neben weißen Fahrern, die ihn »Hilfsarbeiter« nannten und zu zahllosen lauten Baustellen voller Lärm und Männern mit Helmen fuhren, wo er hölzerne Planken lange Treppen hinaufschleppte, ohne dass ihm jemand half. In dem Schweigen, in dem sie fuhren, und an dem Tonfall, in dem sie »Hilfsarbeiter!« sagten, spürte Obinze ihre Abneigung. Als er einmal stolperte und so heftig auf sein Knie fiel, dass er zum Wagen zurückhumpelte, sagte der Fahrer im Lager anschließend zu den anderen: »Das Knie gefällt dem Pfleger nicht, der Neger kriegt Gymnastikpflicht.« Sie lachten. Ihre Feindseligkeit wurmte ihn, aber nicht allzu sehr; ihm war wichtig, dass er vier Pfund in der Stunde verdiente, mehr wenn er Überstunden leistete, und als er in ein anderes Auslieferungslager in West Thurrock geschickt wurde, sorgte er sich, dass er dort vielleicht keine Überstunden machen könnte.

Der Chef des neues Lagerhauses sah aus, wie sich Obinze den archetypischen Engländer vorstellte, groß und dünn, sandfarbenes Haar und blaue Augen. Doch er lächelte, und in Obinzes Vorstellung lächelten Engländer nicht. Er hieß Roy Snell und hatte einen festen Händedruck.

»So, Vincent, du bist also aus Afrika?«, fragte er, als er Obinze durch das Lagerhaus führte, das so groß war wie ein Fußballfeld, viel größer als das letzte, überall wurden Lieferwagen beladen, platte Kartons zu tiefen Kisten gefaltet und Gespräche geführt.

»Ja. Ich bin in Birmingham geboren, aber mit sechs zurück nach Nigeria.« Das war die Geschichte, die er und Iloba am überzeugendsten fanden.

»Warum bist du zurückgekommen? Wie schlimm ist die Lage in Nigeria?«

»Ich will rausfinden, ob ich hier ein besseres Leben haben kann.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Roy Snell nickte. Er wirkte wie ein Mann, auf den das Wort »vergnügt« immer passte. »Du arbeitest heute mit Nigel, er ist unser Jüngster«, sagte er und deutete auf einen Mann mit einem blassen teigigen Körper, stachligem dunklen Haar und einem nahezu engelsgleichen Gesicht. »Ich glaube, es wird dir bei uns gefallen, Vinny Boy!« Er hatte fünf Minuten gebraucht, um von Vincent zu Vinny Boy überzugehen, und wenn sie während der nächsten Monate in der Mittagspause Tischtennis spielten, sagte Roy zu den Männern: »Einmal muss ich Vinny Boy schlagen!« Und sie schmunzelten und wiederholten: »Vinny Boy.«

Es amüsierte Obinze, wie eifrig die Männer jeden Morgen ihre Zeitungen durchblätterten, bei den Fotos der großbusigen Frauen innehielten, sie betrachteten, als wäre es ein höchst interessanter Artikel und ganz und gar anders als das Foto auf der gleichen Seite am Tag zuvor, in der Woche zuvor. Während sie darauf warteten, dass ihre Wagen beladen wurden, drehten sich ihre Gespräche immer um Autos, Fußball und vor allem Frauen, jeder Mann erzählte eine Geschichte, die der Geschichte, die er am Tag zuvor, in der Woche zuvor erzählt hatte, zu ähnlich war und zu zweifelhaft klang, und jedes Mal erwähnten sie Höschen – *die Braut ließ ihr Höschen aufblitzen* –, was Obinze noch mehr amüsierte, denn in Nigeria verstand man unter Höschen Shorts, und er stellte sich diese sexy Frauen in schlechtsitzenden khakifarbenen Shorts vor, wie er sie in der Oberschule getragen hatte.

Roy Snells morgendliche Begrüßung bestand aus einem Schlag auf den Bauch. »Vinny Boy! Alles klar? Alles in Ordnung?« Er setzte Obinzes Namen stets auf die Liste für die Arbeit außerhalb, die besser bezahlt wurde, fragte ihn immer, ob er am Wochenende arbeiten wollte, was mehr Geld brachte, erkundigte sich stets nach Mädchen. Es war, als ob Roy ihm besonders zugetan war, ihn beschützen wollte.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Du hast nicht mehr gevögelt, seitdem du in England bist, stimmt’s, Vinny Boy? Ich kann dir die Nummer von einer Braut geben.«

»Ich habe eine Freundin zu Hause«, sagte Obinze.

»Na und?«

Ein paar Männer in der Nähe lachten.

»Meine Freundin hat Zauberkäfte«, sagte Obinze.

Roy fand das komischer, als Obinze gedacht hätte. Er lachte und lachte. »Sie kann hexen, stimmt’s? Okay, dann eben nicht. Ich wollte schon immer mal nach Afrika, Vinny Boy. Ich glaube, ich werde Urlaub machen, nach Nigeria fliegen und dich besuchen, wenn du wieder dort bist. Du kannst mir das Land zeigen und mir nigerianische Bräute vorstellen, Vinny Boy, aber keine Hexerei.«

»Ja, das ließe sich machen.«

»Oh, ich weiß, dass sich das machen ließe. Du siehst aus, als wüsstest du, was man mit Bräuten alles so anstellt«, sagte Roy und schlug Obinze wieder auf den Bauch.

Roy teilte Obinze oft zur Arbeit mit Nigel ein, vielleicht weil sie die beiden jüngsten Männer waren. Am ersten Morgen fiel Obinze auf, dass die anderen Männer, die Kaffee aus Pappbechern tranken und die Tafeln studierten, um zu sehen, wer mit wem zusammenarbeitete, Nigel auslachten. Nigel hatte keine Augenbrauen; die rosa Flecken nackter Haut, wo seine Augenbrauen hätten sein sollen, verliehen seinem runden Gesicht etwas Unfertiges, Gespenstisches.

»Ich hab mich im Pub betrunken, und meine Freunde haben mir die Augenbrauen abrasiert«, sagte er zu Obinze, als wollte er sich entschuldigen.

»Keine Bräute mehr für dich, bis deine Augenbrauen nachgewachsen sind, Junge«, rief einer der Männer, als Nigel und Obinze zum Lieferwagen

Telegram:@shabarsbibliothek

gingen. Obinze sicherte die Waschmaschinen auf der Ladefläche, zog an den Gurten, bis sie fest saßen, stieg ein und studierte den Stadtplan, um die schnellste Route zu den Lieferadressen zu suchen. Nigel raste um die Kurven und murmelte vor sich hin, wie schlecht die Leute heutzutage fuhren. An einer Ampel holte Nigel eine Flasche Cologne aus der Tasche zu seinen Füßen, besprühte sich den Hals und hielt sie Obinze hin.

»Nein, danke«, sagte Obinze. Nigel zuckte die Schultern. Ein paar Tage später bot er sie ihm wieder an. Im Wageninneren roch es nach dem Cologne, und Obinze öffnete von Zeit zu Zeit das Fenster, um tief Luft zu holen.

»Du bist noch nicht lange hier und hast die Sehenswürdigkeiten noch nicht gesehen, stimmt's, Kumpel?«, fragte Nigel.

»Stimmt«, sagte Obinze.

Und Nigel fuhr ihn herum, wenn sie die Lieferungen im Zentrum frühzeitig erledigt hatten, zeigte ihm den Buckingham Palast, das Parlament, die Tower Bridge, sprach dabei unentwegt über die Arthritis seiner Mutter und die Titten seiner Freundin Haley. Es dauerte eine Weile, bis er alles verstand, was Nigel sagte, wegen seines Akzents, der eine extremere Version des Akzents der Leute war, mit denen Obinze früher gearbeitet hatte, jedes Wort verdreht und in die Länge gezogen, bis es als etwas anderes aus ihrem Mund kam. Einmal sagte Nigel »männlich«, und Obinze verstand »grämlich«, und als er endlich begriff, was Nigel meinte, lachte Nigel und sagte: »Du sprichst feines Englisch, stimmt's? Afrikanisches Englisch.«

Ein paar Monate später, nachdem sie einen neuen Kühlschrank an eine Adresse in Kensington geliefert hatten, sagte Nigel über den älteren Mann, der in die Küche gekommen war: »Er ist ein richtiger Herr.« Nigels Tonfall war voller Bewunderung und ein bisschen eingeschüchtert. Der Mann hatte

Telegram:@shabarsbibliothek

ungepflegt und verkatert gewirkt, sein Haar zerzaust, sein Bademantel offen bis zum Bauch, und er hatte verschmitzt gesagt: »Ihr wisst, wie man ihn aufstellt«, als glaubte er, sie würden es nicht wissen. Obinze staunte, dass Nigel, der den Mann für einen »richtigen Herrn« hielt, sich nicht über die schmutzige Küche beschwerte, wie er es normalerweise getan hätte. Und hätte der Mann mit einem anderen Akzent gesprochen, hätte Nigel ihn knausrig genannt, weil er ihnen kein Trinkgeld gab.

Sie waren unterwegs zur nächsten Lieferadresse in South London, und Obinze hatte den Empfänger gerade angerufen, um ihm mitzuteilen, dass sie gleich eintreffen würden, als Nigel herausplatzte: »Was sagt man zu einem Mädchen, das man mag?«

»Wie meinst du das?«, fragte Obinze.

»Also, die Sache ist die, ich vögel Haley nicht wirklich. Ich mag sie, aber ich weiß nicht, wie ich es ihr sagen soll. Neulich bin ich um ihr Haus geschlichen, und da war ein anderer Kerl.« Nigel hielt inne. Obinze bemühte sich, ernst zu bleiben. »Du siehst aus, als wüsstest du, was man zu den Bräuten sagt«, fügte Nigel hinzu.

»Sag ihr einfach, dass du sie magst«, sagte Obinze und dachte, wie mühelos Nigel im Lager mit den anderen Männern Geschichten erzählte, wie er Haley gevögelt hatte oder ihre Freundin, als Haley im Urlaub war. »Keine Spielchen und kein Theater. Sag einfach: Ich mag dich, und ich finde dich schön.«

Nigel bedachte ihn mit einem gekränkten Blick. Es war, als hätte er sich davon überzeugt, dass Obinze geschickt im Umgang mit Frauen war, und würde etwas Tiefgründiges von ihm erwarten. Und während Obinze die Spülmaschine auf eine Karre lud und sie zur Tür rollte, wünschte er, dem wäre so. Eine Inderin öffnete die Tür, eine stattliche, freundliche Hausfrau, die ihnen Tee anbot. Viele Leute boten ihnen Tee oder Wasser an. Einmal

Telegram:@shabarsbibliothek

hatte eine traurig dreinblickende Frau Obinze ein kleines Glas hausgemachter Marmelade angeboten, und er hatte gezögert, doch er spürte, dass sich ihr Unglück vergrößern würde, wenn er ablehnte, und er hatte die Marmelade mit nach Hause genommen, wo sie noch immer ungeöffnet im Kühlschrank stand.

»Danke, danke«, sagte die Inderin, nachdem Obinze und Nigel die neue Spülmaschine angeschlossen und die alte abtransportiert hatten.

An der Tür gab sie Nigel ein Trinkgeld. Nigel war der einzige Fahrer, der die Trinkgelder gerecht mit Obinze teilte; die anderen taten oft so, als würden sie vergessen zu teilen. Eine alte Jamaikanerin hatte Obinze einmal, als er mit einem anderen Mann arbeitete, zehn Pfund in die Tasche gesteckt, als der Fahrer nicht hinsah. »Danke, Bruder«, sagte sie, und am liebsten hätte er seine Mutter in Nsukka angerufen und es ihr erzählt.

Telegram:@shabarsbibliothek

27

Eine düstere Dämmerung senkte sich über London, als Obinze in das Café der Buchhandlung ging und sich mit einem Mokka und einem Blaubeermuffin setzte. Seine Fußsohlen schmerzten angenehm. Es war nicht allzu kalt; im Wolljackett von Nicholas, das jetzt über der Stuhllehne hing, hatte er geschwitzt. Das war sein wöchentlicher Luxus: in die Buchhandlung gehen, einen überteuerten Kaffee trinken, so viel wie möglich umsonst lesen und wieder zu Obinze werden. Manchmal bat er darum, nach einer Lieferung im Zentrum abgesetzt zu werden, und dann schlenderte er herum, betrat schließlich eine Buchhandlung und sank in einer ruhigen Ecke auf den Boden. Er las zeitgenössische amerikanische Romane, weil er hoffte, darin einen Widerhall, eine Ausformung seiner Sehnsüchte zu finden, ein Gespür für das Amerika, von dem ein Teil zu sein er sich gewünscht hatte. Er wollte Bescheid wissen über den Alltag in Amerika, darüber was die Leute aßen, was sie beschäftigte, was sie beschämte und was sie anzog, doch er las ein Buch nach dem anderen und war enttäuscht: Nichts war gravierend, nichts ernst, nichts dringend, und das meiste löste sich auf ironische Weise in nichts auf. Er las amerikanische Zeitschriften und Zeitungen, die britischen Zeitungen überflog er nur, weil immer mehr Artikel zum Thema Einwanderung erschienen und jeder neue Panik in ihm entfachte. *Schulen überlaufen von Asylbewerbern.* Er hatte immer noch keine heiratswillige Frau gefunden. Letzte Woche hatte er sich mit zwei Nigerianern getroffen, entfernte Freunde eines Freundes, die behaupteten, sie würden eine Frau aus Osteuropa kennen, und er hatte ihnen

Telegram:@shabarsbibliothek

hundert Pfund gegeben. Jetzt reagierten sie nicht mehr auf seine Anrufe, es schaltete sich immer sofort die Mailbox ein. Er hatte sein Muffin halb gegessen und nicht bemerkt, wie rasch sich das Café gefüllt hatte. Er fühlte sich wohl, sogar behaglich und war in einen Zeitschriftenartikel vertieft, als eine Frau und ein kleiner Junge zu seinem Tisch kamen und fragten, ob sie sich zu ihm setzen dürften. Sie waren nussfarben und dunkelhaarig. Er vermutete, dass sie aus Bangladesh oder Sri Lanka waren.

»Natürlich«, sagte er und schob seinen Stapel Bücher und Zeitschriften beiseite, obwohl sie nicht auf der Tischhälfte lagen, an die sie sich setzten. Der Junge war acht oder neun, trug einen Pullover mit einer Mickey Mouse darauf und hielt einen blauen Gameboy in der Hand. Die Frau trug einen Nasenring, ein winziges gläsernes Ding, das glitzerte, wenn sie den Kopf bewegte. Sie fragte ihn, ob er genügend Platz für seine Zeitschriften habe, ob sie ihren Stuhl ein wenig wegrücken solle. Dann sagte sie in einem schmunzelnden Tonfall, der eindeutig für Obinze bestimmt war, zu ihrem Sohn, dass sie nicht wirklich wisse, ob die hölzernen Stäbchen neben dem Zucker zum Umrühren gedacht seien.

»Ich bin kein Baby mehr!«, sagte ihr Sohn, als sie sein Muffin aufschneiden wollte.

»Ich wollte es dir nur leichter machen.«

Obinze blickte auf und sah, dass sie mit ihrem Sohn sprach, ihn jedoch aus dem Augenwinkel wehmütig beobachtete. Diese zufällige Begegnung mit einer Fremden eröffnete Möglichkeiten, und er überlegte, wohin sie führen könnten.

Der kleine Junge hatte ein reizendes neugieriges Gesicht. »Lebst du in London?«, fragte er Obinze.

»Ja«, sagte Obinze, doch dieses Ja erzählte seine Geschichte nicht: dass er zwar in London lebte, aber unsichtbar war, eine Existenz wie ein

Telegram:@shabarsbibliothek

ausradierter Bleistiftstrich führte, jedes Mal, wenn er einen Polizisten sah oder irgendjemanden in Uniform, irgendjemanden, der auch nur entfernt nach Obrigkeit roch, gegen den Drang kämpfte davonzulaufen.

»Sein Vater ist letztes Jahr gestorben«, sagte die Frau leise. »Das sind unsere ersten Ferien in London ohne ihn. Wir sind jedes Jahr kurz vor Weihnachten gekommen.« Die Frau nickte ununterbrochen, während sie sprach, und der Junge blickte verärgert drein, als wollte er nicht, dass Obinze das erfuhr.

»Das tut mir leid«, sagte Obinze.

»Wir waren in der Tate«, sagte der Junge.

»Hat es dir gefallen?«, fragte Obinze.

»Es war langweilig.« Er blickte finster drein.

Seine Mutter stand auf. »Wir müssen los. Wir gehen ins Theater.« An ihren Sohn gewandt fügte sie hinzu: »Den Gameboy wirst du nicht mitnehmen, das ist dir doch klar.«

Der Junge ignorierte sie, sagte »Tschüss« zu Obinze und ging zur Tür. Die Mutter sah Obinze lang an, noch wehmütiger als zuvor. Vielleicht hatte sie ihren Mann sehr geliebt, und jetzt fühlte sie sich zum ersten Mal wieder zu einem Mann hingezogen, und das war eine erstaunliche Offenbarung für sie. Er schaute ihnen nach, überlegte, ob er aufstehen und sie fragen sollte, wie er sie erreichen könnte, doch er tat es nicht. Die Frau hatte etwas an sich, was ihn an Liebe denken ließ, und wenn er an Liebe dachte, fiel ihm immer Ifemelu ein. Dann überkam ihn aus heiterem Himmel Lust auf Sex. Eine Welle der Lust. Er wollte jemanden vögeln. Er würde Tendai eine SMS schicken. Er hatte sie auf einer Party kennengelernt, zu der Nosa ihn mitgenommen hatte, und damals war er in ihrem Bett gelandet. Bei der klugen, breithüftigen Tendai aus Simbabwe, die die Gewohnheit hatte, zu lange in der Badewanne zu liegen. Sie starrte ihn erschrocken an, als er zum

Telegram:@shabarsbibliothek

ersten Mal ihre Wohnung putzte und *Jollof*-Reis für sie kochte. Sie war es einfach nicht gewohnt, von einem Mann gut behandelt zu werden, und sie ließ ihn nicht aus den Augen, als würde sie ängstlich den Atem anhalten und darauf warten, dass er sie missbrauchte. Sie wusste, dass er keine Papiere hatte. »Sonst wärst du einer der Nigerianer, die in der IT arbeiten und einen BMW fahren«, sagte sie. Sie hatte eine britische Aufenthaltsgenehmigung und sollte in einem Jahr ihren Pass bekommen, und sie deutete an, dass sie willens war, ihm zu helfen. Aber er wollte sein Verhältnis zu ihr nicht verkomplizieren, indem er sie wegen seiner Papiere heiratete; eines Tages würde sie erwachen und wäre überzeugt, dass er sie nicht nur deswegen geheiratet hatte.

Bevor er die Buchhandlung verließ, schickte er Tendai eine SMS: *Bist du zu Hause? Wollte vorbeikommen.* Als er zur U-Bahn ging, fiel ein gefrierender Nieselregen, winzige Tropfen auf seinem Jackett, und als er ankam, bemerkte er die vielen Spuckeflecken auf der Treppe. Warum warteten die Leute nicht, bis sie oben waren, bevor sie ausspuckten? Er setzte sich auf einen fleckigen Platz in dem lauten Zug, ihm gegenüber eine Frau, die Zeitung las. *Sprecht Englisch zu Hause, rät Blunkett den Immigranten.* Er konnte sich sehr gut vorstellen, was in dem Artikel stand. Es wurden jetzt so viele Artikel wie dieser in den Zeitungen veröffentlicht, ein Echo von Radio und Fernsehen und mancher Gespräche der Männer im Lager. Der Wind, der über die Britischen Inseln wehte, stank nach der Angst vor Asylbewerbern und infizierte alle mit Panik vor einem bevorstehenden Untergang. Die Artikel wurden geschrieben und gelesen schlicht und einfach, als lebten Verfasser und Leser in einer Welt, in der die Gegenwart losgelöst von der Vergangenheit existierte, und sie zogen nie in Betracht, dass es der normale Lauf der Geschichte war: der Strom schwarzer und brauner Menschen nach Großbritannien aus Ländern, die

Telegram:@shabarsbibliothek

Großbritannien erschaffen hatte. Und doch verstand er es. Diese Verdrängung der Vergangeheit musste tröstlich sein. Die Frau faltete die Zeitung zusammen und sah ihn an. Sie hatte strähniges braunes Haar und einen harten, argwöhnischen Blick. Was dachte sie wohl? Fragte sie sich, ob er einer der illegalen Einwanderer war, die eine bereits überbevölkerte Insel noch weiter übervölkerten? Später im Zug nach Essex fiel ihm auf, dass die Leute um ihn herum alle Nigerianer waren und laute Gespräche in Yoruba und Pidgin führten, und einen Augenblick lang sah er diese entfesselte nicht-weiße Fremdheit durch die argwöhnischen Augen der weißen Frau in der U-Bahn. Er dachte wieder an die Frau aus Sri Lanka oder Bangladesh und an die Trauer, aus der sie gerade erst auftauchte, und er dachte an seine Mutter und Ifemelu und an das Leben, das er sich gewünscht hatte, und an das Leben, das er jetzt führte, geprägt von Arbeit und Lesen, von Panik und Hoffnung. Er hatte sich noch nie zuvor so einsam gefühlt.

Telegram:@shabarsbibliothek

28

Eines Morgens im Frühsommer, als die Luft belebend warm war, kam Obinze ins Lager und wusste augenblicklich, dass etwas nicht stimmte. Die Männer mieden es, ihn anzusehen, bewegten sich unnatürlich steif, und Nigel ging rasch, zu rasch auf die Toilette, als er Obinze sah. Sie wussten es. Sie mussten es irgendwie herausgefunden haben. Sie kannten die Schlagzeilen über Asylbewerber, die das Gesundheitssystem auslaugten, sie wussten von den Horden, die eine bereits überbevölkerte Insel weiter übervölkerten, und jetzt wussten sie, dass er einer der Verdammten war und unter einem Namen arbeitete, der nicht seiner war. Wo war Roy Snell? Rief er die Polizei? Rief man in so einem Fall die Polizei? Obinze versuchte, sich an Einzelheiten der Geschichten von Leuten zu erinnern, die geschnappt und deportiert worden waren, aber sein Kopf war leer. Er kam sich nackt vor. Er wollte sich umdrehen und davonlaufen, doch er ging gegen seinen Willen weiter zum Verladebereich. Er spürte eine Bewegung in seinem Rücken, schnell und heftig und zu nah, und bevor er sich umwenden konnte, stülpte ihm jemand einen Papierhut auf den Kopf. Es war Nigel, neben ihm eine Gruppe grinsender Männer.

»Alles Gute zum Geburtstag, Vinny Boy!«, sagten sie.

Obinze erstarrte, entsetzt über die völlige Leere in seinem Kopf. Dann begriff er, was los war. Vincents Geburtstag. Roy musste es den Männern gesagt haben. Er selbst hatte nicht daran gedacht, sich an Vincents Geburtstag zu erinnern.

»Oh!« Mehr brachte er nicht heraus, ihm war schlecht vor Erleichterung.

Telegram:@shabarsbibliothek

Nigel bat ihn in die Kaffeeküche, wo sich alle Männer versammelten. Sie waren alle weiß außer Patrick aus Jamaika, reichten Muffins und Coke herum, die sie von ihrem Geld zu Ehren eines Geburtstags gekauft hatten, den sie für seinen hielten, und während er mit ihnen dasaß, stiegen ihm Tränen in die Augen, weil ihm etwas klargeworden war: Er fühlte sich sicher.

An diesem Abend rief ihn Vincent an, und Obinze war etwas überrascht, weil Vincent ihn nur einmal vor Monaten angerufen hatte, als er seine Bank gewechselt und ihm seine neue Kontonummer mitgeteilt hatte. Er fragte sich, ob er ihm gratulieren sollte, ob der Anruf irgendetwas mit seinem Geburtstag zu tun hatte.

»Vincent, *kedu*?«, sagte er.

»Ich will eine Erhöhung.«

Hatte Vincent das in einem Film gehört? Diese Worte »Ich will eine Erhöhung« klangen gekünstelt und komisch. »Ich will fünfundvierzig Prozent. Ich weiß, dass du jetzt mehr arbeitest.«

»Vincent, *ahn-ahn*. Wie viel verdiene ich schon? Du weißt, dass ich das Geld spare, um zu heiraten.«

»Fünfundvierzig Prozent«, sagte Vincent und legte auf.

Obinze beschloss, ihn zu ignorieren. Er kannte Typen wie Vincent; sie bedrängten einen, um herauszufinden, wie weit sie gehen konnten, und dann machten sie einen Rückzieher. Wenn er anriefe und versuchte zu verhandeln, sähe sich Vincent womöglich veranlasst, noch mehr Forderungen zu stellen. Vincent würde es nicht riskieren, das Geld zu verlieren, das er jede Woche auf sein Konto einzahlte. Und als Roy eines Morgens eine Woche später in dem geschäftigen Treiben von Männern und Wagen sagte: »Vinny Boy, komm einen Augenblick in mein Büro«, dachte sich Obinze nichts dabei. Auf Roys Schreibtisch lag eine gefaltete Zeitung,

Telegram:@shabarsbibliothek

obenauf das Bild einer großbusigen Frau. Roy stellte langsam seine Kaffeetasse auf die Zeitung. Ihm schien unbehaglich zumute, er schaute Obinze nicht direkt an.

»Jemand hat gestern angerufen und gesagt, dass du nicht der bist, für den du dich ausgibst, dass du illegal hier bist und unter dem Namen eines Briten arbeitest.« Es folgte eine Pause. Obinze war gelähmt vor Überraschung. Roy griff erneut zu seiner Kaffeetasse. »Warum bringst du morgen nicht deinen Pass mit, und wir klären das, okay?«

Obinze murmelte die ersten Worte, die ihm einfielen. »Okay. Ich bringe morgen meinen Pass mit.« Er verließ das Büro und wusste, dass er sich nie würde daran erinnern können, was er ein paar Augenblicke zuvor empfunden hatte. Bat Roy ihn, seinen Pass mitzubringen, um ihm die Entlassung leichter zu machen, ihm die Möglichkeit eines Abgangs zu geben, oder glaubte Roy tatsächlich, dass sich der Anrufer geirrt hatte? Warum würde jemand so etwas behaupten, wenn es nicht wahr wäre? Nie zuvor hatte Obinze sich so angestrengt, normal zu erscheinen, wie er es an diesem Tag tat, die Wut zu bezähmen, die ihn verschlang. Nicht der Gedanke an die Macht, die Vincent über ihn hatte, raubte ihm nahezu den Verstand, sondern die Rücksichtslosigkeit, mit der er sie ausübte. Am Abend verließ er zum letzten Mal das Lagerhaus und wünschte mehr als alles andere, dass er Nigel und Roy seinen wahren Namen genannt hätte.

Ein paar Jahre später in Lagos, als Chief ihm riet, einen Weißen zu suchen, den er als Generaldirektor präsentieren konnte, rief Obinze Nigel an. Er hatte noch immer dieselbe Handy-Nummer.

»Hier spricht Vinny Boy.«

»Vincent! Wie geht es dir, Kumpel?«

»Mir geht’s gut, und dir?«, sagte Obinze. Später sagte er: »Vincent ist nicht mein richtiger Name, Nigel. Ich heiße Obinze. Ich habe einen Job für

Telegram:@shabarsbibliothek

dich in Nigeria.«

Telegram:@shabarsbibliothek

29

Die Angolaner erzählten ihm, dass die Lage sich »verschlechtert« habe oder »schwierig« sei, unklare Angaben, die jede neue Forderung nach noch mehr Geld rechtfertigen sollten.

»Das haben wir nicht vereinbart«, sagte Obinze, oder »Ich habe im Moment kein extra Geld«, und sie erwiderten: »Die Lage hat sich verschlechtert« in einem Tonfall, der vermutlich von einem Schulterzucken begleitet wurde. Dann folgte ein Schweigen, eine Wortlosigkeit, die ihm bedeutete, dass es sein Problem war, nicht ihres. »Ich zahle Freitag«, sagte er schließlich, bevor er auflegte.

Cleotildes sanftmütige Sympathie beschwichtigte ihn. »Sie haben meinen Pass«, sagte sie, was er ziemlich bedrohlich fand, als würden sie sie als Geisel halten.

»Sonst könnten wir es einfach so tun«, fügte sie hinzu. Aber er wollte Cleotilde nicht ohne Hilfe heiraten. Es war zu wichtig, und er brauchte die Kompetenz, die Erfahrung der Angolaner, damit es klappte. Nicholas hatte ihm bereits Geld geliehen; er hatte es gehasst, ihn darum zu bitten, weil Nicholas ihn geringschätzig anschaute, als hielte er Obinze für einen verwöhnten Weichling und wollte ihm bedeuten, dass nicht viele Leute einen Cousin hatten, der ihnen Geld leihen konnte. Emenike war die einzige andere Person, die er fragen konnte. Als sie das letzte Mal telefoniert hatten, hatte Emenike gesagt: »Ich weiß nicht, ob du das Stück im West End schon gesehen hast, aber Georgina und ich waren gerade drin und sind begeistert«, als würde Obinze, der in dem Auslieferungslager arbeitete und

Telegram:@shabarsbibliothek

jeden Cent sparte und in ständiger Angst und Sorge lebte, auch nur im Traum daran denken, sich ein Stück im West End anzusehen. Emenikes Selbstbezogenheit hatte ihn verärgert, weil sie auf Missachtung und, schlimmer noch, Gleichgültigkeit ihm und seinem derzeitigen Leben gegenüber schließen ließ. Er rief Emenike an, sprach rasch, zwang die Worte heraus, sagte, dass er fünfhundert Pfund brauche, die er zurückzahlen würde, sobald er einen besseren Job hätte, und dann erzählte er ihm ruhiger von den Angolanern, und dass er kurz davor stünde zu heiraten, doch es gebe so viele zusätzliche Kosten, die er nicht eingeplant habe.

»Kein Problem. Treffen wir uns am Freitag«, sagte Emenike.

Jetzt saß Emenike ihm gegenüber in einem schwach beleuchteten Restaurant. Er hatte sein Jackett ausgezogen, darunter trug er einen makellosen braunen Kaschmirpullover. Er hatte nicht zugenommen wie die meisten seiner anderen Freunde, die im Ausland lebten, sondern sah noch genauso aus wie das letzte Mal, als Obinze ihn in Nsukka gesehen hatte.

»Mann, Zed, du siehst gut aus!«, sagte er, seine Worte unverhohlen unaufrichtig. Obinze sah selbstverständlich nicht gut aus, vom Stress hochgezogene Schultern, in Kleidern, die er von Nicholas geliehen hatte. »Tschuldige, tut mir leid, dass wir uns erst jetzt sehen. Ich arbeite wie verrückt, und außerdem sind wir in letzter Zeit viel gereist. Ich hätte dich gefragt, ob du bei uns wohnen willst, aber das kann ich nicht allein entscheiden. Georgina würde es nicht verstehen. Du weißt ja, dass diese *oyinbo*-Leute anders sind als wir.« Seine Lippen verzogen sich zu einem kleinen Grinsen. Er machte sich über seine Frau lustig, doch Obinze hörte an der leisen Hochachtung in seiner Stimme, dass der Spott von Respekt unterlegt war, dass er verspottete, was er wider Willen letztlich für überlegen hielt. Obinze dachte daran, was Kayode in der Oberschule

Telegram:@shabarsbibliothek

wiederholt über Emenike gesagt hatte: Er kann Bücher lesen, so viel er will, der Busch wird immer in seinem Blut bleiben.

»Wir sind gerade aus Amerika zurückgekommen. Mann, du musst nach Amerika fliegen. Kein anderes Land auf der Welt ist damit zu vergleichen. Wir sind nach Denver geflogen und dann nach Wyoming gefahren. Georgina hatte gerade einen wirklich schwierigen Fall abgeschlossen, erinnerst du dich, dass ich dir erzählt habe, dass ich in Hongkong war? Sie war wegen der Arbeit dort, und ich habe sie für ein verlängertes Wochenende besucht. Ich dachte jedenfalls, wir sollten nach Amerika fahren, sie hatte Urlaub nötig.« Emenikes Handy piepste. Er nahm es aus der Tasche, schaute darauf, grimassierte, als wollte er gefragt werden, was die SMS besagte, aber Obinze fragte nicht. Er war müde; Iloba hatte ihm seine Versicherungskarte gegeben, obwohl es für beide riskant war, gleichzeitig zu arbeiten, aber alle Stellenvermittlungen, bei denen es Obinze bislang versucht hatte, wollten seinen Pass sehen, nicht nur die Karte. Sein Bier schmeckte schal, und er wünschte, Emenike würde ihm einfach das Geld geben. Doch Emenike redete weiter, gestikulierte, seine Bewegungen fließend und selbstsicher, seine Art noch immer die eines Mannes, der überzeugt war, dass er Dinge wusste, die andere nie wissen würden. Und doch war er auf eine Weise verändert, die Obinze nicht benennen konnte. Emenike sprach lang, begann fast jede Geschichte mit: »Was du über dieses Land wissen musst, ist Folgendes.« Obinzes Gedanken schweiften zu Cleotilde. Die Angolaner hatten gesagt, um keinen Verdacht zu erregen, sollten mindestens zwei Personen aus ihrem Umfeld nach Newcastle kommen, doch gestern hatte sie ihn angerufen und vorgeschlagen, nur eine Freundin mitzubringen, damit er nicht für zwei Leute die Zugfahrt und die Hotelübernachtung zahlen müsste. Er fand es nett, hatte sie jedoch gebeten, mit zwei Personen zu kommen; er wollte kein Risiko eingehen.

Telegram:@shabarsbibliothek

Emenike sprach über etwas, was in der Arbeit passiert war. »Ich war der Erste, der zu der Besprechung kam. Ich habe meine Unterlagen auf den Tisch gelegt und bin auf die Toilette gegangen. Als ich zurückkam, sagte dieser blöde *oyinbo*-Mann, Ah, wie ich sehe, haben Sie ein afrikanisches Zeitverständnis. Und weißt du, was? Ich habe ihn gerüffelt. Seitdem schreibt er mir E-Mails und will, dass wir zusammen was trinken gehen. Wozu?« Emenike nippte an seinem Bier. Es war sein drittes, und er war lockerer und lauter geworden. Alle Geschichten über die Arbeit standen unter demselben Motto: Jemand unterschätzte ihn anfänglich oder machte ihn schlecht, doch der Sieg ging am Ende an ihn dank eines letzten cleveren Worts oder einer ebensolchen Aktion.

»Ich vermisse *Naija*. Es ist schon so lange her, aber ich hatte bisher einfach keine Zeit, um nach Hause zu fahren. Außerdem würde Georgina eine Reise nach Nigeria nicht überleben!«, sagte Emenike und lachte. Er hatte sein Zuhause als Dschungel beschrieben und sich selbst als seinen Deuter.

»Noch ein Bier?«, fragte Emenike.

Obinze schüttelte den Kopf. Ein Mann, der zum Tisch hinter ihrem ging, schob Emenikes Jackett von der Stuhllehne.

»Ha, schau dir diesen Mann an. Er will mein Aquascutum ruinieren. Georgina hat es mir zu meinem letzten Geburtstag geschenkt«, sagte Emenike und hängte es erneut über die Lehne. Obinze kannte die Marke nicht, sah Emenikes Grinsen aber an, dass er von seiner Eleganz beeindruckt sein sollte.

»Willst du wirklich kein Bier mehr?«, fragte Emenike und schaute sich nach der Kellnerin um. »Sie ignoriert mich. Hast du bemerkt, wie unhöflich sie vorhin war? Diese Osteuropäer wollen einfach keine Schwarzen bedienen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Nachdem die Kellnerin seine Bestellung aufgenommen hatte, nahm Emenike einen Umschlag aus der Tasche. »Hier ist es, Mann. Ich weiß, du hast um fünfhundert gebeten, aber es sind tausend. Zähl bitte nach.«

Es zählen?, hätte Obinze beinahe gesagt, aber er verschluckte es. Auf nigerianische Weise wurde einem das Geld in die Hand gedrückt, dann schloss man die Faust darum und wandte den Blick ab, die überschwänglichen Dankesworte – und sie mussten überschwänglich sein – wurden weggewinkt, doch das Geld wurde auf keinen Fall gezählt, man schaute manchmal noch nicht einmal darauf, bis man allein war. Aber Emenike bat ihn, das Geld zu zählen. Und so tat er es, langsam, vorsätzlich schob er jeden Schein von der einen Hand in die andere und fragte sich dabei, ob Emenike ihn während all der Jahre in der Oberschule und an der Universität gehasst hatte. Er hatte nicht wie Kayode und die anderen Jungen über Emenike gelacht, aber er hatte ihn auch nicht verteidigt. Vielleicht hatte Emenike ihn für seine Neutralität verachtet.

»Danke, Mann«, sagte Obinze. Selbstverständlich waren es tausend Pfund. Glaubte Emenike, dass ihm auf dem Weg zum Restaurant fünfzig Pfund verlorengegangen waren?

»Es ist kein Darlehen«, sagte Emenike, lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und lächelte verkniffen.

»Danke, Mann« sagte Obinze noch einmal, und er war in der Tat dankbar und erleichtert. Er hatte sich Sorgen gemacht, was er vor der Hochzeit noch alles würde bezahlen müssen, und wenn er dafür auf sich nehmen musste, dass Emenike seine Macht auskostete und ihm dabei zusah, wie er sein geschenktes Geld zählte, dann war es eben so.

Emenikes Handy klingelte. »Georgina«, sagte er erfreut, bevor er sich meldete. Er erhob die Stimme ein wenig, damit Obinze auch ja kein Wort

Telegram:@shabarsbibliothek

entging. »Es ist phantastisch, ihn nach so langer Zeit wiederzusehen.« Dann nach einer Pause: »Natürlich, Liebling, so machen wir es.«

Er legte das Telefon weg und sagte zu Obinze: »Georgina kommt in einer halben Stunde, und dann können wir gemeinsam was essen gehen. Ist das okay?«

Obinze zuckte die Achseln. »Da sage ich nicht nein.«

Kurz bevor Georgina kam, sagte Emenike leise zu ihm: »Erwähn diese Ehegeschichte nicht vor Georgina.«

So wie Emenike über sie sprach, hatte er sich Georgina als eine zerbrechliche Unschuld vorgestellt, als zwar erfolgreiche Anwältin, die jedoch von den Übeln der Welt nicht wirklich etwas wusste, aber als sie kam – breites Gesicht, breiter Körper, kurzgeschnittenes braunes Haar, das ihr eine Aura von Effizienz verlieh –, sah er sofort, dass sie offen war, Bescheid wusste, der Welt sogar ein wenig überdrüssig war. Er glaubte, dass ihre Mandanten ihren Fähigkeiten augenblicklich vertrauten. Das war eine Frau, die die Finanzen einer Wohltätigkeitsorganisation überprüfte, bevor sie spendete. Das war eine Frau, die einen Besuch in Nigeria mühelos überleben würde. Warum hatte Emenike sie als glücklose englische Rose beschrieben? Sie drückte die Lippen auf Emenikes Mund, dann schüttelte sie Obinze die Hand.

»Hast du bestimmte Vorlieben?«, fragte sie Obinze und knöpfte ihren braunen Wildledermantel auf. »In der Nähe ist ein nettes indisches Restaurant.«

»Oh, das ist ein bisschen runtergekommen«, sagte Emenike. Er hatte sich verändert. Er modulierte seine Stimme anders, sprach langsamer, die Temperatur seines ganzen Wesens war gesunken. »Wir könnten in das neue Lokal in Kensington gehen, es ist nicht weit.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich bin nicht sicher, dass Obinze das interessant finden wird, Liebling«, sagte Goergina.

»Ach, ich glaube, es wird ihm gefallen«, sagte Emenike. Selbstgefälligkeit, das war die Veränderung. Er war mit einer Britin verheiratet, lebte in einem britischen Haus, hatte eine britische Stelle, reiste mit einem britischen Pass, meinte mit »Ertüchtigung« eine geistige und nicht eine körperliche Aktivität. Er hatte sich nach diesem Leben gesehnt und nie ganz geglaubt, dass er es schaffen würde. Jetzt war sein Rücken steif vor Selbstgefälligkeit. Er war satt. In dem Restaurant in Kensington brannte eine Kerze auf dem Tisch, und der blonde Kellner, der zu groß und zu gutaussehend war, um Kellner zu sein, servierte ihnen kleine Schalen mit etwas, was ein grünes Gelee zu sein schien.

»Unser neuer Zitronen-Thymian-Aperitif mit Komplimenten aus der Küche«, sagte er.

»Phantastisch«, sagte Emenike und führte sofort ein Ritual seines neuen Lebens aus: Er zog die Augenbrauen zusammen, konzentrierte sich, nippte am Mineralwasser und studierte die Speisekarte. Er und Georgina diskutierten über die Vorspeisen. Der Kellner wurde gerufen, um eine Frage zu beantworten. Es verblüffte Obinze, wie ernst Emenike seine Initiation in das Voodoo des guten Essens nahm, denn als der Kellner ihm etwas brachte, was wie drei elegante Streifen Unkraut aussah, für die er dreizehn Pfund bezahlen würde, rieb sich Emenike vor Vergnügen die Hände. Obinzes Burger wurde in vier Teile geschnitten in einem großen Martiniglas serviert. Als Georginas Essen kam, ein Haufen rotes rohes Rindfleisch, über das ein Ei geschlagen war, versuchte Obinze nicht hinzusehen, sonst wäre er versucht gewesen, sich zu übergeben.

Meistens redete Emenike, erzählte Georgina von ihrer gemeinsamen Schulzeit, ließ Obinze kaum zu Wort kommen. In den Geschichten waren er

Telegram:@shabarsbibliothek

und Obinze die beliebten Spitzbuben, die in glanzvolle Schwierigkeiten gerieten. Obinze beobachtete Georgina und merkte erst jetzt, dass sie mindestens acht Jahre älter war als Emenike. Ihre männlichen Gesichtszüge wurden durch ihr häufiges kurzes Lächeln weicher, aber es war ein nachdenkliches Lächeln, das Lächeln einer geborenen Skeptikerin, und er fragte sich, wie viel sie von Emenikes Geschichten glaubte, wie viel Liebe ihr den Verstand vernebelt hatte.

»Wir haben morgen Abend bei uns zum Essen eingeladen, Obinze«, sagte Georgina. »Du musst kommen.«

»Stimmt, ich habe vergessen, es zu erwähnen«, sagte Emenike.

»Du musst wirklich kommen. Es werden ein paar Freunde da sein, und ich glaube, sie werden dir gefallen«, sagte Georgina.

»Ich komme gern«, sagte Obinze.

Wenige guterhaltene Stufen führten zu der grünen Tür ihres Reihenhauses in Islington, in dem es nach Gebratenem roch, als Obinze ankam. Emenike ließ ihn ein. »Der Zed! Du bist früh dran, wir sind gerade mit der Küche fertig. Setz dich in mein Arbeitszimmer, bis die anderen da sind.« Emenike führte ihn hinauf in sein Arbeitszimmer, einen sauberen hellen Raum, der dank der weißen Bücherregale und der weißen Vorhänge noch heller wirkte. Die Fenster nahmen einen Großteil der Wände ein, und Obinze stellte sich das Zimmer am Nachmittag vor, lichtdurchflutet, und sich selbst in dem Sessel neben der Tür, versunken in ein Buch.

»Ich hol dich gleich wieder ab«, sagte Emenike.

Auf dem Fenstersims standen Fotos von Emenike: blinzelnd in der Sixtinischen Kapelle, die Hand zum Siegeszeichen erhoben vor der Akropolis, vor dem Colosseum, sein Hemd von der gleichen nussbraunen Farbe wie die Mauer der Ruinen. Pflichtbewusst und entschlossen besuchte

Telegram:@shabarsbibliothek

er die Orte, die man gesehen haben sollte, und dachte dabei nicht an die Dinge, die er besichtigte, sondern an die Fotos, die er aufnahm, und die Leute, die sie anschauen würden. Die Leute, die von seiner Teilnahme an diesen Triumphen erfahren würden. Obinzes Blick fiel auf Graham Greene. Er nahm *Das Herz aller Dinge* heraus und begann das erste Kapitel zu lesen, sehnte sich plötzlich nach der Zeit, als er ein Teenager gewesen war und seine Mutter das Buch alle paar Monate gelesen hatte.

Emenike kam herein. »Ist das Waugh?«

»Nein.« Er hielt ihm den Buchumschlag hin. »Meine Mutter liebt dieses Buch. Sie hat immer versucht, mir ihre Liebe zur englischen Literatur nahezubringen.«

»Waugh ist der Beste. *Brideshead* ist das Buch, das einem perfekten Roman am nächsten kommt.«

»Ich finde, Waugh karikiert zu sehr. Ich verstehe diese sogenannten komischen englischen Romane nicht ganz. Mir kommt es vor, als könnten sie mit der wahren Komplexität des menschlichen Lebens nichts anfangen, und deswegen wenden sie sie ins Komische. Greene ist das andere Extrem, zu missmutig.«

»Nein, Mann, du musst Waugh noch einmal lesen. Ich mag Greene nicht besonders, aber der erste Teil von *Das Ende einer Affäre* ist großartig.«

»Dieses Zimmer ist ein Traum«, sagte Obinze.

Emenike zuckte die Schultern. »Willst du Bücher? Nimm, was du willst.«

»Danke, Mann«, sagte Obinze. Er würde es nicht tun.

Emenike schaute sich um, als sähe er das Zimmer mit neuen Augen. »Den Schreibtisch haben wir in Edinburgh gefunden. Georgina hatte schon ein paar gute Möbel, und dann haben wir gemeinsam noch ein paar neue Stücke gefunden.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Obinze fragte sich, ob Emenike in seinem neuen Leben so vollständig aufging, dass er sogar, wenn sie allein waren, von »guten Möbeln« sprach, als wäre die Vorstellung von »guten Möbeln« Nigerianern nicht völlig fremd, für die neue Sachen neu auszusehen hatten. Obinze wollte jetzt nichts dazu sagen, zu viel hatte sich in ihrem Verhältnis zueinander bereits verändert. Er folgte ihm nach unten. Der Esstisch war ein Durcheinander von Farben, bunte, nicht zusammenpassende Keramikteller, manche davon angeschlagen, rote Weingläser, dunkelblaue Servietten. In der Mitte des Tisches schwammen in einer Silberschale milchweiße Blüten im Wasser. Emenike stellte ihn vor.

»Das sind Georginas alter Freund Mark und seine Frau Hannah, die übrigens gerade ihre Doktorarbeit über den weiblichen Orgasmus oder den Orgasmus israelischer Frauen fertigstellt.«

»So einen speziellen Fokus habe ich nun auch wieder nicht«, sagte Hannah zu allgemeinem Gelächter und schüttelte Obinze herzlich die Hand. Sie hatte ein gebräuntes breites Gesicht, das Gesicht einer Person, die keine Konflikte ertrug. Mark, blass und zerknautscht, drückte ihr die Schulter, lachte aber nicht. Er sagte auf nahezu formelle Weise »Guten Abend« zu Obinze.

»Das ist unser guter Freund Phillip, der beste Anwalt von London – nach Georgina natürlich«, sagte Emenike.

»Sind alle Männer in Nigeria so umwerfend wie du und dein Freund?«, fragte Phillip Emenike und geriet auf spöttische Weise in Verzückung, als er Obinze die Hand schüttelte.

»Du musst nach Nigeria kommen und dich umsehen«, sagte Emenike und zwinkerte Phillip kokett zu.

Phillip war schlank und elegant, sein rotes Seidenhemd am Kragen geöffnet. Sein manieriertes Verhalten, die eleganten Bewegungen seiner

Telegram:@shabarsbibliothek

Handgelenke, die in der Luft flatternden Finger erinnerten Obinze an einen Jungen in der Oberschule – er hieß Hadome –, der angeblich andere Schüler dafür bezahlte, dass sie ihm den Schwanz lutschten. Einmal hatten Emenike und zwei andere Jungen Hadome in die Toilette gelockt und ihn verprügelt, Hadomes Auge schwoll so schnell zu, dass es bis zum Schulschluss grotesk aussah, wie eine dicke dunkle Aubergine. Obinze hatte mit anderen Jungen vor der Toilette gestanden. Sie hatten sich nicht an der Schlägerei beteiligt, aber gelacht, gehöhnt, angestachelt und »Homo! Homo!« gerufen.

»Und das ist unsere Freundin Alexa. Alexa ist gerade in eine neue Wohnung in Holland Park gezogen, nachdem sie jahrelang in Frankreich gelebt hat. Wir können uns also glücklich schätzen, dass wir sie in Zukunft öfter sehen werden. Sie arbeitet in einem Musikverlag. Und ist außerdem eine hervorragende Dichterin«, sagte Emenike.

»Ach, hör auf«, sagte Alexa, wandte sich an Obinze und fragte: »Und wo bist du her, Lieber?«

»Nigeria.«

»Nein, nein, ich meine in London.«

»Ich wohne in Essex«, sagte Obinze.

»Verstehe«, sagte sie, als wäre sie enttäuscht. Sie war eine kleine Frau mit einem blassen Gesicht und tomatenrotem Haar. »Sollen wir essen?« Sie nahm einen Teller in die Hand und betrachtete ihn.

»Ich liebe diese Teller. Bei Georgina und Emenike ist es nie langweilig, stimmt’s?«, sagte Hannah.

»Wir haben sie in einem Basar in Indien gekauft«, sagte Emenike. »Handgemacht von Frauen auf dem Land. Sind sie nicht schön? Seht ihr diese Details am Rand?« Er hob einen Teller hoch.

»Reizend«, sagte Hannah und sah Obinze an.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ja, sehr hübsch«, murmelte Obinze. Diese Teller, die amateurhaft bemalt und an den Rändern unbeholfen geformt waren, würden in Nigeria nie Gästen vorgesetzt. Er war sich immer noch nicht sicher, ob Emenike zu jemandem geworden war, der etwas für schön hielt, weil es von armen Menschen in einem fremden Land handgefertigt war, oder ob er bloß gelernt hatte, so zu tun. Georgina schenkte die Getränke ein. Emenike servierte die Vorspeise, Krabben mit hartgekochten Eiern. Er ließ einen umsichtigen, wohlkalibrierten Charme spielen und sagte oft »Ach, du liebe Zeit«. Als Phillip sich über das französische Paar beschwerte, das in Cornwall ein Haus direkt neben seinem baute, fragte Emenike: »Nehmen sie dir den Sonnenuntergang?«

Nehmen sie dir den Sonnenuntergang? Es würde Obinze oder irgendjemandem, mit dem er aufgewachsen war, nie in den Sinn kommen, so eine Frage zu stellen.

»Und wie war Amerika?«, fragte Phillip.

»Faszinierend, wirklich. Wir waren ein paar Tage bei Hugo in Jackson, Wyoming. Du hast Hugo letztes Weihnachten kennengelernt, nicht wahr, Mark?«

»Ja. Was macht er dort?« Im Gegensatz zu seiner Frau schien Mark unbeeindruckt von den Tellern und hatte es nicht für nötig befunden, einen in die Hand zu nehmen und genau anzusehen.

»Es ist ein Wintersportort, aber keiner, der vornehm tut. In Jackson sagen sie, dass Leute, die in Aspen Ski fahren, erwarten, dass ihnen jemand die Skistiefel zumacht«, sagte Georgina.

»Der Gedanke, in Amerika Ski zu fahren, macht mich ganz krank«, sagte Alexa.

»Warum?«, fragte Hannah.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Gibt es neben den Liften auch ein Disneyland mit Mickey Mouse im Skianzug?«, sagte Alexa.

»Alexa war nur einmal in Amerika, als sie noch in die Schule ging, aber sie hasst es gern aus der Ferne«, sagte Georgina.

»Ich liebe Amerika aus der Ferne schon mein ganzes Leben lang«, sagte Obinze. Alexa wandte sich ihm etwas überrascht zu, als hätte sie nicht damit gerechnet, dass er sich am Gespräch beteiligte. Im Licht des Kronleuchters glühte ihr Haar seltsam und unnatürlich.

»Mir ist aufgefallen, dass viele Engländer Amerika einerseits verehren und zugleich zutiefst ablehnen«, fügte Obinze hinzu.

»Völlig richtig«, sagte Phillip und nickte Obinze zu. »Völlig richtig. Es ist die elterliche Ablehnung eines Kindes, das viel schöner geworden ist als sie und ein interessanteres Leben führt.«

»Aber die Amerikaner lieben uns Briten, sie lieben unseren Akzent und die Queen und die Doppeldeckerbusse«, sagte Emenike. Da, er hatte es ausgesprochen: Der Mann hielt sich für einen Briten.

»Und die große Offenbarung, die Emenike zuteil wurde, während wir dort waren?«, sagte Georgina und lächelte. »Der Unterschied zwischen dem amerikanischen und britischen ›Bye‹.«

»Bye?«, sagte Alexa.

»Ja. Er behauptet, dass wir es viel mehr in die Länge ziehen, während die Amerikaner es kurz machen.«

»Das war eine große Offenbarung. Es erklärt den gesamten Unterschied zwischen den beiden Ländern«, sagte Emenike wohl wissend, dass sie lachen würden, und sie taten es. »Ich habe auch über die unterschiedliche Art nachgedacht, wie sie mit Ausländern umgehen. Amerikaner lächeln dich an und sind extrem freundlich, aber wenn du nicht Cory oder Chad heißt, geben sie sich keine Mühe, deinen Namen richtig auszusprechen. Die

Telegram:@shabarsbibliothek

Briten sind ruppig und argwöhnisch, wenn du zu freundlich bist, aber sie behandeln ausländische Namen mit allem Respekt.«

»Das ist interessant«, sagte Hannah.

Goergina sagte: »Es ist ein bisschen langweilig, darauf hinzuweisen, dass die Amerikaner auf einer Insel leben, wir sind da auch nicht viel besser, aber wenn in Amerika etwas Großes passiert, ist es bei uns eine Schlagzeile. Wenn hier was Großes passiert, wird in Amerika auf der letzten Seite berichtet, wenn überhaupt. Aber das Besorgniserregendste war meines Erachtens dieser schrille Nationalismus, meinst du nicht auch, Liebling?«

»Absolut«, sagte Emenike. »Oh, und wir waren bei einem Rodeo. Hugo hat gedacht, dass uns ein bisschen Kultur gefallen würde.«

Es wurde allgemein gekichert und gelacht.

»Und wir haben diese unglaubliche Kinderparade gesehen. Kleine Kinder mit stark geschminkten Gesichtern, und jede Menge Fähnchen wurden geschwungen und ständig wurde ›God Bless America‹ gesungen. Ich hatte Angst, dass es so ein Ort war, wo man nicht weiß, was passiert, wenn man ›Ich mag Amerika nicht‹ sagt.«

»Als ich meine Zeit als Assistenzarzt dort abgeleistet habe, fand ich auch, dass in Amerika ein Hurrapatriotismus herrscht«, sagte Mark.

»Mark ist Kinderchirurg«, sagte Georgina zu Obinze.

»Ich hatte den Eindruck, die Leute – das heißt progressive Leute, denn die amerikanischen Konservativen stammen von einem völlig anderen Planeten, auch im Vergleich mit unseren Tories – glauben, dass sie ihr Land sehr wohl kritisieren dürfen, aber sie mögen es überhaupt nicht, wenn Ausländer es tun«, sagte Mark.

»Wo warst du?«, fragte Emenike, als würde er noch die kleinste Ecke in Amerika kennen.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Philadelphia. An einem Kinderkrankenhaus. Ein bemerkenswertes Krankenhaus, und die Ausbildung dort war ausgezeichnet. In England hätte ich in zwei Jahren nicht so viele seltene Fälle gesehen wie dort in einem Monat.«

»Aber du bist nicht geblieben«, sagte Alexa nahezu triumphierend.

»Das hatte ich von Anfang an nicht vor.« Mark verzog keine Miene.

»Wenn wir schon dabei sind, ich bin jetzt Mitglied in dieser phantastischen Stiftung, die unser Land davon abbringen will, so viele Afrikaner im Gesundheitssystem einzustellen«, sagte Alexa. »In Afrika gibt es schlichtweg keine Ärzte und Krankenschwestern mehr. Das ist eine absolute Tragödie. Afrikanische Ärzte sollten in Afrika bleiben.«

»Warum sollten sie nicht praktizieren wollen, wo es immer Strom gibt und sie regelmäßig bezahlt werden?«, fragte Mark tonlos. Obinze spürte, dass er Alexa nicht ausstehen konnte. »Ich bin aus Grimsby, und ich möchte auf keinen Fall dort in einem Kreiskrankenhaus arbeiten.«

»Aber das ist doch nicht das Gleiche. Wir sprechen mit von den ärmsten Menschen der Welt. Als Afrikaner haben die Ärzte doch eine gewisse Verantwortung«, sagte Alexa. »Es ist doch wirklich nicht fair. Wenn sie schon das Privileg einer medizinischen Ausbildung haben, dann müssen sie auch die Verantwortung übernehmen, ihrem Volk zu helfen.«

»Ich verstehe. Aber ich gehe mal davon aus, dass keiner von uns diese Verantwortung für die völlig verarmten Städte im Norden Englands übernehmen sollte«, sagte Mark.

Alexa wurde rot. In dem plötzlichen angespannten Schweigen stand Georgina auf und sagte: »Seid ihr bereit für meinen Lammbraten?«

Sie lobten alle das Fleisch. Obinze allerdings wünschte, es wäre etwas länger im Ofen geblieben; er schnitt sorgfältig um seine Scheibe herum, aß den grauen Rand und ließ die Mitte, die rosa von Blut war, auf seinem

Telegram:@shabarsbibliothek

Teller liegen. Hannah leitete das Gespräch, als wollte sie die Wogen glätten, mit beruhigender Stimme griff sie Themen auf, bei denen sich alle einig waren, wechselte zu einem anderen, wenn Meinungsverschiedenheiten drohten. Die Konversation war symphonisch, Stimmen flossen in Übereinstimmung ineinander: wie entsetzlich es war, die chinesischen Muschelpflücker so zu behandeln, wie absurd die Idee von Gebühren für höhere Bildung, wie lächerlich die Stürmung des Parlaments durch die Befürworter der Fuchsjagd. Sie lachten, als Obinze sagte: »Ich verstehe nicht, warum die Fuchsjagd so ein großes Thema in diesem Land ist. Gibt es nichts Wichtigeres?«

»Was könnte denn wichtiger sein?«, fragte Mark lakonisch.

»Also, es ist für uns die einzig mögliche Weise, unseren Klassenkampf zu führen«, sagte Alexa. »Der niedere Landadel und die Aristokraten jagen, und wir, die liberale Mittelschicht, regen uns darüber auf. Wir wollen ihnen ihr albernes kleines Spielzeug wegnehmen.«

»Und ob wir das wollen«, sagte Phillip. »Es ist abscheulich.«

»Habt ihr gelesen, dass Blunkett gesagt hat, er wisse nicht, wie viele Immigranten im Land sind?«, fragte Alexa, und Obinze spannte sich sofort an, verspürte augenblicklich einen Druck auf der Brust.

»›Immigrant‹ ist selbstverständlich gleichbedeutend mit Muslim«, sagte Mark.

»Wenn er es wirklich wissen wollte, müsste er nur zu allen Baustellen im Land gehen und die Arbeiter dort zählen«, sagte Phillip.

»Es war interessant zu sehen, wie sie damit in Amerika umgehen«, sagte Georgina. »Sie machen ebenfalls ein Theater um die Einwanderer. Allerdings hat Amerika seine Immigranten immer besser behandelt als Europa.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ja, das stimmt, aber das liegt daran, dass die europäischen Länder immer auf Ausgrenzung beruhten und nicht wie Amerika auf Integration«, sagte Mark.

»Aber es ist auch eine andere Psychologie, oder?«, sagte Hannah. »Europäische Länder sind von Ländern umgeben, die ähnlich sind, während Amerika eine Grenze zu Mexiko hat, das letztlich ein Dritte-Welt-Land ist, und so entwickelt sich eine andere Psychologie, was Immigranten und Grenzen angeht.«

»Aber zu uns kommen keine Einwanderer aus Dänemark. Sie kommen aus Osteuropa, und das ist unser Mexiko«, sagte Alexa.

»Außer was Rasse angeht natürlich«, sagte Georgina. »Osteuropäer sind weiß. Mexikaner nicht.«

»Wie hast du das in Amerika erlebt, Emenike?«, fragte Alexa. »Es ist doch ein ungeheuer rassistisches Land, oder?«

»Dafür muss er nicht nach Amerika gehen, Alexa«, sagte Georgina.

»Mir schien, dass in Amerika Schwarze und Weiße gemeinsam arbeiten, aber nicht gemeinsam spielen, und hier spielen Schwarze und Weiße gemeinsam, aber sie arbeiten nicht gemeinsam«, sagte Emenike.

Die anderen nickten nachdenklich, als hätte er etwas Tiefgründiges von sich gegeben, doch Mark sagte: »Das verstehe ich nicht ganz.«

»Ich glaube, dass die Leute hier ihre Klassenzugehörigkeit mit der Luft einatmen. Jeder kennt seinen Platz. Sogar die Leute, die sich darüber aufregen, haben ihren Platz irgendwie akzeptiert«, sagte Obinze. »Ein weißer Junge und ein schwarzes Mädchen, die in diesem Land in derselben Arbeiterstadt aufwachsen, können zusammenfinden, und Rasse ist dann sekundär, aber in Amerika kommt Rasse immer an erster Stelle, selbst wenn der weiße Junge und das schwarze Mädchen in demselben Viertel aufwachsen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Alexa sah ihn erneut überrascht an.

»Ein bisschen vereinfacht, aber ja, das meine ich ungefähr«, sagte Emenike langsam und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. Obinze spürte eine Zurückweisung. Er hätte den Mund halten sollen; es war schließlich Emenikes Bühne.

»Aber du wirst doch hier nicht wirklich mit Rassismus konfrontiert, oder, Emenike?«, fragte Alexa, und ihr Tonfall implizierte, dass die Antwort nein lauten musste. »Natürlich haben die Leute Vorurteile, aber haben wir die nicht alle?«

»Also, nein«, sagte Georgina bestimmt. »Du solltest die Geschichte von dem Taxifahrer erzählen, Liebling.«

»Ach, diese Geschichte«, sagte Emenike, als er aufstand, um den Käse zu servieren. Er flüsterte Hannah etwas ins Ohr, das sie lächeln und seinen Arm berühren ließ. Wie begeistert er war, in Georginas Welt zu leben.

»Erzähl sie«, sagte Hannah.

Und Emenike erzählte. Eines Abends winkte er in der Upper Street einem Taxi; aus der Ferne sah er, dass das Licht vorne auf dem Dach brannte, doch als sich das Taxi ihm näherte, erlosch das Licht, und er vermutete, dass der Fahrer seinen Dienst beendet hatte. Nachdem das Taxi an ihm vorbeigefahren war, schaute er sich danach um und sah, dass das Licht wieder brannte und das Taxi ein Stück entfernt zwei weiße Frauen aufnahm.

Emenike hatte ihm die Geschichte bereits früher erzählt, und Obinze war betroffen, wie anders sie Emenike jetzt zum Besten gab. Er ließ die Wut unerwähnt, die er empfunden hatte, als er auf der Straße stand und dem Taxi nachsah. Er habe gebebt, hatte er zu Obinze gesagt, seine Hände hätten eine lange Weile gezittert, und er habe ein wenig Angst vor seiner eigenen Wut gehabt. Doch jetzt, als er seinen Rotwein austrank und Blüten vor ihm im

Telegram:@shabarsbibliothek

Wasser trieben, sprach er nicht zornig, sondern mit einer Art überlegenem Amüsement. Georgina warf ein: *Könnt ihr euch das vorstellen?*

Alexa, vom Rotwein berauscht, die Augen gerötet unter dem scharlachroten Haar, wechselte das Thema. »Blunkett muss vernünftig sein und dafür sorgen, dass dieses Land eine Zuflucht bleibt. Menschen, die einen schrecklichen Krieg überlebt haben, müssen aufgenommen werden!« Sie wandte sich an Obinze: »Meinst du nicht auch?«

»Ja«, sagte er und spürte, wie Entfremdung ihn wie ein Schauder durchfuhr.

Alexa und die anderen Gäste und vielleicht sogar Georgina verstanden, dass man vor einem Krieg flüchtete, vor der Art Armut, die menschliche Seelen zerdrückte, aber sie würden das Bedürfnis, der bedrückenden Lethargie der Chancenlosigkeit zu entkommen, nie begreifen. Sie verstanden nicht, warum Menschen wie er, die gutgenährt und ohne Durst, aber eingemauert in Unzufriedenheit aufgewachsen waren, die von Geburt an dazu konditioniert waren, auf andere Orte zu blicken, und felsenfest davon überzeugt waren, dass das wahre Leben an diesen anderen Orten stattfand, dass diese Menschen jetzt entschlossen waren, gefährliche Dinge zu tun, illegale Dinge, um zu entkommen. Keiner von ihnen war unterernährt oder ein Vergewaltigungsopfer oder stammte aus einem niedergebrannten Dorf, sie waren einfach nur ausgehungert nach Wahlmöglichkeiten und Sicherheit.

Telegram:@shabarsbibliothek

30

Nicholas schenkte Obinze einen Anzug zur Hochzeit. »Es ist ein guter italienischer Anzug«, sagte er. »Mir ist er zu klein, dir müsste er passen.« Die Hose war zu weit und blähte sich, als er den Gürtel festzog, doch das ebenfalls weite Jackett verbarg die unansehnlichen Stofffalten in der Taille. Nicht, dass es ihm wichtig gewesen wäre. Er war so darauf konzentriert, diesen Tag hinter sich zu bringen, an dem endlich sein Leben beginnen würde, dass er, wenn nötig, auch eine Babywindel angezogen hätte. Er und Iloba trafen Cleotilde in der Nähe des Civic Centre. Sie stand mit ihren Freundinnen unter einem Baum, ein weißes Band im Haar, ihre Augen kühn schwarz umrandet; sie sah älter und sexier aus. Ihr elfenbeinfarbenes Kleid spannte an den Hüften. Er hatte dafür bezahlt. »Ich habe kein Kleid, das sich für eine Hochzeit eignet«, hatte sie zu ihm am Telefon gesagt, als wollte sie sich entschuldigen. Sie umarmte ihn. Sie schien nervös, und er versuchte, seine eigene Nervosität in Zaum zu halten, indem er an später dachte: In weniger als einer Stunde würde er mit sichereren Schritten über die britischen Straßen gehen und sie küssen.

»Hast du die Ringe?«, fragte Iloba sie.

»Ja«, sagte Cleotilde.

Sie und Obinze hatten sie eine Woche zuvor gekauft, schlichte billige Ringe in einem Laden in einer Seitenstraße, und es hatte ihr so großes Vergnügen bereitet, verschiedene Ringe anzuprobieren, dass er sich fragte, ob sie wünschte, es wäre eine echte Hochzeit.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Noch eine Viertelstunde«, sagte Iloba. Er hatte sich zum Organisator ernannt. Er machte Fotos, hielt seine Digitalkamera auf sie und sagte: »Rückt näher zusammen. Okay, noch eins.« Seine übertrieben gute Laune regte Obinze auf. Während Obinze am Tag zuvor auf der Zugfahrt nach Newcastle die ganze Zeit aus dem Fenster geschaut hatte, da er nicht einmal in der Lage war zu lesen, hatte Iloba immerzu geredet, bis seine Stimme zu einem fernen Murmeln geworden war. Vielleicht wollte er Obinze davon abhalten, sich zu viele Sorgen zu machen. Jetzt unterhielt er sich freundlich mit Cleotildes Freundinnen über den neuen Trainer von Chelsea, über *Big Brother*, als hätten sie etwas ganz Gewöhnliches und Normales vor.

»Es ist so weit«, sagte Iloba. Sie gingen zum Civic Centre. Es war ein sonniger Nachmittag. Obinze öffnete die Tür, trat zur Seite, um den anderen den Vortritt zu lassen in den sterilen Flur, in dem sie stehenblieben, um sich zu orientieren, den Weg zum Standesamt zu finden. Neben der Tür standen zwei Polizisten und beobachteten sie mit kaltem Blick. Obinze kämpfte gegen die Panik. Es gab keinen Anlass zur Sorge, überhaupt keinen, sagte er sich, die Polizisten standen wahrscheinlich routinemäßig am Eingang des Civic Centre; doch er spürte in der unerwarteten Enge des Flurs, der plötzlich verhängnisvollen Atmosphäre, dass etwas nicht stimmte. Dann sah er einen Mann auf sich zukommen, die Ärmel hochgekrempelt, die Wangen so rot, als wären sie schrecklich geschminkt.

»Sind Sie Obinze Maduewesi?«, fragte der rotwangige Mann. In der Hand hielt er Papiere, und Obinze erkannte eine Fotokopie seines Passes.

»Ja«, sagte Obinze ruhig, und dieses Wort war das Eingeständnis dem rotwangigen Einwanderungsbeamten, Iloba, Cleotilde und sich selbst gegenüber, dass es vorbei war.

»Ihr Visum ist abgelaufen, und Sie haben kein Recht, sich in Großbritannien aufzuhalten«, sagte der rotwangige Mann.

Telegram:@shabarsbibliothek

Ein Polizist legte ihm Handschellen an. Er hatte das Gefühl, als würde er die Szene aus großer Distanz beobachten, er sah sich selbst zu dem Polizeiauto draußen gehen und auf den zu weichen Rücksitz sinken. So oft hatte er in der Vergangenheit gefürchtet, dass genau das geschehen würde, so viele Male hatte er sich vor Panik innerlich verknotet, und jetzt fühlte es sich an wie das dumpfe Echo von etwas längst Vorweggenommenem. Cleotilde hatte sich auf den Boden geworfen und zu weinen begonnen. Sie mochte nie im Land ihres Vaters gewesen sein, aber in diesem Augenblick war er davon überzeugt, dass sie Afrikanerin war; wie sonst könnte sie sich in so einer dramatischen Geste auf den Boden werfen? Er fragte sich, ob sie um ihn weinte oder um sich oder um das, was zwischen ihnen hätte sein können. Sie hatte keinen Grund zur Sorge, weil sie EU-Bürgerin war; die Polizisten würdigten sie kaum eines Blicks. Er war es, der das Gewicht der Handschellen während der Fahrt zum Polizeirevier spürte, der wortlos seine Armbanduhr, seinen Gürtel und seine Brieftasche abgab und zusah, wie der Polizist sein Handy nahm und es ausschaltete. Nicholas' weite Hose rutschte ihm die Hüfte hinunter.

»Ihre Schuhe. Ziehen Sie auch die Schuhe aus«, sagte der Polizist.

Er zog die Schuhe aus und ließ sich in eine Zelle führen. Sie war klein mit braunen Wänden, und die Eisenstäbe, die so dick waren, dass er sie mit den Händen nicht umfassen konnte, erinnerten ihn an den Schimpansenkäfig in Nsukkas elendem vergessenen Zoo. Von der hohen Decke hing eine Glühbirne. Die winzige Zelle wirkte weit und leer und widerhallend.

»Wussten Sie, dass Ihr Visum abgelaufen ist?«

»Ja«, sagte Obinze.

»Wollten Sie eine Scheinehe eingehen?«

»Nein. Cleotilde und ich sind seit einer Weile zusammen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich kann Ihnen einen Anwalt vermitteln, aber es ist völlig klar, dass Sie abgeschoben werden«, sagte der Einwanderungsbeamte gelassen.

Der Anwalt hatte ein aufgedunsenes Gesicht und dunkle Ringe unter den Augen und erinnerte Obinze an die vielen Filme, in denen der Pflichtverteidiger zerstreut und erschöpft ist. Er kam mit einer Tasche, die er jedoch nicht öffnete, und setzte sich Obinze gegenüber mit nichts in der Hand, keine Akte, kein Papier, keinen Stift. Er war freundlich und mitfühlend.

»Die Regierung hat gute Argumente, und wir können in Berufung gehen, aber um ehrlich zu sein, es wird die Sache nur verzögern, und Sie werden schließlich doch abgeschoben werden«, sagte er mit der Miene eines Mannes, der genau diese Sätze in genau diesem Tonfall öfter gesagt hatte, als er sich erinnern konnte oder wollte.

»Ich bin willens, nach Nigeria zurückzukehren«, sagte Obinze. Diese letzte Schicht seiner Würde war wie eine Hülle, die herunterglitt und die er unbedingt wieder über sich ziehen wollte.

Der Anwalt war überrascht. »Na gut«, sagte er und stand ein wenig zu hastig auf, als wäre er dankbar, dass ihm die Aufgabe erleichtert worden war. Obinze blickte ihm nach. Er würde auf einem Formular ankreuzen, dass sein Mandant sich bereit erklärt hatte, abgeschoben zu werden. »Abgeschoben.« Bei diesem Wort kam Obinze sich vor wie ein unbelebter Gegenstand. Wie ein Ding, das entfernt wurde. Wie ein Ding, das nicht atmete und nicht dachte. Ein Ding.

Er hasste das kalte Gewicht der Handschellen, die Abdrücke, die sie vermutlich auf seinen Handgelenken hinterließen, das Schimmern der miteinander verbundenen Ringe aus Stahl, die ihm die Bewegungsfreiheit nahmen. Er wurde in Handschellen durch die Halle des Flughafens von

Telegram:@shabarsbibliothek

Manchester geführt, und in der Kühle und im Lärm dieses Flughafens sahen ihn Männer, Frauen und Kinder, Reisende, Reinigungspersonal und Sicherheitsleute und fragten sich, was er wohl verbrochen hatte. Er fixierte den Blick auf eine große weiße Frau, die mit wehendem Haar und einem Rucksack auf dem Rücken eilig vor ihm ging. Sie würde seine Geschichte nicht verstehen, nicht begreifen, warum er jetzt mit Stahl um die Handgelenke durch den Flughafen ging, weil Menschen wie sie nicht mit Sorgen wegen eines Visums reisten. Vielleicht sorgte sie sich wegen Geld, wegen einer Unterkunft, vielleicht sogar wegen eines Visums, aber nie mit einer Angst, die an ihrem Rückgrat rüttelte.

Er wurde in einen Raum geführt, in dem triste Stockbetten an den Wänden standen. Drei Männer waren bereits da. Einer war aus Dschibuti, sagte wenig, lag da und starrte auf die Decke, als wollte er die Reise nachvollziehen, die für ihn in einem Haftraum im Flughafen von Manchester geendet hatte. Zwei waren Nigerianer. Der Jüngere saß auf seinem Bett und ließ ununterbrochen seine Fingerknöchel knacken. Der Ältere ging auf und ab und hörte nicht auf zu reden.

»Bruder, wie haben sie dich geschnappt?«, fragte er Obinze mit einer Vertrautheit, die Obinze ärgerte. Irgendetwas an dem Mann erinnerte ihn an Vincent. Obinze zuckte die Achseln und schwieg; nur weil er eine Zelle mit ihnen teilte, musste er nicht höflich sein.

»Könnte ich bitte irgendwas zu lesen haben?«, fragte Obinze eine Einwanderungsbeamtin, die gekommen war, um den Mann aus Dschibuti zu einem Besucher zu bringen.

»Zu lesen?«, wiederholte sie mit hochgezogenen Augenbrauen.

»Ja. Ein Buch oder eine Zeitschrift oder eine Zeitung«, sagte Obinze.

»Sie wollen lesen«, sagte sie, ihre Miene verächtlich und amüsiert. »Tut mir leid. Aber wir haben ein Fernsehzimmer, und dort dürfen Sie nach dem

Telegram:@shabarsbibliothek

Mittagessen fernsehen.«

Im Fernsehzimmer befand sich eine Gruppe Männer, viele davon Nigerianer, die laut redeten. Die anderen Männer saßen in ihre Sorgen versunken da, hörten den Geschichten der Nigerianer zu, lachten manchmal oder bedauerten sich selbst.

»Ah, das is mein zweites Mal. Das erste Mal war ich mit ’nem anderen Pass da«, sagte einer.

»Mich haben sie in der Arbeit erwischt.«

»Ich kenne einen Typ, den sie deportiert haben, er ist zurückgekommen und hat jetzt Papiere. Und jetzt will er mir helfen«, sagte ein anderer.

Obinze beneidete sie. Sie waren Männer, die beiläufig Namen und Pässe wechselten, die vorhatten, zurückzukommen und es wieder zu versuchen, weil sie nichts zu verlieren hatten. Er war nicht so geschickt wie sie; er war weich, aufgewachsen mit Cornflakes und Büchern, erzogen von einer Mutter zu einer Zeit, als es noch kein Luxus war, die Wahrheit zu sagen. Er schämte sich, bei ihnen, einer von ihnen zu sein. Sie hatten nicht sein Schamgefühl, und auch darum beneidete er sie.

In der Abschiebehaft fühlte er sich wund, gehäutet, als wären ihm die äußeren Schichten seines Wesens abgezogen worden. Die Stimme seiner Mutter am Telefon klang nahezu fremd, sie sprach ein sprödes nigerianisches Englisch und erklärte ihm ruhig, er solle jetzt stark sein und sie würde ihn in Lagos am Flughafen abholen. Und er erinnerte sich daran, wie sie vor Jahren, als die Regierung von General Buhari keine lebenswichtigen Güter mehr ausgab und sie keine kostenlosen Dosen mit Milch mehr bekam, zu Hause Sojabohnen stampfte, um Milch zu machen. Sojamilch sei nährstoffreicher als Kuhmilch, sagte sie, und obwohl er sich weigerte, morgens diese körnige Flüssigkeit zu trinken, tat sie das

Telegram:@shabarsbibliothek

Vernünftige und trank sie klaglos. Und jetzt am Telefon verhielt sie sich genauso, sagte, dass sie ihn abholen würde, als hätte sie diese Möglichkeit, dass ihr Sohn in Abschiebehaft saß und darauf wartete, aus einem Überseeland deportiert zu werden, immer in Betracht gezogen.

Er dachte viel an Ifemelu, was sie wohl tat, wie sich ihr Leben verändert hatte. An der Universität hatte sie einmal zu ihm gesagt: »Weißt du, was ich in der Oberschule am meisten an dir bewundert habe? Dass du kein Problem damit hattest, ›Ich weiß nicht‹ zu sagen. Andere Jungs haben so getan, als wüssten sie, was sie nicht wussten. Aber du hattest das Selbstvertrauen und konntest immer zugeben, dass du etwas nicht weißt.« Er hatte es für ein ungewöhnliches Kompliment gehalten und dieses Bild seiner selbst geschätzt, vielleicht weil er wusste, dass es nicht ganz der Wahrheit entsprach. Er fragte sich, wie sie reagieren würde, wenn sie wüsste, wo er jetzt war. Sie wäre auf jeden Fall mitfühlend, aber wäre sie auch ein kleines bisschen enttäuscht? Beinahe hätte er Iloba gebeten, Kontakt mit ihr aufzunehmen. Es wäre nicht schwer, sie zu finden. Er wusste, dass sie in Baltimore lebte. Aber er bat Iloba nicht darum. Wenn Iloba ihn besuchte, sprach er von Anwälten. Ihnen war beiden klar, dass es keinen Sinn hatte, dennoch sprach Iloba von Anwälten. Er saß Obinze gegenüber, stützte den Kopf auf die Hand und sprach von Anwälten. Obinze fragte sich, ob manche dieser Anwälte nur in Ilobas Kopf existierten. »Ich kenne eine Anwalt in London, er ist Ghanaer und hat diesen Mann ohne gültige Papiere vertreten. Der Mann saß fast schon im Flugzeug, und dann war er frei. Er arbeitet jetzt in der IT-Branche.« Dann wieder fand Iloba Trost im Offensichtlichen. »Wenn die Trauung nur stattgefunden hätte, bevor sie gekommen sind«, sagte er. »Weißt du, wenn sie gekommen wären, nachdem ihr zu Mann und Frau erklärt worden wärt, nur eine Sekunde später, dann hätten sie dich nicht anrühren dürfen.« Obinze nickte.

Telegram:@shabarsbibliothek

Er wusste es, und Iloba wusste, dass er es wusste. Bei seinem letzten Besuch, nachdem Obinze ihm mitgeteilt hatte, dass er am nächsten Tag nach Dover verlegt würde, begann Iloba zu weinen. »Zed, es hätte nicht so ausgehen sollen.«

»Iloba, was redest du für einen Unsinn? Hör auf zu weinen, mein Freund«, sagte Obinze, erfreut, dass er Stärke heucheln konnte.

Doch als Nicholas und Ojiugo ihn besuchten, mochte er nicht, wie angestrengt sie versuchten, positiv zu sein, fast so zu tun, als läge er nur krank im Krankenhaus. Sie saßen ihm an dem nackten kalten Tisch gegenüber und sprachen über Alltägliches, Ojiugo ein bisschen zu schnell, und Nicholas sagte in einer Stunde mehr als sonst in Wochen. Nne war ins National Children's Orchestra aufgenommen worden, Nna hatte einen weiteren Preis gewonnen. Sie brachten ihm Geld, Romane, eine Tasche mit Kleidung. Nicholas hatte für ihn eingekauft, die meisten Sachen waren neu und passten ihm. Ojiugo fragte immer wieder: »Und behandeln sie dich gut? Behandeln sie dich auch gut?«, als wäre die Behandlung entscheidend und nicht die traurige Realität, dass er in Abschiebehaft saß und deportiert würde. Niemand verhielt sich normal. Sie standen alle im Bann seines Missgeschicks.

»Sie warten auf freie Plätze für einen Flug nach Lagos«, sagte Obinze. »Ich bleibe in Dover, bis es einen freien Platz gibt.«

Obinze hatte in einer Zeitung über Dover gelesen. Ein ehemaliges Gefängnis. Es kam ihm surreal vor, als sie durch das elektronisch gesicherte Tor fuhren, an den hohen Mauern vorbei, dem Stacheldraht. Seine Zelle war kleiner, kälter als die in Manchester, und sein Zellengenosse, ebenfalls Nigerianer, erklärte, dass er sich nicht deportieren lassen würde. Er hatte ein hartes, fleischloses Gesicht. »Wenn sie mich ins Flugzeug bringen wollen, werde ich mein Hemd und meine Schuhe ausziehen. Ich werde Asyl

Telegram:@shabarsbibliothek

beantragen«, sagte er zu Obinze. »Wenn man Hemd und Schuhe auszieht, bringen sie dich nicht ins Flugzeug.« Er wiederholte es wie ein Mantra. Hin und wieder furzte er laut und wortlos, und manchmal sank er mitten in der winzigen Zelle auf die Knie, hob die Hände und betete: »Herr im Himmel, ich preise deinen Namen! Nichts ist zu viel für dich! Ich segne deinen Namen!« Seine Handflächen waren von tiefen Furchen durchzogen. Obinze fragte sich, was für Gräueltaten diese Hände erlebt hatten. Er meinte in der Zelle zu ersticken, durfte sie nur für den Hofgang und zum Essen verlassen, Essen, das an eine Schüssel mit Würmern erinnerte. Er konnte nichts essen, verlor Gewicht, wurde immer weniger. An dem Tag, an dem er frühmorgens zu einem Wagen geführt wurde, bedeckte ein Flaum wie Teppichgras seinen Unterkiefer. Es war noch nicht hell. Mit ihm fuhren zwei Frauen und fünf Männer, alle in Handschellen, alle mit dem Ziel Nigeria. Im Flughafen Heathrow wurden sie durch die Pass- und Sicherheitskontrolle und in ein Flugzeug geführt, während andere Passagiere sie anstarrten. Sie saßen in der letzten Reihe neben den Toiletten. Obinze rührte sich während des ganzen Fluges nicht. Er wollte nichts essen. »Nein, danke«, sagte er zur Stewardess.

Die Frau neben ihm sagte erfreut: »Oh, kann ich seins haben?« Auch sie war in Dover gewesen. Sie hatte sehr dunkle Lippen und eine überschwängliche, nicht kleinzukriegende Art. Er war überzeugt, dass sie sich einen weiteren Pass mit einem anderen Namen besorgen und es wieder versuchen würde.

Als das Flugzeug zum Landeanflug auf Lagos ansetzte, kam eine Flugbegleiterin und sagte laut: »Ihr dürft nicht aussteigen. Ein Einwanderungsbeamter wird kommen und sich um euch kümmern.« Sie blickte angewidert drein, als wären sie Verbrecher, die Schande über alle aufrechten Nigerianer, wie sie eine war, gebracht hatten. Das Flugzeug

Telegram:@shabarsbibliothek

leerte sich. Obinze schaute aus dem Fenster zu einem alten Düsenflugzeug, das im milden Licht des späten Nachmittags dastand, bis ein uniformierter Mann den Gang entlangkam. Sein Bauch war riesig; es musste ihn Mühe gekostet haben, sein Hemd zuzuknöpfen.

»Ja, ja, ich bin wegen euch da. Willkommen zu Hause!«, sagte er gutgelaunt, und Obinze dachte an die Neigung der Nigerianer zu lachen, sich wenn irgend möglich zu amüsieren. Er hatte es vermisst. »Wir lachen zu viel«, hatte seine Mutter einmal gesagt. »Vielleicht sollten wir weniger lachen und stattdessen unsere Probleme lösen.«

Der Mann in Uniform führte sie in ein Büro und reichte ihnen Formulare. Name. Alter. Land, aus dem Sie kommen.

»Haben sie dich gut behandelt?«, fragte der Mann Obinze.

»Ja.«

»Und hast du was für die Jungs?«

Obinze sah ihn einen Augenblick lang an, sein offenes Gesicht, seine schlichte Weltsicht; Deportationen erfolgten jeden Tag, und die Lebenden lebten weiter. Obinze zog einen Zehn-Pfund-Schein von dem Geld, das Nicholas ihm gegeben hatte, aus der Tasche. Der Mann nahm ihn lächelnd.

Draußen war es, als würde er Dampf einatmen; ihm wurde ein wenig schwindlig. Eine neue Traurigkeit hüllte ihn ein, die Traurigkeit der bevorstehenden Tage, wenn seine Welt aus dem Gleichgewicht geraten und sein Blick verschwommen wäre. In einem abgesperrten Bereich in der Ankunftshalle, etwas abseits von den anderen Leuten, wartete seine Mutter auf ihn.

Telegram:@shabarsbibliothek

Teil 4

31

Nachdem Ifemelu sich von Curt getrennt hatte, sagte sie zu Ginika: »Es gibt da ein Gefühl, das ich spüren wollte, aber nicht gespürt habe.«

»Wovon redest du? Du hast ihn betrogen!« Ginika schüttelte den Kopf, als wäre Ifemelu verrückt. »Ifem, ehrlich, manchmal verstehe ich dich nicht.«

Es stimmte, sie hatte Curt mit einem jüngeren Mann betrogen, der in ihrem Block in Charles Village wohnte und in einer Band spielte. Doch es stimmte auch, dass sie sich danach gesehnt hatte, mit Curt etwas zu fühlen, was sie nie gefühlt hatte. Solange sie mit ihm zusammen war, mit dem glücklichen, gutaussehenden Curt, der dem Leben die Drehung geben konnte, die es haben sollte, hatte sie sich selbst nie ganz geglaubt. Sie liebte ihn und das beschwingte lockere Leben, das er ihr bot, und doch hatte sie oft gegen den Drang gekämpft, Ecken und Kanten zu schaffen, ihm die gute Laune zu vermiesen, wenn auch nur ein wenig.

»Ich glaube, du bist jemand, der sich selbst sabotiert«, sagte Ginika. »Deswegen hast du auch den Kontakt zu Obinze so abrupt abgebrochen. Und deswegen hast du Curt betrogen, weil du zuinnerst glaubst, dass du das Glück nicht verdienst.«

»Und als Nächstes wirst du mir Pillen gegen das Selbstsabotage-Syndrom vorschlagen«, sagte Ifemelu. »Das ist absurd.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Warum hast du es dann getan?«

»Es war ein Fehler. Die Leute machen Fehler. Dummheiten.«

In Wahrheit hatte sie es getan, weil sie neugierig war, doch das würde sie Ginika nicht sagen, weil es flippig klingen würde; Ginika würde es nicht verstehen, ihr wäre ein ernster, gewichtiger Grund wie Selbstsabotage lieber. Sie war nicht sicher, dass sie Rob überhaupt mochte, der schmutzige zerrissene Jeans, dreckige Stiefel und zerknitterte Flanellhemden trug. Sie verstand Grunge nicht, die Mode, schäbig auszusehen, weil man es sich leisten konnte, nicht schäbig auszusehen; sie mokierte sich über wahre Schäbigkeit. Aufgrund seines Kleidungsstils erschien er ihr oberflächlich, und doch war sie neugierig auf ihn, wie er nackt im Bett wäre. Das erste Mal war der Sex gut, sie saß auf ihm, glitt vor und zurück, stöhnte und packte das Haar auf seiner Brust und kam sich dabei etwas glamourös und theatralisch vor. Doch als sie zum zweiten Mal zu ihm ging, zog er sie, kaum war sie in seiner Wohnung, sofort in die Arme, und sie erstarrte. Er atmete bereits schwer, und sie befreite sich aus seiner Umarmung, nahm ihre Handtasche und ging. Im Aufzug überkam sie das beängstigende Gefühl, dass sie verzweifelt nach etwas Solidem suchte und sich alles, was sie berührte, in nichts auflöste. Sie fuhr zu Curt und erzählte es ihm.

»Es hat nichts bedeutet. Es ist einmal passiert, und es tut mir schrecklich leid.«

»Hör auf mit den Spielchen«, sagte er, doch sie sah an dem ungläubigen Entsetzen in seinen blauen Augen, dass er wusste, dass sie nicht spielte. Stundenlang wichen sie einander aus, tranken Tee, legten Musik auf, lasen ihre E-Mails, und Curt lag auf der Couch, reglos und still, bis er fragte: »Wer ist er?«

Sie nannte ihm seinen Namen. Rob.

»Ist er weiß?«

Telegram:@shabarsbibliothek

Sie war überrascht, dass er ihr diese Frage so früh stellte. »Ja.« Zum ersten Mal hatte sie Rob vor Monaten im Lift gesehen, mit seiner ungepflegten Kleidung und seinem ungewaschenen Haar, und er hatte sie angelächelt und gesagt: »Ich hab dich hier schon gesehen.« Wann immer sie ihm danach begegnete, betrachtete er sie mit einem trägen Interesse, als wüssten beide, dass zwischen ihnen irgendwas passieren würde und es nur noch eine Frage der Zeit wäre.

»Wer ist er verdammt nochmal?«, fragte Curt.

Sie erzählte, dass er einen Stock über ihr wohnte, dass sie sich nur gegrüßt hatten bis zu dem Abend, als er aus dem Spirituosenladen kam und sie fragte, ob sie etwas mit ihm trinken wolle, und sie diese dumme, impulsive Sache getan hatte.

»Du hast ihm gegeben, was er wollte«, sagte Curt. Seine Züge verhärteten sich. Es war merkwürdig, dass er so etwas sagte. Es war etwas, was Tante Uju sagen würde, die Sex für etwas hielt, was eine Frau unter Verlusten einem Mann gab.

Plötzlich leichtsinnig korrigierte sie Curt: »Ich habe mir genommen, was ich wollte. Wenn ich ihm etwas gegeben habe, war es reiner Zufall.«

»Hör dir nur zu, hör dir verdammt nochmal nur zu!« Curts Stimme war heiser. »Wie konntest du mir das antun? Ich war so gut zu dir.«

Er sprach über ihre Beziehung bereits in der Vergangenheitsform. Es verwirrte sie, wie schnell Liebe mutieren konnte, wie rasch ein geliebter Mensch zu einem Fremden werden konnte. Was geschah mit der Liebe? Vielleicht gab es wahre Liebe nur in der Familie, unter Blutsverwandten, Liebe zu Kindern starb nicht wie romantische Liebe.

»Du wirst mir nicht vergeben«, sagte sie. Es klang halbwegs wie eine Frage.

»Schlampe«, sagte er.

Telegram:@shabarsbibliothek

Er schwang das Wort wie ein Messer; es kam ihm hart vor Hass über die Lippen. Curt so eiskalt »Schlampe« sagen hören war surreal, und Tränen stiegen ihr in die Augen, weil sie ihn zu einem Mann gemacht hatte, der »Schlampe« so eiskalt sagen konnte, und sie wünschte, er wäre ein Mann, der unter keinen Umständen »Schlampe« sagen würde. Allein in ihrer Wohnung weinte sie sich die Augen aus, sie lag auf dem Teppich in ihrem Wohnzimmer, in dem sie sich so selten aufgehalten hatte, dass der Teppich noch neu roch. Sie wollte die Beziehung zu Curt, eine schäumende Woge in ihrem Leben, und doch hatte sie eine Axt genommen und darauf eingeschlagen. Warum hatte sie sie zerstört? Ihre Mutter hätte es auf den Teufel geschoben. Sie wünschte, sie würde an den Teufel glauben, an ein Wesen außerhalb ihrer selbst, das in ihre Gedanken eingedrungen war und sie veranlasst hatte zu zerstören, was sie liebte.

Wochenlang rief sie bei Curt an, wartete vor seinem Haus auf ihn, bis er herauskam, wieder und wieder entschuldigte sie sich und beteuerte, dass sie mit ihm darüber sprechen wolle. An dem Tag, an dem sie erwachte und endlich akzeptierte, dass Curt nicht zurückrufen, die Tür zu seiner Wohnung nicht öffnen würde, so heftig sie auch klopfte, ging sie allein in ihrer beider Lieblingsbar. Die Barkeeperin, die sie kannte, lächelte sie liebenswürdig und mitfühlend an. Sie erwiderte das Lächeln, bestellte noch einen Mojito und dachte, dass die Barkeeperin vielleicht besser zu Curt passen würde mit ihrem weich schimmernden braunen Haar, ihren dünnen Armen und engen schwarzen Kleidern und ihrer Fähigkeit, immer auf einnehmende, harmlose Weise zu plaudern. Sie wäre auch auf einnehmende, harmlose Weise treu; wenn sie einen Mann wie Curt hätte, würde sie nicht aus Neugier mit einem Fremden kopulieren, der unmelodische Musik machte. Ifemelu starrte in ihr Glas. Irgendetwas stimmte nicht mit ihr. Sie wusste nicht was, aber irgendetwas stimmte nicht mit ihr. Da war ein Hunger, eine Ruhelosigkeit.

Telegram:@shabarsbibliothek

Ein unvollständiges Verständnis ihrer selbst. Das Gefühl, dass ein bisschen weiter entfernt, jenseits ihrer Reichweite etwas war. Sie stand auf und ließ ein großes Trinkgeld auf dem Tresen liegen. Lange Zeit danach bestand ihre Erinnerung an das Ende ihrer Beziehung mit Curt in einer schnellen Taxifahrt durch die Charles Street, sie war ein bisschen betrunken, ein bisschen erleichtert und ein bisschen einsam, und der Punjabi-Taxifahrer erzählte ihr stolz, dass seine Kinder in der Schule besser waren als die amerikanischen Kinder.

Bei einem Abendessen in Manhattan ein paar Jahre später, einen Tag nachdem Obama zum Präsidentschaftskandidaten der Demokratischen Partei gewählt worden war, umgeben von wein- und siegestrunkenen Gästen, die alle leidenschaftliche Obama-Anhänger waren, sagte ein weißer Mann mit lichtem Haar: »Obama wird mit dem Rassismus in diesem Land Schluss machen.« Und eine schicke haitianische Dichterin mit breiten Hüften und einem größeren Afro als Ifemelu nickte und sagte, dass sie in Kalifornien drei Jahre mit einem weißen Mann zusammengewesen sei und Rasse für sie beide nie ein Thema gewesen wäre.

»Das ist gelogen«, sagte Ifemelu.

»Was?«, erwiderte die Frau, als ob sie nicht richtig gehört hätte.

»Das ist gelogen«, wiederholte Ifemelu.

Die Frau riss die Augen auf. »Du willst mir erzählen, was ich selbst erlebt habe?«

Obwohl Ifemelu zu diesem Zeitpunkt begriffen hatte, dass Leute wie diese Frau sagten, was sie sagten, um anderen kein Unbehagen zu bereiten und zu beweisen, dass sie sehr wohl zu schätzen wussten, »wie weit wir gekommen sind«, obwohl sie es sich zu diesem Zeitpunkt im Kreis von Blaines Freunden gemütlich gemacht hatte, einer davon der neue Freund

Telegram:@shabarsbibliothek

der Frau, und obwohl sie es hätte durchgehen lassen sollen, tat sie es nicht. Sie konnte nicht. Wieder einmal waren die Worte stärker als sie, zwängten sich durch ihren Hals und purzelten heraus.

»Der einzige Grund, warum du behauptest, dass Rasse kein Thema war, ist, weil du es dir so wünschst. Wir wünschen es alle. Aber es ist gelogen. Ich komme aus einem Land, in dem Rasse kein Thema war. Ich habe mich selbst nicht als Schwarze gesehen, ich wurde erst schwarz, als ich nach Amerika kam. Wenn man sich in Amerika als Schwarze in einen Weißen verliebt, spielt Rasse keine Rolle, wenn man allein zu zweit ist, du und deine Liebe. Doch sobald du rausgehst, spielt Rasse eine Rolle. Aber wir reden nicht darüber. Wir reden nicht mal mit unserem weißen Partner über die kleinen Dinge, die uns ärgern, und die Dinge, von denen wir wünschen, sie würden sie besser verstehen, weil wir Angst haben, dass sie dann behaupten, wir würden überreagieren oder zu empfindlich sein. Und wir wollen nicht, dass sie sagen: schau nur, wie weit wir gekommen sind, vor nur vierzig Jahren hätten wir von Gesetzes wegen noch nicht einmal ein Paar sein dürfen, blablabla. Weißt du, was wir denken, wenn sie das sagen? Wir denken, warum, verdammt nochmal, war es überhaupt gesetzlich verboten? Aber das behalten wir für uns. Und wenn wir zu netten liberalen Essen wie diesem eingeladen werden, sagen wir, dass Rasse kein Thema ist, weil das von uns erwartet wird, um unseren netten liberalen Freunden keinen Ärger zu machen. So ist es. Ich spreche aus Erfahrung.«

Die Gastgeberin, eine Französin, blickte zu ihrem amerikanischen Mann und lächelte erfreut und durchtrieben; die unvergesslichsten Abendessen fanden statt, wenn Gäste etwas Unerwartetes und pontentiell Offensives von sich gaben.

Die Dichterin schüttelte den Kopf und sagte zur Gastgeberin: »Ich würde gern etwas von dem wunderbaren Dip mit nach Hause nehmen, falls etwas

Telegram:@shabarsbibliothek

übrigbleibt«, und schaute die anderen an, als könnte sie nicht glauben, dass sie Ifemelu tatsächlich zuhörten. Doch sie waren alle mucksmäuschenstill und sahen zu Ifemelu, als würde sie gleich ein schlüpfriges Geheimnis preisgeben, das sie alle sowohl anregen als auch anklagen würde. Ifemelu hatte zu viel Weißwein getrunken; ab und zu hatte sie ein schwimmendes Gefühl im Kopf, und später würde sie sich per E-Mail bei der Gastgeberin und der Dichterin entschuldigen. Aber alle sahen sie an, sogar Blaine, dessen Miene sie ausnahmweise nicht deuten konnte. Und deshalb erzählte sie von Curt.

Es war nicht so, dass sie das Thema Rasse mieden, sie und Curt. Sie sprachen auf eine aalglatte Weise darüber, die nichts eingestand und zu nichts verpflichtete und mit dem Wort »verrückt« endete, als wäre Rasse ein kurioser Stein, den man studierte und dann beiseitelegte. Oder sie machten Witze darüber, die bei ihr ein kleines klammes Unbehagen hinterließen, das sie ihm gegenüber nie kundtat. Und Curt tat nicht so, als wäre es das Gleiche, ob man in Amerika schwarz oder weiß war; er wusste, dass es nicht so war. Doch sie verstand nicht, wie er eine Sache sofort begriff und völlig taub und blind für eine ähnliche Sache war, wie mühelos er einen Gedankensprung machen konnte, aber sich angesichts eines anderen wie ein Krüppel verhielt. Zum Beispiel setzte er sie vor der Hochzeit seiner Cousine Ashleigh in einem Schönheitssalon in der Nähe seines Elternhauses ab, weil Ifemelu sich die Augenbrauen wachsen lassen wollte. Ifemelu ging hinein und lächelte die asiatische Frau am Empfang an.

»Hallo, ich möchte mir die Augenbrauen machen lassen.«

»Wir machen kein Ringelhaar«, sagte die Frau.

»Sie machen kein Ringelhaar?«

»Nein. Tut mir leid.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Ifemelu sah die Frau lange an; es lohnte keinen Streit. Wenn sie kein Ringelhaar machten, dann machten sie es eben nicht, was immer Ringelhaar war. Sie rief Curt an und bat ihn, umzukehren und sie abzuholen, weil der Salon kein Ringelhaar machte. Curt kam herein, seine blauen Augen blauer als üblich, und verlangte, augenblicklich die Managerin zu sprechen. »Sie machen verdammt nochmal die Augenbrauen meiner Freundin, oder ich werde diesen beschissenen Salon schließen lassen. Sie verdienen Ihren Gewerbeschein nicht.«

Die Frau verwandelte sich in eine lächelnde, beflissene Kokette. »Bitte, entschuldigen Sie, es war ein Missverständnis«, sagte sie. Ja, natürlich machten sie die Augenbrauen. Ifemelu wollte es nicht, hatte Angst, dass die Frau sie verbrennen, ihr die Haut abreißen, sie zwicken würde, aber Curt war ihretwegen so empört, seine Wut schwelte so spürbar im Raum, dass sie sich angespannt setzte, und die Frau wachste ihr die Brauen.

Auf der Weiterfahrt fragte Curt: »Wieso sind deine Brauen geringelt? Und wieso sind sie schwer zu wachsen?«

»Vielleicht haben sie noch nie die Augenbrauen einer schwarzen Frau gemacht und glauben, dass sie anders sind, weil unser Haar wirklich anders ist. Aber wahrscheinlich weiß sie jetzt, dass unsere Brauen nicht so anders sind.«

Curt höhnte und griff nach ihrer Hand. Auf dem Cocktailempfang ließ er ihre Hand nicht los. Junge Frauen in winzigen Kleidchen, den Atem angehalten, den Bauch eingezogen, begrüßten und flirteten reihenweise mit ihm, fragten, ob er sich an sie erinnere, Ashleighs Freundin aus der Highschool, Ashleighs Mitbewohnerin vom College. Wenn Curt sagte: »Das ist meine Freundin Ifemelu«, sahen sie sie überrascht an. Manche verbargen ihre Überraschung, andere nicht, und ihre Blicke fragten: »Warum sie?« Es amüsierte Ifemelu. Sie hatte diesen Blick schon öfter

Telegram:@shabarsbibliothek

gesehen bei weißen Frauen, Fremden auf der Straße, die bemerkten, dass Curt ihre Hand hielt, und sofort diese Miene aufsetzten. Die Miene von Leuten, die einen aus ihrem Stamm verloren hatten. Es lag nicht nur daran, dass Curt weiß war, sondern an der Sorte Weißer, der er war, das ungezähmte blonde Haar und das attraktive Gesicht, der athletische Körper, der sonnige Charme und sein Geruch, der Geruch nach Geld. Wäre er fett, älter, arm, unscheinbar, exzentrisch oder hätte Rastalocken, wäre es weniger bemerkenswert, und die Wächter des Stamms wären beschwichtigt. Und es war zudem keine Hilfe, dass sie zwar ein hübsches schwarzes Mädchen war, aber nicht die Art Schwarz, die sie sich unter Mühen mit ihm vorstellen konnten: Sie war nicht hellhäutig, sie war nicht gemischtrassig. Curt hielt ihre Hand, küsste sie häufig und stellte sie allen vor, und allmählich gerann ihr Amüsement zu Erschöpfung. Die Blicke ritzten ihre Haut. Sie war es überdrüssig, dass Curt sie beschützte, sie hatte es satt, Schutz zu brauchen.

Curt neigte sich zu ihr und flüsterte: »Die da, die mit dem schlecht gebräunten Gesicht? Sie hat noch nicht mal bemerkt, dass ihr Freund dich unverwandt anschaut, seit wir gekommen sind.«

Er hatte also die »Warum sie?«-Blicke bemerkt und verstanden. Das überraschte sie. Wenn er auf einer Woge seiner quirligen Überschwänglichkeit trieb, begriff er manchmal intuitiv etwas, machte eine erstaunliche Wahrnehmung, und sie fragte sich dann, ob es noch andere grundlegende Dinge gab, die sie an ihm übersah. So zum Beispiel, als seine Mutter die Sonntagszeitung las und murmelte, dass die Leute noch immer nach Gründen suchten, um sich zu beklagen, obwohl Amerika jetzt farbenblind sei, und er entgegnete: »Komm schon, Mutter. Was wäre, wenn zehn Leute, die aussehen wie Ifemelu, jetzt zum Essen hereinkämen? Dir würde auffallen, dass unsere anderen Gäste nicht gerade erfreut wären.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Vielleicht«, sagte seine Mutter unverbindlich, blickte mit hochgezogenen Augenbrauen kurz zu Ifemelu, als wollte sie sagen, dass sie sehr genau wüsste, wer aus ihrem Sohn einen erbärmlichen Rassekrieger gemacht hatte. Ifemelu bedachte sie mit einem kleinen Gewinnerlächeln.

Und dennoch. Einmal besuchten sie seine Tante Claire in Vermont, eine Frau, die eine Biofarm betrieb, barfuß herumlief und darüber sprach, wie verbunden sie sich dadurch mit der Erde fühlte. Hatte Ifemelu so etwas in Nigeria auch erlebt?, fragte sie und war enttäuscht, als Ifemelu erzählte, dass ihre Mutter ihr eine Ohrfeige gegeben hätte, wenn sie ohne Schuhe das Haus verlassen hätte. Claire redete während ihres Besuchs über ihre Safari in Kenia, über Mandelas Eleganz, über ihre Bewunderung für Harry Belafonte, und Ifemelu befürchtete, sie würde plötzlich afroamerikanisches Englisch oder Suaheli sprechen. Als sie ihr großes Haus verließen, sagte Ifemelu: »Ich bin sicher, dass sie eine interessante Frau ist, wenn sie nur sie selbst wäre. Sie muss mir nicht ständig versichern, dass sie Schwarze mag.«

Und Curt erwiderte, dass es seiner Tante nicht um Rasse ging, sondern dass sie sich jeglicher Unterschiede überbewusst wäre.

»Sie hätte sich genauso verhalten, wenn ich mit einer blonden Russin aufgetaucht wäre«, sagte er.

Selbstverständlich hätte sich seine Tante bei einer blonden Russin anders verhalten. Eine blonde Russin war weiß, und seine Tante hätte nicht das Bedürfnis zu beweisen, dass sie Leute mochte, die aussahen wie die blonde Russin. Doch Ifemelu machte Curt nicht darauf aufmerksam, weil sie wünschte, er würde es selbst sehen.

Als sie ein Restaurant mit leinenbedeckten Tischen betraten und die Empfangsdame sie beide sah und Curt fragte: »Einen Tisch für eine Person?«, erklärte Curt hastig, dass sie es nicht so gemeint habe. Und sie hätte ihn am liebsten gefragt: »Wie sonst hätte sie es denn meinen können?«

Telegram:@shabarsbibliothek

Und als die erdbeerblonde Besitzerin des Bed-and-Breakfast in Montreal sich weigerte, sie wahrzunehmen, als sie einchecken, sich standfest weigerte, nur Curt ansah und anlächelte, wollte sie ihm sagen, wie kränkend das war, umso kränkender, weil sie nicht wusste, ob die Frau Schwarze nicht mochte oder ob ihr Curt gefiel. Aber sie behielt es für sich, weil er entgegnet hätte, dass sie überreagiere oder müde sei oder beides. Es gab einfach Dinge, die er bemerkte, und Dinge, die er nicht bemerkte. Sie wusste, dass sie mit ihm darüber sprechen sollte, denn es ihm nicht zu sagen warf einen Schatten auf sie beide. Dennoch entschied sie sich für Stillschweigen. Bis zu dem Tag, an dem sie wegen einer Zeitschrift stritten. Nachdem sie ausnahmsweise einmal eine Nacht in ihrer Wohnung verbracht hatten, nahm er am Morgen eine Ausgabe von *Essence* von ihrem Tisch. Die Luft war erfüllt vom Aroma der Omelettes, die sie gemacht hatte.

»Die Zeitschrift ist rassisch voreingenommen«, sagte er.

»Was?«

»Nur schwarze Frauen.«

»Du meinst es ernst«, sagte sie.

Er sah sie verwirrt an. »Ja.«

»Wir gehen in die Buchhandlung.«

»Was?«

»Ich muss dir etwas zeigen. Frag nicht.«

»Okay«, sagte er, unsicher, auf was für ein neues Abenteuer er sich einließ, aber mit kindlichem Vergnügen bereit, daran teilzunehmen.

Sie fuhren zu der Buchhandlung in Inner Harbor, nahmen mehrere Frauenzeitschriften aus dem Regal und gingen ins Café.

»Möchtest du einen Latte?«, fragte er.

»Ja, danke.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Nachdem sie sich mit den Pappbechern gesetzt hatten, sagte sie: »Fangen wir mit den Titelseiten an.« Sie legte die Zeitschriften auf den Tisch, manche übereinander. »Schau, alles weiße Frauen. Diese hier soll eine Latina sein. Das wissen wir, weil hier zwei spanische Wörter stehen, aber sie sieht genauso aus wie diese weiße Frau, kein Unterschied in der Hautfarbe, im Haar oder in den Gesichtszügen. Jetzt blättere ich sie durch, Seite für Seite, und du sagst mir, wie viele schwarze Frauen du siehst.«

»Schatz, also bitte«, sagte Curt amüsiert, lehnte sich zurück und trank einen Schluck.

»Tu mir den Gefallen«, sagte sie.

Und er zählte. »Drei schwarze Frauen«, sagte er schließlich. »Oder vielleicht vier. *Sie* könnte schwarz sein.«

»Also drei schwarze Frauen in vielleicht zweitausend Seiten Frauenzeitschriften, und alle sind gemischtrassig oder nicht eindeutig einzuordnen, sie könnten auch aus Indien oder Puerto Rico sein. Keine von ihnen ist wirklich dunkelhäutig. Keine von ihnen sieht aus wie ich, deswegen finde ich in diesen Zeitschriften auch keine Tipps, wie ich mich schminken soll. Schau, in diesem Artikel steht, dass du dir die Wangen kneifen sollst, damit sie Farbe kriegen, weil sie davon ausgehen, dass ihre Leserinnen Wangen haben, die rosa werden, wenn man sie kneift. Der hier handelt von Haarpflegeprodukten für *alle* – und ›alle‹ heißt blond, brünett und rothaarig. Ich bin nichts davon. Und der hier beschreibt die besten Conditioner – für glattes, welliges und lockiges Haar. Aber nicht für krauses Haar. Siehst du, was sie unter lockig verstehen? Das könnte ich mit meinem Haar nie machen. Da geht es darum, welche Lidschattenfarbe zu welcher Augenfarbe passt – blau, grün, braun. Aber meine Augen sind schwarz, ich erfahre also nicht, welcher Lidschatten gut für mich wäre. Hier steht, dass rosa Lippenstift zu allen Typen passt, aber alle heißt alle Weißen. Ich würde

Telegram:@shabarsbibliothek

wie eine Negerpuppe aussehen, wenn ich dieses Rosa benutze. Ah, schau, hier haben wir einen Fortschritt. Eine Anzeige für eine Make-up-Grundierung. Sieben verschiedene Töne für weiße Haut und ein Schokoladenton, aber das ist ein Fortschritt. Und jetzt können wir darüber reden, was rassisch voreingenommen ist. Verstehst du jetzt, warum es eine Zeitschrift wie *Essence* gibt?«

»Okay, Schatz, okay. Ich hätte nicht gedacht, dass es eine so große Sache ist«, sagte Curt.

Am Abend schrieb Ifemelu eine lange E-Mail an Wambui über die Buchhandlung, die Zeitschriften, die Dinge, die sie Curt nicht sagte, unausgesprochene und unerledigte Dinge. Es war eine lange E-Mail, die tief schürfte, zutage förderte und viele Fragen stellte. Wambui antwortete: »Das alles ist so ungeschönt und wahr. Mehr Leute sollten es lesen. Warum gründest du nicht einen Blog?«

Blogs waren neu und unbekannt für sie. Aber nur Wambui davon zu berichten, was passierte, reichte nicht; sie sehnte sich nach anderen Lesern, und sie sehnte sich nach Geschichten, die anderen passierten. Wie viele Menschen entschieden sich für Stillschweigen? Wie viele andere Menschen waren in Amerika zu Schwarzen geworden? Wie viele kannten das Gefühl, dass ihre Welt in Gaze gewickelt war? Ein paar Wochen später endete ihre Beziehung zu Curt, und sie registrierte sich bei WordPress und gründete ihren Blog. Später änderte sie seinen Namen, doch zuerst nannte sie ihn *Raceteenth oder Kuriose Beobachtungen einer nicht-amerikanischen Schwarzen zum Thema Schwarzsein in Amerika*. Ihr erster Beitrag war eine besser interpunktierte Version der E-Mail, die sie Wambui geschrieben hatte. Sie bezeichnete Curt als »Der heiße weiße Ex«. Ein paar Stunden später kontrollierte sie die Blog-Statistik. Neun Personen hatten den Beitrag gelesen. Panisch nahm sie ihn aus dem Netz. Am nächsten Tag stellte sie

Telegram:@shabarsbibliothek

ihn wieder ein, modifiziert und redigiert und mit einem Schluss versehen, an den sie sich noch immer wortwörtlich erinnerte. Jetzt, am Esstisch des französisch-amerikanischen Paars, zitierte sie den Schluss, während die haitianische Dichterin die Arme verschränkte und sie anstarrte.

> Die einfachste Lösung für das Rassenproblem in Amerika? Liebe. Nicht Freundschaft. Nicht die sichere, oberflächliche Liebe, die zum Ziel hat, dass es beide Partner bequem haben. Sondern die wahre, tiefe, romantische Liebe, die dir den Kopf verdreht und dich auswringt und dich durch die Nase der geliebten Person atmen lässt. Und weil diese wahre, tiefe, romantische Liebe so selten ist, und weil die amerikanische Gesellschaft so eingerichtet ist, dass sie sich zwischen schwarzen und weißen Amerikanern noch seltener ereignet, wird das Rassenproblem in Amerika nie gelöst werden.

»Oh, was für eine wunderbare Geschichte!«, sagte die französische Gastgeberin, die Hand dramatisch auf die Brust gelegt, und sah sich am Tisch um, als würde sie nach einer Reaktion Ausschau halten. Aber alle schwiegen, den Blick abgewandt und verunsichert.

Applaus für Michelle Obama und Haare als Metapher für Rasse

> Eine weiße Freundin und ich sind Groupies von Michelle Obama. Neulich sage ich zu ihr – ich frage mich, ob Michelle Obama Attachments eingearbeitet hat, ihr Haar sieht heute voller aus, und das heiße Glätten jeden Tag muss es

Telegram:@shabarsbibliothek

schädigen. Und sie sagt – du meinst, ihr Haar wächst nicht so? Liegt es an mir, oder ist das die perfekte Metapher für Rasse in Amerika? Haare. Schon mal eine Stylingsendung im Fernsehen gesehen? Auf dem hässlichen »Vorher«-Bild hat die schwarze Frau natürliches Haar (wüst, spiralig, kraus oder lockig), und auf dem hübschen »Nachher«-Bild ist es glatt, nachdem es jemand mit einem heißen Stück Eisen versengt hat. Manche schwarzen Frauen, AS und NAS, würden lieber nackt auf die Straße rennen, als sich mit ihrem natürlichen Haar in der Öffentlichkeit zu zeigen. Weil es nicht professionell, intellektuell, was immer ist, weil es nicht normal ist. (Bitte, liebe Kommentatoren, erzählt mir nicht, es wäre dasselbe, wenn sich eine weiße Frau die Haare nicht färbt.) Wenn man doch natürliches Negerhaar hat, denken die Leute, man hätte etwas mit seinen Haaren gemacht. Tatsächlich sind es die Leute mit den Afros und den Dreadlocks, die nichts mit ihren Haaren »gemacht« haben. Ihr solltet Beyoncé fragen, was sie gemacht hat. (Wir alle lieben Bey, aber wie wäre es, wenn sie uns nur ein einziges Mal zeigt, wie das Haar aussieht, das direkt aus ihrem Kopf wächst?) Ich habe von Natur aus krauses Haar. Trage es in Cornrows, Afros, Braids. Nein, es ist kein politisches Statement. Nein, ich bin keine Malerin, Dichterin oder Sängerin. Auch keine Erdmutter. Ich will mein Haar nur nicht entkrausen lassen – es gibt bereits genügend Krebserreger in meinem Leben. (Nur nebenbei: Können wir Afroperücken an Halloween verbieten? Der Afro ist kein Kostüm um Himmels willen.) Stellt euch vor, Michelle Obama hat die

Telegram:@shabarsbibliothek

vielen heißen Eisen satt, lässt sich die Haare natürlich wachsen und tritt im Fernsehen mit wolligem Haar oder festen spiraligen Locken auf. (Keine Ahnung, wie die Beschaffenheit ihres Haars wäre. Es ist nichts Ungewöhnliches, dass schwarze Frauen drei unterschiedliche Haararten auf dem Kopf haben.) Sie würde großes Aufsehen erregen, aber der arme Obama würde sicherlich die Stimmen der unabhängigen Wähler, wahrscheinlich sogar die der unentschlossenen Demokraten verlieren.

UPDATE: ZoraNeale22, die sich gerade im Übergang zu natürlichem Haar befindet, hat mich gebeten, mein Haarpflegeprogramm zu posten. Reine Sheabutter als nicht auswaschbarer Pflegebalsam funktioniert oft bei natürlichem Haar. Allerdings nicht bei meinem. Alles, was viel Sheabutter enthält, trocknet mein Haar aus und lässt es gräulich aussehen. Und trocken ist mein größtes Haarproblem. Ich wasche es einmal in der Woche mit einem silikonfreien, feuchtigkeitspendenden Shampoo. Ich benutze eine feuchtigkeitspendende Pflegespülung. Ich trockne es nicht mit einem Handtuch. Ich lasse es nass, unterteile es in Abschnitte und wende ein cremiges Produkt an, das nicht ausgewaschen werden muss (im Moment bevorzuge ich Qhemet Biologics, andere bevorzugte Marken sind Oyin Handmade, Shea Moisture, Bask Beauty und Darcy’s Botanicals). Dann flechte ich meine Haare zu drei bis vier dicken Cornrows und binde ein Satintuch um den Kopf (Satin ist gut, weil es die Feuchtigkeit nicht entzieht; Baumwolle ist

Telegram:@shabarsbibliothek

schlecht, weil es die Feuchtigkeit aufsaugt). Ich gehe ins Bett. Am nächsten Morgen löse ich die Cornrows, und voilà, ein wunderschöner flauschiger Afro! Entscheidend ist, das Produkt einzuarbeiten, wenn die Haare nass sind. Und ich kämme mein Haar nie, niemals, wenn es trocken ist. Ich kämme es nur, wenn es nass oder feucht oder vollkommen vollgesogen von dem cremigen Feuchtigkeitsprodukt ist. Dieses Flechten, während das Haar nass ist, kann auch bei starkgelockten weißen Freundinnen funktionieren, die Glätteisen und Keratinbehandlungen satt haben. Sind dort draußen AS und NAS, die uns ihre Haarpflegemethode mitteilen wollen?

Telegram:@shabarsbibliothek

32

Wochenlang strauchelte Ifemelu in dem Versuch, sich an die Person zu erinnern, die sie vor Curt gewesen war. Ihr gemeinsames Leben war ihr zugestoßen, sie hätte es sich nie und nimmer von sich aus vorstellen können, und deswegen glaubte sie, dass sie wieder werden könnte, wie sie zuvor gewesen war. Aber Zuvor war ein graugetönter verschwommener Fleck, sie wusste nicht mehr, wer sie damals gewesen war, was ihr gefallen, was sie nicht gemocht, was sie sich gewünscht hatte. Die Arbeit langweilte sie: Sie machte immer wieder die gleichen faden Dinge, schrieb Pressemitteilungen, redigierte Pressemitteilungen, korrigierte Pressemitteilungen, ihre Bewegungen routiniert und ermüdend. Vielleicht war es schon immer so gewesen, und sie hatte es nicht gemerkt, weil sie vom Strahlen Curts geblendet gewesen war. Ihre Wohnung kam ihr vor wie die Wohnung einer Fremden. An den Wochenenden fuhr sie nach Willow. Tante Ujus Wohnung befand sich in einer Gruppe gibsverputzter Gebäude, das Viertel war sorgfältig gestaltet, an den Straßenecken lagen große Felsen, und abends führten freundliche Leute ihre hübschen Hunde aus. Tante Uju hatte eine neue Unbeschwertheit angenommen; im Sommer trug sie ein dünnes Kettchen um den Knöchel, ein hoffnungsvolles Aufblitzen von Gold. Sie war *Afrikanische Ärzte für Afrika* beigetreten, arbeitete jedes Jahr zwei Wochen als Ärztin in Afrika, und hatte im Sudan Kweku kennengelernt, einen geschiedenen Arzt aus Ghana. »Er behandelt mich wie eine Prinzessin. So wie Curt dich behandelt hat«, sagte sie zu Ifemelu.

»Ich versuche, ihn zu vergessen, Tante. Sprich nicht über ihn.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Tut mir leid«, sagte Tante Uju und sah überhaupt nicht aus, als ob es ihr leidtäte. Sie hatte Ifemelu geraten, alles zu tun, um die Beziehung zu retten, weil sie nie wieder einen Mann fände, der sie so lieben würde wie Curt. Als Ifemelu Dike erzählte, dass sie nicht mehr mit Curt zusammen war, sagte er: »Er war ziemlich cool, Coz. Wirst du drüber wegkommen?«

»Ja, natürlich.«

Vielleicht spürte er etwas anderes und wusste, dass sie psychisch ein bisschen labil war; die meisten Nächte lag sie im Bett und weinte, schalt sich, dass sie die Beziehung zerstört hatte, sagte sich, dass sie keinen Grund zum Weinen hatte, und weinte trotzdem. Dike brachte ihr ein Tablett mit einer Banane und einer Dose Erdnüsse ins Zimmer.

»Was zu essen!«, sagte er und lächelte; er verstand immer noch nicht, warum sie beides zusammen aß. Während Ifemelu aß, saß er auf dem Bett und erzählte ihr von der Schule. Er spielte jetzt Basketball, seine Noten hatten sich verbessert, er mochte ein Mädchen namens Autumn.

»Dir gefällt’s hier.«

»Ja«, sagte er, und sein Lächeln erinnerte sie an sein Lächeln in Brooklyn, es war offen und spontan.

»Erinnerst du dich noch an Goku in meinem japanischen Anime?«, fragte er.

»Ja.«

»Mit deinem Afro siehst du ein bisschen aus wie Goku«, sagte Dike und lachte.

Kweku klopfte und wartete, bis sie »Herein« sagte, bevor er den Kopf durch die Tür steckte. »Dike, bist du so weit?«, fragte er.

»Ja, Onkel.« Dike stand auf. »Los geht’s.«

»Wir gehen ins Gemeindezentrum, möchtest du mitkommen?«, fragte Kweku Ifemelu vorsichtig, nahezu formell; auch er wusste, dass sie unter

Telegram:@shabarsbibliothek

der Trennung litt. Er war ein kleiner Mann mit Brille, ein Gentleman und ein sanfter Mann; Ifemelu mochte ihn, weil er Dike mochte.

»Nein, danke«, sagte Ifemelu. Er wohnte nicht weit entfernt, aber ein paar seiner Hemden hingen in Tante Ujus Schrank, und Ifemelu hatte im Bad eine Gesichtswaschlotion für Männer gesehen und im Kühlschrank biologischen Joghurt, den Tante Uju nicht aß. Er schaute Tante Uju mit feuchten Augen an, mit den Augen eines Mannes, der wollte, dass die Welt erfuhr, wie sehr er liebte. Das erinnerte Ifemelu an Curt, und wieder einmal empfand sie eine wehmütige Trauer.

Ihre Mutter hörte es an ihrer Stimme am Telefon. »Bist du krank? Ist irgendwas passiert?«

»Mir geht’s gut. Es ist die Arbeit«, sagte sie.

Auch ihr Vater wollte wissen, warum sie so anders klang und ob es ihr gutging. Sie erklärte, dass alles in Ordnung war und sie nach der Arbeit viel Zeit damit verbrachte zu bloggen; sie wollte ihm ihre neue Freizeitbeschäftigung gerade erläutern, doch er sagte: »Ich bin mit dem Konzept vertraut. Wir haben im Büro eine rigorose Computerausbildung gemacht.«

»Sie haben den Antrag deines Vaters genehmigt. Er kann seinen Urlaub während meiner Schulferien nehmen«, sagte ihre Mutter. »Wir sollten schnell Visa beantragen.«

Ifemelu hatte lange davon geträumt und darüber gesprochen, dass sie sie besuchen sollten. Sie konnte es sich jetzt leisten, und ihre Mutter wollte jetzt kommen, aber sie wünschte, sie hätten sich einen anderen Zeitpunkt ausgesucht. Sie wollte sie sehen, aber der Gedanke an ihren Besuch erschöpfte sie. Sie war nicht sicher, ob sie die Tochter ihrer Eltern sein könnte, die Person, an die sie sich erinnerten.

»Mama, ich habe im Moment viel Arbeit.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»*Ahn-ahn.* Kommen wir, um dich bei der Arbeit zu stören?«

Und so schickte sie ihnen Einladungsschreiben, Kontoauszüge, eine Kopie ihrer Green Card. Die Verhältnisse in der amerikanischen Botschaft waren jetzt besser; das Personal sei noch immer unhöflich, sagte ihr Vater, aber man müsse draußen nicht mehr kämpfen, um sich anzustellen. Sie erhielten Visa für ein halbes Jahr und kamen für drei Wochen. Sie waren wie Fremde. Sie sahen aus wie früher, doch die Würde, an die sie sich erinnerte, war verschwunden, und an ihre Stelle war etwas Kleinliches getreten, ein provinzieller Eifer. Ihr Vater bewunderte den Teppichboden im Flur ihres Wohnhauses; ihre Mutter hamsterte Kunstledertaschen von Kmart, Papierservietten aus dem Food-Court des Einkaufszentrums, sogar Plastiktüten. Sie stellten sich beide vor JC Penny auf, baten Ifemelu, sie zu fotografieren, und zwar so, dass das Ladenschild zur Gänze zu sehen war. Sie beobachtete sie mit einem spöttischen Grinsen, dafür fühlte sie sich schuldig; sie hatte die Erinnerungen an sie wie einen Schatz gehütet, und doch betrachtete sie sie jetzt mit einem spöttischen Grinsen.

»Ich verstehe die Amerikaner nicht. Sie sagen ›Job‹, und es hört sich an wie ›Jab‹«, erklärte ihr Vater und buchstabierte beide Wörter. »Man zieht dann doch die britische Sprechweise vor.«

Bevor sie abreisten, fragte ihre Mutter leise: »Hast du jemanden?« Sie sagte »jemanden«, dieses zahme Wort, das Eltern benutzten, weil sie ihre Zungen nicht mit dem Wort »Freund« beschmutzen wollten, obwohl sie genau das meinten: romantische Liebe, einen Heiratskandidaten.

»Nein«, sagte Ifemelu. »Ich habe sehr viel gearbeitet.«

»Arbeit ist gut, Ifem. Aber du solltest die Augen offenhalten. Denk dran, dass eine Frau wie eine Blume ist. Unsere Zeit vergeht schnell.«

Früher hätte sie spöttisch gelacht und erwidert, dass sie sich nicht als Blume fühlte, aber jetzt war sie zu müde, es wäre zu anstrengend gewesen.

Telegram:@shabarsbibliothek

An dem Tag, als sie nach Nigeria zurückflogen, warf sie sich aufs Bett, weinte unkontrollierbar und dachte: Was stimmt nicht mit mir? Sie war erleichtert, dass ihre Eltern abgereist waren, und sie hatte ein schlechtes Gewissen, weil sie erleichtert war. Nach der Arbeit ging sie durch das Zentrum von Baltimore, ziellos, desinteressiert. Meinten das die Schriftsteller mit Ennui? An einem trägen Mittwochnachmittag reichte sie ihre Kündigung ein. Sie hatte nicht vorgehabt zu kündigen, doch plötzlich musste sie es tun, und so tippte sie das Schreiben in den Computer und trug es ins Büro ihres Vorgesetzten.

»Sie haben solche Fortschritte gemacht. Können wir irgendetwas tun, um Sie zum Bleiben zu veranlassen?«, fragte der Manager überrascht.

»Es ist persönlich, Familie«, sagte Ifemelu vage. »Ich weiß die Chancen wirklich zu schätzen, die Sie mir gegeben haben.«

Was soll das eigentlich?

Sie behaupten, dass Rasse eine Erfindung ist, dass es mehr genetische Unterschiede zwischen zwei Schwarzen gibt als zwischen einer schwarzen und einer weißen Person. Dann erklären sie uns, dass Schwarze eine schlimmere Art von Brustkrebs haben und mehr Fibrome. Und Weiße haben zystische Fibrose und Osteoporose. Was soll das eigentlich, Doktoren im Haus? Ist Rasse eine Erfindung oder nicht?

Telegram:@shabarsbibliothek

33

Der Blog wuchs aus den Kinderschuhen und verlor die Milchzähne; er überraschte sie, freute sie, ließ sie hinter sich. Die Leser vermehrten sich auf der ganzen Welt tausendfach und so rasant, dass sie dem Drang widerstand, die Statistik zu checken, und nicht wissen wollte, wie viele Leute an diesem Tag ihren Beitrag angeklickt hatten, weil es ihr Angst machte. Und sie beschwingte. Wenn sie einen ihrer Beiträge auf einer anderen Webseite erneut gepostet sah, war sie ungemein stolz, und doch hatte sie nichts davon je geplant, keinerlei diesbezügliche Ambitionen gehegt. Leser, die ihren Blog unterstützen wollten, schrieben ihr E-Mails. Unterstützen. Dieses Wort schuf eine noch größere Distanz zwischen dem Blog und ihr, er wurde zu einer eigenständigen Sache, die Erfolg haben konnte oder auch nicht, manchmal mit ihr und manchmal ohne sie. Sie setzte einen Link zu ihrem PayPal-Account. Gutschriften tauchten auf, viele kleine und eine so große, dass sie einen ungewöhnlichen Laut ausstieß, halb Luftschnappen, halb Schrei, als sie ihn sah. Sie erfolgte jeden Monat, anonym, so regelmäßig wie ein Gehaltsscheck, und jedes Mal fühlte sie sich beschämt, als hätte sie etwas Wertvolles auf der Straße gefunden und behalten. Sie fragte sich, ob Curt dahintersteckte, ob er den Blog verfolgte und was er davon hielt, als »Der heiße weiße Ex« bezeichnet zu werden. Sie fragte sich halbherzig; sie vermisste, was hätte sein können, aber ihn vermisste sie nicht mehr.

Sie rief die E-Mails ihres Blogs zu oft ab wie ein kleines Mädchen, das neugierig ein Geschenk aufreißt, von dem es nicht weiß, ob sie es wirklich

Telegram:@shabarsbibliothek

will, und las die E-Mails von Leuten, die mit ihr etwas trinken wollten, die sie eine Rassistin nannten, die ihr Ideen für einen Blogbeitrag lieferten. Eine Bloggerin, die selbst Haarbutter herstellte, wollte gegen einen kleinen Obolus auf ihrer Website werben, und Ifemelu setzte in die rechte obere Ecke das Foto einer Frau mit üppigem Haar; wenn man darauf klickte, wurde man zur Haarbutter-Website weitergeleitet. Eine andere Leserin bot einen größeren Betrag für eine blinkende Grafik, die zuerst ein langhalsiges Model in einem engen Kleid zeigte und dann dasselbe Model mit einem Schlapphut. Der Klick auf die Grafik führte zu einer Online-Boutique. Bald erreichten sie E-Mails mit der Bitte um Werbung für Shampoos von Pantene und Make-up von Covergirl. Dann mailte ihr der Fachbereichsleiter Multikulturelles Leben einer weiterführenden Privatschule in Connecticut, es war ein so formelles Schreiben, dass sie es auf handgeschöpftes Papier mit aufgedrucktem silbernen Wappen getippt vor sich sah, mit der Bitte, einen Vortrag über kulturelle Vielfalt zu halten. Eine weniger formelle E-Mail kam von einem Unternehmen in Pennsylvania des Inhalts, dass ein örtlicher Professor sie als provozierende Bloggerin zum Thema Rasse identifiziert habe und man sie bitte, ihren jährlichen Workshop Kulturelle Vielfalt zu leiten. Ein Journalist von *Baltimore Living* teilte ihr per E-Mail mit, dass man sie gern in ein Feature über »Zehn Leute, die man im Auge behalten sollte« aufnehmen wollte; sie wurde neben ihrem Laptop fotografiert, ihr Gesicht unkenntlich im Schatten, darüber die Überschrift »Die Bloggerin«. Ihre Leserschaft verdreifachte sich. Weitere Einladungen trafen ein. Wenn sie einen Anruf erwartete, zog sie ihre beste Hose an, trug den unauffälligsten Lippenstift, saß aufrecht an ihrem Schreibtisch, die Beine übergeschlagen, sprach gemessen und bestimmt. Doch ein Teil von ihr erstarrte immer vor Angst, die Person am anderen Ende der Leitung würde herausfinden, dass ihre Professionalität, das harte Verhandeln der

Telegram:@shabarsbibliothek

Bedingungen, nur gespielt waren, dass sie in Wahrheit eine Arbeitslose war und den ganzen Tag in einem zerknitterten Nachthemd herumlief, und sie »Hochstaplerin!« nennen und auflegen. Doch es kamen noch mehr Einladungen. Hotel- und Reisekosten wurden übernommen, ihr Honorar variierte. Einmal verlangte sie spontan das Doppelte dessen, was ihr in der Woche zuvor geboten worden war, und war geschockt, als der Mann, der aus Delaware anrief, sagte: »Ja, das können wir zahlen.«

Die meisten Leute, die ihre erste Rede über kulturelle Vielfalt hörten – in einem kleinen Betrieb in Ohio –, trugen Sneakers. Es waren ausschließlich Weiße. Ihre Rede hatte den Titel »Wie spreche ich mit Kollegen anderer Rasse über Rasse«, aber mit wem, so fragte sie sich, sollten sie darüber sprechen, da sie doch alle weiß waren? Vielleicht war der Hausmeister schwarz.

»Ich bin keine Expertin, also zitieren Sie mich nicht«, fing sie an, und sie lachten ein warmes aufmunterndes Lachen, und sie sagte sich, dass es gutgehen würde, dass sie keine Angst hätte haben müssen, weil sie mitten in Ohio vor einem Raum voller Fremder sprechen musste. (Sie hatte etwas besorgt gelesen, dass es hier noch rein weiße Städte gab.) »Der erste Schritt zu ehrlicher Kommunikation über Rasse ist die Erkenntnis, dass man nicht alle Formen von Rassismus gleichsetzen kann«, sagte sie und hielt dann ihre sorgfältig vorbereitete Rede. Als sie sich am Schluss für die Aufmerksamkeit bedankte und sich über ihre gelungene Darbietung freute, waren die Gesichter der Zuhörer versteinert. Der magere Applaus ernüchterte sie. Danach saß sie nur mit dem Personalchef zusammen und trank zu süßen Eistee im Konferenzraum. Sie unterhielten sich über Fußball in Nigeria, als wollte er über alles sprechen, nur nicht über die Rede, die sie gerade gehalten hatte. Am Abend bekam sie eine E-Mail: *IHRE REDE WAR STUSS. SIE SIND EINE RASSISTIN UND SOLLTEN*

Telegram:@shabarsbibliothek

DANKBAR SEIN, DASS WIR SIE IN DIESES LAND GELASSEN HABEN.

Diese mit Großbuchstaben verfasste E-Mail war eine Offenbarung. Der Sinn von Workshops zu kultureller Vielfalt und von Diskussionen über Multikulturalität war es nicht, echte Veränderungen zu bewirken, sondern den Leuten ein Gefühl der Selbstzufriedenheit zu vermitteln. Der Inhalt ihrer Reden, ihre Ideen interessierten sie nicht wirklich; wichtig war ihnen ihre Anwesenheit – als Geste. Sie verfolgten ihren Blog nicht, aber sie hatten gehört, dass sie eine »führende Bloggerin« zum Thema Rasse war. Deswegen begann sie im Lauf der folgenden Wochen bei ihren Workshops in Firmen und Schulen zu sagen, was die Leute hören wollten. Nichts davon würde sie je in ihrem Blog schreiben, weil sie wusste, dass die Menschen, die ihren Blog lasen, nicht die Leute waren, die an ihren Workshops teilnahmen. Im Verlauf ihrer Reden sagte sie: »Amerika hat große Fortschritte gemacht, und darauf sollten wir sehr stolz sein.« In ihrem Blog schrieb sie: *Rassismus hätte nie passieren dürfen, und deswegen gewinnst du keinen Blumentopf mit dem Versuch, ihn abzubauen.* Sie erhielt immer noch mehr Einladungen. Sie heuerte eine Studentin an, eine Amerikanerin haitianischer Herkunft mit eleganten Zöpfen, die geschickt mit dem Internet war, jede Information recherchierte, die Ifemelu brauchte, und unangemessene Kommentare sofort löschte.

Ifemelu kaufte eine kleine Eigentumswohnung. Als sie die Immobilienangebote in der Zeitung sah, erschrak sie, als ihr klarwurde, dass sie die geforderte Anzahlung in bar leisten konnte. Als sie in der Zeile »Wohnungskäufer« unterschrieb, fühlte sie sich plötzlich erschreckend erwachsen und ein bisschen erstaunt, dass der Blog ihr den Kauf ermöglicht hatte. Sie machte aus einem der beiden Schlafzimmer ein Arbeitszimmer und schrieb dort, stellte sich oft ans Fenster und schaute hinunter auf ihr

Telegram:@shabarsbibliothek

neues Roland-Park-Viertel, die sanierten und von alten Bäumen vor Blicken geschützten Reihenhäuser. Es überraschte sie, welche Blogbeiträge große Aufmerksamkeit erregten und welche kaum angeklickt wurden. Ihr Posting über ihren Versuch, online einen Partner zu finden, »What's Love Got to Do with it?« wurde monatelang kommentiert.

> Noch ein bisschen bedrückt wegen der Trennung vom heißen weißen Ex und keine Kneipengängerin, habe ich mich beim Online-Dating registriert. Und mir sehr viele Profile angesehen. Und so sieht mein Fazit aus: In der Rubrik der Ethnie, für die du dich interessierst, machen weiße Männer den Haken bei weißen Frauen und die Mutigeren auch bei Asiatinnen und Latinas. Latinos machen den Haken bei weißen Frauen und Latinas. Schwarze Männer sind die einzigen Männer, die den Haken eventuell bei »alle« machen, aber nicht alle machen ihn bei schwarzen Frauen. Sie machen den Haken bei Weißen, Asiatinnen und Latinas. Ich habe keine Liebe gespürt. Aber was hat Liebe schon damit zu tun, irgendwo einen Haken zu setzen? Du kannst in einen Supermarkt gehen, mit jemandem zusammenstoßen und dich verlieben, und dieser Jemand hat nicht die Rasse, bei der du online den Haken gemacht hast. Nach einer Weile habe ich mein Abonnement also wieder gekündigt, ich war noch Mitglied zur Probe, habe Geld zurückbekommen und werde stattdessen in Zukunft mit geschlossenen Augen durch den Supermarkt gehen.

Die Kommentare stammten von Leuten, die Ähnliches erlebt hatten, und von Leuten, die meinten, dass sie sich irrte, von Männern, die wollten, dass

Telegram:@shabarsbibliothek

sie ein Foto von sich einstellte, von schwarzen Frauen, die von erfolgreichen Online-Dating-Geschichten berichteten, von wütenden Leuten und von begeisterten Leuten. Manche Kommentare amüsierten sie, weil sie überhaupt nichts mit dem Thema ihres Beitrags zu tun hatten. *Ach, verpiss dich,* schrieb jemand. *Schwarze haben es wirklich leicht. Wenn du nicht schwarz bist, kriegst du nichts in diesem Land. Schwarze Frauen dürfen sogar dicker sein.* Ihr regelmäßiges Posting »Mischmasch-Freitag«, ein Durcheinander von Gedanken, erhielt jede Woche die meisten Klicks und Kommentare. Manchmal schrieb sie Beiträge und rechnete mit unangenehmen Reaktionen, ihr Magen verkrampft vor Angst und Aufregung, doch dann folgten nur lauwarme Kommentare. Jetzt, da sie gebeten wurde, an runden Tischen und Podiumsdiskussionen teilzunehmen, in landesweiten oder lokalen Radiosendern zu sprechen und stets einfach als »Die Bloggerin« vorgestellt wurde, fühlte sie sich von ihrem Blog vereinnahmt. Sie wurde zu ihrem Blog. Hin und wieder, wenn ihr wachsendes Unbehagen aus den Löchern kroch, lag sie nachts wach, und die zahllosen Leser des Blogs wurden zu einem gehässigen wütenden Mob, der auf sie wartete, auf der Lauer lag, bis er sie angreifen und demaskieren konnte.

Open Thread: Für alle zugeknöpften Neger

Das ist für die zugeknöpften Neger, die aufstrebenden amerikanischen und nicht-amerikanischen Schwarzen, die nicht über Erfahrungen sprechen, die ausschließlich damit zu tun haben, dass sie schwarz sind. Weil sie niemandem Unbehagen bereiten wollen. Erzählt hier eure Geschichten. Knöpft euch auf. Das hier ist ein sicherer Ort.

Telegram:@shabarsbibliothek

34

Der Blog brachte Blaine zurück in ihr Leben. Bei der Blogging While Brown Konferenz in Washington, D.C., während des geselligen Abends am ersten Tag in der Hotelhalle voller Leute, die sich nervös und zu fröhlich grüßten, unterhielt sie sich mit einer Make-up-Bloggerin, einer dünnen Amerikanerin mexikanischer Abstammung, die einen neonfarbenen Lidschatten aufgetragen hatte. Als sie aufblickte, sah sie nur wenige Schritte von sich entfernt Blaine in einer kleinen Gruppe stehen und war wie vom Blitz getroffen. Er war unverändert abgesehen von einer schwarz gefassten Brille, genau so wie sie sich an ihn von der Zugfahrt erinnerte: groß und locker. Die Make-up-Bloggerin sprach über Kosmetikfirmen, die ständig kostenlos Produkte an *Bellachicana* schickten, und die ethischen Implikationen davon, und Ifemelu nickte, hatte aber nur Blaine im Auge, der sich langsam von der Gruppe entfernte und auf sie zukam.

»Hallo!«, sagte er und schaute auf ihr Namensschild. »Du bist also die nicht-amerikanische Schwarze? Ich liebe deinen Blog.«

»Danke«, sagte sie. Er erinnerte sich nicht an sie. Aber warum sollte er? Die Begegnung im Zug war so lange her, und keiner von ihnen hatte damals gewusst, was das Wort »Blog« bedeutete. Er wäre amüsiert, wenn er erführe, wie sehr sie ihn idealisiert hatte, wie er zu einer Person nicht aus Fleisch und Blut, sondern aus kleinen Kristallen der Perfektion geworden war, der amerikanische Mann, den sie nie haben würde. Er wandte sich an die Make-up-Bloggerin, um sie zu begrüßen, und sie las auf seinem

Telegram:@shabarsbibliothek

Namensschild, dass er den Blog über die »Schnittmenge von Wissenschaft und Populärkultur« schrieb.

Er wandte sich wieder an sie. »Gehst du noch immer in die Einkaufszentren von Connecticut? Ich jedenfalls baue noch immer meine eigene Baumwolle an.«

Einen Augenblick hielt sie den Atem an, und dann lachte sie, ein fröhliches lautes Lachen, denn ihr Leben war zu einem hinreißenden Film geworden, in dem Menschen sich wieder fanden. »Du erinnerst dich!«

»Ich habe dich vom anderen Ende des Saals entdeckt. Ich konnte es nicht glauben, als ich dich gesehen habe.«

»O mein Gott, wie lange ist es her? Zehn Jahre?«

»Ungefähr. Acht?«

»Du hast mich nie zurückgerufen«, sagte sie.

»Ich hatte eine Freundin. Es war damals schon schwierig, aber es hat sich länger hingezogen, als gut war.« Er machte eine Miene, die sie sehr gut kennenlernen sollte, ein tugendhaftes Zusammenkneifen der Augen, das seine Rechtschaffenheit verkündete.

Es folgten E-Mails und Anrufe zwischen Baltimore und New Haven, spielerische Kommentare für den Blog des jeweils anderen, heftiges Flirten bei spätabendlichen Telefongesprächen, bis er eines Tages im Winter vor ihrer Tür stand, die Hände tief in den Taschen seiner dunkelgrauen Cabanjacke vergraben und der Kragen mit Schnee gesprenkelt wie mit Zauberstaub. Sie kochte Kokosreis, in ihrer Wohnung roch es nach Gewürzen, auf dem Tisch stand eine Flasche billiger Merlot, und im CD-Spieler lief laut Nina Simone. Minuten nach seiner Ankunft geleitete sie der Song »Don’t Let Me Be Misunderstood« vom Zustand flirtender Freunde in den eines Liebespaars. Danach stützte er sich auf seinen Ellbogen und sah ihr zu. Sein schlanker Körper hatte etwas Fließendes, nahezu Weibliches,

Telegram:@shabarsbibliothek

und sie erinnerte sich daran, dass er Yoga machte. Vielleicht konnte er auf dem Kopf stehen und sich in verrückte Positionen verdrehen. Als sie den jetzt kalten Reis mit der Kokossoße mischte, sagte sie, dass Kochen sie langweile und sie die Gewürze erst am Vortag gekauft habe und nur koche, weil er da sei. Sie hatte sich vorgestellt, sie hätten beide Ingwer auf den Lippen, er würde gelbes Curry von ihrem Körper lecken, Lorbeerblätter, die sie zwischen sich zerdrückten, doch stattdessen hatten sie sich verantwortlich verhalten, sich im Wohnzimmer geküsst, und dann hatte sie ihn ins Schlafzimmer geführt.

»Wir hätten verrücktere Dinge tun sollen«, sagte sie.

Er lachte. »Ich koche gern, wir werden viele Gelegenheiten für Verrücktes haben.« Aber sie wusste, dass er nicht jemand war, der verrückte Dinge tat, so wie er langsam und mit klinischer Konzentration das Kondom übergestreift hatte. Später, als sie die Briefe kannte, die er wegen Darfur an den Kongress schrieb, von den Teenagern wusste, die er an der Highschool in der Dixwell Street unterrichtete, und von dem Obdachlosenheim, in dem er freiwillig Dienst tat, hielt sie ihn für jemanden, der nicht ein normales Rückgrat hatte, sondern stattdessen ein festes Rohr der Herzensgüte.

Aufgrund ihrer Jahre zurückliegenden Begegnung im Zug schienen sie mehrere Schritte überspringen, mehrere Unbekannte ignorieren und sofort eine sehr intime Beziehung eingehen zu können. Nach seinem ersten Besuch fuhr sie mit ihm nach New Haven. In diesem Winter gab es Wochen, kalte, sonnige Wochen in New Haven, die von innen zu leuchten schienen, gefrorener Schnee bedeckte die Büsche, es war eine wie für ein Fest geschmückte Welt, die nur von ihr und Blaine bevölkert war. Sie gingen zum Falafelladen in der Howe Street und aßen Hummus, saßen in einer dunklen Ecke, redeten stundenlang und kehrten mit

Telegram:@shabarsbibliothek

Knoblauchgeschmack im Mund nach Hause zurück. Oder sie traf ihn nach seinem Unterricht in der Bibliothek, sie setzten sich ins Café, tranken zu dickflüssige Schokolade und aßen Croissants, die zu sehr nach Vollkorn schmeckten, sein Stapel Bücher auf dem Tisch. Er kochte biologisches Gemüse und Getreidesorten, die sie nicht aussprechen konnte – Bulgur, Quinoa –, und während er kochte, machte er auch rasch wieder Ordnung, ein Fleck Tomatensoße wurde sofort weggewischt, kaum war er aufgetaucht, ein paar Tropfen Wasser waren im Nu aufgetupft. Er jagte ihr Angst ein, als er ihr von den Chemikalien erzählte, die auf Getreide versprüht und an Hühner verfüttert wurden, damit sie schnell wuchsen, die Obst eine perfekte Schale verliehen. Warum, glaubte sie, starben Menschen an Krebs? Bevor sie jetzt einen Apfel aß, schrubbte sie ihn an der Küchenspüle, obwohl Blaine nur biologisches Obst kaufte. Er erklärte ihr, welche Getreidesorten Protein enthielten, welches Gemüse Karotin, welche Früchte zu viel Zucker. Er wusste alles; es machte ihr Angst, sie war stolz darauf und ein bisschen abgestoßen davon. In seiner Wohnung im zwanzigsten Stock eines Wolkenkratzers nahe dem Campus wurden alltägliche Kleinigkeiten bedeutungsschwer – so wie er ihr dabei zusah, wenn sie sich nach einer abendlichen Dusche mit Kakaobutter eincremte, das Geräusch seiner Spülmaschine nach dem Einschalten –, und sie stellte sich ein Kinderbettchen im Schlafzimmer vor, ein Baby darin und Blaine, der organische Früchte für das Baby pürierte. Er wäre ein perfekter Vater, dieser Mann, der sich so gewissenhaft verhielt.

»Ich kann Tempeh nicht essen, ich verstehe nicht, dass es dir schmeckt«, sagte sie.

»Es schmeckt mir nicht.«

»Warum isst du es dann?«

»Weil es gesund ist.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Er joggte jeden Morgen und reinigte sich jeden Abend die Zähne mit Zahnseide. Es erschien ihr so amerikanisch, dieses mechanische Gleiten eines Fadens zwischen den Zähnen, unelegant und funktionell. »Das solltest du auch tun«, sagte Blaine. Und sie tat es, so wie sie andere Dinge übernahm, die er tat – sie ging ins Fitnessstudio, aß mehr Proteine als Kohlehydrate –, und sie tat es mit einem Gefühl dankbarer Zufriedenheit, weil es ihr besserging. Er war wie ein heilsames Elixier; mit ihm war ihr nur eine höhere Ebene der Tugend möglich.

Seine beste Freundin, Araminta, kam zu Besuch und umarmte Ifemelu herzlich, als würden sie sich kennen. »Seit sich Blaine von Paula getrennt hat, hatte er keine richtige Freundin mehr. Und jetzt ist er mit einer Schwester zusammen, einer schokoladenbraunen noch dazu. Wir machen Fortschritte!«, sagte Araminta.

»Mint, hör auf«, sagte Blaine, aber er lächelte. Dass er so eng mit einer Frau befreundet war, einer Architektin, mit langen glatten Extensions, High Heels, hautengen Jeans und gefärbten Kontaklinsen, sagte etwas über Blaine aus, was Ifemelu gefiel.

»Blaine und ich sind zusammen aufgewachsen. In der Highschool waren wir die einzigen Schwarzen in unserer Klasse. Alle unsere Freunde wollten, dass wir ein Paar werden, du weißt schon, wie sie denken, die zwei schwarzen Kids müssen zusammenkommen, aber er war so überhaupt nicht mein Typ«, sagte Araminta.

»Wer’s glaubt«, sagte Blaine.

»Ifemelu, ich kann dir gar nicht sagen, wie ich mich freue, dass du keine Universitätsdozentin bist. Hast du seine Freunde reden gehört? Nichts ist einfach nur, was es ist. Alles muss etwas anderes bedeuten. Es ist lächerlich. Neulich hat Marcia gesagt, dass schwarze Frauen so dick sind,

Telegram:@shabarsbibliothek

weil ihre Körper Schauplatz des Widerstands gegen die Sklaverei sind. Ja, das stimmt, wenn man unter Widerstand gegen die Sklaverei Burger und Limonade versteht.«

»Jeder durchschaut diese antiintellektuelle Pose, Miss Drinks im Harvard Club«, sagte Blaine.

»Jetzt komm schon. Eine gute Ausbildung heißt nicht, die ganze verdammte Welt für erklärungsbedürftig zu halten. Sogar Shan macht sich über euch lustig. Sie kann dich und Grace super imitieren: *Kanonbildung und die Topographie spatialen und historischen Bewusstseins*.« Araminta wandte sich an Ifemelu: »Kennst du seine Schwester Shan?«

»Nein.«

Als Blaine später im Schlafzimmer war, sagte Araminta: »Shan ist eine interessante Person. Nimm sie nicht zu ernst, wenn du sie kennenlernst.«

»Wie meinst du das?«

»Sie ist super und sehr bestechend, aber wenn du glaubst, dass sie dich schlecht behandelt oder so, dann liegt das nicht an dir, sie ist einfach so.« Und dann fügte sie leiser hinzu: »Blaine ist ein wirklich guter Kerl, ein wirklich guter Kerl.«

»Ich weiß.« Ifemelu hörte aus Aramintas Worten etwas heraus, was entweder eine Warnung oder eine Bitte war.

Nach einem Monat bat Blaine sie, bei ihm einzuziehen, doch es dauerte noch ein Jahr, bis sie es tat, obwohl sie die meiste Zeit in New Haven verbrachte, eine Mitgliedskarte für das Yale-Fitnessstudio als Professorenpartnerin hatte und ihre Blogpostings in seiner Wohnung schrieb an einem Schreibtisch, den er vor das Schlafzimmerfenster gestellt hatte. Von seinem Interesse beflügelt, von seiner Intelligenz begeistert, ließ sie ihn anfänglich ihre Beiträge lesen, bevor sie sie postete. Sie bat ihn nicht, sie zu redigieren, doch allmählich nahm sie, aufgrund seiner Vorschläge,

Telegram:@shabarsbibliothek

Veränderungen vor, fügte hinzu und entfernte. Bis sie sich darüber ärgerte. Ihre Beiträge klangen zu akademisch, zu sehr nach ihm. Sie hatte ein Posting über Innenstädte geschrieben – »Warum leben in den klammsten, düstersten Vierteln amerikanischer Großstädte nur amerikanische Schwarze?« –, und er riet ihr, Einzelheiten über die Regierungspolitik und die Wahlkreisreformen aufzunehmen. Sie tat es, doch nachdem sie den Artikel noch einmal gelesen hatte, löschte sie den Beitrag.

»Ich will nicht erklären, ich will beobachten«, sagte sie.

»Denk dran, dass die Leute deinen Blog nicht lesen, weil sie unterhalten werden wollen, sie lesen ihn als Kommentar zu unserer Kultur. Das ist eine echte Verantwortung. Im College werden Aufsätze über deinen Blog geschrieben«, sagte er. »Ich sage nicht, dass du akademisch oder langweilig sein sollst. Behalte deinen Stil bei, aber mach die Beiträge fundierter.«

»Sie sind fundiert genug«, sagte sie gereizt, doch sie quälte der Gedanke, dass er recht hatte.

»Du bist faul, Ifem.«

Er benutzte das Wort »faul« oft für seine Studenten, die ihre Arbeiten nicht rechtzeitig abgaben, für schwarze Berühmtheiten, die nicht politisch aktiv waren, für Ideen, die nicht seinen entsprachen. Manchmal kam sie sich wie sein Lehrling vor; wenn sie durch ein Museum schlenderten, blieb er vor abstrakten Gemälden stehen, die sie langweilten, und sie ging weiter zu den kühnen Skulpturen oder den naturalistischen Gemälden und erkannte an seinem dünnen Lächeln seine Enttäuschung, dass sie immer noch nicht genug von ihm gelernt hatte. Wenn er eine Auswahl aus seinem kompletten John Coltrane spielte, beobachtete er sie, während sie zuhörte, wartete auf ein Hingerissensein, das sie irgendwann erfassen musste, und wenn sie unbeeindruckt blieb, wandte er am Ende rasch den Blick ab. Sie bloggte über zwei Romane von Ann Petry und Gayl Jones, die sie mochte, und

Telegram:@shabarsbibliothek

Blaine sagte: »Sie verschieben die Grenzen nicht.« Er sprach sanft, als wollte er sie nicht aufbringen, dennoch musste es gesagt werden. Seine Ansichten waren fest, so vollkommen durchdacht, weshalb er bisweilen überrascht schien, dass sie nicht dieselben Schlussfolgerungen zog wie er. Wenn es um die Dinge ging, an die er glaubte oder wusste, fühlte sie sich im Hintertreffen und wollte aufschließen, fasziniert von seiner Überzeugung, recht zu haben. Einmal gingen sie die Elm Street entlang, um sich Sandwiches zu holen, und sahen eine rundliche schwarze Frau, die eine feste Einrichtung auf dem Campus war: Sie stand immer in der Nähe des Coffee Shops, einen wollenen Hut auf dem Kopf, bot Passanten einzelne Plastikrosen an und fragte: »Haben Sie ein bisschen Kleingeld?« Zwei Studenten sprachen mit ihr, und einer gab ihr einen Cappuccino in einem großen Pappbecher. Die Frau war begeistert; sie warf den Kopf zurück und trank aus dem Becher.

»Das ist ekelhaft«, sagte Blaine, als sie an ihr vorbeigingen.

»Ich weiß«, sagte Ifemelu, obwohl sie nicht ganz verstand, warum er sich wegen der obdachlosen Frau mit dem geschenkten Cappuccino so aufregte. Wochen zuvor hatte eine alte weiße Frau, die hinter ihnen an der Supermarktkasse anstand, Ifemelu gefragt: »Sie haben so schönes Haar. Darf ich es anfassen?« Und Ifemelu hatte bejaht. Die Hand der Frau versank in ihrem Afro. Sie spürte, wie Blaine erstarrte, sah die Adern in seinen Schläfen pulsieren. »Wie konntest du es ihr erlauben?«, fragte er danach. »Warum nicht? Woher soll sie sonst wissen, wie sich Haar wie meins anfühlt? Wahrscheinlich kennt sie keine Schwarzen.«

»Und deswegen musst du ihr Versuchskaninchen spielen?«, sagte Blaine. Er erwartete, das sie empfand, was sie nicht empfinden konnte. Es gab Dinge, die für ihn existierten und die sie nicht durchdringen konnte. In Gesellschaft seiner guten Freunde fühlte sie sich oft etwas verloren. Sie

Telegram:@shabarsbibliothek

waren ziemlich jung, gut angezogen, rechtschaffen, ihre Sätze eine Anhäufung von »so was wie« und »auf die Art und Weise von«; sie trafen sich jeden Donnerstag in einer Bar, und manchmal lud einer von ihnen zu einem Abendessen ein, bei dem Ifemelu meist nur zuhörte, wenig sagte und sie verwundert ansah: Meinten sie es ernst, diese Leute, die sich maßlos über importiertes Gemüse aufregten, das auf Lastwagen reifte? Sie wollten die Kinderarbeit in Afrika beenden. Sie kauften keine Kleidung, die von unterbezahlten Arbeitern in Asien produziert wurde. Sie betrachteten die Welt mit einer unpraktischen, lichten Ernsthaftigkeit, die sie rührte, aber nie überzeugte. In ihrem Kreis bezog sich Blaine auf so viele Dinge, von denen sie nichts wusste, und wirkte weit entfernt, als gehörte er zu ihnen, und wenn er sie schließlich anschaute, sein Blick warm und liebevoll, war sie erleichtert.

Sie erzählte ihren Eltern von Blaine und dass sie Baltimore verlassen und zu ihm nach New Haven ziehen würde. Sie hätte lügen, einen neuen Job erfinden oder einfach sagen können, dass sie umziehen wollte. »Er heißt Blaine«, sagte sie. »Und ist Amerikaner.«

Sie hörte die Symbolik in ihren Worten, die Tausende Kilometer nach Nigeria übertragen wurden, und sie wusste, was ihre Eltern denken würden. Sie und Blaine hatten nicht übers Heiraten gesprochen, doch der Boden unter ihren Füßen fühlte sich fest an. Sie wollte, dass ihre Eltern von ihm erfuhren, dass sie wussten, was für ein guter Mensch er war. Sie benutzte das Wort, als sie ihn beschrieb: »gut«.

»Ein amerikanischer Neger?«, fragte ihr Vater verblüfft.

Ifemelu musste lachen. »Papa, niemand sagt mehr Neger.«

»Aber warum ein Neger? Herrscht in Amerika ein substantieller Mangel an Nigerianern?«

Telegram:@shabarsbibliothek

Sie ignorierte ihn lachend und bat, ihre Mutter ans Telefon zu holen. Ihn zu ignorieren, ihm zu erzählen, dass sie mit einem Mann zusammenzog, mit dem sie nicht verheiratet war, war etwas, was sie nur tun konnte, weil sie in Amerika lebte. Die Regeln hatten sich verändert, waren in den Spalten von Entfernung und Fremdheit verschwunden.

Ihre Mutter fragte: »Ist er Christ?«

»Nein. Er ist ein Teufelsanbeter.«

»Herr im Himmel!«, kreischte ihre Mutter.

»Mama, ja, er ist Christ«, sagte sie.

»Dann gibt's kein Problem«, sagte ihre Mutter. »Wann wird er kommen, um sich vorzustellen? Du kannst es so planen, dass wir alles auf einmal machen – Türklopfen, Brautpreis, Weinzeremonie –, das wird die Kosten senken, und er muss nicht mehrmals herfliegen. Amerika ist weit weg …«

»Mama, bitte, wir wollen uns noch Zeit lassen.«

Nachdem Ifemelu amüsiert aufgelegt hatte, beschloss sie, den Namen ihres Blogs in *Raceteenth oder Ein paar Beobachtungen über schwarze Amerikaner (früher als Neger bekannt) von einer nicht-amerikanischen Schwarzen* zu ändern.

Freie Stelle in Amerika – Chefschiedsrichter für »Wer ist Rassist?« gesucht

In Amerika gibt es Rassismus, aber keine Rassisten. Rassisten gehören der Vergangenheit an. Rassisten sind die schmallippigen fiesen Weißen in den Filmen über die Zeit der Bürgerrechtsbewegung. Es ist so: Die Manifestationen von Rassismus haben sich geändert, aber nicht die Sprache. Wenn du nicht jemanden gelyncht hast, darfst du nicht

Telegram:@shabarsbibliothek

Rassist genannt werden. Wenn du kein blutsaugendes Ungeheuer bist, darfst du nicht Rassist genannt werden. Jemand muss entscheiden, dass Rassisten keine Ungeheuer sind. Sie sind Menschen, die von ihrer Familie geliebt werden, normale Leute, die Steuern zahlen. Jemand muss entscheiden, wer Rassist ist und wer nicht. Oder vielleicht ist es auch Zeit, das Wort »Rassist« zu verschrotten. Und sich etwas Neues auszudenken. Wie zum Beispiel Rassische Störung. Dann könnten wir die an diesem Syndrom Erkrankten unterschiedlichen Kategorien zuordnen: mild, mittel und akut.

Telegram:@shabarsbibliothek

35

Eines Nachts erwachte Ifemelu, ging auf die Toilette und hörte Blaine im Wohnzimmer telefonieren, seine Stimme leise und tröstlich. »Entschuldige, habe ich dich geweckt? Das war meine Schwester, Shan«, sagte er, als er sich wieder ins Bett legte. »Sie ist in New York, aus Frankreich zurück. Ihr erstes Buch erscheint demnächst, und sie hat deswegen gerade eine kleine Krise.« Er hielt inne. »Eine weitere kleine Krise. Shan hat ständig Krisen. Fährst du am Wochenende mit in die Stadt, um sie zu treffen?«

»Klar. Was macht sie noch mal wieder?«

»Was macht Shan nicht? Sie hat für einen Hedgefonds gearbeitet. Dann hat sie damit aufgehört, ist durch die Welt gereist und hat sich ein bisschen als Journalistin verdingt. Sie hat einen Haitianer kennengelernt und ist zu ihm nach Paris gezogen. Dann wurde er krank und ist gestorben. Es ging alles sehr schnell. Sie blieb noch eine Weile, obwohl sie schon beschlossen hatte, in die USA zurückzukehren. Die Wohnung in Paris hat sie behalten. Seit ungefähr einem Jahr ist sie mit Ovidio zusammen. Er ist ihre erste richtige Beziehung, seit Jerry gestorben ist. Ein ziemlich anständiger Typ. Er ist diese Woche auf Geschäftsreise in Kalifornien, Shan ist allein. Sie lädt gern Leute zu sich ein, sie nennt es Salon. Sie hat diese erstaunlichen Freunde, überwiegend Künstler und Schriftsteller, und sie treffen sich bei ihr und haben wirklich gute Gespräche.« Er hielt inne. »Shan ist eine ganz besondere Person.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Wenn sie ein Zimmer betrat, saugte sie alle Luft auf. Nicht, dass sie tief einatmete, das musste sie nicht: Die Luft trieb einfach auf sie zu, angezogen von ihrer angeborenen Autorität, bis nichts mehr für andere übrig war. Ifemelu stellte sich Blaines luftlose Kindheit vor, wie er Shan nachgelaufen war, um sie zu beeindrucken, sie an seine Existenz zu erinnern. Auch jetzt noch als Erwachsener war er der kleine Bruder voll verzweifelter Liebe und versuchte, ihre Anerkennung zu gewinnen, und fürchtete zugleich, es nie zu schaffen. Sie kamen am frühen Nachmittag vor Shans Wohnblock an, und Blaine blieb stehen, um mit dem Portier zu plaudern, so wie er mit dem Taxifahrer von der Penn Station geplaudert hatte, auf die ungezwungene Art, in der er Allianzen mit Hausmeistern, Reinigungspersonal, Busfahrern schmiedete. Er wusste, was sie verdienten und wie viele Stunden sie arbeiteten; er wusste, dass sie nicht krankenversichert waren.

»Hallo, Jorge, wie geht’s?« Blaine sprach es spanisch aus: *Chor-che*.

»Gut. Und was machen Ihre Studenten in Yale?«, fragte der Portier, erfreut, ihn zu sehen, und erfreut, dass er in Yale unterrichtete.

»Sie treiben mich wie immer in den Wahnsinn«, sagte Blaine. Dann deutete er auf die Frau, die mit dem Rücken zu ihm dastand und auf den Aufzug wartete, eine rosa Yogamatte im Arm. »Oh, da ist Shan.« Shan war klein und schön, hatte ein ovales Gesicht und hohe Wangenknochen, ein herrisches Gesicht.

»Hallo!«, sagte sie, umarmte Blaine und würdigte Ifemelu keines Blicks. »Ich bin so froh, dass ich in meinem Pilates-Kurs war. Wenn du es sein lässt, lässt es dich links liegen. Bist du heute gejoggt?«

»Ja.«

»Ich habe gerade noch einmal mit David gesprochen. Er sagt, dass er mir heute Abend alternative Umschlagentwürfe schickt. Endlich scheinen sie auf mich zu hören.« Sie verdrehte die Augen. Die Aufzugtüren öffneten

Telegram:@shabarsbibliothek

sich, und sie führte sie hinein, sprach dabei weiter mit Blaine, dem mittlerweile unbehaglich war, als wartete er auf den Moment, sie einander vorzustellen, einen Moment, den Shan ihm nicht zubilligte.

»Die Marketingdirektorin hat mich heute Morgen angerufen. Sie war so unerträglich höflich, und das ist schlimmer als eine Beleidigung, weißt du? Und sie behauptet, dass die Buchhändler den Umschlag super finden und blablabla. Es ist lächerlich«, sagte Shan.

»Das ist der Herdeninstinkt der Verlagsbranche. Sie machen, was alle machen«, sagte Blaine.

Der Aufzug blieb stehen, und sie wandte sich an Ifemelu. »Oh, entschuldige, ich bin so gestresst«, sagte sie. »Schön, dich kennenzulernen. Blaine spricht nur von dir.« Sie sah Ifemelu an, ein unverhohlenes Mustern. »Du bist sehr hübsch.«

»*Du* bist sehr hübsch«, sagte Ifemelu und überraschte sich damit, weil sie das normalerweise nicht gesagt hätte, aber sie fühlte sich bereits von Shan vereinnahmt; Shans Kompliment hatte sie seltsamerweise gefreut. Shan ist besonders, hatte Blaine gesagt, und jetzt verstand Ifemelu, was er meinte. Shan hatte die Ausstrahlung einer Person, die irgendwie *erwählt* war. Die Götter hatten sie mit einem Zauberstab berührt. Wenn sie gewöhnliche Dinge tat, wurden sie zu etwas Rätselhaftem.

»Gefällt dir das Zimmer?«, fragte Shan Ifemelu mit einer ausholenden Geste, die die dramatische Einrichtung umfasste: den roten Teppich, das blaue Sofa, das orangefarbene Sofa, den grünen Sessel.

»Ich weiß, dass es was bedeuten soll, aber ich weiß nicht, was.«

Shan lachte, kurze Laute, die vorzeitig abgebrochen wirkten, als sollten noch mehr folgen, was aber nicht der Fall war, und weil sie nur lachte, ohne etwas zu sagen, fügte Ifemelu hinzu: »Es ist interessant.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ja, *interessant*.« Shan stand vor dem Esstisch, hob ein Bein und legte es darauf ab, neigte sich vor, um den Fuß mit der Hand zu fassen. Ihr Körper war eine Ansammlung anmutiger Kurven, ihr Hintern, ihre Brüste, ihre Waden, und ihre Bewegungen brachten das Anrecht der Erwählten zum Ausdruck; sie konnte das Bein auf den Esstisch heben, wann immer sie wollte, auch wenn Gäste da waren.

»Blaine hat mir von *Raceteenth* erzählt. Es ist ein großartiger Blog«, sagte sie.

»Danke«, sagte Ifemelu.

»Ich habe einen nigerianischen Freund, der Schriftsteller ist. Kennst du Kelechi Garuba?«

»Ich habe seine Bücher gelesen.«

»Wir haben neulich über deinen Blog gesprochen, und er hat gesagt, er sei überzeugt, dass die nicht-amerikanische Schwarze aus der Karibik stammt, weil Afrikaner sich keine Gedanken über Rasse machen. Er wird geschockt sein, wenn er dich kennenlernt.« Shan hielt inne, legte das andere Bein auf dem Tisch ab und neigte sich wieder vor, um ihren Fuß zu fassen.

»Er macht sich ständig Sorgen, weil sich seine Bücher nicht gut verkaufen. Ich habe ihm erklärt, dass er schreckliche Dinge über sein Volk schreiben muss, um gut zu verkaufen. Er muss behaupten, dass nur die Afrikaner selbst für ihre Probleme verantwortlich sind, und die Europäer den Afrikanern mehr geholfen als geschadet haben, und er wird berühmt werden, und die Leute werden sagen, dass er so *ehrlich* ist.«

Ifemelu lachte.

»Interessantes Foto«, sagte sie und deutete auf ein Bild von Shan, die zwei Champagnerflaschen hoch über ihren Kopf hielt, umgeben von zerlumpten, lächelnden braunen Kindern, vermutlich in einem

Telegram:@shabarsbibliothek

lateinamerikanischen Slum, Wellblechhütten im Rücken. »Ich meine das wortwörtlich.«

»Ovidio wollte nicht, dass ich es aufstelle, aber ich habe darauf bestanden. Es ist natürlich ironisch gemeint.«

Ifemelu stellte sich vor, wie Shan auf etwas bestand, ein schlichter Satz, den sie nicht wiederholen musste, weil Ovidio bereits klein beigegeben hatte.

»Fliegst du oft nach Nigeria?«, fragte Shan.

»Nein. Ich war nicht mehr zu Hause, seit ich in die USA gekommen bin.«

»Warum nicht?«

»Zuerst konnte ich es mir nicht leisten. Dann musste ich arbeiten und hatte einfach keine Zeit.«

Shan stand ihr jetzt gegenüber, die Arme zur Seite gestreckt wie Flügel.

»Nigerianer nennen uns *acata*, nicht wahr? Und das bedeutet wildes Tier?«

»Ich weiß nicht, ob es wildes Tier bedeutet, ich weiß wirklich nicht, was es bedeutet, und ich benutze es nicht.« Ifemelu stammelte nahezu. Es stimmte, doch unter Shans direktem Blick fühlte sie sich schuldig. Shan verströmte Macht, eine subtile und zerstörerische Macht.

Blaine kam aus der Küche mit zwei großen Gläsern mit einer rötlichen Flüssigkeit.

»Virgin Cocktails!«, sagte Shan mit kindlichem Vergnügen, als sie Blaine ein Glas abnahm.

»Granatapfel, Mineralwasser und ein bisschen Cranberry«, sagte Blaine und reichte Ifemelu das andere Glas. »Wann hältst du deinen nächsten Salon ab, Shan? Ich habe Ifemelu davon erzählt.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Als Blaine Ifemelu erzählt hatte, dass Shan ihre Einladungen »Salon« nannte, hatte er das Wort spöttisch betont, doch jetzt sprach er es auf ernsthafte Weise französisch aus: *sa-lon*.

»Ach, bald wahrscheinlich.« Shan zuckte die Achseln, liebevoll und beiläufig, nippte an ihrem Glas und neigte sich zur Seite wie ein vom Wind gebeugter Baum.

Shans Handy klingelte. »Wo hab ich nur das Handy hingelegt? Wahrscheinlich ist es David.«

Das Handy lag auf dem Tisch. »Oh, es ist Luc. Ich rufe ihn später zurück.«

»Wer ist Luc?«, fragte Blaine, der erneut aus der Küche kam.

»Ein Franzose, ein reicher Franzose. Es ist komisch, ich habe ihn im Flughafen kennengelernt. Ich erzähle ihm, dass ich einen Freund habe, und er sagt: ›Dann werde ich Sie aus der Ferne bewundern und auf den rechten Augenblick warten.‹ Er hat tatsächlich ›rechten Augenblick‹ gesagt.« Shan nippte am Glas. »Es ist nett, wie weiße Männer in Europa dich als Frau ansehen, nicht als schwarze Frau. Ich will nicht mit ihnen ausgehen, verdammt nein, ich will nur wissen, dass es die Möglichkeit gibt.«

Blaine nickte zustimmend. Wenn nicht Shan, sondern jemand anders das Gleiche gesagt hätte, würde er das Gesagte sofort nach Nuancen durchkämmen und seinem Schwung, seiner Schlichtheit widerprechen. Als sie einmal im Fernsehen einen Beitrag über die Scheidung eines berühmten Paares sahen, hatte Ifemelu zu ihm gesagt, dass sie die unbeugsame, unzweideutige Ehrlichkeit nicht verstehe, die Amerikaner von ihren Beziehungen forderten. »Was meinst du damit?«, fragte er sie, und sie hörte aus seiner Stimme drohenden Widerspruch heraus; auch er glaubte an unbeugsame, unzweideutige Ehrlichkeit.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Für mich ist es anders, wahrscheinlich weil ich aus der Dritten Welt bin«, sagte sie. »Aus der Dritten Welt zu sein heißt, sich der vielen verschiedenen Zugehörigkeiten bewusst zu sein und zu verstehen, dass Ehrlichkeit und Wahrheit immer vom Kontext abhängen.« Sie war sich schlau vorgekommen, weil ihr diese Erklärung eingefallen war, aber Blaine schüttelte schon den Kopf, bevor sie ausgesprochen hatte, und sagte: »Das ist so denkfaul, die Dritte Welt so als Argument zu benutzen.«

Jetzt nickte er, als Shan sagte: »Europäer sind einfach nicht so konservativ und verklemmt wie Amerikaner, wenn es um Beziehungen geht. In Europa denken die weißen Männer: ›Ich will eine scharfe Frau.‹ In Amerika denken die weißen Männer: ›Eine schwarze Frau rühre ich nicht an, aber mit Halle Berry könnte ich's vielleicht tun.‹«

»Das ist komisch«, sagte Blaine.

»Natürlich gibt es weiße Männer in diesem Land, die nur schwarze Frauen wollen, aber das ist eine Art Fetisch und widerlich«, sagte Shan und schaute Ifemelu an.

Ifemelu war nur ungern anderer Meinung; es war merkwürdig, wie sehr sie wünschte, Shan würde sie mögen. »Ich habe nur gegenteilige Erfahrungen gemacht. Weiße Männer bringen mir viel mehr Interesse entgegen als afroamerikanische Männer.«

»Wirklich?« Shan hielt inne. »Vermutlich liegt das an deiner exotischen Legitimation, diesem ganzen authentischen Afrika-Ding.«

Shans Ablehnung schmerzte sie, und daraus wurde ein gereizter Groll auf Blaine, weil sie wünschte, er würde nicht aus so vollem Herzen mit seiner Schwester einer Meinung sein.

Wieder klingelte Shans Handy. »Das ist jetzt besser David.« Sie ging mit dem Telefon ins Schlafzimmer.

Telegram:@shabarsbibliothek

»David ist ihr Lektor. Sie wollen ein sexualisiertes Bild auf dem Umschlag, ein schwarzer Torso, und das will sie nicht«, sagte Blaine.

»Wirklich.« Ifemelu nippte an ihrem Glas und blätterte in einer Kunstzeitschrift, noch immer gereizt.

»Alles in Ordnung?«, fragte er.

»Ja.«

Shan kam zurück. Blaine sah sie an. »Alles okay?«

Sie nickte. »Sie nehmen es nicht. Alle scheinen jetzt an einem Strang zu ziehen.«

»Das ist super«, sagte Blaine.

»Wenn dein Buch rauskommt, solltest du ein paar Tage meine Gastbloggerin sein«, sagte Ifemelu. »Du wärst wunderbar. Ich hätte dich wirklich gern dafür.«

Shan zog die Augenbrauen hoch, ein Ausdruck, den Ifemelu nicht deuten konnte, und sie befürchtete, zu aufdringlich gewesen zu sein.

»Ja, das könnte ich machen«, sagte Shan.

Obama kann nur gewinnen, wenn er der magische Neger bleibt

Sein Pfarrer ist furchterregend, weil Obama seinetwegen vielleicht doch nicht der magische Neger ist. Übrigens ist der Pfarrer ziemlich melodramatisch, aber wart ihr schon mal in einer althergebrachten amerikanischen schwarzen Kirche? Schieres Theater. Aber mit seiner Kernaussage hat er recht: Amerikanische Schwarze (jedenfalls die seines Alters) kennen noch ein anderes Amerika als die amerikanischen Weißen; sie kennen ein härteres, hässlicheres Amerika. Aber

Telegram:@shabarsbibliothek

das darf man nicht sagen, weil in Amerika alles gut ist und alle gleich sind. Der Pfarrer hat es aber nun mal gesagt, und womöglich denkt auch Obama so, und wenn Obama so denkt, dann ist er nicht der magische Neger, und nur ein magischer Neger kann amerikanische Wahlen gewinnen. Und was ist ein magischer Neger?, fragt ihr. Der schwarze Mann, der immer weise und freundlich ist. Er reagiert nie unter großem Leidensdruck, wird nie zornig, ist nie bedrohlich. Er vergibt stets alle mögliche rassistische Scheiße. Er lehrt die Weißen, wie sie das betrübliche, aber verständliche Vorurteil aus ihrem Herzen reißen. Man sieht diesen Mann in vielen Filmen. Und Obama passt perfekt für diese Rolle.

Telegram:@shabarsbibliothek

36

Es war eine Überraschungsgeburtagsparty für Marcia, Blaines Freundin, in Hamden.

»Alles Gute zum Geburtstag, Marcia«, sagte Ifemelu im Chor mit den anderen Freunden, die neben Blaine standen. Ihre Zunge war ein bisschen schwer, ihre Aufregung ein bisschen gespielt. Sie war seit einem guten Jahr mit Blaine zusammen, aber sie gehörte nicht ganz in den Kreis seiner Freunde.

»Du Mistkerl!«, sagte Marcia mit Tränen in den Augen zu ihrem Mann Benny.

Marcia und Benny lehrten beide Geschichte, sie waren beide aus dem Süden, und sie sahen sogar gleich aus: kleine zierliche Körper, honigfarbener Teint und Dreadlocks bis zu den Schultern. Sie trugen ihre Liebe wie ein schwülstiges Parfum, verströmten für alle sichtbar ihre Hingabe, berührten sich, bezogen sich aufeinander. Während sie sie beobachtete, stellte sich Ifemelu dieses Leben für sich und Blaine vor, in einem kleinen Haus in einer ruhigen Straße, Batik an den Wänden, afrikanische Skulpturen in den Ecken, und sie beide beständig glücklich.

Benny schenkte Drinks ein. Marcia machte die Runde, immer noch erstaunt betrachtete sie die Platten mit geliefertem Essen auf dem Tisch und die zahllosen Luftballons an der Decke. »Wann hast du das alles organisiert, Baby? Ich war doch nur eine Stunde weg.«

Sie umarmte die Gäste und wischte sich die Tränen aus den Augen. Bevor sie Ifemelu in die Arme nahm, blickte sie ganz kurz besorgt drein,

Telegram:@shabarsbibliothek

und Ifemelu wusste, dass Marcia ihren Namen vergessen hatte. »Ich freu mich *so*, dich wiederzusehen, danke, dass du gekommen bist«, sagte sie mit einer extra Dosis Aufrichtigkeit, das »so« überbetont, als wollte sie damit das Vergessen ihres Namens wiedergutmachen.

»Chile!«, sagte sie zu Blaine, der sie umarmte und ein bisschen vom Boden hochhob, beide lachten.

»Du wiegst weniger als bei deinem letzten Geburtstag!«, sagte Blaine.

»Und sie sieht jeden Tag jünger aus!«, sagte Paula, Blaines frühere Freundin.

»Marcia, was ist dein Geheimnis?«, fragte eine Frau, die Ifemelu nicht kannte, ihr gebleichtes Haar aufgebauscht zu einem platinfarbenen Helm.

»Ihr Geheimnis ist guter Sex«, sagte Grace ernsthaft, eine Amerikanerin koreanischer Herkunft, die afroamerikanische Studien unterrichtete. Sie war klein und schlank, trug stets modische weite Kleidung, so dass sie in raschelnder Seide zu schweben schien. »Ich gehöre zu dieser seltenen Spezies christlicher linker Spinner«, hatte sie zu Ifemelu gesagt, als sie sich kennenlernten.

»Hast du das gehört, Benny?«, sagte Marcia. »Unser Geheimnis ist guter Sex.«

»Stimmt!«, sagte Benny und zwinkerte ihr zu. »He, habt ihr Barack Obamas Ankündigung heute Morgen gehört?«

»Ja, es wird schon den ganzen Tag in den Nachrichten gebracht«, sagte Paula. Sie war klein und blond, hatte einen klaren rosa Teint und wirkte, als verbrächte sie viel Zeit im Freien. Ifemelu fragte sich, ob sie ritt.

»Ich habe nicht mal einen Fernseher«, sagte Grace und seufzte ironisch. »Ich habe ihn neulich verkauft und mir ein Handy angeschafft.«

»Sie werden es noch oft zeigen«, sagte Benny.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Lasst uns was essen!« Das war Stirling, der aus einer reichen Bostoner Familie mit altem Geld stammte, wie Blaine ihr erzählt hatte; er und sein Vater waren beide aufgrund von Spenden bevorzugte Studenten in Harvard gewesen. Er war links und wohlmeinend, gehandicapt von seinen vielen Privilegien und gestattete es sich nicht, eine eigene Meinung zu haben. »Ja, ich verstehe, was du meinst«, sagte er oft.

Brathuhn, Gemüse, Kuchen wurden unter viel Lob und mit viel Wein verspeist. Ifemelu nahm winzige Portionen und war froh, dass sie zuvor Nüsse gegessen hatte; sie mochte Südstaatenessen nicht.

»Ich habe seit Jahren kein so gutes Maisbrot mehr gegessen«, sagte Nathan, der neben ihr saß. Er war ein neurotischer Literaturprofessor, der ständig hinter seiner Brille blinzelte. Blaine hatte einmal gesagt, dass er die einzige Person war, der er in Yale völlig vertraute. Ein paar Monate zuvor hatte Nathan ihr mit Hochmut in der Stimme erzählt, dass er keine Belletristik las, die nach 1930 veröffentlicht worden war. »Ab den dreißiger Jahren ging’s bergab«, hatte er gesagt.

Später hatte sie es Blaine weitererzählt, und sie hatte ungeduldig, nahezu vorwurfsvoll geklungen, als sie hinzufügte, dass Akademiker keine Intellektuellen seien; sie waren nicht neugierig, sie bauten sich aus spezialisiertem Wissen robuste Zelte und machten es sich darin bequem.

Blaine sagte: »Ach, Nathan hat seine Probleme. Es hat nichts damit zu tun, dass er Akademiker ist.« Eine neue Abwehrhaltung hatte sich in seinen Ton eingeschlichen, wann immer sie über seine Freunde sprachen, vielleicht weil er ihr Unbehagen in ihrer Gesellschaft spürte. Wenn sie mit ihm zu einer Veranstaltung ging, sagte er immer, dass der Vortrag besser hätte sein können, dass die ersten zehn Minuten langweilig gewesen waren, als wollte er ihre Kritik vorwegnehmen. Die letzte Vorlesung, bei der sie gemeinsam gewesen waren, hatte seine Exfreundin Paula an einem College in

Telegram:@shabarsbibliothek

Middletown gehalten. Paula stand in einem dunkelgrünen Wickelkleid und in Stiefeln vorn im Saal, sprach flüssig und überzeugt, provozierte und bezauberte ihr Publikum gleichermaßen; sie war die junge hübsche Politikwissenschaftlerin, die bestimmt auf Lebenszeit angestellt würde. Sie hatte oft zu Blaine geblickt wie eine Studentin zu ihrem Professor und ihren Auftritt anhand seiner Miene beurteilt. Während sie redete, nickte Blaine ununterbrochen, und einmal seufzte er sogar, als hätten ihm ihre Worte eine intime und exquisite Offenbarung beschert. Sie waren gute Freunde geblieben, Paula und Blaine, hatten denselben Freundeskreis behalten, nachdem sie ihn mit einer Frau betrogen hatte, die auch Paula hieß und jetzt Pee genannt wurde, um die beiden zu unterscheiden. »Unsere Beziehung war schon seit einer Weile schwierig. Sie hat gesagt, dass sie mit Pee nur experimentieren wollte, aber ich habe gesehen, dass es mehr war, und ich hatte recht. Sie sind noch immer zusammen«, sagte Blaine zu Ifemelu, und das alles erschien ihr zu zahm, zu zivilisiert. Auch Paulas freundschaftliche Gefühle für sie wirkten zu sauber.

»Wie wär’s, wenn wir ihn stehenlassen, und was trinken gehen?«, hatte Paula am Abend nach der Vorlesung gesagt, ihre Wangen gerötet vor Aufregung und Erleichterung, dass es gutgegangen war.

»Ich bin müde«, sagte Ifemelu.

Blaine sagte: »Und ich muss meinen Unterricht für morgen vorbereiten. Wir sehen uns am Wochenende, okay?« Dann hatte er sie zum Abschied umarmt.

»Es war nicht allzu schlimm, oder?«, fragte Blaine Ifemelu auf der Rückfahrt nach New Haven.

»Ich war überzeugt, dass du einen Orgasmus haben würdest«, sagte sie, und Blaine lachte. Während sie Paula beobachtet hatte, hatte sie gedacht, dass sich Paula mit Blaines Rhythmus wohl fühlte, wie sie es nicht tat, und

Telegram:@shabarsbibliothek

sie dachte es auch jetzt wieder, als sie zusah, wie Paula, die neben ihrer Freundin Pee sah, ihre dritte Portion Blattkohl aß und über etwas lachte, was Marcia gesagt hatte.

Die Frau mit der helmartigen Frisur aß den Kohl mit den Fingern.

»Wir Menschen sind nicht dafür geschaffen, mit Besteck zu essen«, sagte sie.

Michael, der neben Ifemelu saß, schnaubte laut. »Warum ziehst du nicht gleich in eine Höhle?«, fragte er, und alle lachten. Aber Ifemelu war nicht sicher, dass er es scherzhaft gemeint hatte. Er hatte keine Geduld für exzentrisches Gerede. Sie mochte ihn, sein Haar war zu Cornrows geflochten, seine Miene immer ironisch, für Sentimentalitäten hatte er nichts übrig. »Michael ist ein guter Typ, aber er versucht so sehr, immer realistisch zu bleiben, dass er manchmal negativ wirkt«, hatte Blaine gesagt, als sie Michael kennenlernte. Michael, der mit neunzehn Jahren wegen Autodiebstahls zu Gefängnis verurteilt worden war, sagte gern: »Manche Schwarzen lernen Bildung erst zu schätzen, wenn sie mal im Gefängnis waren.« Er war Fotograf und hatte ein Stipendium, und als Ifemelu seine Fotos, tanzende schwarzweiße Schatten, zum ersten Mal gesehen hatte, war sie von ihrer Zartheit und Verletzlichkeit überrascht gewesen. Sie hatte düstere Bilder erwartet. Jetzt hing eins dieser Fotos neben ihrem Schreibtisch an der Wand in Blaines Wohnung.

Auf der anderen Seite des Tisches sagte Paula: »Habe ich dir erzählt, dass ich meine Studenten deinen Blog lesen lasse, Ifemelu? Es ist interessant, auf was für sicheren Pfaden sich ihr Denken bewegt, und ich will sie aus ihrer Bequemlichkeit reißen. Dein letzter Beitrag war großartig: ›Gutgemeinte Tipps für nicht-schwarze Amerikaner: Wie reagiere ich auf einen amerikanischen Schwarzen, der vom Schwarzsein redet.‹«

»Das ist komisch!«, sagte Marcia. »Das würde ich liebend gern lesen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Paula nahm ihr Handy, fummelte daran herum und las dann laut vor:

Liebe nicht-schwarze Amerikaner, wenn euch ein schwarzer Amerikaner von einer Erfahrung erzählt, die mit seinem Schwarzsein zu tun hat, dann unterlasst es bitte, mit Beispielen aus eurem eigenen Leben aufzuwarten. Sagt nicht: »Das ist genauso wie bei mir, als ich …« Ihr habt gelitten. Alle auf der Welt leiden. Aber ihr habt nicht gelitten, weil ihr schwarze Amerikaner seid. Haltet euch zurück und sucht nicht nach alternativen Erklärungen für das, was passiert ist. Sagt nicht: »Oh, eigentlich geht es gar nicht um Rasse, es geht um Klasse. Oh, es geht nicht um Rasse, es geht um Geschlecht. Oh, es geht nicht um Rasse, es geht um das Krümelmonster.« Wisst ihr, schwarze Amerikaner WOLLEN nicht, dass es um Rasse geht. Ihnen wäre es lieber, wenn keine rassistische Scheiße passieren würde. Wenn sie also sagen, es geht um Rasse, dann geht es vielleicht wirklich um Rasse. Sagt nicht »Ich bin farbenblind«, denn wenn ihr farbenblind seid, müsst ihr zum Arzt, und es heißt, dass ihr nur eine verschwommene lilagraucremige Gestalt seht, wenn im Fernsehen ein schwarzer Mann als Tatverdächtiger für ein Verbrechen in eurem Viertel gezeigt wird. Sagt nicht: »Wir haben es satt, über Rasse zu reden.« Ebenso wenig: »Die einzige Rasse ist die menschliche Rasse.« Auch schwarze Amerikaner haben es satt, über Rasse zu reden. Sie wünschten, sie müssten es nicht. Aber Scheiße passiert eben. Stellt eurer Reaktion nicht ein »Einer meiner besten Freunde ist schwarz« voran, weil es gleichgültig und allen egal ist und ihr einen besten schwarzen

Telegram:@shabarsbibliothek

Freund haben und trotzdem rassistische Scheiße verzapfen könnt, und wahrscheinlich stimmt es sowieso nicht, dass der schwarze Freund euer »bester« ist. Sagt nicht, dass euer Großvater Mexikaner war, nur damit ihr rassistisch sein dürft (bitte hier klicken für mehr zu: Es gibt keine vereinigte Liga der Unterdrückten). Erzählt nichts vom Leiden eurer irischen Urgroßeltern. Natürlich haben sie sich eine Menge Scheiße vom etablierten Amerika gefallen lassen müssen. Ebenso die Italiener. Und die Osteuropäer. Aber es gab eine Hierarchie. Vor hundert Jahren hassten die weißen Ethnien, dass sie gehasst wurden, aber es war noch erträglich, weil zumindest die Schwarzen auf der Leiter unter ihnen standen. Sagt nicht, dass euer Großvater Leibeigener in Russland war, als hier Sklaverei herrschte, denn was zählt, ist nur, dass ihr jetzt Amerikaner seid, und Amerikaner zu sein bedeutet, den ganzen Kram auf sich zu nehmen, Amerikas Aktivposten und Amerikas Schulden, und Jim Crow ist eine schweinegroße Schuld. Sagt nicht, es ist wie der Antisemitismus. Es ist nicht so. Der Hass auf die Juden beinhaltet die Möglichkeit des Neids – sie sind so schlau, diese Juden, sie kontrollieren alles, diese Juden –, und man muss zugeben, dass zum Neid ein gewisser Respekt gehört, wie widerwillig auch immer. Der Hass auf die amerikanischen Schwarzen beinhaltet keine Möglichkeit des Neids – sie sind so faul, diese Schwarzen, sie sind so dumm, diese Schwarzen.

Sagt nicht: »Oh, der Rassismus ist vorbei, die Sklaverei ist längst abgeschafft.« Wir reden von Problemen der 1960er Jahre, nicht der 1860er. Trifft man einen alten

Telegram:@shabarsbibliothek

amerikanischen Schwarzen aus Alabama, erinnert er sich wahrscheinlich noch daran, dass er den Gehweg verlassen musste, wenn ein Weißer an ihm vorbeiging. Neulich habe ich bei eBay ein Kleid aus den 1960er Jahren gekauft, es passt perfekt, und ich trage es oft. Als die ursprüngliche Besitzerin es trug, durften schwarze Amerikaner nicht wählen, weil sie schwarz waren. (Und vielleicht war die ursprüngliche Besitzerin eine der Frauen auf den berühmten sepiafarbenen Fotos, die zuhauf vor den Schulen standen und kleine schwarze Kinder als »Affen!« anschrien, weil sie nicht wollten, dass sie mit ihren kleinen weißen Kindern zur Schule gingen. Wo sind diese Frauen jetzt? Schlafen sie gut? Denken sie noch daran, dass sie »Affen!« geschrien haben?) Und schließlich, schlagt keinen Lasst-uns-fair-sein-Tonfall an und sagt nicht: »Aber Schwarze sind auch Rassisten.« Denn wir sind natürlich alle voreingenommen (ich kann sogar ein paar meiner Blutsverwandten nicht ausstehen, habgierige, egoistische Leute), doch bei Rassimus geht es um die Macht einer Gruppe, und in Amerika sind es die Weißen, die die Macht haben. Wie das? Nun ja, Weiße werden in wohlhabenden afroamerikanischen Gemeinden nicht wie Scheiße behandelt, und Weißen werden keine Kredite oder Hypotheken verweigert, nur weil sie weiß sind, und schwarze Geschworene verurteilen weiße Verbrecher für die gleichen Delikte nicht härter als schwarze, und schwarze Polizisten halten Weiße nicht an, nur weil sie Auto fahren, und weiße und schwarze Unternehmen stellen jemanden nicht nicht ein, nur weil sein Name weiß klingt, und schwarze Lehrer sagen

Telegram:@shabarsbibliothek

zu weißen Kindern nicht, dass sie nicht klug genug sind, um Ärzte zu werden, und schwarze Politker versuchen nicht, mit Tricks und Manipulationen, weiße Stimmen zu reduzieren, und Werbeagenturen behaupten nicht, dass sie weiße Models für irgendwelche glamourösen Produkte nicht gebrauchen können, weil sie vom »Mainstream« nicht für »aufstrebend« gehalten werden.

Nach den vielen Dingen, die ihr alle nicht tun sollt, was sollt ihr tun? Ich bin nicht sicher. Zuhören vielleicht. Hören, was gesagt wird. Und daran denken, dass es nicht um euch geht. Schwarze Amerikaner sagen nicht, dass ihr schuld seid. Sie erzählen euch nur, wie es ist. Wenn ihr es nicht versteht, stellt Fragen. Wenn es euch unangenehm ist, Fragen zu stellen, dann sagt, dass es euch unangenehm ist, Fragen zu stellen, und fragt trotzdem. Man merkt leicht, wenn eine Frage aus guten Grüden gestellt wird. Und dann hört wieder zu. Manchmal wollen die Leute einfach nur gehört werden. Auf die Möglichkeiten zu Freundschaften, Beziehungen und Verständnis.

Marcia sagte: »Das mit dem Kleid finde ich super!«

»Es ist schaurig-komisch«, sagte Nathan.

»Nach diesem Beitrag musst du Geld für deine Auftritte scheffeln«, sagte Michael.

»Nur dass das meiste davon an meine hungrigen Verwandten in Nigeria geht«, sagte Ifemelu.

»Gut, so was zu haben«, sagte er.

»Was zu haben?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Zu wissen, woher du kommst. Vorfahren, die du weit zurückverfolgen kannst.«

»Also«, sagte sie. »Ja.«

Er sah sie auf eine Weise an, die ihr unangenehm war, denn sie wusste nicht, was sein Blick bedeuten sollte, und dann schaute er weg.

Blaine sagte zu Marcias Freundin mit der Helmfrisur: »Wir müssen diesen Mythos aus der Welt schaffen. Die amerikanische Geschichte hat nichts Jüdisch-Christliches. Niemand mochte die Katholiken und die Juden. Es sind anglo-protestantische Werte, nicht jüdisch-christliche. Sogar in Maryland waren sie nicht lange so katholikenfreundlich.« Er hielt abrupt inne, holte sein Handy heraus und stand auf. »Entschuldigt mich«, sagte er und leiser zu Ifemelu: »Es ist Shan. Ich bin gleich wieder da.« Dann ging er in die Küche, um den Anruf entgegenzunehmen.

Benny schaltete den Fernseher ein, und sie sahen Barack Obama, einen dünnen, etwas unsicheren Mann in einem schwarzen Mantel, der eine Nummer zu groß wirkte. Als er sprach, bildeten sich kleine Dampfwölkchen in der kalten Luft. *»Und darum stehe ich heute vor Ihnen im Schatten des Old State Capitol, in dem Lincoln einst ein gespaltenes Haus dazu aufrief, zusammenzustehen, in dem allen gemeinsame Hoffnungen und Träume noch lebendig sind, um meine Kandidatur als Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika zu verkünden.«*

»Ich kann nicht fassen, dass sie ihn dazu überredet haben. Der Mann hat Potential, aber er muss erst noch wachsen. Er braucht noch mehr Kraft. Er wird es für die Schwarzen ruinieren, weil er keine Chance hat und in den nächsten fünfzig Jahren kein Schwarzer mehr wird kandidieren können in diesem Land«, sagte Grace.

»Es ist einfach ein gutes Gefühl!«, sagte Marcia und lachte. »Mir gefällt die Idee, ein hoffnungvolleres Amerika zu gestalten.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich glaube, dass er eine Chance hat«, sagte Benny.

»Oh, er wird nicht gewinnen. Zuvor wird er erschossen«, sagte Michael.

»Es ist so erfrischend, einen Politiker zu sehen, der Nuancen versteht«, sagte Paula.

»Ja«, sagte Pee. Sie hatte Arme mit übergroßer Spannkraft, dünn und muskulös, einen Kurzhaarschnitt und wirkte überängstlich; sie war jemand, deren Liebe einem die Luft zum Atmen raubte. »Er klingt so schlau, so wortgewandt.«

»Und *du* klingst wie meine Mutter«, sagte Paula in dem gereizten Tonfall eines fortgesetzten privaten Streits, bei dem die Worte etwas anderes bedeuten. »Warum ist es so bemerkenswert, dass er wortgewandt ist?«

»Laufen deine Hormone Amok, Pauly?«, fragte Marcia.

»Ja, das tun sie!«, sagte Pee. »Habt ihr gesehen, dass sie das ganze Brathuhn gegessen hat?«

Paula ignorierte Pee und nahm sich trotzig noch ein Stück Kürbiskuchen.

»Was hältst du von Obama, Ifemelu?«, fragte Marcia, und Ifemelu vermutete, dass Benny oder Grace Marcia ihren Namen ins Ohr geflüstert hatten, und jetzt wollte sie unbedingt ihr neues Wissen vorführen.

»Ich mag Hillary Clinton«, sagte Ifemelu. »Ich weiß nichts über diesen Obama.«

Blaine kehrte ins Zimmer zurück. »Was habe ich verpasst?«

»Ist Shan okay?«, fragte Ifemelu. Blaine nickte.

»Es ist völlig egal, was irgendjemand von Obama hält. Die eigentliche Frage ist, ob die Weißen bereit sind für einen schwarzen Präsidenten«, sagte Nathan.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich bin bereit für einen schwarzen Präsidenten. Aber ich glaube nicht, dass die Nation bereit ist«, sagte Pee.

»Im Ernst, hast du mit meiner Mutter gesprochen?«, fragte Paula sie. »Sie hat genau das Gleiche gesagt. Wenn du bereit für einen schwarzen Präsidenten bist, wer genau ist dann dieses vage Land, das nicht bereit ist? Die Leute sagen so was, wenn sie nicht sagen dürfen, dass *sie* nicht bereit sind. Und außerdem ist die Vorstellung, für etwas bereit zu sein, an sich schon lächerlich.«

Ifemelu lieh sich diese Sätze für einen Blogbeitrag, den sie während der letzten hektischen Tage des Wahlkampfs schrieb: *»Begreift irgendjemand, wie absurd es ist zu fragen, ob die Leute bereit sind für einen schwarzen Präsidenten? Seid ihr bereit für Mickey Mouse als Präsident? Wir wäre es mit Kermit dem Frosch? Und Rudolph, das Rentier mit der roten Nase?«*

»Meine Familie hat tadellose liberale Referenzen, wir haben die Häkchen immer in den richtigen Kästchen gemacht«, sagte Paula, die Mundwinkel auf ironische Weise nach unten gezogen. Sie drehte den Stiel ihres leeren Weinglases in der Hand. »Aber meine Eltern haben ihren Freunden immer sofort erzählt, dass Blaine in Yale arbeitet. Als wollten sie zu verstehen geben, dass er einer der wenigen Guten ist.«

»Du bist zu hart zu ihnen, Pauly«, sagte Blaine.

»Nein, wirklich, findest du nicht?«, fragte sie. »Erinnerst du dich noch an das schreckliche Thanksgiving bei meinen Eltern?«

»Du meinst, als ich Makkaroni mit Käse wollte?«

Paula lachte. »Nein, das habe ich nicht gemeint.« Aber sie sagte nicht, was sie gemeint hatte, und die Erinnerung blieb ungelüftet, verborgen in ihrer gemeinsamen Geschichte.

In Blaines Wohnung sagte Ifemelu zu ihm: »Ich war eifersüchtig.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Es war Eifersucht, der Stich Unbehagen, die Unruhe in ihrem Magen. Paula hatte etwas von einer wahren Ideologin; Ifemelu hielt es für möglich, dass sie im Handumdrehen zur Anarchistin werden, sich in die erste Reihe des Protests stellen, der Polizei und ihren Schlagstöcken und dem Hohn der Ungläubigen Widerstand leisten konnte. Verglichen mit ihr fühlte sich Ifemelu unzulänglich.

»Du hast keinen Grund zur Eifersucht, Ifem«, sagte Blaine.

»Das Brathuhn, das du isst, ist nicht das Brathuhn, das ich esse, aber es ist das Brathuhn, das Paula isst.«

»Was?«

»Für dich und Paula muss das Brathuhn paniert sein. Für mich ist es nicht paniert. Ich habe gerade nur gedacht, dass ihr viel gemeinsam habt.«

»Wir haben Brathuhn gemeinsam? Ist dir klar, wie aufgeladen Brathuhn hier als Metapher ist?« Blaine lachte, ein sanftmütiges, liebevolles Lachen. »Deine Eifersucht ist irgendwie süß, aber da ist absolut nichts.«

Sie wusste, dass nichts war. Blaine würde sie nicht betrügen. Seine Rechtschaffenheit war zu stark. Treue fiel ihm leicht; er drehte sich auf der Straße nicht nach hübschen Frauen um, weil er gar nicht auf die Idee kam. Doch sie war eifersüchtig auf die emotionalen Reste, die zwischen ihm und Paula noch existierten, und wenn sie daran dachte, dass Paula wie er war, ein so guter Mensch wie er.

Als Schwarzer auf Reisen

Der Freund eines Freundes, ein cooler AS mit jeder Menge Geld, schreibt ein Buch mit dem Titel *Als Schwarzer auf Reisen*. Er ist nicht nur schwarz, sondern richtig schwarz, denn es gibt alle möglichen Arten von schwarz, aber er meint

Telegram:@shabarsbibliothek

nicht die Schwarzen, die aussehen wie Puertoricaner oder Brasilianer oder was immer, er meint richtig schwarz. Denn die Welt behandelt dich anders. Er sagt Folgendes: »Die Idee zu dem Buch hatte ich in Ägypten. Ich komme nach Kairo, und dieser ägyptische Araber nennt mich einen schwarzen Barbaren. Ich denke, he Mann, wir sind hier angeblich doch in Afrika! Ich habe über andere Teile der Welt nachgedacht und wie es wäre, dort als Schwarzer zu reisen. Ich bin so schwarz, schwärzer geht's nicht. Weiße im Süden schauen mich heute an und denken, da geht aber mal ein echter großer Schwarzer. In den Reiseführern steht, was du als Schwuler oder als Frau zu erwarten hast. Herrgott, so was sollten sie auch für richtig Schwarze schreiben. Lasst reisende Schwarze wissen, was sie erwartet. Man wird zwar nicht erschossen, aber es hilft, wenn man weiß, wo die Leute einen anstarren. Im deutschen Schwarzwald wird ziemlich feindselig gestarrt. In Tokio und Istanbul waren alle cool und gleichgültig. In Shanghai wurde intensiv gestarrt, in Delhi fies. Ich habe gedacht: ›He, betrifft uns das nicht alle? Ihr wisst schon, sind wir nicht alle farbig?‹ Ich hatte gelesen, dass Brasilien das Rasse-Mekka ist, und ich fliege nach Rio, und in den netten Restaurants und den netten Hotels sieht niemand aus wie ich. Die Leute reagieren komisch, wenn ich im Flughafen zum Erste-Klasse-Schalter gehe. Nett komisch, als ob ich mich geirrt hätte, du kannst nicht so ausschauen und in der ersten Klasse fliegen. Ich reise nach Mexiko und werde angestarrt. Überhaupt nicht feindselig, aber man lässt mich merken, dass ich auffalle, so auf die Art, dass sie mich

Telegram:@shabarsbibliothek

zwar mögen, ich aber trotzdem ausschaue wie King Kong.« Und an dieser Stelle sagt mein Professor Hunk: »Lateinamerika als Ganzes hat ein echt kompliziertes Verhältnis zu Schwarzen, das überschattet ist von der Wir-sind-alle-Mestizen-Geschichte, die sie sich selbst erzählen. Mexiko ist nicht so schlimm wie Guatemala und Peru, wo die weißen Privilegien viel offensichtlicher sind, aber diese Länder haben auch einen wesentlich größeren schwarzen Bevölkerungsanteil.« Und ein anderer Freund sagt: »Einheimische Schwarze werden auf der ganzen Welt schlechter behandelt als nicht-einheimische Schwarze. Meine Freundin, Tochter togolesischer Eltern, geboren und aufgewachsen in Frankreich, tut so, als wäre sie anglophon, wenn sie in Paris einkaufen geht, denn die Verkäuferinnen sind netter zu Schwarzen, die nicht Französisch sprechen. So wie amerikanische Schwarze in afrikanischen Ländern jede Menge Respekt kriegen.« Gedanken? Bitte, postet eure eigenen Reisegeschichten.

Telegram:@shabarsbibliothek

37

Es schien Ifemelu, als hätte sie einen Augenblick weggeschaut und dann wieder hingeblickt, und Dike war verwandelt: Ihr kleiner Cousin war verschwunden, und statt seiner stand da ein Junge, der nicht mehr wie ein Junge aussah, eins achtzig groß, mit geschmeidigen Muskeln, der Basketball für die Willow Highschool spielte, mit einem wendigen blonden Mädchen namens Page zusammen war, die winzige Röcke und Converse Sneakers trug. Als Ifemelu einmal fragte: »Und wie geht es mit Page?«, erwiderte Dike: »Wir haben noch keinen Sex, falls es das ist, was du wissen willst.«

Abends versammelten sich sechs oder sieben Freunde in seinem Zimmer, alle weiß bis auf Min, den großen chinesischen Jungen, dessen Eltern an der Universität lehrten. Sie spielten Computerspiele und sahen Videos auf YouTube, stichelten und rivalisierten, alle vereint in strahlender, unbeschwerter Jugendlichkeit, und in ihrem Zentrum war Dike. Sie lachten über Dikes Witze und suchten seine Anerkennung, und auf unauffällige, unausgesprochene Weise ließen sie ihn die Entscheidungen treffen: ob sie Pizza bestellten, ob sie ins Gemeindezentrum zum Tischtennispielen gingen. In ihrer Gesellschaft veränderte sich Dike; sein Gang und seine Stimme hatten etwas Aufschneiderisches, er straffte die Schultern, als würde er Hochleistung bringen, und seine Sätze waren gewürzt mit »krass« und »geil«.

»Warum redest du so mit deinen Freunden, Dike?«, fragte Ifemelu.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Mann, Coz, warum redest du so mit mir?« entgegnete er und grimassierte komisch, und Ifemelu musste lachen.

Ifemelu konnte ihn vor sich sehen, wie er im College wäre: der perfekte Studentenführer, der einer Gruppe zukünftiger Studenten und ihren Eltern die Schönheiten des Campus zeigte und nicht vergaß, etwas zu erwähnen, was ihm persönlich nicht gefiel, und während der ganzen Zeit wäre er gnadenlos komisch und schlau und lebhaft, und die Mädchen würden sich auf der Stelle in ihn verknallen, die Jungen würden ihn um seinen Elan beneiden, und die Eltern wünschten, ihre Kinder wären wie er.

Shan trug ein glitzerndes goldenes Top, keinen BH darunter, ihre Brüste schwangen, wenn sie sich bewegte. Sie flirtete mit allen, berührte einen Arm, umarmte zu fest, zog einen Kuss auf die Wange in die Länge. Ihre Komplimente waren so geballte Extravaganzen, dass sie unaufrichtig klangen, doch ihre Freunde lächelten und erblühten. Es war gleichgültig, was sie sagte; von Bedeutung war nur, dass sie es sagte. Ifemelu war zum ersten Mal bei Shans Salon, und sie war nervös. Es bestand keine Notwendigkeit, es waren nur Freunde da, dennoch war sie nervös. Sie hatte sich den Kopf darüber zermartert, was sie anziehen sollte, sich neunmal an- und wieder ausgezogen und sich schließlich für ein blaugrünes Kleid entschieden, das eine schmale Taille machte.

»Hallo!«, sagte Shan, als sie Blaine und Ifemelu einließ, und umarmte sie.

»Kommt Grace?«, fragte Shan.

»Ja. Sie nimmt den späteren Zug«, sagte Blaine.

»Super. Ich habe sie seit einer Ewigkeit nicht mehr gesehen.« Shan senkte die Stimme und sagte zu Ifemelu: »Wie ich gehört habe, klaut Grace die Forschungsergebnisse ihrer Studenten.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Was?«

»Grace. Ich habe gehört, dass sie die Forschungsergebnisse ihrer Studenten klaut. Hast du das gewusst?«

»Nein«, sagte Ifemelu. Sie fand es seltsam, dass Shan ihr das über Blaines Freundin erzählte, und doch fühlte sie sich als etwas Besonderes, da Shan sie in ihre Höhle intimer Klatschgeschichten eingelassen hatte. Dann schämte sie sich plötzlich, weil sie nicht stark genug gewesen war, um Grace zu verteidigen, die sie mochte, und sagte: »Das glaube ich ganz und gar nicht.«

Aber Shans Aufmerksamkeit war schon woanders.

»Ich möchte dir den sexiest Mann von New York vorstellen, Omar«, sagte Shan und machte Ifemelu mit einem Mann bekannt, der so groß war wie ein Basketballspieler, dessen Haaransatz zu perfekt geformt war, eine scharfe Kurve um die Stirn, spitze Winkel neben den Ohren. Als Ifemelu ihm die Hand hinstreckte, verneigte er sich leicht, die Hände auf die Brust gelegt, und lächelte.

»Omar berührt keine Frauen, mit denen er nicht verwandt ist«, sagte Shan. »Was sehr sexy ist, nicht wahr?« Und sie legte den Kopf zurück, um Omar mit einem anzüglichen Blick zu bedenken.

»Das sind die wunderschöne und überaus originelle Maribelle und ihre Freundin Joan, die ebenso schön ist. Neben ihnen komme ich mir unzureichend vor«, sagte Shan. Mirabelle und Joan, kleine weiße Frauen mit übergroßen, dunkel gefassten Brillen, kicherten. Beide trugen kurze Kleider, das eine war gepunktet, das andere hatte einen Spitzensaum, beide waren verblichen und saßen schlecht, stammten also aus Secondhand-Läden. In gewisser Weise waren es Kostüme. Die Frauen passten perfekt in die Kategorie aufgeklärte, gut gebildete Mittelschicht: die Liebe zu Kleidung, die eher interessant als hübsch war, die Liebe zum Eklektischen,

Telegram:@shabarsbibliothek

die Liebe zu dem, was zu lieben von ihnen erwartet wurde. Ifemelu glaubte, dass sie auf Reisen ungewöhnliche Dinge kauften und sie in ihrer Wohnung aufstellten, ungeschliffene Beweise ihres Schliffs.

»Da ist Bill!«, sagte Shan und umarmte einen muskulösen dunklen Mann mit Filzhut. »Bill ist Schriftsteller, aber im Gegensatz zu allen anderen schwimmt er in Geld.« Shan gurrte nahezu. »Bill hat diese großartige Idee für ein Reisebuch mit dem Titel *Schwarze auf Reisen*.«

»Ich würde gern mehr darüber wissen«, sagte Ashanti.

»Übrigens, Ashanti, Mädchen, deine Haare sind toll«, sagte Shan.

»Danke!«, sagte Ashanti. Sie war eine Vision aus Kaurimuscheln: Sie klimperten an ihren Handgelenken, waren in ihre Dreadlocks geschlungen und hingen ihr um den Hals. Sie sagte oft »Mutterland« und »Yoruba-Religion« und blickte zu Ifemelu, als suchte sie nach Bestätigung, und war insgesamt eine Parodie auf Afrika, so dass Ifemelu sich zuerst unbehaglich und dann schuldig fühlte, weil sie sich unbehaglich fühlte.

»Hast du endlich einen Umschlag, den du magst?«, fragte Ashanti Shan.

»›Mögen‹ ist ein großes Wort«, sagte Shan. »Also, alle mal herhören, das sind Memoiren, ja? Es geht um unheimlich viel Stoff, meine Kindheit in der nur von Weißen bewohnten Stadt, meine Zeit als einziges schwarzes Kind in der Privatschule, den Tod meiner Mutter, alle diese Sachen. Mein Lektor liest das Manuskript und sagt: ›Ich verstehe, dass Rasse eine Rolle spielt, aber das Buch muss über Rasse hinausgehen, damit es nicht nur um Rasse geht.‹ Und ich denke: Aber warum muss ich über Rasse hinausgehen? Ihr wisst schon, als ob Rasse das Gebräu ist, das am besten verdünnt serviert wird, mit anderen Flüssigkeiten versetzt, sonst können Weiße es nicht schlucken.«

»Das ist lustig«, sagte Blaine.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Er hat immer wieder die Dialoge im Manuskript markiert und an den Rand geschrieben: ›Sprechen die Leute wirklich so?‹ He, wie viele Schwarze kennt der Mann? Ich meine als Gleichgestellte, als Freunde. Ich meine nicht die Sekretärin im Büro oder das einzige schwarze Paar, dessen Kind mit seinem Kind in die Schule geht und das er grüßt. Ich meine wirklich kennen. Niemand. Warum also will er mir erzählen, wie Schwarze sprechen?«

»Nicht sein Fehler. Es gibt nicht genügend Mittelschichtschwarze«, sagte Bill. »Jede Menge liberale Weiße sind auf der Suche nach schwarzen Freunden. Die sind fast so schwer zu finden wie eine Eispenderin, die groß, blond und achtzehn ist und schon in Harvard studiert.«

Alle lachten.

»Ich habe diese Szene geschrieben über das, was an der Uni passiert ist, über eine Frau aus Gambia, die ich kannte. Sie aß wahnsinnig gern Blockschokolade. Sie hatte in ihrer Tasche immer Blockschokolade dabei. Wie auch immer, sie lebte in London und war verliebt in einen weißen Engländer, der seine Frau für sie verlassen wollte. Wir waren in einer Bar, und sie erzählte ein paar von uns davon, mir und noch einem Mädchen und einem Typ namens Peter. Kleiner Kerl aus Wisconsin. Und wisst ihr, was Peter zu ihr gesagt hat? Er hat gesagt: ›Seiner Frau muss es erst recht schlechtgehen, weil du schwarz bist.‹ Er hat es gesagt, als läge es auf der Hand. Nicht, dass die Frau wegen einer anderen Frau litt, Punkt, sondern dass sie litt, weil die andere Frau schwarz war. Ich habe das in mein Buch aufgenommen, und mein Lektor will die Szene ändern, weil sie nicht *feinsinnig* ist. Als ob das Leben immer verdammt feinsinnig wäre. Und ich schreibe über meine Mutter, die wegen ihrer Arbeit verbittert ist, weil sie nicht mehr weiterkommt, weil sie nicht mehr befördert wird, nur weil sie schwarz ist, und mein Lektor sagt: ›Können wir das differenzierter

Telegram:@shabarsbibliothek

darstellen? Hatte deine Mutter vielleicht Ärger mit irgendjemand in der Arbeit? Oder war bereits Krebs diagnostiziert worden?‹ Er meint, wir sollen es komplizierter machen, damit es nicht nur um Rasse geht. Und ich sage, aber es geht um Rasse. Sie war verbittert, weil sie geglaubt hat, dass sie Vizepräsidentin geworden wäre, wenn die Bedingungen für alle gleich gewesen wären. Sie hat bis zu ihrem Tod viel darüber gesprochen. Aber die Erfahrungen meiner Mutter sind plötzlich undifferenziert. ›Differenzieren‹ heißt, es allen recht machen, damit sie sich als *Individuen* fühlen und glauben können, dass alle aufgrund ihrer *Leistung* dort sind, wo sie sind.«

»Vielleicht solltest du einen Roman darüber schreiben«, sagte Maribelle.

»Willst du mich auf den Arm nehmen?«, fragte Shan etwas betrunken, etwas dramatisch. Sie saß jetzt im Schneidersitz auf dem Boden. »In diesem Land kann man keinen ehrlichen Roman über Rasse schreiben. Wenn man darüber schreibt, welche Bedeutung Rasse wirklich für die Leute hat, dann ist es zu *augenfällig*. Schwarze Schriftsteller, die in diesem Land Literatur schreiben, alle drei, nicht die zehntausend, die diesen Ghettomist mit den reißerischen Umschlägen verzapfen, haben die Wahl zwischen zwei Alternativen: preziös oder prätentiös. Wenn man keins von beiden will, wissen sie nicht, was sie mit dir anfangen sollen. Wenn du also über Rasse schreiben willst, dann sorg dafür, dass es lyrisch und feinsinnig ist, damit der Leser, der nicht zwischen den Zeilen liest, gar nicht merkt, dass es um Rasse geht. Ihr wisst schon, so was wie eine Proust’sche Meditation, wässrig und flauschig, und wenn man sie gelesen hat, fühlt man sich auch wässrig und flauschig.«

»Oder such dir einen weißen Autor. Weiße Autoren können unverblümt und aktivistisch über Rasse schreiben, weil ihre Wut nichts Bedrohliches hat«, sagte Grace.

»Was ist mit diesem neuen Buch, *Monk Memoirs*?«, fragte Maribelle.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Es ist ein feiges, unaufrichtiges Buch. Hast du es gelesen?«, fragte Shan.

»Ich habe eine Besprechung gelesen«, sagte Maribelle.

»Das ist das Problem. Du liest mehr über Bücher, als du tatsächlich Bücher liest.«

Maribelle wurde rot. Ifemelu dachte, dass sie so etwas nur von Shan widerspruchslos hinnahm.

»Was Literatur angeht, sind wir sehr ideologisch in diesem Land. Wenn uns eine fiktive Person nicht vertraut ist, wird sie unglaubwürdig«, sagte Shan. »Wenn du amerikanische Belletristik liest, kriegst du nicht einmal einen Eindruck, wie das alltägliche Leben hier abläuft. Du erfährst nur, was dysfunktionale Weiße in Amerika tun, nämliche Dinge, die normale Weiße bizarr finden.«

Alle lachten. Shan freute sich wie ein kleines Mädchen, das vor den angesehenen Freunden ihrer Eltern mit ihren Sangeskünsten angegeben hat.

»In der Welt ist es eben nicht so wie in diesem Zimmer«, sagte Grace.

»Aber es könnte so sein«, sagte Blaine. »Wir sind der Beweis, dass die Welt wie dieses Zimmer sein kann. Sie kann für alle sicher und gleich sein. Wir müssen nur die Mauern der Privilegien und Unterdrückung einreißen.«

»Da spricht mein kleiner Blumenkindbruder«, sagte Shan.

Mehr Gelächter.

»Du solltest in deinem Blog darüber schreiben, Ifemelu«, sagte Grace.

»Wisst ihr übrigens, warum Ifemelu diesen Blog schreiben kann?«, fragte Shan. »Weil sie Afrikanerin ist. Sie schreibt als Außenstehende. Sie durchlebt nicht wirklich, worüber sie schreibt. Für sie ist alles wunderlich und kurios. Deswegen kann sie darüber schreiben und bekommt Anerkennung und wird eingeladen, Reden zu halten. Wenn sie

Telegram:@shabarsbibliothek

Afroamerikanerin wäre, würde man ihr das Etikett zornig und ausgestoßen anheften.«

Der Raum blähte sich einen Moment lang mit Schweigen.

»Das ist nur fair«, sagte Ifemelu und mochte weder Shan noch sich, weil sie sich Shans Zauber beugte. Es stimmte, Rasse war nicht in das Muster ihrer Geschichte verwoben; sie war ihrer Seele nicht eingraviert. Dennoch wünschte sie, Shan hätte es zu ihr gesagt, wenn sie allein gewesen wären, anstatt es jetzt jubilierend vor Freunden zu äußern und Ifemelu damit einen bitteren Knoten in der Brust zu verpassen, als hätte sie einen schmerzlichen Verlust erlitten.

»Vieles davon ist historisch relativ neu. Schwarze und panafrikanische Identitäten waren im frühen neunzehnten Jahrhundert stark vertreten. Der Kalte Krieg hat den Leuten eine Entscheidung aufgenötigt, und man konnte entweder Internationalist werden, was in Amerika natürlich gleichbedeutend mit Kommunist war, oder Teil des amerikanischen Kapitalismus, wofür sich die afroamerikanische Elite entschieden hat«, sagte Blaine, als wollte er Ifemelu verteidigen, aber sie fand es zu abstrakt, zu lahm, zu spät.

Shan blickte zu Ifemelu und lächelte, und dieses Lächeln barg die Möglichkeit großer Grausamkeit. Als sie Monate später mit Blaine stritt, fragte sie sich, ob Shan seinen Zorn nicht angeheizt hatte, einen Zorn, den sie nie ganz verstand.

Ist Obama irgendetwas anderes als schwarz?

Viele Leute – vor allem Nicht-Schwarze – sagen, dass Obama nicht schwarz ist, er ist gemischtrassig, multirassig, schwarz-und-weiß, alles, nur nicht schwarz. Weil seine

Telegram:@shabarsbibliothek

Mutter weiß war. Aber bei Rasse geht es nicht um Biologie, sondern um Soziologie. Rasse ist kein Genotyp; Rasse ist ein Phänotyp. Rasse ist wichtig, weil es Rassismus gibt. Und Rassimus ist absurd, denn es geht ihm darum, wie du aussiehst. Und nicht um dein Blut. Es geht um die Schattierung deiner Haut und die Form deiner Nase und die Krause deines Haars. Booker T. Washington und Frederick Douglass hatten weiße Väter. Stellt euch vor, sie würden behaupten, sie wären nicht schwarz.

Stellt euch Obama vor, Hautfarbe geröstete Mandel, Haar kraus, der zu der Frau von der Volksbefragung sagt, ich bin so was wie weiß. Klar sind Sie das, wird sie sagen. Viele schwarze Amerikaner haben einen weißen Vorfahren, weil weiße Sklavenhalter nachts gern zum Vergewaltigen in die Sklavenquartiere gingen. Aber wenn du rauskommst und schwarz aussiehst, dann hat es sich damit. (Wenn Schwarze über Scheiße reden und du die blonde, blauäugige Frau bist, die sagt »Mein Großvater war amerikanischer Ureinwohner, und ich werde auch diskriminiert«, dann halte bitte sofort den Mund.) In Amerika entscheidest nicht du, welche Rasse du bist. Es wird für dich entschieden. So wie Barack Obama aussieht, hätte er vor fünfzig Jahren ganz hinten im Bus sitzen müssen. Wenn irgendein Schwarzer heute ein Verbrechen begeht, könnte Barack Obama angehalten und verhört werden, weil er dem Täterprofil entspricht. Und wie sieht dieses Profil aus? »Schwarz, männlich.«

Telegram:@shabarsbibliothek

38

Blaine mochte Boubacar nicht. Vielleicht hatte das etwas mit ihrem Streit zu tun, vielleicht auch nicht, aber Blaine mochte Boubacar nicht, und ihr Tag begann mit dem Besuch von Boubacars Seminar. Sie und Blaine hatten Boubacar bei einem ihm zu Ehren von der Universität veranstalteten Abendessen kennengelernt. Er war ein zobelfarbener Professor aus dem Senegal und gerade in die USA gezogen, um in Yale zu unterrichten. Seine Intelligenz und seine Selbstachtung waren mörderisch. Er saß am Kopfende des Tischs, trank Rotwein und sprach gleichmütig über die französischen Präsidenten, die er getroffen hatte, und die französischen Universitäten, die ihm Stellen angeboten hatten.

»Ich bin nach Amerika gekommen, weil ich mir meinen Master selbst aussuchen will«, sagte. »Wenn ich einen Master haben muss, dann lieber Amerika als Frankreich. Aber ich werde nie ein Cookie essen oder zu McDonald’s gehen. Wie barbarisch!«

Ifemelu war von ihm fasziniert und amüsiert. Sie mochte seinen Akzent, sein mit Wolof und Französisch getränktes Englisch.

»Ich fand ihn großartig«, sagte sie später zu Blaine.

»Es ist interessant, wie er gewöhnliche Dinge sagt und sie als sehr tiefgründig verkauft«, sagte Blaine.

»Er hat durchaus ein Ego, aber das hatten alle anderen am Tisch auch«, erwiderte Ifemelu. »Ist das nicht eine Voraussetzung für euch Yale-Leute, damit ihr überhaupt eingestellt werdet?«

Telegram:@shabarsbibliothek

Blaine lachte nicht, wie er es normalerweise getan hätte. Aus seiner Reaktion schloss sie auf eine territoriale Konkurrenz, die überhaupt nicht seinem Wesen entsprach; das überraschte sie. Er imitierte Boubacar mit einem schlechten französischen Akzent. »›Frankophone Afrikaner trinken in der Pause Kaffee, anglophone Afrikaner trinken Tee. In diesem Land bekommt man keinen richtigen Café au lait.‹«

Vielleicht hatte ihm nicht gepasst, wie mühelos sie nach dem Dessert zu Boubacar geschlendert war, als wäre er eine Person, die dieselbe wortlose Sprache sprach wie sie. Sie hatte Boubacar mit den frankophonen Afrikanern gehänselt, wie übel zugerichtet von den Franzosen ihr Geist war und wie dünnhäutig sie geworden waren, wie sehr sie sich der europäischen Geringschätzung bewusst und wie vernarrt sie gleichzeitig ins Europäischsein waren. Boubacar lachte, es war ein familiäres Lachen; mit einem Amerikaner würde er nicht so lachen, er wäre sarkastisch, wenn ein Amerikaner es wagen würde, dasselbe zu sagen. Vielleicht passten Blaine diese Gemeinsamkeiten nicht, etwas Urafrikanisches, von dem er sich ausgeschlossen fühlte. Doch ihre Gefühle für Boubacar waren brüderlich, frei von jeglichem Verlangen. Sie trafen sich oft zum Tee im Atticus Bookstore und unterhielten sich – oder sie hörte zu, da überwiegend er sprach – über westafrikanische Politik und Familien und zu Hause, und sie ging jedes Mal mit dem Gefühl, gestärkt zu sein.

Als Boubacar ihr von dem geisteswissenschaftlichen Stipendium in Princeton erzählte, hatte sie schon angefangen, über ihre Vergangenheit nachzudenken. Ruhelosigkeit hatte von ihr Besitz ergriffen. Ihre Zweifel hinsichtlich des Blogs waren größer geworden.

»Du musst dich bewerben. Es wäre perfekt für dich«, sagte er.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich bin keine Akademikerin. Ich habe nicht mal hier an einer Universität studiert.«

»Der derzeitige Stipendiat ist ein sehr brillanter Jazzmusiker, aber er hat nur einen Highschool-Abschluss. Sie wollen jemanden, der etwas Neues macht, Grenzen verschiebt. Du musst dich bewerben und, bitte, beziehe dich auf mich. Wir müssen solche Stellen besetzen. Es ist die einzige Möglichkeit, den Diskurs zu verändern.«

Sie saß ihm gegenüber im Café, war gerührt und spürte zwischen ihnen die warme Affinität von etwas Gemeinsamem.

Boubacar hatte sie oft aufgefordert, in sein Seminar über aktuelle afrikanische Fragen zu kommen. »Vielleicht ergibt sich etwas, worüber du bloggen möchtest«, sagte er. Und so ging sie an dem Tag, an dem ihr Streit mit Blaine begann, in Boubacars Kurs. Sie saß ganz hinten neben dem Fenster. Draußen segelten die Blätter von schönen alten Bäumen zu Boden, auf den Gehwegen eilten Leute mit Schals um den Hals und Pappbechern in den Händen vorbei, die Frauen, insbesondere die Asiatinnen sahen hübsch aus in schmalen Röcken und hochhackigen Stiefeln. Vor Boubacars Studenten standen geöffnete Laptops, auf den Bildschirmen E-Mails, Google-Suchen, Fotos von Berühmtheiten. Gelegentlich öffneten sie eine Worddatei und tippten ein paar Worte von Boubacar. Ihre Jacken hingen über den Stuhllehnen, und ihre krumme und etwas ungeduldige Haltung sagte: Wir kennen die Antworten schon. Nach dem Seminar würden sie ins Café gehen und ein Sandwich mit Zhou aus Nordafrika oder ein Curry aus Indien essen, und auf dem Weg ins nächste Seminar würde ihnen eine Studentengruppe Kondome und Lutscher schenken, und abends wären sie bei einem Rektor eingeladen, und ein lateinamerikanischer Präsident oder ein Nobelpreisträger würde ihre Fragen beantworten, als wären sie wichtig.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Deine Studenten waren alle im Internet«, sagte sie zu Boubacar, als sie in sein Büro gingen.

»Sie zweifeln nicht an ihrer Präsenz hier, diese Studenten. Sie glauben, dass sie hier sein sollten, dass sie es verdient haben, und sie zahlen dafür. *Au fond* haben sie uns alle gekauft. Das ist der Schlüssel zu Amerikas Größe, diese Hybris«, sagte Boubacar, ein schwarzes Filzbarett auf dem Kopf, die Hände tief in den Jackentaschen vergraben. »Deswegen verstehen sie nicht, dass sie dankbar sein sollten, dass ich vor ihnen stehe.«

Sie hatten gerade sein Büro betreten, als jemand an die halboffene Tür klopfte.

»Herein«, sagte Boubacar.

Kavanagh trat ein. Ifemelu hatte ihn ein paarmal getroffen, er war Assistenzprofessor für Geschichte und hatte seine Kindheit im Kongo verbracht. Er hatte lockiges Haar und war ständig schlechtgelaunt und schien besser geeignet, über gefährliche Kriege in entlegenen Ländern zu berichten, als Studenten in Geschichte zu unterrichten. Er blieb an der Tür stehen und erklärte Boubacar, dass er ein Freisemester nehme und das Institut am nächsten Tag zum Mittagessen Sandwiches bestellt habe, um ihn zu verabschieden, angeblich raffinierte Sandwiches mit Alfalfasprossen.

»Wenn ich gelangweilt genug bin, schaue ich vorbei«, sagte Boubacar.

»Du solltest auch kommen«, sagte Kavanagh zu Ifemelu. »Wirklich.«

»Ich komme«, sagte sie. »Eine Einladung zum Mittagessen ist immer eine gute Idee.«

Als sie Boubacars Büro verließ, empfing sie eine SMS von Blaine: *Hast du das von Mr White in der Bibliothek gehört?*

Ihr erster Gedanke war, dass Mr White gestorben war; sie empfand keine große Trauer, und dafür fühlte sie sich schuldig. Mr White war Wachmann in der Bibliothek, saß dort am Ausgang und kontrollierte die Rückseite

Telegram:@shabarsbibliothek

jedes Buchumschlags, ein Mann mit wässrigen Augen und so schwarzer Haut, dass sie blaubeerblau schimmerte. Sie war so daran gewöhnt, ihn sitzend zu sehen, ein Gesicht und ein Torso, dass sie traurig wurde, als sie ihn zum ersten Mal gehen sah: Seine Schultern hingen herunter, als lasteten anhaltende Verluste darauf. Blaine hatte sich vor Jahren mit ihm angefreundet, und manchmal unterhielt er sich in der Mittagspause mit ihm. »Er ist ein wandelndes Geschichtsbuch«, sagte er. Sie hatte ein paarmal mit Mr White gesprochen. »Hat sie eine Schwester?«, fragte Mr White Blaine und deutete auf sie. Oder er sagte »Du siehst müde aus, Mann. Hat dich jemand nicht schlafen lassen?« auf eine Weise, die Ifemelu für unangemessen hielt. Wann immer sie sich die Hand gaben, drückte Mr White ihre Finger, eine höchst anzügliche Geste, und sie entzog ihm die Hand und mied seinen Blick, bis sie gingen. Der Händedruck hatte etwas Forderndes, Lüsternes, und deswegen mochte sie ihn nicht besonders, aber sie hatte Blaine nie etwas davon erzählt, weil sie ihre Abneigung bedauerte. Mr White war schließlich ein alter schwarzer Mann, vom Leben niedergeknüppelt, und sie wünschte, sie könnte über die Freiheiten, die er sich herausnahm, hinwegsehen.

»Komisch, ich habe dich früher noch nie schwarzes Englisch reden hören«, sagte sie zu Blaine, nachdem sie ihn zum ersten Mal mit Mr White sprechen gehört hatte. Seine Syntax war verändert, seine Kadenzen waren rhythmischer.

»Vermutlich habe ich mich zu sehr an meine Die-Weißen-beobachten-uns-Stimme gewöhnt«, erwiderte er. »Und weißt du, jüngere Schwarze machen den Sprachwechsel nicht mehr. Die Mittelschichtkinder können das schwarze Englisch nicht, und die Innenstadtkinder sprechen nur schwarzes Englisch. Sie haben die Wechselfähigkeit meiner Generation nicht mehr.«

»Darüber werde ich bloggen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Das wusste ich.«

Sie schickte Blaine eine SMS: *Nein, was ist passiert? Mr White okay? Bist du fertig? Wollen wir ein Sandwich essen?*

Blaine rief sie an und bat sie, an der Ecke zur Whitney auf ihn zu warten, und bald sah sie ihn auf sich zukommen, eine rasch ausschreitende, schlanke Gestalt in einem grauen Pullover.

»Hallo«, sagte er und küsste sie.

»Du riechst gut«, sagte sie, und er küsste sie noch einmal.

»Hast du Boubacars Seminar überlebt? Obwohl es keine richtigen Croissants oder Pains au chocolat gab?«

»Hör auf. Was ist mit Mr White passiert?«

Als sie Hand in Hand zum Bagel-Sandwich-Laden gingen, erzählte er ihr, dass gestern Abend ein Freund von Mr White, ein Schwarzer, vorbeigekommen war und die beiden vor der Bibliothek gestanden hatten. Mr White gab seinem Freund die Autoschlüssel, weil der Freund sein Auto leihen wollte, und der Freund gab Mr White das Geld zurück, das Mr White ihm vor einiger Zeit geliehen hatte. Ein weißer Bibliotheksangestellter beobachtete sie, nahm an, dass die beiden schwarzen Männer mit Drogen handelten, und informierte seinen Vorgesetzten, der seinerseits die Polizei rief. Die Polizei kam und nahm Mr White mit, um ihn zu befragen.

»O mein Gott«, sagte Ifemelu. »Ist er in Ordnung?«

»Ja. Er sitzt wieder an seinem Tisch.« Blaine hielt inne. »Ich glaube, er rechnet jederzeit damit, dass so etwas passiert.«

»Das ist die eigentliche Tragödie«, sagte Ifemelu, und ihr wurde klar, dass sie Blaines Worte gebraucht hatte. Manchmal war ihre Stimme das Echo seiner. Die eigentliche Tragödie von Emmett Till, hatte er einmal zu ihr gesagt, ist nicht, dass ein schwarzes Kind ermordet wurde, weil es eine

Telegram:@shabarsbibliothek

weiße Frau mit einem Pfiff beleidigt hat, sondern dass die Schwarzen dachten: Warum hat er nur gepfiffen?

»Ich habe mit ihm gesprochen. Er hat die Angelegenheit abgetan und gesagt, dass es keine große Sache ist, aber er wollte stattdessen über seine Tochter sprechen, um die er sich wirklich Sorgen macht. Sie will vielleicht die Highschool abbrechen. Ich werde mich also einschalten und ihr Nachhilfe geben. Am Montag will ich sie treffen.«

»Blaine, sie wäre deine siebte Nachhilfeschülerin«, sagte sie. »Willst du der ganzen Innenstadt von New Haven Nachhilfe geben?«

Es war windig, und er blinzelte, auf der Whitney Avenue fuhren Autos an ihnen vorbei, und er wandte sich ihr zu und sah sie aus zusammengekniffenen Augen an.

»Ich wünschte, das könnte ich«, sagte er leise.

»Ich will einfach mehr von dir haben«, sagte sie und legte ihm den Arm um die Taille.

»Die Reaktion der Universität ist totaler Mist. Ein einfacher Irrtum, der nichts Rassistisches hatte? Wirklich? Ich überlege, für morgen eine Protestaktion zu organisieren, die Leute dazu zu bringen, aufzustehen und zu sagen, dass es nicht okay war. Nicht vor unserer Tür.«

Sie sah ihm an, dass er sich bereits dafür entschieden hatte und nicht nur darüber nachdachte. Er setzte sich an einen Tisch in der Nähe der Tür, während sie zur Theke ging, um für sich und ihn zu bestellen. Sie kannte ihn und wusste, was er wollte. Als sie mit einem Plastiktablett – ein Truthahnsandwich für sie, einen vegetarischen Wrap für ihn, zwei Tüten gebackene, ungesalzene Pommes – an den Tisch kam, war er mit seinem Handy beschäftigt. Bis zum Abend hatte er Anrufe gemacht, E-Mails und SMS verschickt, und sein Telefon bimmelte und klingelte und piepte, Zusagen von Leuten, die mit dabei waren. Ein Student rief an und bat um

Telegram:@shabarsbibliothek

Vorschläge, was sie auf Plakate schreiben sollten; ein anderer Student wollte den örtlichen Fernsehsender informieren.

Bevor er am nächsten Morgen ging, sagte Blaine: »Ich habe heute ein Seminar nach dem anderen. Wir sehen uns vor der Blbiothek? Schreib mir eine SMS, wenn du unterwegs bist.«

Sie hatten nicht darüber gesprochen, er nahm einfach an, dass sie kommen würde, und so sagte sie: »Okay.«

Aber sie ging nicht hin. Nicht, weil sie es vergessen hätte. Blaine wäre vielleicht nachsichtiger gewesen, wenn sie es schlichtweg vergessen hätte, wenn sie so vertieft gelesen oder gebloggt hätte, dass es ihr entfallen wäre. Aber sie hatte es nicht vergessen. Sie ging einfach lieber zu Kavanaghs Mittagessen, statt mit einem Plakat in der Hand vor der Universitätsbibliothek zu stehen. Blaine würde es nicht allzu viel ausmachen, sagte sie sich. Wenn ihr unbehaglich zumute war, während sie mit Kavanagh und Boubacar und anderen Professoren im Seminarraum saß, Cranberrysaft trank und einer jungen Frau zuhörte, die über die Überprüfung ihrer bevorstehenden Verbeamtung auf Lebenszeit sprach, so merkte sie es erst, als Blaine sie mit SMS eindeckte. *Wo bist du? Alles in Ordnung? Große Beteiligung, suche dich. Shan ist überraschend gekommen! Alles in Ordnung?* Sie kehrte früh in die Wohnung zurück, legte sich ins Bett und schickte Blaine eine SMS, dass es ihr leidtäte, sie hätte einen zu langen Mittagsschlaf gehalten. *Okay. Bin unterwegs nach Hause.*

Er kam herein und schlang die Arme um sie mit einer Kraft und Aufregung, die mit ihm durch die Tür gekommen waren.

»Ich habe dich vermisst. Ich wollte wirklich, dass du dabei bist. Ich habe mich so gefreut, dass Shan gekommen ist«, sagte er ein wenig aufgewühlt, als wäre es ein persönlicher Triumph für ihn gewesen. »Es war wie ein Mini-Amerika. Schwarze und weiße Studenten, Asiaten und Latinos.

Telegram:@shabarsbibliothek

Mr Whites Tochter war da und hat die Plakate mit Fotos von ihm aufgenommen, und ich hatte das Gefühl, dass ihm das etwas von seiner Würde zurückgegeben hat.«

»Das ist schön«, sagte sie.

»Shan lässt grüßen. Sie fährt jetzt mit dem Zug zurück.«

Blaine bekam Wind davon, vielleicht hatte es jemand, der bei dem Mittagessen gewesen war, beiläufig erwähnt, aber sie erfuhr nie, wie genau er es herausgefunden hatte. Er kam am nächsten Tag nach Hause und sah sie an, einen silbrigen Glanz in den Augen, und sagte: »Du hast gelogen.« Er klang so entsetzt, als hätte er nie in Betracht gezogen, dass sie lügen könnte. Sie wollte »Blaine, Menschen lügen« sagen, aber sie sagte: »Es tut mir leid.«

»Warum?« Er schaute sie an, als hätte sie ihm gewaltsam die Unschuld geraubt, und einen Moment lang hasste sie ihn, diesen Mann, der die Kerngehäuse ihrer Äpfel aß und sogar das in einen moralischen Akt verwandelte.

»Ich weiß nicht warum, Blaine. Ich hatte keine Lust. Ich hätte nicht gedacht, dass es dir so viel ausmacht.«

»Du hattest keine Lust?«

»Entschuldige. Ich hätte dir von dem Mittagessen erzählen sollen.«

»Warum war dieses Mittagessen plötzlich so wichtig? Du kennst diesen Kollegen von Boubacar kaum!«, sagte er ungläubig. »Weißt du, es geht nicht nur darum, einen Blog zu schreiben, du musst nach deinen Glaubenssätzen leben. Dieser Blog ist ein Spiel, das du nicht wirklich ernst nimmst, es ist, als ob du abends einen *interessanten* Kurs belegst, um deine Scheine zu vervollständigen.« Aus seinem Tonfall hörte sie einen leisen Vorwurf heraus nicht nur wegen ihrer Faulheit, ihrem Mangel an Eifer und

Telegram:@shabarsbibliothek

Überzeugung, sondern auch weil sie nicht wütend genug, weil sie Afrikanerin und nicht Afroamerikanerin war.

»Das ist unfair von dir«, sagte sie. Aber er hatte sich kalt und wortlos von ihr abgewandt.

»Warum sprichst du nicht mit mir?«, fragte sie. »Ich verstehe nicht, warum es so wichtig ist.«

»Wie kannst du das nicht verstehen? Es geht ums Prinzip«, sagte er, und in diesem Augenblick wurde er zu einem Fremden für sie.

»Es tut mir wirklich leid«, sagte sie.

Er ging ins Bad und verschloss die Tür.

Unter seiner wortlosen Wut verdorrte sie. Wie konnte sich das Prinzip, ein abstraktes, in der Luft schwebendes Ding, fest wie ein Keil zwischen sie schieben und Blaine in jemand anderen verwandeln? Sie wünschte, es wäre ein markiges Gefühl, eine Leidenschaft wie Eifersucht oder Verrat.

Sie rief Araminta an. »Ich komme mir vor wie die verwirrte Ehefrau, die ihre Schwägerin anruft, um sich ihren Mann erklären zu lassen«, sagte sie.

»Ich erinnere mich, dass in der Highschool für irgendetwas Geld gesammelt wurde, und sie stellten einen Tisch mit Keksen und weiß Gott was auf. Und man musste Geld in ein Glas legen, wenn man sich einen Keks nahm. Ich war rebellisch und habe einfach einen Keks genommen, ohne Geld dafür zu geben, und Blaine war wütend auf mich. Ich weiß noch, dass ich gedacht habe, es ist doch bloß ein Keks. Aber ich glaube, für ihn ging’s ums Prinzip. Er kann manchmal lächerlich hochmütig sein. Gib ihm ein, zwei Tage, er wird sich wieder beruhigen.«

Aber es verging ein Tag, dann noch einer, und Blaine blieb in seinem eisigen Schweigen eingeschlossen. Am dritten Tag, an dem er kein einziges Wort mit ihr sprach, packte sie eine kleine Tasche und ging. Sie konnte

Telegram:@shabarsbibliothek

nicht nach Baltimore zurück – ihre Wohnung war vermietet, ihre Möbel waren eingelagert – und fuhr stattdessen nach Willow.

Was Akademiker unter weißen Privilegien verstehen, oder: Ja, es ist beschissen, arm und weiß zu sein, aber versuch's mal mit arm und nicht-weiß

Dieser Kerl sagt zu Professor Hunk: »Weiße Privilegien sind Quatsch. Wie soll ich privilegiert sein? Ich bin in verdammter Armut in West Virginia aufgewachsen. Ich bin ein Bauerntrampel aus den Appalachen. Meine Familie lebt von der Wohlfahrt.« Stimmt. Aber ein Privileg gibt es immer nur in Relation zu etwas. Stellt euch jetzt jemanden vor, der so arm und beschissen dran ist wie er, und dann macht aus ihm einen Schwarzen. Wenn beide wegen Drogenbesitzes erwischt werden, dann ist es wahrscheinlicher, dass der Weiße zum Entzug geschickt wird und der Schwarze ins Gefängnis. Bis auf die Rasse ist alles andere gleich. Schaut euch die Statistiken an. Der Bauerntrampel aus den Appalachen ist beschissen dran, und das ist nicht cool, aber wenn er schwarz wäre, wäre er noch beschissener dran. Er sagt außerdem zu Professor Hunk: Warum müssen wir überhaupt ständig über Rasse reden? Können wir nicht einfach nur Menschen sein? Und Professor Hunk sagt – genau das ist ein weißes Privileg, dass Sie das sagen können. Rasse existiert nicht wirklich für Sie, weil sie für Sie nie ein Hindernis war. Schwarze haben diese Alternative nicht. Der Schwarze auf der Straße in New York will nicht

Telegram:@shabarsbibliothek

über Rasse nachdenken, bis er versucht, ein Taxi anzuhalten, und er will nicht über Rasse nachdenken, wenn er mit seinem Mercedes unter dem Tempolimit fährt, bis ihn die Polizei rauswinkt. Der Bauerntrampel aus den Appalachen hat nicht die Privilegien bestimmter Schichten, aber er hat eindeutig ein Rassenprivileg. Was meint ihr? Gebt euren Senf dazu, Leser, teilt eure Erfahrungen mit, vor allem wenn ihr nicht-schwarz seid.

P. S. – Professor Hunk hat gerade vorgeschlagen, dass ich einen Test für weiße Privilegien posten soll, das Urheberrecht liegt bei einer ziemlich coolen Frau namens Peggy McIntosh. Wenn ihr überwiegend mit Nein antwortet, dann herzlichen Glückwunsch, ihr seid weiß und privilegiert. Was soll das?, fragt ihr. Im Ernst? Ich habe keine Ahnung. Wahrscheinlich ist es einfach gut, es zu wissen. Damit ihr euch von Zeit zu Zeit freuen könnt, euch aufrichten könnt, wenn ihr niedergeschlagen seid, so was in der Art. Also:

Wenn ihr einem renommierten Club beitreten wollt, fragt ihr euch dann, ob ihr aufgrund eurer Rasse Schwierigkeiten haben werdet?

Wenn ihr in einem netten Laden allein einkauft, sorgt ihr euch dann, dass ihr verfolgt oder belästigt werdet?

Wenn ihr das Mainstream-Fernsehen anschaltet oder eine Mainstream-Zeitung aufschlagt, erwartet ihr dann überwiegend Bilder von Menschen einer anderen Rasse?

Macht ihr euch Sorgen, dass eure Kinder keine Bücher und Lernmaterialien haben, die von Menschen eurer Rasse handeln?

Telegram:@shabarsbibliothek

Wenn ihr ein Bankdarlehen beantragt, befürchtet ihr dann, dass ihr aufgrund eurer Rasse als finanziell unseriös eingeschätzt werdet?
Wenn ihr flucht oder euch schäbig kleidet, glaubt ihr dann, dass die Leute behaupten werden, es liegt an den lockeren Moralvorstellungen oder der Armut oder dem Analphabetentum eurer Rasse?
Wenn ihr eine Situation gut meistert, rechnet ihr dann damit, eine Ehre für eure Rasse genannt zu werden? Oder »anders« als die Mehrheit eurer Rasse?
Wenn ihr die Regierung kritisiert, befürchtet ihr dann, als kulturelle Außenseiter angesehen zu werden? Oder gebeten zu werden, nach »X zurückzugehen«, wobei X irgendwo, nur nicht in Amerika ist?
Wenn ihr in einem netten Laden schlecht bedient werdet und verlangt, mit dem »Verantwortlichen« zu sprechen, erwartet ihr dann, dass diese Person eine andere Rasse hat als ihr?
Wenn euch ein Verkehrspolizist anhält, fragt ihr euch dann, ob er es wegen eurer Rasse getan hat?
Wenn ihr eine Stelle bei einem Arbeitgeber bekommt, der positiv diskriminiert, befürchtet ihr dann, dass euch eure Kollegen für unqualifiziert halten und glauben, dass ihr nur aufgrund eurer Rasse eingestellt worden seid?
Wenn ihr in ein nettes Viertel ziehen wollt, habt ihr dann Angst, dass ihr aufgrund eurer Rasse nicht willkommen seid?
Wenn ihr juristische oder medizinische Hilfe braucht, sorgt ihr euch dann, dass ihr aufgrund eurer Rasse benachteiligt werden könntet?

Telegram:@shabarsbibliothek

Wenn ihr hautfarbene Unterwäsche tragt oder hautfarbene Pflaster benutzt, wisst ihr dann schon im Voraus, dass sie nicht zu eurer Hautfarbe passen werden?

Telegram:@shabarsbibliothek

39

Tante Uju machte jetzt Yoga. Sie war auf Händen und Knien und wölbte auf einer hellblauen Matte, die auf dem Kellerboden lag, den Rücken zu einem Katzenbuckel, während Ifemelu auf der Couch lag, einen Schokoriegel aß und ihr zusah.

»Wie viele von den Dingern hast du gegessen? Und seit wann isst du normale Schokolade? Ich dachte, du und Blaine esst nur biologisch und Fair Trade.«

»Ich habe sie im Bahnhof gekauft.«

»Sie? Wie viele?«

»Zehn Stück.«

»*Ahn-ahn!* Zehn!«

Ifemelu zuckte die Achseln. Sie hatte sie bereits alle gegessen, aber das würde sie Tante Uju nicht erzählen. Es hatte ihr Vergnügen bereitet, am Zeitungskiosk billige Schokoriegel voller Zucker und chemischer Zusatzstoffe und anderen genetisch modifizierten, schauderhaften Dingen zu kaufen.

»Weil du mit Blaine gestritten hast, isst du die Schokolade, die er nicht mag?« Tante Uju lachte.

Dike kam herunter und blickte zu seiner Mutter, die die Arme in der Heldenstellung jetzt nach oben streckte. »Mom, du siehst lächerlich aus.«

»Hat dein Freund nicht neulich gesagt, dass deine Mutter scharf ausschaut? Das ist der Grund.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Dike schüttelte den Kopf. »Coz, ich muss dir was auf YouTube zeigen, ein saukomisches Video.«

Ifemelu stand auf.

»Hat dir Dike von der Computergeschichte in der Schule erzählt?«, fragte Tante Uju.

»Nein, was?«, fragte Ifemelu.

»Der Rektor hat mich am Montag angerufen und behauptet, Dike hätte am Samstag das Netzwerk der Schule gehackt. Der Junge war am Samstag den ganzen Tag mit mir zusammen. Wir waren in Hartford, um Ozavisa zu besuchen. Wir waren den ganzen Tag dort, und der Junge ist einem Computer nicht mal nahe gekommen. Als ich gefragt habe, warum sie ihn beschuldigen, haben sie gesagt, sie hätten Informationen bekommen. Stell dir das vor, beschuldigen einfach meinen Sohn. Der Junge ist noch nicht mal besonders gut mit Computern. Ich dachte, das hätten wir in dieser Provinzstadt hinter uns gelassen. Kweku will, das wir eine formelle Beschwerde einlegen, aber ich halte das für Zeitverschwendung. Jetzt sagen sie, dass sie ihn nicht mehr verdächtigen.«

»Ich weiß noch nicht mal, *wie* man hackt«, sagte Dike sarkastisch.

»Warum machen sie so einen Blödsinn?«, fragte Ifemelu.

»Den Schwarzen muss man immer zuerst beschuldigen«, sagte er und lachte.

Später erzählte er ihr, dass seine Freunde ihn fragten »He, Dike, hast du Gras?« und wie komisch das war. Er erzählte ihr von der Pfarrerin in der Kirche, einer Weißen, die alle mit Hallo begrüßte, nur zu ihm sagte sie: »Alles okay, Bro?« »Und ich komme mir vor, als hätte ich Gemüse statt Ohren, große Broccoli, die mir aus dem Kopf wachsen«, sagte er und lachte. »Deswegen musste es natürlich ich gewesen sein, der das Netzwerk gehackt hat.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Die Leute in der Schule sind Deppen«, sagte Ifemelu.

»Wirklich lustig, wie du das Wort aussprichst, Coz, *Deppen*.« Er hielt inne und wiederholte dann, was sie gesagt hatte, »Die Leute in der Schule sind Deppen«, in einer guten Nachahmung eines nigerianischen Akzents. Sie erzählte ihm die Geschichte von dem nigerianischen Pfarrer, der in einer Kirche in Amerika predigte und etwas über eine Rampe sagte, doch aufgrund seines Akzents verstanden die Leute »Schlampe« und schrieben einen Beschwerdebrief an seinen Bischof. Dike hielt sich den Bauch vor Lachen. Es wurde zu einem ihrer Standardwitze. »He, Coz, ich würde gern eine Stunde auf der Schlampe verbringen.«

Neun Tage lang nahm Blaine ihre Anrufe nicht entgegen. Schließlich meldete er sich mit belegter Stimme.

»Kann ich dieses Wochenende kommen, und wir kochen Kokosreis? Ich koche«, sagte sie. Bevor Blaine »Okay« antwortete, spürte sie, dass er tief Luft holte, und sie fragte sich, ob er überrascht war, dass sie sich traute, Kokosreis vorzuschlagen.

Sie sah zu, wie Blaine die Zwiebeln schnitt, blickte auf seine langen Finger und erinnerte sich, wie sie sich auf ihrem Körper anfühlten, die Kontur ihres Schlüsselbeins nachfuhren, die dunkle Haut unterhalb ihres Nabels streichelten. Er schaute auf und fragte, ob die Scheiben die richtige Größe hätten, und sie sagte: »Die Zwiebel ist okay«, und dachte, dass er immer die richtige Größe der Zwiebelstücke gewusst und sie präzise geschnitten hatte, dass er immer den Reis gekocht hatte, doch jetzt würde sie es tun. Er zerbrach die Kokosnuss an der Spüle und ließ das Wasser herauslaufen, bevor er das weiße Fruchtfleisch mit einem Messer aus der Schale schnitt. Ihre Hände zitterten, als sie den Reis in das kochende Wasser gab, und

Telegram:@shabarsbibliothek

während sie zusah, wie die schmalen Basmatikörner sich vollsaugten, fragte sie sich, ob sie scheitern würden mit ihrem Versöhnungsessen. Sie kontrollierte das Huhn auf dem Herd. Der Geruch nach den Gewürzen schlug ihr entgegen, als sie den Deckel anhob – Ingwer und Curry und Lorbeerblatt –, und sie sagte unnötigerweise zu ihm, dass es gut aussehe.

»Ich habe es nicht so stark gewürzt wie du«, sagte er. Einen Augenblick lang wallte Zorn in ihr auf, und sie hätte am liebsten gesagt, dass es unfair von ihm war, auf diese Weise Vergebung zu verweigern, doch stattdessen fragte sie ihn, ob sie noch Wasser dazugeben solle. Er rieb die Kokosnuss und schwieg. Sie sah zu, wie die Kokosnuss zu weißem Staub zerfiel; der Gedanke, dass sie nie wieder eine ganze Kokosnuss sein würde, machte sie traurig, und sie schlang von hinten die Arme um Blaine, spürte seine Wärme durch sein Sweatshirt, aber er trat einen Schritt beiseite und sagte, dass er fertig werden müsse, bevor der Reis zu weich wäre. Sie ging ins Wohnzimmer und schaute aus dem Fenster auf den hohen, majestätischen Uhrenturm, der hoch über die anderen Gebäude des Campus von Yale aufragte, und sah die ersten Schneeflocken durch die Abendluft wirbeln, als würden sie von oben heruntergeschleudert, und sie erinnerte sich an den ersten Winter mit ihm, als ihr alles poliert und unendlich neu erschienen war.

Amerika für nicht-amerikanische Schwarze: Ein paar Erklärungen, was bestimmte Dinge wirklich bedeuten

1. Im Stammesdenken der Amerikaner spielt Rasse die unangenehmste Rolle. Wenn ihr euch mit einem Amerikaner unterhaltet, und ihr wollt über etwas diskutieren, was mit Rasse zu tun hat und was ihr

Telegram:@shabarsbibliothek

interessant findet, und der Amerikaner sagt: »Oh, es ist simplistisch, es auf Rasse zu schieben, der Rassismus ist so komplex«, dann bedeutet das, dass sie euch jetzt schon den Mund verbieten wollen. Denn natürlich ist Rassismus komplex. Viele Abolitionisten wollten zwar die Sklaven befreien, sie wollten aber nicht, dass Schwarze in ihrer Nähe lebten. Viele Leute haben heute nichts gegen ein schwarzes Kindermädchen oder einen schwarzen Chauffeur. Aber gegen einen schwarzen Chef haben sie todsicher was. Simplistisch ist es zu sagen: »Es ist so komplex.« Aber haltet trotzdem den Mund, vor allem wenn ihr einen Job von dem fraglichen Amerikaner wollt oder irgendeine andere Gefälligkeit.

2. Unter kultureller Vielfalt verstehen unterschiedliche Leute Unterschiedliches. Wenn ein Weißer behauptet, ein Viertel ist multikulti, dann heißt das, dass neun Prozent Schwarze dort leben. (Sobald es zehn Prozent Schwarze sind, ziehen die Weißen weg.) Wenn ein Schwarzer von einem Multikulti-Viertel spricht, meint er vierzig Prozent.
3. Manchmal sagen sie »Kultur«, wenn sie Rasse meinen. Wenn sie einen Film »Mainstream« nennen, meinen sie »Weiße mögen ihn oder haben ihn gemacht«. Wenn sie »städtisch« sagen, heißt das schwarz, arm, möglicherweise gefährlich und potentiell aufregend. »Rassisch belastet« heißt, es ist uns unangenehm, »rassistisch« zu sagen.

Telegram:@shabarsbibliothek

40

Sie stritten nicht mehr, bis sie die Beziehung beendete, doch in der Zeit, als Blaine versteinert war, als Ifemelu tief in sich ging und zahllose Schokoriegel aß, veränderten sich ihre Gefühle für ihn. Sie bewunderte ihn noch immer, seinen moralischen Elan, sein Leben mit den klaren Konturen, doch jetzt war es eine Bewunderung für jemanden, der von ihr abgesondert, weit entfernt war. Und ihr Körper reagierte anders. Im Bett wandte sie sich ihm nicht wie früher voller rohem Verlangen zu, und wenn er sie berührte, hätte sie sich am liebsten weggedreht. Sie küssten sich oft, aber immer mit fest geschlossenen Lippen; sie wollte seine Zunge nicht in ihrem Mund spüren. Ihr Sex war leidenschaftslos, doch es gab eine neue Leidenschaft, die sie auf eine bislang unbekannte intime Weise vereinte, es war eine gelöste, unausgesprochene, intuitive Intimität: Barack Obama. Was Barack Obama anging, waren sie sich einig, ohne sich gegenseitig zu drängen, ohne sich verpflichtet zu fühlen oder Kompromisse einzugehen.

Obwohl sie sich wünschte, dass Amerika einen schwarzen Präsidenten wählen würde, hielt sie es anfänglich für unmöglich und konnte sich Obama als Präsidenten der Vereinigten Staaten nicht vorstellen; er wirkte zu leicht, zu dünn, ein Mann, den der Wind wegwehen würde. Hillary Clinton war robuster. Ifemelu sah Clinton gern im Fernsehen in ihrem spießigen Hosenanzug, ihr Gesicht eine Maske der Entschlossenheit, ihre hübschen Züge versteckt, denn das war die einzige Möglichkeit, die Welt von ihren Fähigkeiten zu überzeugen. Ifemelu mochte sie. Sie wünschte, sie würde gewinnen, wünschte ihr Glück, bis zu dem Morgen, als sie Barack Obamas

Telegram:@shabarsbibliothek

Buch *Ein amerikanischer Traum* in die Hand nahm, das Blaine gerade gelesen und im Regal hatte liegen lassen, die Ecken mancher Seiten eingeknickt. Sie betrachtete die Fotos auf dem Umschlag, die junge kenianische Frau, die verwirrt in die Kamera blickte, die Arme um ihren Sohn geschlungen, und den jungen amerikanischen Mann, der übermütig seine Tochter an die Brust drückte. Später sollte sich Ifemelu an den Augenblick erinnern, in dem sie beschloss, das Buch zu lesen. Hätte Blaine es empfohlen, hätte sie es vielleicht nicht gelesen, denn sie mied zunehmend die Bücher, die er mochte. Doch er hatte es nicht empfohlen, er hatte es nur im Regal liegen lassen neben einem Stapel anderer Bücher, die er gelesen hatte und auf die er noch einmal zurückkommen wollte. Sie las *Ein amerkanischer Traum* in eineinhalb Tagen, saß dabei aufrecht auf der Couch und hörte Nina Simone mit Blaines iPod-Lautsprechern. Sie war fasziniert und gerührt von dem Mann, den sie auf diesen Seiten kennenlernte, einem nachdenklichen und intelligenten Mann, einem freundlichen Mann, einem Mann, der so absolut, hilflos, gewinnend menschlich war. Sie erinnerte sich an Obinzes Ausdruck für Menschen, die er mochte. *Obi ocha.* Ein reines Herz. Sie glaubte Barack Obama. Als Blaine nach Hause kam, saß sie am Esstisch in der Küche, sah zu, wie er frisches Basilikum hackte, und sagte: »Wenn nur der Mann, der dieses Buch geschrieben hat, Präsident von Amerika sein könnte.«

Blaines Hand mit dem Messer hielt inne. Er schaute mit leuchtenden Augen auf, als hätte er nicht gewagt zu hoffen, dass sie dasselbe glauben würde wie er, und sie spürte das ersten Pulsieren einer gemeinsamen Leidenschaft. Sie hielten einander vor dem Fernseher fest, als Barack Obama die Vorwahl in Iowa gewann. Die erste Schlacht, und er hatte sie gewonnen. Ihre Hoffnung erstrahlte und explodierte zu einer Möglichkeit: Obama konnte die Wahl tatsächlich gewinnen. Und dann, als wäre es eine

Telegram:@shabarsbibliothek

Choreographie, begannen sie, sich Sorgen zu machen. Sie befürchteten, dass ihn irgendetwas zu Fall bringen, seinen schnell fahrenden Zug zum Entgleisen bringen könnte. Jeden Morgen vergewisserte sich Ifemelu, dass Obama noch am Leben war. Dass kein Skandal aufgedeckt, keine Geschichte aus seiner Vergangenheit ausgegraben worden war. Sie schaltete mit angehaltenem Atem und rasendem Herzen ihren Computer ein, und als sie sicher war, dass er noch lebte, las sie rasch und begierig die neuesten Nachrichten, suchte Informationen und Bestätigung, mehrere Fenster am unteren Bildschirmrand minimiert. Wenn sie Chatrooms aufsuchte, sackte sie bisweilen zusammen, wenn sie die Postings zu Obama las, stand vom Computer auf, als wäre ihr Laptop der wahre Feind, und stellte sich ans Fenster, um ihre Tränen auch vor sich selbst zu verbergen. *Wie kann ein Affe Präsident sein? Tut uns jemand den Gefallen und schießt eine Kugel in den Mann. Schickt ihn zurück in den afrikanischen Urwald. Nie wird ein schwarzer Mann ins weiße Haus einziehen, es heißt nicht umsonst weißes Haus.* Sie versuchte, sich die Leute, die diese Postings schrieben, vorzustellen, unter Spitznamen wie SuburbanMom231 oder NormanRockwellRocks, wie sie mit einer Tasse Kaffee an ihrem Schreibtisch saßen und auf ihre Kinder warteten, die in aller Unschuld im Schulbus saßen. Neben diesen Chatrooms wirkte ihr eigener Blog belanglos wie eine Gesellschaftskomödie, eine sanftmütige Satire auf eine Welt, die alles andere als sanftmütig war. Sie postete nichts zu den Widerwärtigkeiten, die sich jeden Morgen ebenso multipliziert zu haben schienen wie die Chatrooms, die immer mehr Gift verspritzten, denn das hätte bedeutet, die Ansichten von Menschen zu verbreiten, die nicht den Mann Obama hassten, sondern die Vorstellung von ihm als Präsidenten. Sie schrieb stattdessen über seine politischen Positionen in einem immer wiederkehrenden Beitrag mit dem Titel »Deswegen wird Obama es besser

Telegram:@shabarsbibliothek

machen«, setzte oft Links zu seiner Website, und sie schrieb auch über Michelle Obama. Sie jubelte über Michelle Obamas unkonventionell trockenen Humor, die Sicherheit ihres langgliedrigen Körpers, und sie trauerte, wenn man Michelle Obama in Interviews einen Maulkorb anlegte, sie glattschliff, sie so lauwarm mustergültig klingen ließ. Dennoch blitzte in Michelles übermäßig hochgezogenen Augenbrauen und in dem höher als üblich in der Taille getragenen Gürtel ihr altes Selbst auf. Das war es, was Ifemelu anzog, das Fehlen einer Entschuldigung, das Versprechen von Ehrlichkeit.

»Wenn sie Obama geheiratet hat, dann kann er nicht so schlecht sein«, sagte sie oft im Scherz zu Blaine, und Blaine sagte: »Da hast du recht, da hast du recht.«

Sie erhielt eine E-Mail von einer princeton.edu-Adresse, und bevor sie sie las, zitterten ihre Hände vor Aufregung. Die ersten Worte, die sie sah, war »freuen uns«. Sie bekam das Forschungsstipendium. Die Bezahlung war gut, die Anforderungen waren einfach zu erfüllen: Sie musste in Princeton wohnen, die Bibliothek benutzen und am Ende des Jahres eine Rede halten. Es schien zu schön, um wahr zu sein, sie hatte Zutritt zu einem heiligen amerikanischen Königreich. Sie und Blaine fuhren mit dem Zug nach Princeton, um eine Wohnung zu suchen, und sie staunte über die Stadt, das viele Grün, die Ruhe und die Eleganz. »Ich hätte in Princeton studieren können«, sagte Blaine. »Damals war es nahezu bukolisch. Ich kam her und fand es schön, aber ich konnte es mir nicht wirklich vorstellen.«

Ifemelu verstand, was er meinte, obwohl die Stadt sich verändert hatte und »aggressiv konsumkapitalistisch« geworden war, wie Blaine es ausdrückte, als sie eine Straße mit glänzenden Geschäften entlanggingen. Sie war voll der Bewunderung und desorientiert. Die Wohnung nahe der

Telegram:@shabarsbibliothek

Nassau Street gefiel ihr; das Schlafzimmerfenster ging auf eine Baumgruppe hinaus, und sie betrachtete das leere Zimmer und dachte an einen Neubeginn ohne Blaine, unsicher, ob das wirklich der Neubeginn war, den sie sich wünschte.

»Ich ziehe erst nach der Wahl um«, sagte sie.

Blaine nickte, bevor sie zu Ende gesprochen hatte; selbstverständlich würde sie nicht umziehen, bevor sie Barack Obama bis zum Sieg begleitet hatten. Er meldete sich als freiwilliger Wahlkampfhelfer, und sie saugte seine Geschichten auf, wie er an Türen geklopft und was für Menschen er dahinter angetroffen hatte. Eines Tages kam er nach Hause und erzählte ihr von einer alten schwarzen Frau, das Gesicht verschrumpelt wie eine Zwetschge, die zu ihm sagte: »Ich hätte nicht gedacht, dass das sogar noch zu Lebzeiten meines Enkelkinds passiert.«

Ifemelu bloggte über diese Geschichte, beschrieb die weißen Strähnen im Haar der an Parkinson erkrankten Frau, ihre zitternden Finger, als wäre sie mit Blaine bei ihr gewesen. Alle seine Freunde unterstützten Obama abgesehen von Michael, der stets ein Hillary-Clinton-Abzeichen auf der Brust trug, und Ifemelu fühlte sich bei ihren Treffen nicht länger ausgeschlossen. Sogar das unverständliche Unbehagen, das sie in Paulas Anwesenheit empfand, halb Griesgrämigkeit, halb Unsicherheit, hatte sich aufgelöst. Sie trafen sich in Bars und Wohnungen, diskutierten über den Wahlkampf, machten sich über die albernen Nachrichten lustig. Werden die Latinos einen Schwarzen wählen? Kann er bowlen? Ist er ein Patriot?

»Ist es nicht komisch, dass sie erklären ›Schwarze wollen Obama‹ und ›Frauen wollen Hillary‹, aber was ist mit schwarzen Frauen?«, fragte Paula.

»Wenn sie ›Frauen‹ sagen, meinen sie natürlich automatisch ›weiße Frauen‹«, sagte Grace.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Was ich nicht verstehe, ist, wie sie behaupten können, dass Obama davon profitiert, dass er schwarz und männlich ist«, sagte Paula.

»Es ist kompliziert, aber es stimmt, und es ist sogar so, dass Clinton davon profitiert, dass sie eine weiße Frau ist«, sagte Nathan, neigte sich vor und blinzelte noch schneller. »Wenn Clinton eine Schwarze wäre, würde ihr Stern nicht so hell strahlen. Wäre Obama ein Weißer, würde sein Stern ebenso hell strahlen oder auch nicht, denn es sind weiße Männer Präsidenten geworden, die in diesem Amt nichts zu suchen hatten, aber das ändert nichts an der Tatsache, dass Obama nicht viel Erfahrung hat, und die Leute sind aufgeregt, weil ein schwarzer Kandidat eine echte Chance hat.«

»Aber wenn er gewinnt, wird er nicht länger schwarz sein, genauso wie Oprah nicht mehr schwarz ist, sondern nur noch Oprah«, sagte Grace. »Sie kann an Orte gehen, wo Schwarze gehasst werden, und ist trotzdem willkommen. Er wird nicht mehr schwarz sein, er wird nur noch Obama sein.«

»Falls Obama profitiert, und das ist übrigens eine sehr problematische Vorstellung, aber sollte er profitieren, dann nicht weil er schwarz ist, sondern weil er anders schwarz ist«, sagte Blaine. »Wenn Obama keine weiße Mutter hätte und nicht von weißen Großeltern aufgezogen worden wäre und es nicht diese Geschichten über Kenia und Indonesien und Hawaii gäbe, die ihn irgendwie wie alle anderen wirken lassen, wenn er ein ganz normaler Schwarzer aus Georgia wäre, wäre es was anderes. Amerika wird wirklich Fortschritte gemacht haben, wenn ein gewöhnlicher Schwarzer aus Georgia Präsident wird, ein Kerl, der im College Durchschnitt war.«

»Da stimme ich zu«, sagte Nathan. Und wieder einmal fiel Ifemelu auf, wie sehr sie alle einer Meinung waren. Ihre Freunde waren wie sie und Blaine Gläubige. Wahre Gläubige.

Telegram:@shabarsbibliothek

An dem Tag, an dem Barack Obama zum Präsidentschaftskandidaten der Demokraten gekürt wurde, liebten sich Ifemelu und Blaine zum ersten Mal seit Wochen, und Obama war bei ihnen wie ein unausgesprochenes Gebet, eine dritte emotionale Präsenz. Sie und Blaine fuhren Stunden, um ihn sprechen zu hören, hielten Händchen in einer dichten Menschenmenge, hoben Plakate, auf denen in dicken weißen Lettern CHANGE stand. Ein schwarzer Mann neben ihnen trug seinen Sohn auf den Schultern, und der Sohn lachte, den Mund voller Milchzähne, einer der oberen Vorderzähne fehlte. Der Vater blickte zu ihm auf, und Ifemelu wusste, dass er über seinen eigenen Glauben staunte, er staunte, dass er an Dinge glaubte, die er für unmöglich gehalten hatte. Als die Menge in Applaus ausbrach, klatschte und pfiff, konnte der Mann nicht klatschen, weil er die Beine seines Sohnes hielt, und deswegen lächelte er nur und lächelte, sein Gesicht plötzlich jung vor Freude. Ifemelu beobachtete ihn und andere Menschen um sie herum, ihre Gesichter seltsam strahlend, alle vereint in einem einzigen Gefühl. Sie glaubten. Sie glaubten wahrhaft. Für sie war es immer ein süßer Schock, wenn sie merkte, dass so viele Menschen auf der Welt genau das Gleiche über Barack Obama dachten wie sie und Blaine.

An manchen Tagen war ihr Glauben unbezwingbar. An anderen Tagen verzweifelten sie.

»Das ist nicht gut«, murmelte Blaine, als sie zwischen unterschiedlichen Fernsehsendern hin und her schalteten. Überall lief die Predigt von Barack Obamas Pfarrer, und seine Worte »Gott verdamme Amerika« brannten sich einen Weg in Ifemelus Herz.

Sie las als Erstes im Internet, dass Obama als Reaktion auf die Predigt seines Pfarrers eine Rede zum Thema Rasse halten würde, und schickte Blaine, der unterrichtete, eine SMS. Seine Antwort lautete schlicht: *Ja!*

Telegram:@shabarsbibliothek

Später, als sie zwischen Blaine und Grace auf der Wohnzimmercouch saß und die Rede sah, fragte sich Ifemelu, was Barack Obama wirklich dachte und wie er sich fühlen würde, wenn er abends im Bett lag und alles still und gesagt war. Sie stellte ihn sich vor, den Jungen, der wusste, dass seine Großmutter Angst vor schwarzen Männern hatte, und den Mann, der diese Geschichte jetzt der Welt erzählte, um sich zu retten. Bei diesem Gedanken wurde sie ein bisschen traurig. Während Obama sprach, mitfühlend und rhythmisch, und amerikanische Flaggen hinter ihm flatterten, seufzte Blaine und lehnte sich auf der Couch zurück. Schließlich sagte er: »Es ist unmoralisch, das Leiden der Schwarzen mit der Angst der Weißen aufzuwiegen. Das ist einfach *unmoralisch*.«

»Er hält die Rede nicht, um eine Diskussion über Rasse zu eröffnen, sondern um sie zu beenden. Er kann nur gewinnen, wenn er das Thema Rasse meidet. Das wissen wir alle«, sagte Grace. »Aber das Entscheidende ist jetzt, dass er gewählt wird. Der Mann muss tun, was er tun muss. Zumindest ist jetzt die Sache mit dem Pfarrer erledigt.«

Auch Ifemelu sah die Sache pragmatisch, aber Blaine nahm sie persönlich. Sein Glauben bekam einen Sprung, und ein paar Tage fehlte ihm der Schwung, er kam morgens verschwitzt und schlechtgelaunt vom Laufen zurück und schlurfte mit schweren Beinen durch die Wohnung. Shan war es, die ihn, ohne es zu ahnen, aus seinem Loch holte.

»Ich muss für ein paar Tage in die Stadt zu Shan«, sagte er zu Ifemelu. »Ovidio hat gerade angerufen. Es geht ihr nicht gut.«

»Es geht ihr nicht gut?«

»Sie hatte einen Nervenzusammenbruch. Ich mag den Ausdruck nicht, er klingt irgendwie nach sehr alten Ehefrauen. Aber Ovidio hat es so genannt. Sie liegt seit Tagen im Bett. Sie isst nicht. Und sie hört nicht auf zu weinen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Ifemelu war kurz irritiert; ihr schien, dass sogar der Nervenzusammenbruch eine Möglichkeit war, Aufmerksamkeit zu fordern.

»Sie hat wirklich eine schwere Zeit hinter sich«, sagte Blaine. »Das Buch wird überhaupt nicht beachtet.«

»Ich weiß«, sagte Ifemelu, und empfand doch kein echtes Mitgefühl, und darüber erschrak sie. Vielleicht lag es daran, dass sie Shan auf gewisse Weise für ihren Streit mit Blaine verantwortlich machte, weil sie ihre Macht nicht benutzt und ihm erklärt hatte, dass er überreagierte.

»Sie wird sich erholen«, sagte Ifemelu. »Sie ist eine starke Person.«

Blaine sah sie überrascht an. »Shan ist eine der zerbrechlichsten Personen, die ich kenne. Sie ist nicht stark, das war sie nie. Aber sie ist etwas Besonderes.«

Als Ifemelu Shan ungefär einen Monat zuvor zum letzten Mal gesehen hatte, hatte Shan gesagt: »Ich wusste, dass du und Blaine wieder zusammenkommen würdet.« Sie klang, als würde sie über einen geliebten Bruder sprechen, der gerade wieder angefangen hatte, psychedelische Drogen zu nehmen.

»Ist Obama nicht aufregend?«, hatte Ifemelu gefragt in der Hoffnung, dass das zumindest ein Thema wäre, über das sie und Shan ohne unterschwellige Sticheleien sprechen könnten.

»Ach, ich verfolge den Wahlkampf nicht«, hatte Shan herablassend geantwortet.

»Hast du sein Buch gelesen?«, fragte Ifemelu.

»Nein.« Shan zuckte die Achseln. »Es wäre schön, wenn jemand *mein* Buch lesen würde.«

Ifemelu schluckte ihre Antwort hinunter. *Es geht nicht um dich. Dieses eine Mal geht es nicht um dich.*

Telegram:@shabarsbibliothek

»Du solltest *Ein amerikanischer Traum* lesen. Die anderen Bücher sind Wahlkampfwerbung«, sagte Ifemelu. »Er ist der einzig Wahre.«

Aber Shan war nicht interessiert. Sie sprach über eine Podiumsdiskussion anlässlich eines Literaturfestivals, an der sie in der Woche zuvor teilgenommen hatte. »Sie haben mich gefragt, welches meine Lieblingsautoren sind. Ich wusste natürlich, dass sie vor allem schwarze Schriftsteller erwartet haben, und ich hatte nicht vor, ihnen zu erzählen, dass Robert Hayden die Liebe meines Lebens ist, und das ist er. Deswegen habe ich niemand genannt, der schwarz oder irgendwie farbig ist oder politische Ambitionen hat oder auch nur noch am Leben ist. Und ich sage also mit unbekümmertem Aplomb Turgenjew und Trollope und Goethe. Aber um nicht allzu sehr in der Schuld von toten weißen Männern zu stehen, das wäre wahrhaftig nicht originell, habe ich noch Selma Lagerlöf genannt. Und plötzlich wissen sie nicht mehr, was sie mich fragen sollen, weil ich ihr Drehbuch aus dem Fenster geworfen habe.«

»Das ist wirklich komisch«, hatte Blaine gesagt.

Am Vorabend des Wahltags lag Ifemelu schlaflos im Bett.

»Bist du wach?«, fragte Blaine sie.

»Ja.«

Sie hielten sich schweigend im Dunkeln umschlungen, atmeten gleichmäßig, bis sie schließlich in einen Halbschlaf glitten. Am Morgen gingen sie in die Highschool; Blaine wollte als einer der Ersten wählen. Ifemelu betrachtete die Leute, die bereits anstanden und darauf warteten, dass das Wahllokal öffnete, und sie wollte unbedingt, dass sie Obama wählten. Dass sie selbst nicht wählen durfte, kam ihr vor, als hätte man ihr etwas weggenommen. Ihr Antrag für die amerikanische Staatsbürgerschaft war genehmigt worden, doch sie musste den Eid erst in ein paar Wochen

Telegram:@shabarsbibliothek

schwören. Sie verbrachte einen ruhelosen Vormittag damit, die Nachrichten im Netz zu lesen, und als Blaine nach seiner Lehrveranstaltung nach Hause kam, bat er sie, den Computer und den Fernseher auszuschalten, damit sie eine Pause einlegen, durchatmen und das Risotto essen konnten, das er gekocht hatte. Kaum waren sie mit dem Essen fertig, schaltete Ifemelu ihren Computer wieder ein. Nur um sich zu vergewissern, dass Barack Obama am Leben und gesund war. Blaine machte Virgin Cocktails für ihre Freunde. Amarinta kam als Erste, direkt vom Bahnhof, zwei Smartphones in der Hand, mit denen sie ständig die neuesten Nachrichten abrief. Dann kam Grace in ihrer raschelnden Seidenkleidung, einen goldenen Schal um den Hals geschlungen, und sagte: »O Gott, ich bin so nervös, dass ich kaum Luft kriege.« Michael brachte eine Flasche Prosecco mit. »Ich wünschte, meine Mutter wäre noch am Leben, um diesen Tag mitzuerleben, egal wie er ausgeht«, sagte er. Paula, Pee und Nathan kamen gemeinsam, und bald saßen sie alle auf der Couch, auf den Esszimmerstühlen, die Augen auf den Fernseher gerichtet, tranken Tee und Blaines Virgin Cocktails und wiederholten, was sie schon zuvor gesagt hatten. *Wenn er in Indiana und Pennsylvania gewinnt, dann ist die Sache gelaufen. In Florida sieht es gut aus. Die Nachrichten aus Iowa sind widersprüchlich.*

»In Virginia gehen unglaublich viele Schwarze wählen, es sieht also gut aus«, sagte Ifemelu.

»Virginia ist unwahrscheinlich«, sagte Nathan.

»Virginia braucht er nicht«, sagte Grace, und dann schrie sie: »O mein Gott, Pennsylvania!«

Auf dem Bildschirm tauchte eine Graphik auf, dann ein Foto von Barack Obama. Er hatte Pennsylvania und Ohio gewonnen.

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass McCain noch eine Chance hat«, sagte Nathan.

Telegram:@shabarsbibliothek

Paula saß neben Ifemelu, als kurz darauf eine neue Graphik den Bildschirm füllte: Barack Obama hatte Virginia gewonnen.

»O mein Gott«, sagte Paula. Sie hob eine zitternde Hand an den Mund. Blaine saß aufrecht und reglos da, starrte auf den Fernseher, und dann war die tiefe Stimme von Keith Olbermann zu hören, den Ifemelu während der letzten Monate so obsessiv auf MSNBC gesehen hatte, die Stimme einer aufwallenden, blitzenden liberalen Wut; jetzt sagte die Stimme: »Barack Obama ist voraussichtlich der nächste Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.«

Blaine weinte, umarmte Araminta, die ebenfalls weinte, und dann drückte er Ifemelu zu fest, und Pee umarmte Michael, und Grace umarmte Nathan und Paula Araminta, und Ifemelu umarmte Grace, und das Wohnzimmer wurde zu einem Schrein ungläubiger Freude.

Ihr Handy piepte: Eine SMS von Dike.

Ich kann's nicht glauben. Mein Präsident ist so schwarz wie ich. Sie las den Text mehrere Male, und ihre Augen schwammen in Tränen.

Im Fernsehen betraten Barack Obama und Michelle Obama und ihre zwei kleinen Töchter eine Bühne. Sie wurden vom Wind getragen, waren in helles Licht getaucht, siegreich und lächelnd.

»Junge und Alte, Reiche und Arme, Demokraten und Republikaner, Schwarze, Weiße, Latinos, Asiaten, Indianer, Homosexuelle und Heterosexuelle, Behinderte und Nicht-Behinderte, alle Amerikaner haben der Welt die Nachricht überbracht, dass wir nie nur eine Ansammlung von roten und blauen Staaten waren. Wir waren und werden immer die Vereinigten Staaten von Amerika sein.«

Barack Obamas Stimme hob und senkte sich, seine Miene war ernst, und um ihn herum stand die große und strahlende Menge der Hoffnungsvollen.

Telegram:@shabarsbibliothek

Ifemelu schaute wie hypnotisiert zu. Und in diesem Moment gab es für sie nichts Schöneres als Amerika.

Amerika für nicht-amerikanische Schwarze: Gedanken über einen besonderen weißen Freund

Ein großes Geschenk für den zugeknöpften Neger ist »Der weiße Freund, der kapiert«, und nicht so häufig anzutreffen ist, wie man es sich wünscht, aber manche haben das Glück, diesen weißen Freund zu haben, dem man nicht jeden Blödsinn erklären muss. Setzt diesen Freund unter allen Umständen ein. Solche Freunde kapieren nicht nur, sondern haben auch großartige Mistdetektoren und verstehen deswegen total, dass sie Dinge sagen können, die ihr nicht sagen könnt. In den Herzen vieler Amerikaner versteckt sich insgeheim eine leise Vorstellung: Weiße haben ihre Arbeits- und Schulplätze verdient, aber Schwarze haben sie bekommen, weil sie schwarz sind. Tatsache ist jedoch, dass Weiße in Amerika von Anfang an gekriegt haben, weil sie weiß waren. Viele Weiße mit der gleichen Qualifikation hätten nicht die Arbeit, die sie haben, wenn sie Negerhaut hätten. Aber sagt das nie in der Öffentlichkeit. Lasst euren weißen Freund es aussprechen. Wenn ihr den Fehler macht, es selbst zu sagen, wird man euch einer Kuriosität namens »die Rassekarte ausspielen« beschuldigen. Niemand weiß genau, was das ist.

Als mein Vater in meinem NAS-Land in die Schule ging, durften viele amerikanische Schwarze nicht wählen oder gute

Telegram:@shabarsbibliothek

Schulen besuchen. Warum? Wegen ihrer Hautfarbe. Nur die Hautfarbe war das Problem. Heute sagen viele Amerikaner, dass die Hautfarbe nicht Teil der Lösung sein kann. Sonst hätten wir eine Kuriosität namens »umgekehrter Rassismus«. Lasst euren weißen Freund erklären, dass der schwarze Deal in Amerika ungefähr so aussieht: Ihr wart fälschlicherweise viele Jahre ins Gefängnis gesperrt, dann werdet ihr plötzlich freigelassen, aber ihr kriegt kein Geld für den Bus. Und ihr und der Typ, der euch eingesperrt hat, seid jetzt automatisch gleichgestellt. Wenn das »Die Sklaverei ist lange vorbei«-Argument angeführt wird, lasst euren weißen Freund sagen, dass viele Weiße noch immer Geld erben, das ihre Familien vor hundert Jahren gemacht haben. Wenn es also ein Vermächtnis gibt, warum dann nicht das Vermächtnis der Sklaverei? Und lasst euren weißen Freund sagen, wie komisch doch das Ergebnis ist, wenn amerikanische Meinungsforscher Weiße und Schwarze fragen, ob der Rassismus vorbei ist. Weiße antworten im Allgemeinen, dass er vorbei ist, und Schwarze antworten im Allgemeinen, dass er nicht vorbei ist. Wirklich komisch. Mehr Vorschläge, was eure weißen Freunde sagen sollen? Bitte, schreibt zuhauf. Auf alle weißen Freunde, die kapieren!

Telegram:@shabarsbibliothek

41

Aisha nahm ihr Handy aus der Tasche und steckte es mit einem Seufzer der Frustration wieder zurück.

»Ich weiß nicht, warum Chijioke nicht anrufen und kommen«, sagte sie.

Ifemelu schwieg. Sie und Aisha waren allein im Salon; Halima war gerade gegangen. Ifemelu war müde, ihr Rücken schmerzte, und in dem stickigen Raum mit der verrottenden Decke wurde ihr allmählich schlecht. Warum konnten diese Afrikanerinnen ihren Salon nicht saubermachen und durchlüften? Ihre Frisur war fast fertig, nur ein kleiner Teil fehlte noch, der aussah wie ein Kaninchenschwanz vorn am Kopf. Sie wollte gehen.

»Wie hast du Papiere gekriegt?«, fragte Aisha.

»Was?«

»Wie hast du Papiere gekriegt?«

Ifemelu war erschrocken und schwieg. Diese Frage war ein Sakrileg; Einwanderer fragten andere Einwanderer nicht, wie sie an ihre Papiere gekommen waren, bohrten nicht in diese vielschichtigen intimen Stellen; es reichte, zu bewundern, dass sie die Papiere und damit einen legalen Status hatten.

»Ich habe probiert, Amerikaner zu heiraten, als ich gekommen bin. Aber macht viele Probleme, kein Job, und jeden Tag er sagt, gib mir Geld, Geld, Geld«, sagte Aisha und schüttelte den Kopf. »Wie hast du gekriegt?«

Plötzlich verflüchtigte sich Ifemelus Gereiztheit, und stattdessen machte sich ein hauchzartes Gefühl der Verbundenheit breit, denn Aisha hätte nicht

Telegram:@shabarsbibliothek

gefragt, wenn sie keine Afrikanerin wäre, und dieses neue Band war ein weiteres gutes Vorzeichen für ihre Rückkehr.

»Durch die Arbeit«, sagte sie. »Die Firma, für die ich gearbeitet habe, hat meine Green Card gesponsort.«

»Oh«, sagte Aisha, als wäre ihr gerade klargeworden, dass Ifemelu zu der Gruppe Leute gehörte, deren Green Cards einfach vom Himmel fielen. Menschen wie sie würden ihre Green Card selbstverständlich nie von ihrem Arbeitgeber bekommen.

»Chijioke kriegt Papiere von Lotterie«, sagte Aisha. Sie kämmte langsam, nahezu liebevoll die Haare, die sie als Nächstes flechten würde.

»Was ist mit deiner Hand?«, fragte Ifemelu.

Aisha zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht. Kommt und geht.«

»Meine Tante ist Ärztin. Ich mache ein Foto von deinem Arm und frage sie, was sie meint«, sagte Ifemelu.

»Danke.«

Aisha beendete schweigend einen Zopf.

»Mein Vater stirbt, ich nicht komme«, sagte sie.

»Was?«

»Letztes Jahr. Mein Vater stirbt, und ich nicht komme. Wegen Papieren. Aber wenn Chijioke mich heiratet, kann ich vielleicht gehen, wenn meine Mutter stirbt. Sie ist jetzt krank. Aber ich schicke Geld.«

Einen Augenblick lang wusste Ifemelu nicht, was sie sagen sollte. Aishas matter Tonfall, ihr ausdrucksloses Gesicht ließen ihre Tragödie noch größer erscheinen.

»Das tut mir leid, Aisha«, sagte sie.

»Ich weiß nicht, warum Chijioke nicht kommen. Damit du mit ihm sprechen.«

»Mach dir keine Sorgen Aisha. Es wird schon werden.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Dann, so unvermittelt wie sie gefragt hatte, begann Aisha zu weinen. Ihre Augen schmolzen, ihr Mund sank nach innen, und mit ihrem Gesicht geschah etwas Schreckliches: Es breitete sich vollkommene Verzweiflung darauf aus. Sie flocht weiter Ifemelus Haar, ihre Handbewegungen unverändert, während ihr Gesicht, als gehörte es nicht zu ihrem Körper, weiter zerknitterte, Tränen liefen aus ihren Augen, ihre Brust hob und senkte sich.

»Wo arbeitet Chijioke?«, fragte Ifemelu. »Ich werde hingehen und mit ihm reden.«

Aisha starrte sie an, die Tränen rollten ihr über die Wangen.

»Ich werde morgen hingehen und mit Chijioke sprechen«, wiederholte Ifemelu. »Sag mir nur, wo er arbeitet und wann er Pause macht.«

Was tat sie da? Sie sollte aufstehen und gehen und sich nicht tiefer in Aishas Morast ziehen lassen, aber sie konnte nicht aufstehen und gehen. Sie würde demnächst nach Nigeria zurückkehren und ihre Eltern sehen, und sie konnte jederzeit nach Amerika zurückkommen, wenn sie wollte, und hier war Aisha, die hoffte, aber nicht wirklich glaubte, dass sie ihre Mutter noch einmal sehen würde. Sie sollte mit diesem Chijioke sprechen. Es was das mindeste, was sie tun konnte.

Sie wischte sich die Haare von der Kleidung und gab Aisha eine dünne Rolle Dollarscheine. Aisha strich die Scheine glatt und zählte sie forsch, und Ifemelu fragte sich, wie viel davon Mariama und wie viel Aisha bekommen würde. Sie wartete, bis Aisha das Geld in die Tasche gesteckt hatte, bevor sie ihr Trinkgeld gab. Aisha nahm den Zwanzig-Dollarschein, ihre Augen jetzt wieder trocken, ihr Gesicht erneut ausdruckslos. »Danke.«

Die Verlegenheit im Raum war mit Händen zu greifen, und als wollte sie sie auflösen, schaute Ifemelu sich noch einmal ihre Frisur im Spiegel an, berührte sie vorsichtig hier und da, als sie den Kopf drehte.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich werde morgen zu Chijioke gehen und dich dann anrufen«, sagte Ifemelu. Sie wischte sich noch einmal über die Kleidung, um auch kein Härchen zu übersehen, und blickte sich um, ob sie auch alles mitgenommen hatte.

»Danke.« Aisha ging auf Ifemelu zu, als wollte sie sie umarmen, dann blieb sie zögernd stehen. Ifemelu fasste sie sanft an den Schultern, bevor sie sich zur Tür umdrehte.

Im Zug fragte sie sich, wie sie einen Mann, der anscheinend nicht heiraten wollte, dazu bringen könnte, es doch zu tun. Ihr Kopf schmerzte, und das Haar an ihren Schläfen zerrte unangenehm und irritierte ihren Nacken und ihre Nerven, obwohl Aisha es nicht zu fest geflochten hatte. Sie wollte nach Hause, lang kalt duschen, ein Satintuch um ihr Haar wickeln und sich mit ihrem Laptop auf die Couch legen. Der Zug hatte gerade im Bahnhof von Princeton gehalten, als ihr Handy klingelte. Sie blieb auf dem Bahnsteig stehen und kramte in der Tasche danach, und weil Tante Uju inkohärent stammelte und zugleich schluchzte, glaubte Ifemelu, sie hätte gesagt, dass Dike tot sei. Doch Tante Uju sagte, *o nwuchagokwa, Dike anwuchagokwa*. Dike wäre fast gestorben.

»Er hat eine Überdosis Tabletten genommen und ist in den Keller gegangen und hat sich dort auf die Couch gelegt!«, sagte Tante Uju, ihre Stimme ungläubig. »Wenn ich nach Hause komme, gehe ich nie in den Keller. Yoga mache ich nur morgens. Gott hat mir gesagt, dass ich runtergehen und das Fleisch aus der Kühltruhe nehmen soll. Es war Gott! Ich habe ihn dort liegen sehen, und er sah so verschwitzt aus, am ganzen Körper, und ich habe sofort Panik gekriegt. Ich dachte, diese Leute haben meinem Sohn Drogen gegeben.«

Ifemelu zitterte. Ein Zug rauschte vorbei, und sie hielt sich das andere Ohr mit dem Finger zu, um Tante Uju besser hören zu können. Tante Uju

Telegram:@shabarsbibliothek

sagte »Anzeichen für Lebertoxizität«, und dieses Wort, *Lebertoxizität*, die Verwirrung, die plötzliche Dunkelheit, die sie umgab, raubten Ifemelu den Atem.

»Ifem?«, sagte Tante Uju. »Bist du noch da?«

»Ja.« Das Wort war durch einen langen Tunnel aufgestiegen. »Was ist passiert? Was genau ist passiert, Tante? Was sagst du?«

»Er hat ein ganzes Fläschchen Paracetamol geschluckt. Jetzt ist er auf der Intensivstation, und er wird es schaffen. Gott wollte nicht, dass er stirbt, das ist alles«, sagte Tante Uju. Das Geräusch, wie sie sich die Nase putzte, war laut. »Er hat auch noch Tabletten gegen Übelkeit geschluckt, damit er das Paracetamol nicht erbricht. Gott wollte nicht, dass er stirbt.«

»Ich komme morgen«, sagte Ifemelu. Sie stand eine lange Weile auf dem Bahnsteig und fragte sich, was sie getan hatte, als Dike die Tabletten schluckte.

Telegram:@shabarsbibliothek

Teil 5

42

Obinze checkte seinen BlackBerry oft, zu oft, sogar wenn er nachts aufstand, um auf die Toilette zu gehen, und obwohl er sich darüber mokierte, konnte er nicht damit aufhören. Vier Tage, vier ganze Tage vergingen, bis sie antwortete. Das dämpfte ihn. Sie war nie zurückhaltend gewesen und hätte nomalerweise rascher reagiert. Vielleicht hatte sie zu tun, sagte er sich, obschon er sehr genau wusste, wie bequem und wenig überzeugend dieses Argument war. Oder sie hatte sich verändert und war zu einer Frau geworden, die vier ganze Tage wartete, um nicht übereifrig zu erscheinen, ein Gedanke, der ihn noch mehr dämpfte. Ihre E-Mail war herzlich, aber zu kurz, sie schrieb, dass sie aufgeregt und nervös sei, ihr jetziges Leben hinter sich zu lassen und nach Hause zurückzukehren, aber sie nannte keine Einzelheiten. Wann genau kam sie zurück? Und was war so schwer hinter sich zu lassen? Er googelte noch einmal den schwarzen Amerikaner in der Hoffnung, ein Blogposting über eine Trennung zu finden, aber der Blog enthielt nur Links zu wissenschaftlichen Artikeln. Einer davon handelte von früher Hiphop-Musik als politischem Aktivismus – wie amerikanisch, Hiphop als sinnvolles Forschungsthema zu betrachten –, und er las ihn und hoffte, er wäre albern, aber er war interessant genug, um ihn bis zum Schluss zu fesseln, und daraufhin hatte er Sodbrennen. Der schwarze Amerikaner war absurderweise zu einem

Telegram:@shabarsbibliothek

Rivalen geworden. Er versuchte es mit Facebook. Kosi war aktiv auf Facebook, sie stellte Fotos ein und hielt Kontakt mit Leuten, aber er hatte seinen Account vor einer Weile gelöscht. Zuerst war er von Facebook fasziniert gewesen, Geister alter Freunde erwachten plötzlich wieder zum Leben mit Frauen und Männern und Kindern und kommentierten Fotos. Aber die unwirkliche Atmosphäre war ihm bald zuwider, die sorgfältige Manipulation von Bildern, die eine Parallelwelt schufen, Fotos, die die Leute nur für Facebook aufgenommen hatten, im Hintergrund die Dinge, auf die sie stolz waren. Jetzt reaktivierte er seinen Account, um nach Ifemelu zu suchen, aber sie war nicht bei Facebook. Vielleicht war sie so wenig angetan davon wie er. Das gefiel ihm irgendwie, ein weiteres Beispiel dafür, wie ähnlich sie sich waren. Ihr schwarzer amerikanischer Freund war bei Facebook, aber sein Profil war nur Freunden einsehbar, und einen verrückten Augenblick lang dachte Obinze daran, ihm eine Freundschaftsanfrage zu schicken, nur um sehen zu können, ob er Bilder von Ifemelu gepostet hatte. Er wollte ein paar Tage warten, bevor er ihr antwortete, doch noch am selben Abend schrieb er ihr eine lange E-Mail über den Tod seiner Mutter. *Bis sie starb, hätte ich nie geglaubt, dass sie sterben würde. Ergibt das einen Sinn?* Er hatte festgestellt, dass der Schmerz mit der Zeit nicht nachließ; er war vielmehr ein unbeständiger Seinszustand. Manchmal war er so durchdringend wie an dem Tag, als ihre Haushaltshilfe ihn anrief und schluchzend sagte, dass sie auf dem Bett liege und nicht mehr atme; dann wieder vergaß er, dass sie gestorben war, und machte Pläne, nach Osten zu fliegen, um sie zu besuchen. Sie hatte seinen neuen Wohlstand mit Misstrauen betrachtet, als würde sie eine Welt nicht verstehen, in der ein Mensch so schnell so viel Geld verdienen konnte. Als er ihr als Überraschung ein neues Auto geschenkt hatte, erklärte sie ihm, dass ihr alter Wagen, der Peugeot 505, den sie fuhr, seitdem er in die

Telegram:@shabarsbibliothek

Oberschule gegangen war, noch absolut in Ordnung sei. Er ließ ihr den Wagen, einen kleinen Honda, den sie für nicht zu protzig halten würde, vor ihr Haus liefern, doch jedes Mal, wenn er sie besuchte, stand er in der Garage, bedeckt von einer durchsichtigen Staubschicht. Er erinnerte sich genau an ihr letztes Telefongespräch, drei Tage bevor sie starb, an ihre wachsende Niedergeschlagenheit wegen ihrer Arbeit und des Lebens auf dem Campus.

»Niemand publiziert in internationalen Zeitschriften«, hatte sie gesagt. »Niemand fährt zu Konferenzen. Es ist, als würden wir uns alle in einem seichten schlammigen Teich suhlen.«

Er schrieb in seiner E-Mail an Ifemelu, wie die Niedergeschlagenheit seiner Mutter auch ihn traurig gemacht hatte. Er achtete darauf, nicht zu umständlich zu werden, schilderte, wie die Kirche in seinem Heimatdorf ihm vor dem Begräbnis viele Gebühren abverlangt hatte, wie die Essenslieferanten bei der Beerdigung Fleisch gestohlen hatten, indem sie Rindfleischstücke in frische Bananenblätter wickelten und über die Mauer des Compounds ihren Komplizen zuwarfen, und wie sich seine Verwandten wegen des gestohlenen Fleisches aufgeregt hatten. Stimmen erhoben sich, Vorwürfe wurden ausgetauscht, und eine Tante sagte: »Die Lieferanten müssen noch das letzte Stück des Diebesguts zurückgeben!« Diebesgut. Seine Mutter hätte sich darüber amüsiert, dass Fleisch als Diebesgut bezeichnet wurde und ihre Beerdigung in einem lauten Streit über gestohlenes Fleisch endete. Warum, schrieb er an Ifemelu, geht es bei unseren Beerdigungen so schnell um andere Dinge als die verstorbene Person? Warum warten die Dorfbewohner, bis jemand stirbt, um früheres Unrecht, ob real oder eingebildet, zu ahnden, und warum schürfen sie bis zu den Knochen, nur um ihr Pfund Fleisch zu bekommen?

Telegram:@shabarsbibliothek

Ifemelus untröstliche Antwort erreichte ihn eine Stunde später. *Ich weine, während ich dir schreibe. Weißt du, wie oft ich mir gewünscht habe, sie wäre meine Mutter? Sie war – neben Tante Uju – die einzige Erwachsene, die mich wie jemand behandelt hat, dessen Meinung wichtig war. Du hattest so großes Glück, bei ihr aufzuwachsen. Sie war alles, was ich sein wollte. Es tut mir so leid, Decke. Ich kann mir vorstellen, wie schrecklich du dich gefühlt haben musst und dich manchmal wahrscheinlich noch fühlst. Ich bin in Massachusetts bei Tante Uju und Dike und mache gerade etwas durch, was an deinen Schmerz erinnert, aber nur ein kleines bisschen. Bitte, schick mir eine Nummer, damit ich dich anrufen kann – wenn das in Ordnung ist.*

Ihre E-Mail machte ihn glücklich. Seine Mutter mit ihren Augen zu sehen machte ihn glücklich. Und ermutigte ihn. Er fragte sich, was für einen Schmerz sie meinte, und hoffte, es war die Trennung von dem schwarzen Amerikaner, obwohl er andererseits nicht wünschte, dass ihr die Beziehung so viel bedeutet hatte, dass sie um ihr Ende trauerte. Er versuchte sich vorzustellen, wie verändert sie jetzt wäre, wie amerikanisiert, vor allem nach dem Verhältnis mit dem schwarzen Amerikaner. Bei vielen Leuten, die in den letzten Jahren aus Amerika zurückgekommen waren, hatte er einen manischen Optimismus festgestellt, einen alles bejahenden, stets lächelnden, überenthusiastischen manischen Optimismus, der ihn langweilte, weil er wie eine Karikatur war, ohne Gehalt und Tiefe. Er hoffte, dass sie nicht so geworden war. Er konnte es sich nicht vorstellen. Sie hatte ihn um eine Telefonnummer gebeten. Wenn sie so starke Gefühle für seine Mutter hatte, dann musste sie auch für ihn noch etwas empfinden. Er schickte ihr alle seine Telefonnummern, seine drei Handynummern, die Nummer im Büro und die Festnetznummer zu Hause. Am Schluss schrieb er: *Es ist merkwürdig, aber bei jedem größeren Ereignis in meinem Leben*

Telegram:@shabarsbibliothek

hatte ich das Gefühl, dass du der einzige Mensch bist, der wirklich versteht. Ihm war schwindlig, und nachdem er auf Senden geklickt hatte, bedauerte er den letzten Satz. Es war zu viel zu schnell gewesen. Er hätte etwas so Schwerwiegendes nicht schreiben sollen. Er checkte seinen BlackBerry zwanghaft jeden Tag, und am zehnten Tag begriff er, dass sie nicht antworten würde.

Er entwarf mehrere E-Mails, um sich zu entschuldigen, schickte sie jedoch nicht ab, denn es war misslich, sich für etwas zu entschuldigen, was er nicht benennen konnte. Es war keine bewusste Entscheidung, ihr die langen detaillierten E-Mails zu schreiben, die folgten. Die Behauptung, dass er sie bei jedem größeren Ereignis in seinem Leben vermisst hatte, war vollmundig, aber sie war nicht gänzlich aus der Luft gegriffen. Natürlich hatte es Phasen gegeben, als er nicht aktiv an sie gedacht hatte, als er Kosi kennengelernt hatte, als er von seinem neugeborenen Kind fasziniert oder mit einem neuen Vertrag beschäftigt gewesen war, aber sie war nie völlig abwesend gewesen. Er hatte sie immer in einem Winkel seiner Gedanken festgehalten. Auch als sie geschwiegen hatte und er verwirrt und verbittert gewesen war.

Er schrieb ihr über seine Zeit in England und hoffte, sie würde antworten, und später freute er sich auf das Schreiben als solches. Er hatte sich nie seine eigene Geschichte erzählt, sich nie gestattet, darüber nachzudenken, da ihn zuerst die Abschiebung und dann sein neues Leben in Lagos viel zu sehr desorientiert hatten. Ihr zu schreiben war auch eine Art und Weise, sich selbst zu schreiben. Er hatte nichts zu verlieren. Sogar die Vorstellung, dass sie seine E-Mails gemeinsam mit dem schwarzen Amerikaner las und über seine Dummheit lachte, machte ihm nichts aus.

Endlich antwortete sie:

Telegram:@shabarsbibliothek

Decke, entschuldige mein Schweigen. Dike hat versucht, sich umzubringen. Ich wollte es dir nicht früher sagen (ich weiß nicht warum). Es geht ihm viel besser, aber es war traumatisch und hat mich stärker mitgenommen, als ich dachte (»versucht« heißt, dass es ihm nicht gelungen ist, aber ich habe tagelang geweint und daran gedacht, was hätte passieren können). Tut mir leid, dass ich dich nicht angerufen habe, um dir mein Beileid wegen deiner Mutter auszusprechen. Ich wollte es tun und weiß zu schätzen, dass du mir deine Telefonnummern gegeben hast, aber ich habe Dike an diesem Tag zu seinem Termin beim Psychiater begleitet, und danach habe ich mich nicht überwinden können, noch etwas anderes zu tun. Ich bin mir vorgekommen, als hätte mich etwas buchstäblich umgehauen. Tante Uju sagte, ich hätte eine Depression. In Amerika wird alles zu einer Krankheit, die mit Medikamenten behandelt wird. Ich nehme keine Medikamente, verbringe jedoch viel Zeit mit Dike, wir sehen jede Menge schrecklicher Filme mit Vampiren und Raumschiffen. Ich liebe deine E-Mails über England, und sie haben mir in so vieler Hinsicht gutgetan, und ich kann dir gar nicht genug danken, dass du sie geschrieben hast. Ich werde hoffentlich Gelegenheit haben, dir von meinem Leben zu erzählen – wann auch immer. Ich habe gerade ein Stipendium in Princeton absolviert. Jahrelang habe ich einen anonymen Blog über Rasse geschrieben und damit meinen Lebensunterhalt verdient. Du kannst ihn im Archiv nachlesen. Ich habe meinen Umzug nach Hause verschoben. Ich melde mich wieder. Pass auf dich auf. Hoffe, dir und deiner Familie geht es gut.

Dike hatte versucht, sich umzubringen. Das war unmöglich zu verstehen. Er erinnerte sich an Dike als kleines Kind, das mit einem weißen Bausch Pampers um den Unterleib durch das Haus in Dolphin Estate lief. Jetzt war

Telegram:@shabarsbibliothek

er ein Teenager, der versucht hatte, sich umzubringen. Obinzes erster Gedanke war, dass er auf der Stelle zu Ifemelu wollte. Er wollte ein Ticket kaufen, sich ins nächste Flugzeug nach Amerika setzen und bei ihr sein, sie trösten, Dike helfen, alles in Ordnung bringen. Dann musste er über diesen absurden Gedanken lachen.

»Liebling, du hörst mir nicht zu«, sagte Kosi.

»Entschuldige, *omalicha*«, sagte er.

»Keine Gedanken an die Arbeit jetzt.«

»Okay, entschuldige. Was hast du gesagt?«

Sie saßen im Auto auf dem Weg zu einer Grundschule mit angeschlossenem Kindergarten in Ikoyi. Es war Tag der offenen Tür, und sie waren Gäste von Jonathan und Isioma, Kosis Freunden aus der Kirche, deren Sohn dort untergebracht war. Kosi hatte den Besuch organisiert, den zweiten in einer Schule, die für Buchi in Frage kam.

Obinze war ihnen nur einmal begegnet, als Kosi sie zum Abendessen eingeladen hatte. Er fand Isioma interessant; die paar wenigen Bemerkungen, die sie sich gestattete, waren durchdacht, doch meistens schwieg sie und machte sich klein, tat so, als wäre sie nicht so intelligent, wie sie tatsächlich war, um Jonathans Ego zu beruhigen, während Jonathan, der Geschäftsführer einer Bank war, dessen Foto ständig in den Zeitungen auftauchte, den Abend dominierte mit weitschweifigen Geschichten über seinen Umgang mit Schweizer Immobilienmaklern, die nigerianischen Gouverneure, die er beraten hatte, und die Firmen, die er vor dem Bankrott gerettet hatte.

Er stellte Obinze und Kosi der Schuldirektorin, einer kleinen rundlichen Engländerin, vor. »Obinze und Kosi sind sehr gute Freunde von uns. Vielleicht wird uns ihre Tochter nächstes Jahr Gesellschaft leisten.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Viele hochrangige Ausländer vertrauen uns ihre Kinder an«, sagte die Direktorin mit einer Anwandlung von Stolz, und Obinze fragte sich, ob sie es routinemäßig sagte. Sie hatte es wahrscheinlich oft genug gesagt, um zu wissen, wie förderlich es war, wie sehr es Nigerianer beeindruckte.

Isioma fragte, warum ihr Sohn kaum Rechen- und Englischunterricht hatte.

»Unser Ansatz ist eher konzeptionell. Wir wollen, dass die Kinder im ersten Jahr ihre Umgebung erforschen«, sagte die Direktorin.

»Aber das muss sich gegenseitig ja nicht ausschließen. Sie können doch auch ein bisschen Rechnen und Englisch lernen«, sagte Isioma. Dann fügte sie amüsiert, aber dennoch ernst hinzu: »Meine Nichte geht auf eine Schule auf dem Festland und konnte mit sechs Jahren schon das Wort ›Onomatopoeia‹ buchstabieren!«

Die Direktorin lächelte verkniffen; ihr Lächeln besagte, dass sie es nicht für wert erachtete, über die Unterrichtsmethoden geringerer Schulen zu diskutieren. Später saßen sie in einem großen Saal und sahen den Kindern zu, die ein Weihnachtsstück über eine nigerianische Familie aufführten, die an Weihnachten ein Waisenkind auf der Schwelle findet. In der Mitte des Stücks schaltete eine Lehrerin einen Ventilator an, der kleine Wattestückchen über die Bühne verteilte. Schnee. In dem Stück schneite es.

»Warum lassen sie es schneien? Bringen sie den Kindern bei, dass Weihnachten nur ein richtiges Weihnachten ist, wenn wie im Ausland Schnee fällt?«, fragte Isioma.

Jonathan sagte: »*Ahn-ahn*, was ist schlimm daran? Es ist nur ein Stück!«

»Es ist nur ein Stück, aber ich verstehe, was Isioma meint«, sagte Kosi und wandte sich an Obinze: »Schatz?«

Obinze sagte: »Das kleine Mädchen, das den Engel gespielt hat, war sehr gut.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Im Auto sagte Kosi: »Du bist mit den Gedanken woanders.«

Er las das gesamte Archiv von *Raceteenth oder Ein paar Beobachtungen über schwarze Amerikaner (früher als Neger bekannt) von einer nicht-amerikanischen Schwarzen.* Die Postings erstaunten ihn, sie wirkten so amerikanisch und fremd, die respektlose Stimme, der Slang, die Mischung aus Umgangs- und Hochsprache, und er konnte sich nicht vorstellen, dass sie sie verfasst hatte. Er zuckte zusammen, wenn er etwas über ihre Freunde las – der heiße weiße Ex, Professor Hunk. »Erst heute Abend« las er mehrmals, weil es der persönlichste Beitrag war, den sie über den schwarzen Amerikaner geschrieben hatte, und er suchte nach Hinweisen und sprachlichen Feinheiten, die ihm verrieten, was für ein Mann er war und was für eine Beziehung sie hatten.

In NYC wurde Professor Hunk von der Polizei angehalten. Sie glaubten, dass er Drogen dabeihatte. Es gibt keinen Unterschied im Drogenkonsum von schwarzen Amerikanern und weißen Amerikanern (schlagt es nach), aber sagt das Wort »Drogen«, und was sieht jeder vor sich? Professor Hunk ist empört. Er sagt, er ist Professor an einer Eliteuniversität und kennt den Deal, und er fragt sich, wie es gewesen wäre, wenn er ein armer Junge aus einem Schwarzenviertel wäre. Mein Baby tut mir leid. Als wir uns kennenlernten, hat er mir erzählt, dass er in der Highschool nur Einser haben wollte, weil eine weiße Lehrerin ihm geraten hatte, sich darauf zu konzentrieren, »ein Basketballstipendium zu bekommen, weil Schwarze physisch und Weiße intellektuell veranlagt sind, das ist weder gut noch schlecht, sie sind nur verschieden« (und nur nebenbei, diese

Telegram:@shabarsbibliothek

Lehrerin hat an der Columbia studiert). Er hat vier Jahre damit verbracht, ihr das Gegenteil zu beweisen. Ich konnte mich nicht damit identifizieren: gute Noten zu haben, nur um etwas zu beweisen. Aber auch damals tat er mir leid. Ich werde ihm jetzt Tee machen. Und ihn mit ein paar Streicheleinheiten verwöhnen.

Weil er sie zum letzten Mal gesehen hatte, als sie kaum etwas über die Dinge gewusst hatte, über die sie jetzt bloggte, empfand er ein Gefühl des Verlusts, als wäre sie zu einer Person geworden, die er nicht wiedererkennen würde.

Telegram:@shabarsbibliothek

Teil 6

43

Die ersten Nächte schlief Ifemelu auf dem Boden in Dikes Zimmer. *Es ist nicht passiert. Es ist nicht passiert.* Das sagte sie sich ständig, und doch brodelten in ihrem Kopf immer wieder endlose elliptische Gedanken, was hätte passieren können. Sein Bett, sein Zimmer wären für immer leer gewesen. Irgendwo in ihr hätte sich eine klaffende Wunde aufgetan, die sich nie wieder geschlossen hätte. Sie stellte sich vor, wie er die Pillen genommen hatte. Paracetamol, schlichtes Paracetamol; er hatte im Internet gelesen, dass man an einer Überdosis sterben konnte. Was hatte er gedacht? Hatte er an sie gedacht? Nachdem er aus dem Krankenhaus entlassen worden war, sein Magen ausgepumpt, seine Leber überwacht, suchte sie in seinem Gesicht, in seinen Gesten, seinen Worten nach einem Zeichen, einem Beweis, dass es wirklich fast passiert war. Er sah nicht anders aus als zuvor; er hatte keine Ringe unter den Augen, keine Leichenbittermiene. Sie kochte ihm den Joloff-Reis mit Stücken von roten und grünen Paprikaschoten, wie er ihn mochte, und während er aß, die Gabel vom Teller zum Mund bewegte, und wie immer »das schmeckt ziemlich gut« sagte, spürte sie, wie ihr Tränen in die Augen stiegen und sie sich wieder einmal die Frage stellte: Warum? Warum hatte er es getan? Was hatte er sich dabei gedacht? Sie fragte ihn nicht, weil der Therapeut gemeint hatte, es wäre am besten, ihn noch nicht zu fragen. Die Tage vergingen. Sie

Telegram:@shabarsbibliothek

klammerte sich an ihn, wollte ihn nicht loslassen und hatte zugleich Angst, ihm die Luft zum Atmen zu nehmen. Zuerst konnte sie nicht schlafen und weigerte sich, die kleine blaue Pille zu nehmen, die Tante Uju ihr anbot. Nachts lag sie wach, dachte nach und wälzte sich hin und her, ihr Kopf ein Gefangener des Gedankens, was hätte passieren können, bis sie endlich völlig erschöpft einschlief. An manchen Tagen erwachte sie voller Schuldzuweisungen an Tante Uju.

»Erinnerst du dich, als Dike dir irgendwas erzählt und ›wir Schwarzen‹ gesagt hat, und du hast gesagt, ›du bist nicht schwarz‹?«, fragte sie Tante Uju leise, weil Dike oben noch schlief. Sie saß in der Küche von Tante Ujus Eigentumswohnung im milden Morgenlicht, und Tante Uju, für die Arbeit gekleidet, stand neben der Spüle und löffelte Joghurt aus einem Plastikbecher.

»Ja, ich erinnere mich.«

»Das hättest du nicht tun sollen.«

»Du weißt, wie ich es gemeint habe. Ich wollte nicht, dass er sich verhält wie diese Leute und denkt, dass alles, was ihm passiert, damit zu tun hat, dass er schwarz ist.«

»Du hast ihm gesagt, was er nicht ist, aber du hast ihm nicht gesagt, was er ist.«

»Was redest du da?« Tante Uju stieg mit dem Fuß auf den Hebel des Abfalleimers und warf den leeren Joghurtbecher hinein. Sie arbeitete nur noch Teilzeit, um mehr Zeit für Dike zu haben und ihn selbst zu seinen Terminen beim Therapeuten zu fahren.

»Du hast ihm nie Sicherheit gegeben.«

»Ifemelu, er hat versucht, sich umzubringen, weil er depressiv war«, sagte Tante Uju sanft, leise. »Es ist eine klinische Krankheit. Viele Teenager leiden darunter.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Wachen die Leute einfach auf und sind depressiv?«

»Ja, das ist durchaus möglich.«

»Nicht in Dikes Fall.«

»Drei meiner Patienten haben Selbstmordversuche unternommen, alle drei weiße Teenager. Einem ist es gelungen«, sagte Tante Uju. Seitdem Dike aus dem Krankenhaus entlassen worden war, war ihr Tonfall beschwichtigend und melancholisch.

»Er ist depressiv aufgrund seiner Erlebnisse, Tante!«, sagte Ifemelu mit erhobener Stimme, und dann schluchzte sie und entschuldigte sich bei Tante Uju, überwältigt von Schuldgefühlen. Dike hätte diese Tabletten nicht geschluckt, wenn sie aufmerksamer, wachsamer gewesen wäre. Sie hatte sich zu leicht hinter Gelächter versteckt und den emotionalen Boden von Dikes Witzen nicht beackert. Es stimmte, er hatte gelacht, und sein Lachen hatte ehrlich und überzeugend geklungen, aber vielleicht war es ein Schutzschild gewesen, hinter dem ein Trauma heranwuchs.

In dem schrillen Schweigen nach seinem Selbstmordversuch fragte sie sich, wie viel sie mit dem häufigen Gelächter kaschiert hatten. Sie hätte sich mehr um ihn kümmern sollen. Jetzt beobachtete sie ihn unablässig. Sie wachte über ihn. Sie wollte nicht, dass ihn seine Freunde besuchten, obwohl der Therapeut gemeint hatte, dass nichts dagegensprach, wenn er es so wollte. Auch nicht Page, die ein paar Tage zuvor, als sie mit Ifemelu allein war, in Tränen ausgebrochen war und gesagt hatte: »Ich kann einfach nicht fassen, dass er nicht zu mir gekommen ist.« Sie war ein Kind, wohlmeinend und simpel, und doch empfand Ifemelu Abneigung für sie, weil sie dachte, dass Dike zu ihr hätte kommen sollen. Kweku kehrte von seiner medizinischen Mission in Nigeria zurück und verbrachte viel Zeit mit Dike, sah fern mit ihm, brachte Ruhe und Normalität zurück.

Telegram:@shabarsbibliothek

Wochen vergingen. Ifemelu geriet nicht mehr in Panik, als Dike ein bisschen länger im Bad war. Er hatte bald Geburtstag, und sie fragte ihn, was er sich wünschte. Ihr schossen Tränen in die Augen, weil sie sich seinen Geburtstag nicht als den Tag vorstellte, an dem er siebzehn wurde, sondern an dem er siebzehn geworden wäre.

»Wie wär's, wenn wir nach Miami fliegen?«, fragte er halb im Scherz, aber sie flog mit ihm nach Miami, und sie verbrachten zwei Tage in einem Hotel, bestellten Hamburger an der strohgedeckten Bar neben dem Pool und sprachen über alles außer seinem Selbstmordversuch.

»Das ist das Leben«, sagte er mit dem Gesicht in der Sonne. »Dein Blog war super, du bist im Geld geschwommen. Jetzt, wo du ihn geschlossen hast, können wir solche Trips nicht mehr machen.«

»Ich bin nicht im Geld geschwommen, es hat nur ein bisschen gespritzt«, sagte sie und sah ihn an, ihren hübschen Cousin, und die nasse Haarlocke auf seiner Brust machte sie traurig, weil sie ein Zeichen dafür war, dass er langsam erwachsen wurde, und sie wünschte, er wäre ein Kind geblieben, denn dann hätte er die Tabletten nicht genommen und sich nicht auf die Couch im Keller gelegt mit der Gewissheit, dass er nie wieder erwachen würde.

»Ich liebe dich, Dike. Wir lieben dich, das weißt du doch?«

»Ich weiß«, sagte er. »Coz, du solltest gehen.«

»Wohin gehen?«

»Zurück nach Nigeria, wie du es vorgehabt hast. Ich bin okay, das verspreche ich dir.«

»Vielleicht könntest du mich mal besuchen«, sagte sie.

Nach einer Weile sagt er: »Ja.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Teil 7

44

Anfänglich fühlte sie sich von Lagos attackiert; die von der Sonne geblendete Hast, die gelben Busse voller eingezwängter Leute, die schwitzenden Händler, die Autos hinterherrannten, die Reklame auf riesigen Tafeln (und auf Hausmauern – Klempner 080177777) und die Abfallberge, die sich wie zum Hohn neben den Straßen auftürmten. Die Wirtschaft brummte zu trotzig. Die Luft vibrierte vor Übertreibungen, in Gesprächen wurde zu viel und zu laut beteuert. Eines Morgens lag die Leiche eines Mannes auf der Awolowo Road. An einem anderen Morgen war The Island überschwemmt, und aus Autos wurden keuchende Boote. Sie hatte das Gefühl, dass hier alles passieren konnte, eine reife Tomate konnte aus einem harten Stein sprießen. Deswegen hatte sie das schwindelerregende Gefühl zu fallen, in die neue Person zu fallen, zu der sie geworden war, in das fremde Vertraute zu fallen. War es schon immer so gewesen, oder hatte sich in ihrer Abwesenheit so viel so sehr verändert? Als sie von zu Hause weggegangen war, hatten nur die Wohlhabenden Handys, und alle Nummern begannen mit 090, und Mädchen wollten mit 090-Männern ausgehen. Jetzt hatte ihre Friseuse ein Handy, der Kochbananenverkäufer, der vor seinem schwarzen Grill stand, hatte ein Handy. Früher hatte sie alle Bushaltestellen und Seitenstraßen gekannt und den kryptischen Code der Schaffner und die Körpersprache der

Telegram:@shabarsbibliothek

Straßenhändler verstanden. Jetzt musste sie sich anstrengen, das Unausgesprochene zu begreifen. Seit wann waren die Ladenbesitzer so unhöflich? Hatten die Gebäude in Lagos schon immer diese Patina des Verfalls? Seit wann war die Stadt voller Menschen, die so schnell um etwas baten und von kostenlosen Dingen so fasziniert waren?

»Americanah!«, sagte Ranyinudo oft zu ihr. »Du siehst alles mit amerikanischen Augen. Aber das Problem ist, dass du noch nicht einmal eine richtige Americanah bist. Wenn du wenigstens einen amerikanischen Akzent hättest, würden wir deine Klagen tolerieren.«

Ranyinudo holte sie vom Flughafen ab. Sie stand am Ausgang der Ankunftshalle in einem bauschigen Brautjungfernkleid, das Rouge auf ihren Wangen zu rot, als hätte sie Schläge bekommen, die grünen Satinblumen in ihrem Haar saßen schief. Ifemelu staunte, wie umwerfend, wie attraktiv sie war. Nicht länger eine drahtige Ansammlung von Gliedmaßen, sondern eine große, feste, kurvenreiche Frau, mit ihrem Gewicht und ihrer Größe zufrieden, eine imposante Erscheinung, die Blicke auf sich zog.

»Ranyi!«, sagte Ifemelu. »Ich weiß, dass meine Rückkehr eine große Sache ist, aber ich wusste nicht, dass sie groß genug für ein Ballkleid ist.«

»Idiotin. Ich komme direkt von einer Hochzeit. Ich wollte es wegen des Verkehrs nicht riskieren, zuerst nach Hause zu fahren und mich umzuziehen.«

Sie umarmten sich heftig. Ranyinudo roch nach einem blumigen Parfum und Abgasen und Schweiß; sie roch nach Nigeria.

»Du siehst toll aus, Ranyi«, sagte Ifemelu. »Ich meine unter der ganzen Kriegsbemalung. Auf deinen Fotos war das gar nicht richtig zu sehen.«

»Ifemsco, schau dich an, schöne Frau, sogar nach einem langen Flug«, sagte sie und lachte, tat das Kompliment ab und spielte die alte Rolle des Mädchens, das nicht hübsch war. Ihr Aussehen hatte sich verändert, aber sie

Telegram:@shabarsbibliothek

hatte noch immer etwas leicht Erregbares und Draufgängerisches. Unverändert war auch das ewige Glucksen in ihrer Stimme, das Lachen unter der Oberfläche, das jederzeit ausbrechen konnte. Sie fuhr rasant, bremste scharf und schaute oft auf den BlackBerry auf ihrem Schoß; wann immer sie stehenbleiben musste, nahm sie ihn in die Hand und tippte rasch.

»Ranyi, du solltest nur dann gleichzeitig tippen und fahren, wenn du allein bist, damit du nur dich umbringst«, sagte Ifemelu.

»*Haba.* Ich tippe und fahre nicht gleichzeitig. Ich tippe nur, wenn ich nicht fahre«, sagte sie. »Diese Hochzeit war mal was anderes, die beste Hochzeit, bei der ich je gewesen bin. Erinnerst du dich an die Braut? Sie war Funkes beste Freundin in der Oberschule. Ijeoma, ein sehr helles Mädchen. Sie ging in die Holy Child, aber sie ist mit Funke zu unserem *WAEC*-Unterricht gekommen. Während des Studiums haben wir uns angefreundet. Wenn du sie jetzt sehen würdest, eh, sie ist ein echtes Baby. Ihr Mann hat großes Geld. Ihr Verlobungsring ist größer als der Zuma Rock.«

Ifemelu schaute aus dem Fenster und hörte nur mit halbem Ohr zu. Sie dachte, wie unschön Lagos war, die Straßen voller Schlaglöcher, ungeplant wie Unkraut aus dem Erdboden geschossene Häuser. Das Durcheinander ihrer Empfindungen verwirrte sie.

»Limonengrün und pfirsich«, sagte Ranyinudo.

»Was?«

»Die Farben der Hochzeit. Limonengrün und pfirsich. Die Saaldekoration war wirklich schön und der Kuchen auch. Schau, ich habe ein paar Fotos gemacht. Das werde ich bei Facebook einstellen.« Ranyinudo gab Ifemelu ihren BlackBerry. Ifemelu behielt ihn in der Hand, damit sich Ranyinudo aufs Fahren konzentrierte.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Und ich habe jemand kennengelernt. Er hat mich gesehen, als ich draußen auf das Ende des Gottesdienstes gewartet habe. Es war so heiß, dass das Make-up auf meinem Gesicht verlaufen ist, und ich habe ausgesehen wie ein Zombie, aber er ist trotzdem zu mir gekommen und hat sich mit mir unterhalten. Das ist ein gutes Zeichen. Ich glaube, er ist ein ernsthafter Heiratskandidat. Habe ich dir erzählt, dass meine Mutter Novenen gebetet hat, damit meine Beziehung mit Ibrahim zerbricht? Bei dem wird sie zumindest keinen Herzinfarkt haben. Er heißt Ndudi. Cooler Name, *abi?* Mehr Igbo geht nicht. Und du hättest seine Armbanduhr sehen sollen. Er macht in Öl. Auf seiner Visitenkarte stehen nigerianische und internationale Büroadressen.«

»Warum hast du während des Gottesdienstes draußen gewartet?«

»Alle Brautjungfern mussten draußen warten, weil unsere Keider unschicklich waren.« Ranyinudo rollte das Wort »unschicklich« um ihre Zunge und gluckste. »Das passiert die ganze Zeit, vor allem in katholischen Kirchen. Wir hatten sogar Tücher dabei, aber der Pfarrer hat beanstandet, dass sie aus Spitze waren, deswegen haben wir einfach vor der Kirche gewartet, bis die Messe vorbei war. Gott sei Dank, sonst hätte ich diesen Mann nicht kennengelernt.«

Ifemelu betrachtete Ranyinudos Kleid, die schmalen Träger, den gefälteten Ausschnitt, der den Brustansatz verbarg. Waren vor ihrem Weggang Brautjungfern aus Gottesdiensten verbannt worden, weil ihre Kleider Spaghettiträger hatten? Sie glaubte es nicht, aber sie war sich nicht mehr sicher. Sie war sich auch nicht mehr sicher, was neu in Lagos war und was neu an ihr. Ranyinudo stellte das Auto in einer Straße in Lekki ab, wo früher unbebautes neugewonnenes Land gewesen war, jetzt doch eine Ansammlung großer, von hohen Mauern umgebener Häuser stand.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Meine Wohnung ist die kleinste, deswegen habe ich keinen Parkplatz im Hof«, sagte Ranyinudo. »Die anderen Mieter parken im Hof, aber du solltest jeden Morgen das Geschrei hören, wenn jemand seinen Wagen nicht aus dem Weg fährt und jemand anders unbedingt zur Arbeit muss.«

Ifemelu stieg aus in das laute misstönende Brummen von Generatoren, zu vielen Generatoren; der Lärm drang durch die weiche Mitte ihrer Ohren und dröhnte in ihrem Kopf.

»Die ganze letzte Woche gab es kein Licht«, schrie Ranyinudo über den Lärm hinweg.

Der Pförtner eilte herbei, um ihnen mit den Koffern zu helfen.

»Willkommen zurück, Tante«, sagte er zu Ifemelu.

Er hatte nicht nur »willkommen«, sondern »willkommen *zurück*« gesagt, als wüsste er irgendwie, dass sie definitiv zurückgekehrt war. Sie dankte ihm, und im Grau der Abenddämmerung, die Luft geschwängert mit Gerüchen, zerriss sie ein unerträgliches Gefühl, das sie nicht benennen konnte. Es war nostalgisch und melancholisch, eine wunderbare Traurigkeit wegen der Dinge, die sie verpasst hatte, und der Dinge, die sie nie erfahren würde. Später, als sie auf der Couch in Ranyinudos kleinem schicken Wohnzimmer saß, die Füße versunken im zu weichen Teppich, der Flatscreen-Fernseher an der Wand gegenüber, konnte Ifemelu es kaum fassen. Sie hatte es getan. Sie war zurückgekehrt. Sie schaltete den Fernseher ein und suchte nach nigerianischen Kanälen. Auf *NTA* sprach die Frau des Präsidenten, ein blaues Gewebe ums Gesicht gewickelt, vor einer Versammlung von Frauen, und unten über den Bildschirm krochen die Worte: »Die First Lady stärkt die Frauen mit Moskitonetzen«.

»Ich kann mich gar nicht mehr erinnern, wann ich das letzte Mal diesen blöden Kanal geschaut habe«, sagte Ranyinudo. »Sie lügen für die Regierung, aber sie können noch nicht einmal gut lügen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Welche nigerianischen Sender siehst du dann?«

»Ich sehe eigentlich gar keine. Ich sehe Style und E! Manchmal CNN und BBC.« Ranyinudo hatte sich umgezogen und trug jetzt Shorts und ein T-Shirt. »Ich habe ein Mädchen, das kocht und putzt, aber diesen Eintopf habe ich selbst für dich gemacht, deswegen musst du ihn essen. Was willst du trinken? Ich habe Malzbier und Orangensaft.«

»Malzbier! Ich werde das ganze Malzbier in Nigeria trinken. In Baltimore habe ich es in einem Latino-Supermarkt gekauft, aber es war nicht das Gleiche.«

»Ich habe wirklich guten *Ofada*-Reis auf der Hochzeit gegessen, ich habe keinen Hunger«, sagte Ranyinudo. Aber nachdem sie Ifemelu das Essen auf einem Teller gebracht hatte, aß sie etwas Reis und Hühnereintopf aus einer Plastikschale. Sie saß auf der Armlehne der Couch, während sie über alte Freunde sprachen: Priye war Eventmanagerin und vor kurzem groß herausgekommen, nachdem sie der Frau des Gouverneurs vorgestellt worden war. Tochi hatte nach der letzten Bankenkrise ihre Stelle bei einer Bank verloren, aber sie war mit einem reichen Anwalt verheiratet und hatte ein Baby.

»Tochi hat mir immer erzählt, wie viel Geld die Leute auf dem Konto haben«, sagte Ranyinudo. »Erinnerst du dich noch an Mekkus Parara, der so wild auf Ginika war? Er hatte immer stinkige gelbe Flecken unter den Armen. Jetzt macht er das große Geld, aber es ist schmutziges Geld. Du weißt schon, diese Typen, die in London und Amerika betrügen und dann schnell mit dem Geld nach Nigeria abhauen und große Häuser in Victoria Garden City bauen. Tochi hat mir erzählt, dass er nie selbst in die Bank gekommen ist. Er hat seine Jungs mit *Ghana-Must-Go*-Taschen an einem Tag mit zehn, am nächsten Tag mit zwanzig Millionen geschickt. Ich wollte nie in einer Bank arbeiten. Das Problem bei Banken ist, dass du nichts zu

Telegram:@shabarsbibliothek

melden hast, wenn du nicht in einer guten Filiale mit sehr vermögenden Kunden arbeitest. Sonst musst du dich die ganze Zeit nur mit Händlern rumschlagen, die nichts bringen. Tochi hatte Glück mit ihrem Job, sie hat in einer guten Filiale gearbeitet und dort auch ihren Mann kennengelernt. Möchtest du noch ein Malzbier?«

Ranyinudo stand auf. Ihr Gang war von einer luxuriösen, weiblichen Bedächtigkeit, bei jedem Schritt ein Heben, Rollen, Auf und Ab ihrer Hinterbacken. Es war ein nigerianischer Gang. Ein Gang, der zudem auf ein Übermaß deutete, auf etwas, was dringend abgemildert werden musste. Ifemelu nahm die kalte Flasche Malzbier von Ranyinudo und fragte sich, ob das ihr Leben gewesen wäre, wenn sie nicht weggegangen wäre, ob sie wie Ranyinudo wäre, für eine Werbeagentur arbeiten, in einer Wohnung mit einem Schlafzimmer leben würde, für dessen Miete ihr Gehalt nicht reichte, Mitglied einer Pfingstkirche wäre und ein Verhältnis mit einem verheirateten Geschäftsführer hätte, der ihr Businessclass-Tickets für Flüge nach London kaufte. Ranyinudo zeigte Ifemelu Fotos von ihm auf ihrem Handy. Auf einem davon lag er mit nacktem Oberkörper auf Ranyinudos Bett, er hatte den Bauchansatz der mittleren Jahre und lächelte das verschämte Lächeln eines Mannes, der befriedigt vom Sex war. Auf einem anderen, einer Nahaufnahme, war sein Gesicht eine verschwommene, geheimnisvolle Silhouette. Sein graugesprenkeltes Haar hatte etwas Atttraktives, sogar Distinguiertes.

»Liegt es an mir, oder sieht er wirklich aus wie eine Schildkröte?«, fragte Ifemelu.

»Es liegt an dir. Aber, Ifem, im Ernst, Don ist ein guter Mann. Nicht wie viele dieser Lagos-Männer, die in der Stadt herumlaufen.«

»Ranyi, du hast gesagt, es wäre nur eine kurze Geschichte. Aber zwei Jahre sind eine lange Zeit. Ich mache mir Sorgen um dich.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich mag ihn, das will ich gar nicht leugnen, aber ich will heiraten, das weiß er. Eine Weile habe ich gedacht, dass ich ein Kind von ihm kriegen sollte, aber schau dir Uche Okafor an, erinnerst du dich an sie aus Nsukka? Sie hat ein Kind vom Generaldirektor der Hale Bank, und der Mann hat sie zum Teufel geschickt und behauptet, er wäre nicht der Vater, und jetzt muss sie das Kind allein großziehen. *Na wa.*«

Ranyinudo betrachtete das Foto in ihrem Handy mit einem kleinen, liebevollen Lächeln. Auf der Fahrt vom Flughafen hatte sie gesagt, als sie vorsichtig durch ein großes Schlagloch manövrierte: »Don sollte diesen Wagen wirklich auswechseln. Das verspricht er mir seit drei Monaten. Ich brauche einen Jeep. Du siehst ja selbst, wie schrecklich diese Straßen sind.« Und Ifemelu hatte eine Mischung aus Faszination und Sehnsucht für Ranyinudos Leben empfunden. Ein Leben, in dem sie nur ein Handzeichen geben musste und die Dinge vom Himmel fielen, Dinge, von denen sie erwartete, dass sie vom Himmel fielen.

Um Mitternacht schaltete Ranyinudo den Generator aus und öffnete die Fenster. »Der Generator läuft jetzt seit einer Woche, kannst du dir das vorstellen? Die Stromsituation war schon lange nicht mehr so schlimm.«

Statt Kühle erfüllte rasch warme feuchte Luft das Zimmer. Bald warf sich Ifemelu in der Nässe ihres eigenen Schweißes hin und her. Ein schmerzhaftes Pochen hinter ihren Augen hatte eingesetzt, in ihrer Nähe summte ein Moskito, und plötzlich war sie trotz eines schlechten Gewissens dankbar, dass sich in ihrer Tasche ein blauer amerikanischer Pass befand. Er bewahrte sie davor, keine Wahl zu haben. Sie konnte jederzeit zurück; sie musste nicht hierbleiben.

»Was ist das bloß für eine Feuchtigkeit?«, sagte sie. Sie lag auf Ranyinudos Bett, und Ranyinudo lag auf einer Matratze auf dem Boden. »Ich kriege keine Luft.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich kriege keine Luft«, äffte Ranyinudo sie nach und lachte. »*Haba!* Americanah!«

Telegram:@shabarsbibliothek

45

Ifemelu hatte die Anzeige in *Nigerian Jobs Online* gefunden – »Kulturredakteurin für führende, monatlich erscheinende Frauenzeitschrift gesucht«. Sie überarbeitete ihren Lebenslauf, erfand Berufserfahrung als Redaktionsmitglied einer Frauenzeitschrift (»geschlossen aufgrund von Insolvenz« in Klammern), und ein paar Tage, nachdem sie ihre Bewerbung via Kurier abgeschickt hatte, rief die Verlegerin von *Zoe* aus Lagos an. Die reife freundliche Stimme am anderen Ende der Leitung hatte etwas Unangemessenes. »Oh, nenn mich Tante Onenu«, sagte sie fröhlich, als Ifemelu fragte, mit wem sie spreche. Bevor sie Ifemelu die Stelle anbot, sagte sie leise und vertraulich: »Mein Mann hat mich nicht unterstützt, als ich die Zeitschrift gegründet habe, weil er geglaubt hat, dass Männer hinter mir her wären, wenn ich auf Anzeigensuche gehe.« Ifemelu hatte das Gefühl, dass die Zeitschrift ein Hobby für Tante Onenu war, ein Hobby, das ihr etwas bedeutete, aber nichtsdestotrotz ein Hobby. Keine Leidenschaft. Nichts, was sie verzehrte. Und als sie Tante Onenu kennenlernte, verstärkte sich dieser Eindruck: Es fiel leicht, diese Frau zu mögen, aber schwer, sie ernst zu nehmen.

Ifemelu fuhr mit Ranyinudo zu Tante Onenus Haus in Ikoyi. Sie saßen auf Ledersofas, die sich kalt anfühlten, und unterhielten sich leise, bis Tante Onenu eintrat. Eine schlanke, lächelnde, guterhaltene Frau in Leggings und einem weiten T-Shirt und zu jugendlichen Extensions. Das gewellte Haar hing ihr weit in den Rücken.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Meine neue Kulturredakteurin aus Amerika ist da!«, sagte sie und umarmte Ifemelu. Ihr Alter war schwer zu bestimmen, alles zwischen fünfzig und fünfundsechzig, aber es war nicht zu übersehen, dass sie nicht mit dieser hellen Haut geboren war, ihr Schimmer war zu wächsern, und ihre Fingerknöchel waren dunkel, als hätten sich die Falten der Bleichcreme tapfer widersetzt.

»Ich wollte dich persönlich willkommen heißen, bevor du am Montag anfängst«, sagte Tante Onenu.

»Danke.« Ifemelu hielt diesen Besuch zu Hause für unprofessionell und seltsam, aber es war eine kleine Zeitschrift, und es war Nigeria, wo die Grenzen verschwammen, wo die Arbeit ins Leben übergriff und Chefs Mummy genannt wurden. Außerdem dachte sie bereits daran, irgendwann die Leitung von *Zoe* zu übernehmen, die Zeitschrift zu einer dynamischen, relevanten Begleiterin für nigerianische Frauen zu machen und sie – wer wusste es schon – Tante Onenu eines Tages abzukaufen. Und sie würde Neueinstellungen nicht zu Hause willkommen heißen.

»Du bist ein hübsches Mädchen«, sagte Tante Onenu und nickte, als wäre das eine Voraussetzung für den Job und als hätte sie sich gesorgt, dass Ifemelu nicht hübsch wäre. »Mir hat gefallen, wie du am Telefon geklungen hast. Ich bin überzeugt, dass wir mit dir an Bord die Auflage von *Glass* bald übertreffen werden. Wie du weißt, gibt es uns noch nicht so lang, aber wir schließen bereits auf.«

Ein weißgekleideter Butler, ein ernster älterer Mann, kam herein und fragte, was sie trinken wollten.

»Tante Onenu, ich habe alte Ausgaben von *Glass* und *Zoe* gelesen, und ich habe ein paar Ideen, was wir anders machen könnten«, sagte Ifemelu, nachdem der Butler gegangen war, um Orangensaft zu holen.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Du bist eine richtige Amerikanerin! Bereit für die Arbeit, eine sachliche Person! Sehr gut. Sag mir als Erstes, wie wir im Vergleich zu *Glass* abschneiden.«

Ifemelu hielt beide Zeitschriften für geistlos, doch *Glass* war besser gemacht, die Farben verliefen nicht so schlimm wie bei *Zoe*, und sie war sichtbarer auf den Straßen; wann immer Ranyinudos Wagen langsamer wurde, drückte ein Händler eine Ausgabe von *Glass* ans Fenster. Doch weil sie bereits Tante Onenus Fixierung auf den unverhohlen persönlichen Wettbewerb durchschaut hatte, sagte sie: »Sie sind ungefähr gleich, aber ich glaube, dass wir besser sein können. Wir müssen weniger Interviews machen, nur eins pro Monat, und eine Frau porträtieren, die aus eigener Kraft wirklich etwas erreicht hat. Wir brauchen mehr persönliche Rubriken, und wir sollten eine Gastkolumne einrichten, die von unterschiedlichen Personen geschrieben wird, und mehr über Gesundheit und Geld bringen, stärker im Internet vertreten sein und aufhören, Artikel aus ausländischen Zeitschriften zu übernehmen. Die meisten Ihrer Leserinnen können nicht auf den Markt gehen und Broccoli kaufen, weil es den in Nigeria nicht gibt, warum also veröffentlicht *Zoe* in diesem Monat ein Rezept für eine Broccolicremesuppe?«

»Ja, ja«, sagte Tante Onenu bedächtig. Sie schien erstaunt. Dann, als hätte sie sich erholt, sagte sie: »Sehr gut. Darüber sprechen wir am Montag.«

Im Auto sagte Ranyinudo: »So mit deiner neuen Chefin zu sprechen, ha! Wenn du nicht aus Amerika gekommen wärst, hätte sie dich auf der Stelle gefeuert.«

»Ich frage mich, was zwischen ihr und dem Verleger von *Glass* läuft.«

»In einem Boulevardblatt habe ich gelesen, dass sie sich hassen. Ich bin sicher, dass es eine Männergeschichte ist, was sonst? Frauen! Ich glaube,

Telegram:@shabarsbibliothek

dass Tante Onenu *Zoe* nur gegründet hat, um *Glass* Konkurrenz zu machen. Was mich betrifft, ist sie keine Verlegerin, sie ist nur eine reiche Frau, die beschlossen hat, eine Zeitschrift herauszugeben, und morgen eröffnet sie vielleicht ein Wellnessstudio.«

»Und was für ein hässliches Haus«, sagte Ifemelu. Es war monströs, zwei Engel aus Alabaster bewachten das Tor, und im Garten vor dem Haus spritzte ein kuppelförmiger Springbrunnen.

»Hässlich, *kwa?* Was redest du da? Das Haus ist toll.«

»Finde ich nicht«, sagte Ifemelu, und doch hatte sie einst Häuser wie dieses schön gefunden. Und jetzt missfiel es ihr, weil sie über die hochmütige Selbstsicherheit von jemandem verfügte, der Kitsch erkannte.

»Ihr Generator ist so groß wie meine Wohnung und macht überhaupt keinen Lärm!«, sagte Ranyinudo. »Hast du das Generatorenhaus neben dem Tor gesehen?«

Ifemelu war es nicht aufgefallen. Und das ärgerte sie. Es war etwas, was jeder wahre Lagosianer bemerkt hätte: das Generatorenhaus, die Größe des Generators.

Auf der Kingsway Road meinte sie, Obinze in einem niedrigen schwarzen Mercedes vorbeifahren zu sehen, und sie setzte sich auf, reckte sich und schaute, doch im nächsten Stau sah sie, dass ihm der Mann nicht einmal ähnelte. Im Lauf der nächsten Wochen bildete sie sich noch öfter ein, Obinze zu entdecken; sie wusste, dass die Männer nicht er waren, aber sie hätten es sein können: der aufrechte Mann im Anzug, der in Tante Onenus Büro ging, der Mann auf dem Rücksitz des Wagen mit den abgedunkelten Scheiben, das Gesicht über sein Handy geneigt, der Mann hinter ihr in der Schlange im Supermarkt. Bevor sie ihren Hausbesitzer kennenlernte, stellte sie sich sogar vor, dass sie hingehen und vor Obinze stehen würde. Der Makler hatte ihr erzählt, dass der Hausbesitzer Ausländer

Telegram:@shabarsbibliothek

als Mieter bevorzugte. »Aber er war nicht abgeneigt, als ich ihm erklärt habe, dass Sie aus Amerika kommen«, fügte er hinzu. Der Hausbesitzer war ein älterer Mann in einem braunen Kaftan und dazu passender Hose; er hatte die verwitterte Haut und die gekränkte Miene eines Mannes, der viel unter anderen gelitten hatte.

»Ich vermiete nicht an Igbo«, sagte er leise und erschreckte sie damit. Sagte man so etwas jetzt so einfach? Hatte man früher so etwas so einfach gesagt, und sie hatte es nur vergessen? »So verfahre ich, seit ein Igbo-Mann mein Haus in Yaba zerstört hat. Aber Sie sehen aus wie eine verantwortungsbewusste Person.«

»Ja, ich bin verantwortungsbewusst«, sagte sie und versuchte sich an einem albernen Lächeln. Die anderen Wohnungen, die ihr gefielen, waren zu teuer. Obwohl in der Küche Rohre unter der Spüle hervorragten, die Toilettenschüssel schief angebracht war und die Fliesen im Bad schlampig verlegt waren, war die Wohnung die beste, die sie sich leisten konnte. Sie mochte das helle Wohnzimmer mit den großen Fenstern, und die schmale Treppe, die zu einem kleinen Balkon führte, bezauberte sie, aber vor allem befand sie sich in Iyoki. Und sie wollte in Iyoki wohnen. Als sie aufgewachsen war, hatte Iyoki nach Eleganz gerochen, nach weit entfernter Eleganz, die für sie unerreichbar gewesen war: Die Menschen, die in Ikoyi lebten, hatten Gesichter ohne Pickel und Chauffeure, die als »Chauffeur für die Kinder« bezeichnet wurden. Als sie die Wohnung zum ersten Mal besichtigte, stand sie auf dem Balkon und schaute hinunter in den benachbarten Compound, auf ein großes Kolonialhaus, jetzt gelb verfärbt und verfallen, das Grundstück verwildert, von Gras und Gebüsch überwuchert. Auf dem teilweise eingebrochenen Dach des Hauses sah sie eine Bewegung, ein Aufblitzen türkisfarbener Federn. Ein Pfau. Der Makler hatte ihr erzählt, dass unter Abacha ein Armeeoffizier dort gewohnt hatte;

Telegram:@shabarsbibliothek

jetzt wurde vor Gericht um das Haus gestritten. Sie dachte an die Menschen, die vor fünfzehn Jahren darin gewohnt hatten, während sie in ihrer engen Wohnung auf dem Festland sich nach ihrem geräumigen angenehmen Leben gesehnt hatte.

Sie stellte einen Scheck über die Miete für zwei Jahre aus. Deswegen zahlten und verlangten die Leute Schmiergeld; wie sonst konnte jemand zwei Jahre Miete im voraus bezahlen? Sie wollte weiße Lilien in Terrakottatöpfen auf den Balkon stellen und das Wohnzimmer in Pastelltönen einrichten, aber zuerst musste ein Elektriker eine Klimaanlage einbauen, ein Maler die Wände neu streichen und jemand in der Küche und im Bad neue Fliesen legen. Der Makler fand einen Mann, der die Fliesen verlegte. Er brauchte eine Woche dafür, und als der Makler sie anrief und mitteilte, dass die Arbeit beendet sei, ging sie eilig in die Wohnung. Im Bad wollte sie ihren Augen nicht trauen. Die Kanten der Fliesen waren rau, an den Ecken befanden sich kleine Löcher, eine Fliese war in der Mitte gesprungen. Es sah aus, als hätte sich ein ungeduldiges Kind ausgetobt.

»Was soll der Unsinn? Der Boden ist uneben, eine Fliese ist zerbrochen! Das ist ja schlimmer als die alten Fliesen. Wie können Sie mit dieser schlechten Arbeit zufrieden sein?«, fragte sie den Mann.

Er zuckte die Achseln; er war eindeutig der Ansicht, dass sie unnötigen Ärger machte. »Ich bin zufrieden mit der Arbeit, Tante.«

»Wollen Sie, dass ich Sie zahle?«

Ein kleines Lächeln. »Ah, Tante, aber ich bin mit der Arbeit fertig.«

Der Makler schaltete sich ein. »Keine Sorge, Ma, er wird die zerbrochene Fliese auswechseln.«

Der Mann blickte widerwillig drein. »Aber ich bin mit der Arbeit fertig. Die Fliesen brechen leicht. Es liegt an der Qualität der Fliesen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Sie sind fertig? Sie machen diese Schrottarbeit und behaupten, Sie sind fertig?« Ihre Wut wurde größer, ihre Stimme lauter und härter. »Ich werde nicht zahlen, was wir vereinbart haben, auf keinen Fall, weil Sie nicht getan haben, was wir vereinbart haben.«

Der Fliesenleger starrte sie aus zusammengekniffenen Augen an.

»Und wenn Sie Ärger wollen, glauben Sie mir, den können Sie haben«, sagte Ifemelu. »Als Erstes werde ich den Polizeipräsidenten anrufen, und die Polizei wird Sie in Alagbon Close einsperren!« Jetzt schrie sie. »Wissen Sie, wer ich bin? Sie wissen nicht, wer ich bin, deswegen glauben Sie, dass Sie diese Schrottarbeit abliefern können!«

Der Mann schien verängstigt. Sie staunte über sich selbst. Woher kamen diese Prahlerei, dieser mühelose Rückgriff auf Drohungen? Sie erinnerte sich plötzlich klar und deutlich an den Tag, an dem Tante Ujus General gestorben war und Tante Uju seinen Verwandten gedroht hatte. »Nein, geht nicht, bleibt da«, hatte sie zu ihnen gesagt, »bleibt da, während ich meine Jungs aus der Kaserne hole.«

Der Makler sagte: »Tante, regen Sie sich nicht auf, er wird die Arbeit noch einmal machen.«

Später sagte Ranyinudo zu ihr: »Du benimmst dich nicht mehr wie eine Americanah!« Und wider Willen freute sich Ifemelu, das zu hören.

»Das Problem ist, dass wir in diesem Land keine guten Handwerker mehr haben«, sagte Ranyinudo. »Ghanaer sind besser. Mein Chef baut ein Haus und nimmt für die Endarbeiten nur Ghanaer. Nigerianer bauen nur Mist. Sie nehmen sich nicht die Zeit, die Dinge richtig zu Ende zu bringen. Es ist schrecklich. Aber, Ifem, du hättest Obinze anrufen sollen. Er hätte alles für dich organisiert. Das ist schließlich sein Job. Er muss alle möglichen Kontakte haben. Du hättest ihn anrufen sollen, bevor du dich auf die Wohnungssuche gemacht hast. Er hätte dir eine Wohnung in einem

Telegram:@shabarsbibliothek

seiner Häuser billiger oder sogar umsonst überlassen können. Ich weiß gar nicht, worauf du wartest, ruf ihn endlich an.«

Ifemelu schüttelte den Kopf. Für Ranyinudo existierten Männer nur als Geldgeber. Sie konnte sich nicht vorstellen, Obinze anzurufen, um ihn um eine günstige Wohnung in einem seiner Häuser zu bitten. Doch sie wusste nicht, warum sie ihn bislang überhaupt noch nicht angerufen hatte. Sie hatte oft daran gedacht, oft ihr Handy genommen und zu seiner Nummer gescrollt, aber sie hatte nicht angerufen. Er schickte ihr noch immer E-Mails, schrieb, er hoffe, dass es ihr gutgehe oder Dike auf dem Weg der Besserung sei. Auf manche antwortete sie kurz, und er musste annehmen, dass ihre E-Mails aus Amerika kamen.

Telegram:@shabarsbibliothek

46

Sie verbrachte mehrere Wochenenden bei ihren Eltern in der alten Wohnung, war zufrieden, einfach nur dazusitzen und die Wände zu betrachten, die Zeugen ihrer Kindheit waren; erst als sie den Eintopf ihrer Mutter aß, eine Ölschicht auf den pürierten Tomaten, wurde ihr klar, wie sehr sie das Essen vermisst hatte. Die Nachbarn schauten vorbei, um sie zu begrüßen, die aus Amerika zurückgekehrte Tochter. Viele von ihnen kannte sie nicht, doch sie empfand eine sentimentale Zuneigung für sie, weil sie sie an die Nachbarn erinnerten, die sie gekannt hatte, Mama Bombay von unten, die sie einst, als sie in die Grundschule ging, am Ohr gezogen und gesagt hatte »Du hast keinen Respekt vor den Älteren und grüßt sie nicht«, *Oga* Tony von oben, der auf seinem Balkon rauchte, der Händler von nebenan, der sie aus unerfindlichem Grund »Champion« genannt hatte.

»Sie kommen nur vorbei, weil sie gespannt sind, ob du ihnen etwas schenkst«, sagte ihre Mutter leise, als könnten die Nachbarn, die alle gegangen waren, sie trotzdem hören. »Sie haben alle erwartet, dass ich ihnen etwas aus Amerika mitbringe. Aber ich bin auf den Markt gegangen und habe klitzekleine Fläschchen mit Parfum gekauft und behauptet, sie wären aus Amerika.«

Ihre Eltern sprachen gern über ihren Besuch in Baltimore, ihre Mutter über die Sonderangebote, ihr Vater darüber, dass er die Nachrichten nicht verstanden hatte, weil die Amerikaner jetzt Ausdrücke wie »Sinn machen« oder »atomisieren« in den seriösen Nachrichtensendungen benutzten.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Das ist die finale Infantilisierung und Informalisierung von Amerika! Ein Vorbote des Endes der amerikanischen Weltherrschaft. Sie bringen sich von innen um!«, verkündete er.

Ifemelu ertrug es mit Geduld, hörte ihnen zu, ihren Beobachtungen und Erinnerungen, und hoffte, dass sie Blaine nicht erwähnen würden; sie hatte ihnen erzählt, dass er aus Arbeitsgründen seinen Besuch verschoben hatte.

Ihre alten Freundinnen musste sie wegen Blaine nicht anlügen, aber sie tat es trotzdem und erzählte ihnen, dass sie eine ernsthafte Beziehung habe und er bald nach Lagos kommen würde. Sie war überrascht, wie schnell bei Treffen mit alten Freundinnen das Thema Heiraten angesprochen wurde, der Ton der Ledigen etwas gereizt, der der Verheirateten selbstgefällig. Ifemelu wollte über die Vergangenheit reden, über die Lehrer, die sie verspottet hatten, und die Jungen, die sie gemocht hatten, doch Heiraten und Ehe waren stets das bevorzugte Thema – wessen Mann es faustdick hinter den Ohren hatte, wer verzweifelt auf der Pirsch war und zu viele aufgetakelte Fotos von sich bei Facebook einstellte, wessen Mann nach vier Jahren seine Frau bitter enttäuscht und verlassen hatte, um ein junges Mädchen zu heiraten, das er kontrollieren konnte. (Als Ifemelu Ranyinudo erzählte, dass sie in der Bank Vivian, eine alte Schulfreundin, getroffen hatte, war Ranyinudos erste Frage: »Ist sie verheiratet?«) Und deswegen benutzte sie Blaine als Schutzschild. Wenn sie von Blaine wussten, dann würden ihre verheirateten Freundinnen nicht sagen: »Mach dir keine Sorgen, du wirst schon noch einen abkriegen, bete dafür«, und ihre unverheirateten Freundinnen würden nicht annehmen, dass sie Mitglied der Selbstmitleidspartei der Ledigen war. Diese Treffen, manche in Ranyinudos Wohnung, andere in ihrer und wieder andere in Restaurants, hatten auch etwas angespannt Nostalgisches, weil sie sich so sehr bemühte, bei diesen

Telegram:@shabarsbibliothek

erwachsenen Frauen Überreste ihrer Vergangenheit zu entdecken, die es häufig nicht mehr gab.

Tochi war nicht wiederzuerkennen, sie war so fett, dass sogar ihre Nase die Form verändert hatte, ihr Doppelkinn hing ihr wie eine Teigrolle unter dem Gesicht. Sie kam mit dem Baby auf dem Arm und ihrem BlackBerry in der anderen Hand zu Ifemelu, eine Haushaltshilfe mit einer Tasche voller Fläschchen und Schnuller im Schlepptau. Tochi begrüßte sie mit »Madam Amerika«, und dann redete sie nur noch, als wäre sie mit dem Entschluss gekommen, mit defensiven Tiraden gegen Ifemelus Amerikanisierung anzukämpfen.

»Für mein Baby kaufe ich nur britische Kleidung, amerikanische ist nach einem Waschen verfärbt«, sagte sie. »Mein Mann wollte, dass wir nach Amerika ziehen, aber ich habe mich geweigert, weil das Schulsystem so schlecht abschneidet. Eine internationale Organisation hat es als das schlechteste in den Ländern der ersten Welt bewertet.«

Tochi war immer einfühlsam und rücksichtsvoll gewesen; wenn Ifemelu und Ranyinudo in der Oberschule stritten, hatte Tochi mit gesundem Menschenverstand die Wogen geglättet. In Tochis veränderter Persönlichkeit, in ihrem Bedürfnis, sich gegen eingebildete Beleidigungen zu verteidigen, erkannte Ifemelu ein großes persönliches Unglück. Und deswegen beschwichtigte sie Tochi, machte Amerika schlecht, sprach nur über die Dinge, die sie an Amerika nicht mochte, übertrieb ihren nicht-amerikanischen Akzent, bis aus der Unterhaltung eine enervierende Scharade geworden war. Schließlich erbrach sich Tochis Baby, eine gelbliche Flüssigkeit, die die Haushaltshilfe sofort wegwischte, und Tochi sagte: »Wir sollten gehen, das Baby muss schlafen.« Ifemelu sah ihr erleichtert nach. Die Menschen veränderten sich, aber manchmal veränderten sie sich zu sehr.

Telegram:@shabarsbibliothek

Priye hatte sich nicht so sehr verändert, als dass sie stahlhart geworden war, ihre Persönlichkeit war mit Chrom überzogen. Sie kam mit einem Stapel Zeitungen in Ranyinudos Wohnung, voller Fotos von der großen Hochzeit, die sie gerade organisiert hatte. Ifemelu stellte sich vor, wie die Leute über Priye redeten. Sie ist erfolgreich, würden sie sagen, sie ist wirklich erfolgreich.

»Seit letzter Woche hört mein Telefon überhaupt nicht mehr auf zu klingeln!«, sagte Priye triumphierend und schob die kastanienbraune Strähne zurück, die ihr ins Auge fiel; jedes Mal, wenn sie die Hand hob, um das Haar zurückzuschieben, das ihr immer wieder ins Gesicht fiel, weil die Verlängerung so angenäht worden war, um genau das zu tun, wurde Ifemelu abgelenkt von dem brüchigen rosa Lack auf ihren Fingernägeln. Priye hatte die sichere, etwas finstere Art von jemandem, der andere dazu brachte, das zu tun, was sie wollte. Und sie glitzerte – ihre gelbgoldenen Ohrringe, die Nieten auf ihrer Designertasche, der schillernde bronzefarbene Lippenstift.

»Es war eine sehr gelungene Hochzeit: Sieben Gouverneure sind gekommen, sieben!«, sagte sie.

»Und mit Sicherheit hat keiner von ihnen das Brautpaar gekannt«, sagte Ifemelu lakonisch.

Priye machte eine Geste, zuckte die Achseln, drehte die Handfläche nach oben, um der Irrelevanz dieser Tatsache Nachdruck zu verleihen.

»Seit wann wird der Erfolg einer Hochzeit an der Zahl der Gouverneure bemessen, die daran teilnehmen?«, fragte Ifemelu.

»Es beweist, dass du Kontakte hast. Es beweist Prestige. Weißt du, wie mächtig Gouverneure in diesem Land sind? Politische Macht ist keine Kleinigkeit«, sagte Priye.

»Ich möchte, dass so viele Gouverneure wie möglich zu meiner Hochzeit kommen. Das beweist Niveau, ernstzunehmendes Niveau«, sagte

Telegram:@shabarsbibliothek

Ranyinudo. Sie betrachtete die Fotos, blätterte langsam die Zeitungsseiten um. »Priye, hast du gehört, dass Mosope in zwei Wochen heiratet?«

»Ja. Sie hat mich gefragt. Aber ihr Budget ist zu klein für mich. Das Mädchen hat die wichtigste Regel des Lebens in Lagos nicht kapiert. Man heiratet nicht den Mann, den man liebt. Man heiratet den Mann, der einen am besten aushalten kann.«

»Amen!«, sagte Ranyinudo und lachte. »Aber manchmal kann ein Mann auch beides sein. Es ist Hochzeitssaison. Lieber Gott im Himmel, wann bin ich dran?« Sie blickte himmelwärts, die Hände zum Gebet erhoben.

»Ranyinudos Hochzeit mache ich kostenlos«, sagte Priye zu Ifemelu. »Und deine auch, Ifem.«

»Danke, aber ich glaube, Blaine wird eine gouverneurlose Veranstaltung lieber sein«, sagte Ifemelu, und sie lachten alle drei. »Wahrscheinlich werden wir in kleinem Kreis am Strand heiraten.«

Manchmal glaubte sie ihre eigenen Lügen. Sie sah jetzt vor sich, wie sie und Blaine weißgekleidet an einem Strand in der Karibik, umgeben von ein paar Freunden, auf einen behelfsmäßigen Altar aus Sand und Blumen zugingen und Shan ihnen zusah und hoffte, dass einer von ihnen stolpern und stürzen würde.

Telegram:@shabarsbibliothek

47

Onikan war das alte Lagos, ein Stück Vergangenheit, ein Tempel des verblichenen Glanzes der Kolonialzeit; Ifemelu erinnerte sich, wie die Häuser verfallen waren, ungestrichen und ungepflegt, und Schimmel die Mauern hinaufkroch, Torangeln rosteten und zerbrachen. Doch jetzt restaurierten Bauunternehmer und rissen ein, und im Erdgeschoss eines frisch renovierten, dreistöckigen Gebäudes öffneten sich schwere Glastüren zu einem terrakottafarben gestrichenen Empfangsraum, in dem eine hübsche Rezeptionistin, Esther, saß. An der Wand in ihrem Rücken ragten riesengroß und silberfarben die Wörter ZOE MAGAZINE auf. Esther war auf kleinliche Weise ehrgeizig. Ifemelu nahm an, dass sie die Haufen getragener Schuhe und Kleider am Rand des Tejuosho-Marktes durchwühlte, die besten Stücke herausfischte und dann unermüdlich mit den Händlern feilschte. Sie trug ordentlich gebügelte Kleider und abgestoßene, aber sorgfältig geputzte High Heels, las Bücher wie *Bete dir deinen Weg zum Wohlstand*, behandelte die Chauffeure von oben herab und katzbuckelte vor den Redakteurinnen. »Ihr Ohrring ist sehr schön, Ma«, sagte sie zu Ifemelu. »Wenn Sie ihn mal wegwerfen wollen, bitte, geben Sie ihn mir, ich helfe Ihnen dabei.« Und sie lud Ifemelu ständig in ihre Kirche ein.

»Werden Sie diesen Sonntag kommen, Ma? Mein Pfarrer ist ein mächtiger Mann Gottes. So viele Menschen können bezeugen, dass er Wunder in ihrem Leben gewirkt hat.«

»Warum meinen Sie, dass ich in Ihre Kirche kommen soll, Esther?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Es wird Ihnen gefallen, Ma. Es ist eine vom Heiligen Geist erfüllte Kirche.«

Anfänglich war Ifemelu das »Ma« unangenehm gewesen, Esther war mindestens fünf Jahre älter als sie, aber Status kam natürlich vor dem Alter: Sie war Kulturredakteurin mit Dienstwagen und Chauffeur und der Aura Amerikas, und Esther erwartete zudem von ihr, die Madam zu spielen. Und so tat sie es eben, machte Esther Komplimente, scherzte mit Esther, aber immer auf eine Weise, die sowohl spielerisch als auch gönnerhaft war, und manchmal schenkte sie Esther etwas, eine alte Handtasche, eine alte Armbanduhr. Genauso verfuhr sie mit ihrem Chauffeur Ayo. Sie beschwerte sich, dass er zu schnell fuhr, drohte, ihn hinauszuwerfen, weil er zu spät kam, und bat ihn, ihre Anweisungen zu wiederholen, um sich zu vergewissern, dass er verstanden hatte. Aber sie hörte dabei immer ihre unnatürlich hohe Stimmlage und konnte nicht einmal sich selbst von ihrem Status als Madam überzeugen.

Tante Onenu sagte gern: »Die meisten meiner Mitarbeiterinnen haben im Ausland studiert, während die Frau von *Glass* nur Gesindel anstellt, das nicht einmal Kommas setzen kann.« Ifemelu stellte sich vor, wie sie das bei einem Abendessen sagte; »die meisten meiner Mitarbeiterinnen« klang, als wäre die Zeitschrift ein großes, betriebsames Unternehmen, obwohl die Redaktion nur aus drei Mitgliedern bestand, die Verwaltung aus vier und lediglich Ifemelu und Doris, die Redaktionsleiterin, einen ausländischen Abschluss hatten. Doris war dünn, hatte tiefliegende Augen und verkündete bei der erstbesten Gelegenheit, dass sie Vegetarierin war. Sie sprach mit einem amerikanischen Teenagerakzent, der jeden Satz wie eine Frage klingen ließ, außer wenn sie mit ihrer Mutter telefonierte, dann klang sie breit und schwerfällig nigerianisch. Ihre langen Sisterlocks waren von der Sonne zu einem hellen Kupfer gebleicht, und sie kleidete sich

Telegram:@shabarsbibliothek

ungewöhnlich – weiße Söckchen und Halbschuhe, in eine Caprihose gesteckte Männerhemden. Sie fand diesen Stil originell, und alle anderen im Büro verziehen es ihr, weil sie im Ausland gewesen war. Sie schminkte sich nicht, abgesehen von einem knallroten Lippenstift, und dieser rote Strich verlieh ihrem Gesicht eine gewisse Schockwirkung, was vermutlich ihre Absicht war, doch ihre Haut tendierte zum Aschgrauen, und als sie einander vorgestellt wurden, war Ifemelus erster Impuls, ihr eine gute Feuchtigkeitscreme vorzuschlagen.

»Du warst auf dem Wellson in Philly? Ich war auf dem Temple?«, sagte Doris, als wollte sie von vornherein klarstellen, dass sie demselben exklusiven Club angehörten. »Du wirst dieses Büro mit mir und Zemaye teilen. Sie ist die Redaktionsassistentin. Sie ist bis heute Nachmittag mit einem Auftrag unterwegs oder vielleicht auch länger? Sie bleibt immer so lang weg, wie sie will.«

Ifemelu entging die Bosheit nicht. Sie war nicht subtil; Doris hatte beabsichtigt, verstanden zu werden.

»Ich dachte, dass du dich diese Woche erst mal einarbeitest? Dir anschaust, was wir machen? Und nächste Woche kannst du mit Aufträgen anfangen?«, sagte Doris.

»Okay«, sagte Ifemelu.

Das Büro, ein großer Raum mit vier Schreibtischen, ein Computer auf jedem Schreibtisch, wirkte kahl und unbenutzt, als wäre heute der erste Arbeitstag für alle. Ifemelu wusste nicht recht, was ihn verändern würde, vielleicht Familienfotos auf den Schreibtischen oder einfach mehr Sachen, mehr Unterlagen und Papiere und Klammergeräte, Beweise, dass darin gearbeitet wurde.

»Ich hatte einen super Job in New York, aber ich habe beschlossen zurückzukommen und hier Fuß zu fassen?«, sagte Doris. »Der Druck der

Telegram:@shabarsbibliothek

Familie und so, du weißt schon? Weil ich die einzige Tochter bin? Als ich zurück war, hat eine Tante mich angeschaut und gesagt: ›Ich kann dir einen Job bei einer guten Bank beschaffen, aber du musst dir deine Dreadlocks abschneiden.‹« Sie schüttelte spöttisch den Kopf, während sie einen nigerianischen Akzent nachmachte. »Ich schwöre bei Gott, diese Stadt ist voller Banken, die nur wollen, dass du auf vorhersehbare Weise einigermaßen attraktiv bist, und dann kriegst du einen Job in der Kundenbetreuung? Wie auch immer, ich habe diesen Job genommen, weil ich mich für Zeitschriften interessiere? Und hier lernt man eine Menge Leute kennen wegen der vielen Events, zu denen wir gehen müssen, verstehst du?« Doris klang, als säßen sie und Ifemelu im selben Boot, hätten dieselbe Weltsicht. Ifemelu ärgerte sich ein wenig darüber, über die Arroganz von Doris' Gewissheit, dass sie selbstverständlich wie Doris denken würde.

Kurz vor der Mittagspause kam eine Frau in einem engen Bleistiftrock und Lackschuhen so hoch wie Stelzen, das entkrauste Haar glatt nach hinten gebunden. Sie war nicht hübsch, ihre Gesichtszüge waren nicht harmonisch, doch sie hielt sich, als ob sie es wäre. Heiratsfähig. Ifemelu fiel unwillkürlich dieses Wort ein angesichts ihrer wohlgestalten Schlankheit, ihrer Wespentaille und ihrer ungewöhnlich hohen Brüste.

»Hallo. Du bist Ifemelu, nicht wahr? Willkommen bei *Zoe*. Ich bin Zemaye.« Sie schüttelte Ifemelu die Hand, ihr Gesicht sorgsam neutral.

»Hallo, Zemaye. Freut mich, dich kennenzulernen. Du hast einen schönen Namen«, sagte Ifemelu.

»Danke.« Sie war gewohnt, das zu hören. »Hoffentlich magst du keine kalten Räume.«

»Kalte Räume?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ja. Doris stellt die Klimaanlage so hoch ein, dass ich im Büro einen Pullover anziehen muss. Aber jetzt, wo du da bist, können wir vielleicht abstimmen«, sagte Zemaye und setzte sich an ihren Schreibtisch.

»Wovon redest du? Seit wann trägst du einen Pullover im Büro?«, fragte Doris.

Zemaye zog die Augenbrauen in die Höhe und nahm einen dicken Schal aus der Schreibtischschublade.

»Es ist diese verrückte Feuchtigkeit?«, sagte Doris, wandte sich an Ifemelu und erwartete Zustimmung. »Ich hatte das Gefühl, keine Luft zu kriegen, als ich zurückgekommen bin?«

Auch Zemaye wandte sich an Ifemelu. »Ich bin ein Mädchen aus dem Delta, dort geboren und aufgewachsen. Ich bin nicht mit Klimaanlagen groß geworden, und ich kriege Luft, ohne dass es in einem Zimmer eiskalt sein muss.« Sie sprach teilnahmslos, und alles, was sie sagte, klang gleichmütig, tonlos.

»Also, ich weiß nicht, ob es kalt ist?«, sagte Doris. »Die meisten Büros in Lagos haben Klimaanlagen?«

»Aber nicht auf die niedrigste Temperatur eingestellt«, sagte Zemaye.

»Du hast nie was gesagt?«

»Ich sage es dir die ganze Zeit, Doris.«

»Ich meine, hält es dich wirklich vom Arbeiten ab?«

»Es ist kalt, Punkt«, sagte Zemaye.

Ihre gegenseitige Abneigung war wie ein Leopard, der sich anpirschte und anzugreifen drohte.

»Ich mag es nicht kalt«, sagte Ifemelu. »Ich glaube, ich würde erfrieren, wenn die Klimaanlage auf die niedrigste Temperatur eingestellt ist.«

Doris blinzelte. Sie blickte drein, als wäre sie nicht nur verraten worden, sondern auch überrascht darüber. »Na gut, wir können sie tagsüber immer

Telegram:@shabarsbibliothek

mal wieder an- und ausschalten? Ohne die Klimaanlage habe ich Probleme zu atmen, und die Fenster sind so verdammt klein.«

»Okay«, sagte Ifemelu.

Zemaye schwieg; sie hatte sich ihrem Computer zugewandt, als wäre ihr dieser kleine Sieg gleichgültig, und Ifemelu war aus unerfindlichem Grund enttäuscht. Sie hatte Partei ergriffen, tapfer zu Zemaye gehalten, und doch ließ sich Zemaye nichts anmerken, war schwer zu deuten. Ifemelu fragte sich, was für eine Geschichte sie hatte. Zemaye faszinierte sie.

Später schauten sich Doris und Zemaye Fotos von einer stattlichen Frau in enger geraffter Kleidung an, die auf Doris' Tisch lagen. Plötzlich sagte Zemaye: »Entschuldige mich, ich bin in Verlegenheit«, und hastete zur Tür. Angesichts ihrer geschmeidigen Bewegungen wünschte Ifemelu, sie selbst würde Gewicht verlieren. Auch Doris sah ihr nach.

»Findest du es nicht auch furchtbar, wenn Leute sagen ›Ich bin in Verlegenheit‹ oder ›Ich muss mich erleichtern‹, wenn sie ins Bad müssen?«, fragte Doris.

Ifemelu lachte. »Ich weiß.«

»›Bad‹ ist sehr amerikanisch. Aber es gibt noch ›Toilette‹, ›WC‹ oder ›für kleine Mädchen‹.«

»›Für kleine Mädchen‹ habe ich nie gemocht. Mir gefällt ›Toilette‹.«

»Mir auch«, sagte Doris. »Und findest du es nicht auch furchtbar, wenn die Leute hier einfach ›Licht an‹ sagen?«

»Weißt du, was ich nicht ausstehen kann? Wenn Leute ›nehmen‹ statt ›trinken‹ sagen. ›Ich nehme einen Schluck Wein. Ich nehme kein Bier.‹«

»O Gott, ich weiß.«

Sie lachten, als Zemaye zurückkam, und sie wandte ihr unheimlich ausdrucksloses Gesicht Ifemelu zu und sagte: »Ihr müsst über das nächste Rückkehrer-Treffen reden.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Was ist das?«, fragte Ifemelu.

»Doris spricht immer davon, aber sie kann mich nicht mitnehmen, weil es nur für Leute ist, die im Ausland waren.« Wenn in Zemayes Tonfall leiser Spott anklang, und es musste so sein, dann war er kaum herauszuhören.

»Oh, bitte. ›Rückkehrer‹ klingt so altmodisch? Wir haben nicht mehr 1960?«, sagte Doris. Dann wandte sie sich an Ifemelu: »Ich wollte dir sowieso davon erzählen. Es nennt sich Nigerpolitan Club, und ist eigentlich nur eine Gruppe von Leuten, die vor kurzem zurückgekommen sind, manche aus England, die meisten aus Amerika? Ganz ungezwungen, nur Erfahrungsaustausch und Networking? Ich bin sicher, dass du ein paar Leute kennst. Du musst echt kommen?«

»Ja, gern.«

Doris stand auf und nahm ihre Handtasche. »Ich muss zu Tante Onenu nach Hause.«

Nachdem sie gegangen war, herrschte Schweigen, Zemaye tippte in ihren Computer, Ifemelu surfte im Internet und fragte sich, was Zemaye wohl dachte.

Schließlich sagte Zemaye: »Du hast in Amerika einen berühmten Blog zum Thema Rasse geführt. Als Tante Onenu es uns erzählt hat, habe ich es nicht verstanden.«

»Wie meinst du das?«

»Warum Rasse?«

»In Amerika habe ich Rasse entdeckt, und es hat mich fasziniert.«

»Hm«, murmelte Zemaye, als hielte sie Rasse für ein exotisches und sehr persönliches Thema. »Tante Onenu hat gesagt, dass dein Freund ein schwarzer Amerikaner ist und bald kommt?«

Telegram:@shabarsbibliothek

Ifemelu war überrascht. Tante Onenu hatte sich zwar beiläufig, aber nachdrücklich nach ihrem Privatleben erkundigt, so dass sie ihr schließlich die falsche Geschichte von Blaine erzählt und gedacht hatte, dass ihr Privatleben ihre Chefin nichts anging, und jetzt schien es, als hätte sich ihr Privatleben herumgesprochen. Vielleicht verhielt sie sich diesbezüglich zu amerikanisch und schätzte Privatsphäre um ihrer selbst willen. War es wirklich wichtig, ob Zemaye von Blaine wusste?

»Ja. Er sollte nächsten Monat kommen.«

»Warum sind dort drüben nur Schwarze kriminell?«

Ifemelu öffnete den Mund und schloss ihn wieder. Da war sie, eine berühmte Bloggerin zum Thema Rasse, und es hatte ihr die Sprache verschlagen.

»Ich liebe *COPS*. Nur wegen dieser Sendung habe ich DSTV«, sagte Zemaye. »Und alle Kriminellen sind schwarz.«

»Es ist, als ob man sagen würde, jeder Nigerianer ist ein *419*er«, sagte Ifemelu schließlich. Es klang lahm, ungenügend.

»Aber es stimmt, alle von uns haben ein bisschen was davon im Blut!« Zemaye lächelte. Und zum ersten Mal blitzte so etwas wie echtes Amüsement in ihren Augen auf. Dann fügte sie hinzu: »Entschuldige. Ich will damit nicht sagen, dass dein Freund kriminell ist. Wollte nur fragen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

48

Ifemelu bat Ranyinudo, mit ihr und Doris zum Nigerpolitan-Treffen zu gehen.

»Ich habe keine Energie für euch Rückkehrer«, sagte Ranyinudo. »Außerdem ist Ndudi endlich von seiner Geschäftreise zurück, und wir gehen aus.«

»Viel Glück, wenn du einen Mann einer Freundin vorziehst, du Hexe.«

»Ja. Wirst du mich heiraten? Don habe ich gesagt, dass ich mit dir ausgehe, also geh nirgendwohin, wo er womöglich auch hingeht.« Ranyinudo lachte. Sie traf sich immer noch mit Don. Sie wollte sicher sein, dass Ndudi es »ernst« meinte, bevor sie mit Don Schluss machte, und sie hoffte zudem, dass Don ihr zuvor noch ein neues Auto schenken würde.

Das Treffen des Nigerpolitan-Clubs: eine kleine Gruppe Leute, die neben dem Pool eines Hauses in Osborne Estate Champagner aus Pappbechern tranken, schicke Menschen, die vor Savoir faire nur so trieften, jeder auf seine Weise schrullig gestylt – ein ingwerfarbener Afro, ein T-Shirt mit einem gezeichneten Abbild von Thomas Sankara darauf, übergroße, handgefertigte Ohrringe, die herunterhingen wie moderne Kunstwerke. Ihre Stimmen surrten vor ausländischen Akzenten. *In dieser Stadt gibt es kein anständiges Smoothie! O mein Gott, warst du auf der Konferenz? Was dieses Land braucht, ist eine aktive Zivilgesellschaft.* Ifemelu kannte ein paar von ihnen. Sie plauderte mit Bisola und Yagazie, beide trugen ihr Haar auf natürliche Weise verdrillt, ein Heiligenschein von Spiralen um ihre Gesichter. Sie sprachen über Friseursalons, wo die

Telegram:@shabarsbibliothek

Friseusen sich abmühten und herumfummelten, um natürliches Haar zu kämmen, als wäre es ein Ausbruch von etwas Fremdartigem, als wäre ihr eigenes Haar nicht genauso gewesen, bevor sie es mit Chemikalien niedergerungen hatten.

»Diese Mädchen sagen immer: ›Tante, wollen Sie Ihr Haar nicht entkrausen lassen?‹ Es ist lächerlich, dass Afrikaner in Afrika unser natürliches Haar nicht schätzen«, sagte Yagazie.

»Ich weiß«, sagte Ifemelu, und sie hörte die Rechtschaffenheit in ihrer und allen anderen Stimmen. Sie waren geheiligt, diese Rückkehrer, die überzogen mit einer glänzenden Schicht nach Hause gekommen waren. Ikenna kam zu ihnen, eine Anwältin, die in der Nähe von Philadelphia gelebt hatte und die sie auf einer Blogging While Brown Konferenz kennengelernt hatte. Und auch Fred gesellte sich zu ihnen. Er hatte sich Ifemelu zuvor vorgestellt, ein rundlicher gepflegter Mann. »Bis letztes Jahr war ich in Boston«, sagte er mit falscher Zurückhaltung, denn »Boston« hieß Harvard (sonst hätte er MIT oder Tufts oder sonst etwas gesagt), so wie eine andere Frau »Ich war in New Haven« auf diese gezierte Weise sagte, die vorgab, nicht geziert zu sein, und es bedeutete, dass sie in Yale gewesen war. Bald bildeten alle eine vertraute Gruppe, denn sie stellten mühelos gemeinsame Bezüge her. Sie lachten und zählten die Dinge in Amerika auf, die sie hier vermissten.

»Sojamilch mit niedrigem Fettgehalt, nicht kommerzielles Radio, schnelles Internet«, sagte Ifemelu.

»Guten Service, guten Service, guten Service«, sagte Bisola. »Die Leute hier tun so, als täten sie dir einen Gefallen, wenn sie dich bedienen. Die Spitzenklasse ist okay, nicht großartig, aber die normalen Restaurants? Könnt ihr vergessen. Neulich habe ich einen Kellner gefragt, ob ich die

Telegram:@shabarsbibliothek

gekochten Yams mit einer anderen Soße als der auf der Speisekarte haben könnte, und er hat mich nur angeschaut und nein gesagt. Sehr komisch.«

»Aber die Amerikaner können dir so auf die Pelle rücken. Sie sind ständig um dich rum und lassen dich nicht in Ruhe. *Haben Sie das noch in Arbeit?* Seit wann ist Essen Arbeit?«, sagte Yagazie.

»Mir fehlt ein anständiges vegetarisches Restaurant?«, sagte Doris und erzählte dann, dass ihre neue Haushaltshilfe nicht einmal ein schlichtes Sandwich machen konnte, dass sie in einem Restaurant auf Victoria Island eine vegetarische Frühlingsrolle bestellt, hineingebissen und Hühnchen geschmeckt hatte und der Kellner nur gelächelt und gesagt hatte: »Vielleicht haben sie heute Huhn reingetan.« Alle lachten. Fred meinte, dass bestimmt bald ein gutes vegetarisches Restaurant eröffnen würde, weil im Land so viel Geld neu investiert wurde; jemand würde herausfinden, dass es einen Markt für vegetarisches Essen gab.

»Ein vegetarisches Restaurant? Unmöglich. In diesem Land gibt es nur vier Vegetarier einschließlich Doris«, sagte Bisola.

»Du bist keine Vegetarierin, oder?«, fragte Fred Ifemelu. Er wollte mit ihr sprechen. Sie hatte hin und wieder aufgeblickt und gemerkt, dass er sie ansah.

»Nein«, sagte sie.

»Es gibt diesen neuen Laden in der Akin Adesola«, sagte Bisola. »Der Brunch dort ist echt gut. Sie haben Sachen, die wir essen können. Wir sollten nächsten Sonntag hingehen.«

Sie haben Sachen, die wir essen können. Ifemelu wurde unbehaglich zumute. Sie fühlte sich wohl hier, und sie wünschte, dem wäre nicht so. Sie wünschte zudem, dass sie sich nicht so für das neue Restaurant interessieren würde, nicht plötzlich die Ohren spitzte und sich den frischen grünen Salat und das gedämpfte, noch bissfeste Gemüse vorstellte. Sie aß gern die

Telegram:@shabarsbibliothek

Dinge, die sie in Amerika vermisst hatte, mit viel Öl gekochten *Jollof*-Reis, gebratene Bananen, gekochten Yams, doch sie sehnte sich auch nach den anderen Dingen, an die sie sich in Amerika gewöhnt hatte, sogar nach dem Quinoa mit Feta und Tomaten, Blaines Spezialität. Sie hatte gehofft, es nicht zu werden, aber sie fürchtete, es geworden zu sein: eine »Sie haben Sachen, die wir essen können«-Person.

Fred sprach ein bisschen zu laut über Nollywood. »Eigentlich ist Nollywood öffentliches Theater, und wenn man es so versteht, dann ist es erträglicher. Die Filme sind für den öffentlichen Kosum gedacht, eine Massenveranstaltung, nicht für das individuelle Erlebnis, das Film normalerweise ist.« Er sah sie an, suchte ihre Zustimmung: Leute wie sie sahen keine Nollywood-Filme, und wenn doch, dann aus Gründen anthropologischen Amüsements.

»Ich mag Nollywood«, sagte Ifemelu, obwohl auch sie der Ansicht war, dass Nollywood mehr Theater als Film war. Das Bedürfnis zu widersprechen war groß. Wenn sie sich abhob, wäre sie vielleicht weniger die Person, die sie fürchtete, geworden zu sein. »Nollywood ist vielleicht melodramatisch, aber das Leben in Nigeria ist sehr melodramatisch.«

»Wirklich?«, fragte die Frau aus New Haven, als hielte sie es für eine große Merkwürdigkeit, dass jemand von ihnen Nollywood mochte, und zerdrückte den Pappbecher in ihrer Hand. »Es beleidigt meine Intelligenz. Ich meine, die Filme sind einfach schlecht. Was sagt das über uns?«

»Aber Hollywood macht genauso schlechte Filme. Sie sind nur besser mit dem Licht«, sagte Ifemelu.

Fred lachte zu herzlich, um sie wissen zu lassen, dass er auf ihrer Seite war.

»Es geht nicht nur um die technische Seite«, sagte die Frau aus New Haven. »Die Filmindustrie ist regressiv. Ich meine die Darstellung von

Telegram:@shabarsbibliothek

Frauen. Die Filme sind frauenfeindlicher als die Gesellschaft.«

Auf der anderen Seite des Pools sah Ifemelu einen Mann, dessen breite Schultern sie an Obinze erinnerten. Aber er war größer als Obinze. Sie fragte sich, was Obinze von einem Treffen wie diesem halten würde. Würde er überhaupt kommen? Schließlich war er aus England deportiert worden, deswegen würde er sich vielleicht nicht wie sie als Rückkehrer betrachten.

»He, hier sind wir«, sagte Fred und stellte sich näher neben sie, beanspruchte ihre persönliche Aufmerksamkeit. »Du bist mit den Gedanken woanders.«

Sie lächelte verkniffen. »Jetzt bin ich hier.«

Fred kannte sich aus. Er hatte das sichere Auftreten von jemandem, der praktische Dinge wusste. Wahrscheinlich hatte er in Harvard Betriebswirtschaft studiert und benutzte Wörter wie »Kapazität« und »Wertigkeit« in Gesprächen. Er träumte nicht in Bildern, sondern in Fakten und Zahlen.

»Morgen ist ein Konzert im MUSON. Magst du klassische Musik?«, fragte er.

»Nein.« Sie hätte nicht gedacht, dass er sie mochte.

»Wärst du gewillt, klassische Musik zu mögen?«

»Gewillt sein, etwas zu mögen, ist eine komische Vorstellung«, sagte sie. Sie war jetzt ein bisschen neugierig, interessierte sich vage für ihn. Sie unterhielten sich. Fred erwähnte Strawinsky und Strauss, Vermeer und Van Dyck, gab unnötige Hinweise, zitierte zu oft, war ganz auf das Land jenseits des Atlantiks eingestellt, zu durchschaubar in seinem Verhalten, zu eifrig darauf bedacht, unter Beweis zu stellen, wie viel er von der westlichen Welt wusste. Ifemelu hörte ihm mit einem großen innerlichen Gähnen zu. Sie hatte sich geirrt. Er war kein Betriebswirt, der die Welt für ein Unternehmen hielt. Er war ein Impresario, gut geschmiert und erfahren, ein Mann, der

Telegram:@shabarsbibliothek

sowohl mit amerikanischem als auch mit britischem Akzent sprechen konnte, der wusste, was man zu Ausländern sagen musste, wie man es ihnen angenehm machte, und der mühelos ausländisches Geld für dubiose Projekte aufbrachte. Sie fragte sich, wie er unter dieser aalglatten Schicht war.

»Kommst du mit uns noch was trinken?«, fragte er.

»Ich bin müde«, sagte sie. »Ich glaube, ich fahre nach Hause. Aber ruf mich an.«

Telegram:@shabarsbibliothek

49

Das Motorboot glitt über schäumendes Wasser, an Stränden mit elfenbeinfarbenem Sand und an üppig grünen Bäumen vorbei. Ifemelu lachte. Und schaute sich in ihrer Gegenwart um: Am grauen Horizont fuhr ein Schiff, sie trug eine orangefarbene Schwimmweste und war mit ihren sonnenbebrillten Freundinnen unterwegs zum Strandhaus von Priyes Freundin, wo sie Fleisch grillen und barfuß laufen würden. Sie dachte: Ich bin wirklich zu Hause. Ich bin zu Hause. Sie schickte Ranyinudo keine SMS mehr, um zu fragen, was sie tun sollte – *Soll ich Fleisch in Shoprite kaufen oder Iyabo auf den Markt schicken? Wo soll ich Kleiderbügel kaufen?* Jetzt erwachte sie von den Schreien der Pfaue und stand auf, und der Tag, der vor ihr lag, war ihr vertraut, sie erledigte vieles, ohne noch nachdenken zu müssen. Sie hatte sich in einem Fitnessstudio angemeldet, war allerdings erst zweimal dort gewesen, weil sie sich nach der Arbeit lieber mit ihren Freundinnen traf, und obwohl sie sich immer vornahm, nichts zu essen, aß sie letztlich doch ein Clubsandwich und trank ein oder zwei Chapman-Cocktails, und dann beschloss sie, den Besuch im Fitnessstudio zu verschieben. Ihre Kleidung spannte jetzt noch mehr. Irgendwo in einem versteckten Winkel ihres Kopfes wollte sie abnehmen, bevor sie Obinze wiedersah. Sie hatte ihn noch immer nicht angerufen; sie wollte damit warten, bis sie wieder ihr schlankes Selbst war.

In der Arbeit war sie zunehmend ruhelos. *Zoe* raubte ihr den Atem. Es war, als würde sie bei kaltem Wetter einen kratzigen Pullover tragen: Sie sehnte sich danach, ihn sich vom Leib zu reißen, hatte jedoch Angst davor,

Telegram:@shabarsbibliothek

was passieren würde, wenn sie es tat. Sie dachte oft daran, einen Blog zu gründen, über das zu schreiben, was ihr am Herzen lag, ihn langsam aufzubauen und schließlich eine eigene Zeitschrift zu gründen. Aber der Plan war nebulös, enthielt zu viele Unbekannte. Der Job verankerte sie hier. Anfänglich hatte es ihr Spaß gemacht, die Damen der Gesellschaft in ihren Häusern zu interviewen, ihr Leben in Augenschein zu nehmen und alte Feinheiten neu zu lernen. Doch bald langweilte sie sich, war bei den Interviews nur halb anwesend, hörte nur mit halbem Ohr zu. Jedes Mal, wenn sie einen betonierten Compound betrat, sehnte sie sich nach Sand, in dem sie die Zehen vergraben konnte. Ein Dienstbote oder ein Kind ließ sie ein und führte sie in ein mit Leder und Marmor eingerichtetes Wohnzimmer, das an einen sauberen Flughafen in einem reichen Land erinnerte. Dann erschien Madam, herzlich und gutgelaunt, und bot ihr etwas zu trinken und manchmal auch etwas zu essen an, bevor sie sich aufs Sofa setzte, um zu reden. Alle diese Madams, die sie interviewte, gaben mit dem an, was sie besaßen und wo sie oder ihre Kinder gewesen waren und was sie getan hatten, und sie schlossen ihre Prahlereien mit Gott. *Wir danken Gott. Gott hat es ermöglicht. Gott ist treu.* Ifemelu ging wieder und dachte, dass sie die Artikel schreiben könnte, ohne die Frauen zu interviewen.

Sie konnte auch über Events schreiben, ohne daran teilgenommen zu haben. Wie weitverbreitet das Wort in Lagos und wie beliebt es war: Event. Es konnte sich um das neue Image eines Produkts handeln, eine Modenschau, die Veröffentlichung eines Albums. Tante Onenu bestand stets darauf, dass eine Redakteurin den Fotografen begleitete. »Bitte, misch dich unters Volk«, sagte Tante Onenu. »Wenn sie noch keine Anzeigen bei uns schalten, dann sollen sie damit anfangen, und wenn sie es schon tun, dann sollen es mehr werden.« Zu Ifemelu sagte sie »unters Volk mischen« mit großem Nachdruck, als hätte sie den Eindruck, dass Ifemelu sich nicht

Telegram:@shabarsbibliothek

wirklich an diese Direktive hielt. Vielleicht hatte Tante Onenu recht. In den mit Luftballons geschmückten Sälen, in denen diese Events stattfanden, die Ecken mit seidenen Stoffen verkleidet, die Stühle mit dünnem Stoff umwickelt und überall Platzanweiserinnen mit auffällig geschminkten Gesichtern, unterhielt sich Ifemelu nicht gern mit Fremden über *Zoe*. Sie schrieb SMS an Ranyinudo oder Priye oder Zemaye, langweilte sich und wartete darauf, dass sie gehen konnte, ohne unhöflich zu wirken. Es wurden stets zwei oder drei weitschweifige Reden gehalten, die von derselben unaufrichtigen Person verfasst schienen. Die Reichen und Berühmten wurden begrüßt – »Wir begrüßen in unserer Mitte den ehemaligen Gouverneur von …« Flaschen wurden entkorkt, Saftkartons geöffnet, Samosas und Hähnchensatés serviert. Bei einem Event – die Vorstellung einer neuen Getränkemarke –, zu dem sie mit Zemaye gegangen war, meinte sie, Obinze zu sehen. Sie drehte sich um. Er war es nicht, aber er hätte es sein können. Sie stellte sich vor, wie er an Events wie diesem an Orten wie diesem teilnahm, seine Frau an seiner Seite. Ranyinudo hatte ihr erzählt, dass seine Frau als Studentin zum schönsten Mädchen an der Universität von Lagos gewählt worden war, und in Ifemelus Phantasie sah sie aus wie Bianca Onoh, dieses Schönheitssymbol ihrer Jugend, mit hohen Wangenknochen und mandelförmigen Augen. Und als Ranyinudo ihren Namen erwähnte, Kosisochukwu, ein ungewöhnlicher Name, stellte sich Ifemelu vor, dass Obinzes Mutter sie bat, ihn zu übersetzen. Der Gedanke, wie Obinzes Mutter und Obinzes Frau sich einigten, welche Übersetzung besser war – Gottes Wille oder So wie es Gott gefällt –, fühlte sich an wie Verrat. Die Erinnerung daran, wie Obinzes Mutter vor vielen Jahren »übersetze ihn« gesagt hatte, erschien ihr jetzt, da sie gestorben war, noch kostbarer.

Telegram:@shabarsbibliothek

Als Ifemelu ging, sah sie Don. »Ifemelu«, sagte er. Sie brauchte einen Augenblick, bis sie wusste, wer er war. Ranyinudo hatte sie Monate zuvor eines Nachmittags miteinander bekanntgemacht, als Don in Tenniskleidung auf dem Weg zu seinem Club bei Ranyinudo vorbeischaute. Ifemelu hatte sich nahezu sofort verabschiedet, um sie nicht zu stören. In dem marineblauen Anzug sah er elegant aus, sein graugesprenkeltes Haar glänzte.

»Guten Abend«, sagte sie.

»Du siehst gut aus, sehr gut«, sagte er und betrachtete ihr tief ausgeschnittenes Cocktailkleid.

»Danke.«

»Du erkundigst dich nicht nach mir.« Als gäbe es einen Grund, warum sie sich nach ihm erkundigen sollte. Er gab ihr seine Karte. »Ruf mich an, ruf mich auf jeden Fall an. Lass uns miteinander reden. Pass auf dich auf.«

Er interessierte sich nicht für sie, jedenfalls nicht besonders; er war einfach ein großes Tier in Lagos, sie war attraktiv und allein, und gemäß den Gesetzen ihres Universums musste er einen Annäherungsversuch machen, wenn auch einen halbherzigen, obwohl er mit ihrer Freundin zusammen war, und er erwartete selbstverständlich, dass sie es ihr nicht erzählte. Sie steckte seine Karte in die Tasche und zerriss sie zu Hause in winzige Fetzen, die sie die Toilette hinunterspülte. Sie war seltsamerweise wütend auf ihn. Sein Verhalten sagte etwas über ihre Freundschaft mit Ranyinudo aus, das ihr missfiel. Sie rief Ranyinudo an und wollte ihr gerade berichten, was passiert war, als Ranyinudo sagte: »Ifem, ich bin so deprimiert.« Ifemelu hörte ihr zu. Es war wegen Ndudi. »Er ist so ein *Kind*«, sagte Ranyinudo. »Wenn ich etwas sage, was ihm nicht passt, hört er auf zu sprechen und fängt an zu summen. Er summt ernsthaft, er summt laut. Wie kann sich ein erwachsener Mann nur so lächerlich verhalten?«

Telegram:@shabarsbibliothek

Es war Montagmorgen. Ifemelu las *Postbourgie,* ihren bevorzugten amerikanischen Blog. Zemaye schaute sich einen Stapel Hochglanzfotos an. Doris starrte auf ihren Computerbildschirm und hielt mit beiden Händen einen Becher mit dem Aufdruck I ♥ FLORIDA umfasst. Neben ihrem Computer stand eine Dose mit losem Tee.

»Ifemelu, ich glaube, dieser Artikel ist zu schnippisch?«

»Dein redaktionelles Feedback ist unbezahlbar«, sagte Ifemelu.

»Was heißt hier ›schnippisch‹? Bitte, erklär es uns, die wir nicht in Amerika in die Schule gegangen sind«, sagte Zemaye.

Doris ignorierte sie völlig.

»Ich glaube einfach nicht, dass Tante Onenu das bringen will?«

»Überzeuge sie, du bist die Chefredakteurin«, sagte Ifemelu. »Wir müssen die Zeitschrift zum Laufen bringen.«

Doris zuckte die Achseln und stand auf. »Wir reden bei der Besprechung darüber?«

»Ich bin so müde«, sagte Zemaye. »Ich werde Esther sagen, sie soll Nescafé machen, sonst schlafe ich bei der Besprechung ein.«

»Instantkaffee ist einfach schrecklich?«, sagte Doris. »Ich bin nur froh, dass ich kaum Kaffee trinke, oder ich würde sterben.«

»Was spricht gegen Nescafé?«, fragte Zemaye.

»Er sollte sich noch nicht mal Kaffee nennen dürfen?«, sagte Doris. »Er ist jenseits von schlecht.«

Zemaye gähnte und streckte sich. »Mir schmeckt er. Kaffee ist Kaffee.«

Als sie später in Tante Onenus Büro gingen, Doris, die eine locker sitzende blaue Caprihose und schwarze flache Mary Janes trug, vorneweg, sagte Zemaye zu Ifemelu: »Warum zieht sich Doris so schlecht an? Sie sieht aus wie ein wandelnder Witz.«

Telegram:@shabarsbibliothek

In Tante Onenus großem Büro setzten sie sich um den ovalen Konferenztisch. Tante Onenus neue Extensions waren länger und standen ihr noch weniger als die letzten, sie waren an der Stirn toupiert und hingen ihr tief in den Rücken. Sie nippte an einer Flasche Sprite Zero und sagte, dass ihr Doris' Artikel »Heirate deinen besten Freund« gefiel.

»Sehr gut und inspirierend«, sagte sie.

»Ah, aber Tante, Frauen sollten ihren besten Freund nicht heiraten, weil die sexuelle Chemie zwischen ihnen nicht stimmt«, sagte Zemaye.

Tante Onenu sah Zemaye an, als wäre sie die verrückte Studentin, die niemand ernst nehmen konnte, dann raschelte sie mit ihren Papieren und erklärte, dass sie Ifemelus Feature über Mrs Funmi King nicht mochte.

»Warum schreibst du, dass ›sie ihren Butler nie ansieht, wenn sie mit ihm spricht‹?«, fragte Tante Onenu.

»Weil es den Tatsachen entspricht«, sagte Ifemelu.

»Aber dadurch wirkt sie unsympathisch«, sagte Tante Onenu.

»Ich halte es für ein interessantes Detail«, sagte Ifemelu.

»Ich finde, Tante Onenu hat recht«, sagte Doris. »Interessant oder nicht, es ist wertend?«

»Interviews und Features enthalten immer eine Wertung«, sagte Ifemelu. »Das Wesentliche ist nicht das Thema, sondern was der Interviewer aus dem Thema macht.«

Tante Onenu schüttelte den Kopf. Doris schüttelte den Kopf.

»Warum müssen wir immer auf Nummer Sicher gehen?«, fragte Ifemelu.

Doris sagte aufgesetzt humorvoll: »Das ist nicht dein amerikanischer Blog, mit dem du jeden provozieren kannst, Ifemelu. Das ist eine erbauliche Frauenzeitschrift?«

»Ja, genau!«, sagte Tante Onenu.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Aber, Tante Onenu, wir werden *Glass* nie überholen, wenn wir so weitermachen«, sagte Ifemelu.

Tante Onenu riss die Augen auf.

»*Glass* macht genau das Gleiche wie wir«, sagte Doris rasch.

Esther trat ein, um Tante Onenu mitzuteilen, dass ihre Tochter gekommen war.

Esthers schwarze High Heels wackelten, und als sie an ihr vorbeiging, befürchtete Ifemelu, sie könnten abbrechen und Esther sich die Knöchel verrenken. Am Morgen hatte Esther mit betrübter Ehrlichkeit zu Ifemelu gesagt: »Tante, Ihr Haar ist *jaga-jaga*.« Ifemelu fand ihre spiralig abstehenden Locken attraktiv.

»*Ehn*, sie ist schon da?«, sagte Tante Onenu. »Mädchen, machen wir schnell weiter. Ich muss mit meiner Tochter ein Kleid kaufen gehen, und am Nachmittag treffe ich mich mit den Zwischenhändlern.«

Ifemelu war müde und langweilte sich. Sie dachte wieder einmal daran, einen Blog zu gründen. Ihr Handy vibrierte. Es war Ranyinudo, und normalerweise hätte sie gewartet und sie nach der Besprechung zurückgerufen. Doch jetzt sagte sie: »Entschuldigung, ich muss annehmen, ein Anruf aus dem Ausland« und eilte hinaus. Ranyinudo beschwerte sich über Don. »Er behauptet, ich wäre nicht mehr das liebe Mädchen von früher. Ich hätte mich verändert. Ich weiß, dass er den Jeep für mich gekauft und ihn auch schon am Hafen abgeholt hat, aber er will ihn mir nicht geben.«

Ifemelu dachte über den Ausdruck »liebes Mädchen« nach. Liebes Mädchen bedeutete, dass Don über lange Zeit hinweg Ranyinudo nach seinen Vorstellungen geformt hatte oder sie ihn in dem Glauben gelassen hatte, dass dem so wäre.

»Was ist mit Ndudi?«

Telegram:@shabarsbibliothek

Ranyinudo seufzte laut. »Wir haben seit Sonntag nicht mehr miteinander gesprochen. An einem Tag vergisst er, mich anzurufen. Am nächsten hat er keine Zeit dafür. Ich habe ihm gesagt, dass ich das inakzeptabel finde. Warum soll immer nur ich mich bemühen? Jetzt schmollt er. Man kann mit ihm nicht wie mit einem Erwachsenen reden, und er sieht nie ein, dass er etwas falsch gemacht hat.«

Später kam Esther ins Büro, um mitzuteilen, dass ein Mr Tolu Zemaye sprechen wollte.

»Ist das der Fotograf, mit dem du die Schneidergeschichte gemacht hast?«, fragte Doris.

»Ja. Er ist spät dran. Seit Tagen lässt er sich am Telefon verleugnen«, sagte Zemaye.

Doris sagte: »Du musst mit ihm sprechen und dafür sorgen, dass ich die Fotos morgen Nachmittag habe? Es muss alles vor drei Uhr beim Drucker sein? Ich will nicht, dass sich der Druck noch einmal verzögert, vor allem jetzt, wo *Glass* in Südafrika drucken lässt?«

»Okay.« Zemaye schüttelte ihre Maus. »Der Rechner ist heute so langsam. Ich muss das abschicken. Esther, sag ihm, dass er warten soll.«

»Ja, Ma.«

»Geht es dir besser, Esther?«, fragte Doris.

»Ja, Ma. Danke, Ma.« Esther machte auf Yoruba-Art einen Knicks. Sie stand neben der Tür, als wartete sie darauf, entlassen zu werden, und hörte ihnen zu. »Ich nehme Medizin gegen Typhus.«

»Du hast Typhus?«, fragte Ifemelu.

»Ist dir nicht aufgefallen, wie schlecht sie am Montag ausgesehen hat? Ich habe ihr Geld gegeben und gesagt, sie soll in ein Krankenhaus gehen und nicht in die Drogerie?«, sagte Doris.

Ifemelu wünschte, *sie* hätte bemerkt, dass Esther nicht gesund war.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Tut mir leid, Esther«, sagte Ifemelu.

»Danke, Ma.«

»Esther, mir auch«, sagte Zemaye. »Ich habe ihr müdes Gesicht gesehen, aber ich habe gedacht, dass sie wieder mal fastet. Sie fastet ständig. Sie wird fasten und fasten, bis Gott ihr einen Ehemann schickt.«

Esther kicherte.

»Ich weiß noch, dass ich in der Oberschule schlimm an Typhus erkrankt war«, sagte Ifemelu. »Es war schrecklich, und dann hat sich herausgestellt, dass das Antibiotikum, das ich genommen habe, nicht stark genug war. Was nimmst du, Esther?«

»Medizin, Ma.«

»Was für ein Antibiotikum haben sie dir gegeben?«

»Weiß ich nicht.«

»Du kennst den Namen nicht?«

»Ich bringe es, Ma.«

Esther kam mit einem durchsichtigen Streifen mit Tabletten zurück, auf dem kein Name vermerkt war, aber mit blauer Tinte handschriftlich Anweisungen geschrieben waren. *Zwei morgens und abends. Eine dreimal tagsüber.*

»Wir sollten was darüber machen, Doris. Wir sollten eine Gesundheitsseite mit nützlichen praktischen Informationen haben. Der Gesundheitsminister sollte wissen, dass normale Nigerianer zu einem Arzt gehen, und der Arzt gibt ihnen Medikamente ohne Namen. Davon kann man sterben. Woher soll jemand wissen, was man genommen hat oder was man nicht nehmen sollte, wenn man schon was anderes nimmt?«

»*Ahn-ahn*, aber das ist ein kleineres Problem: Sie tun es, damit du die Medizin nicht von jemand anders kaufst«, sagte Zemaye. »Aber was ist mit

Telegram:@shabarsbibliothek

gefälschten Medikamenten? Geh auf den Markt und schau dir an, was sie dort verkaufen.«

»Okay, können wir uns beruhigen? Kein Grund, in Aktivismus auszubrechen? Wir machen hier keinen investigativen Journalismus?«, sagte Doris.

Da begann sich Ifemelu ihren neuen Blog vorzustellen, ein weißblaues Design und in der Titelleiste die Luftaufnahme einer Szene in Lagos. Nichts Altbekanntes, kein Verkehrsstau verrosteter gelber Busse und kein überschwemmter Slum aus Blechhütten. Vielleicht würde sich das verlassene Haus neben ihrem eignen. Sie würde das Foto im frühen Abendlicht selbst machen und eventuell den männlichen Pfau im Flug erwischen. Die Postings wären in einer schnörkellosen, lesbaren Schriftart. Ein Beitrag über das Gesundheitswesen mit Esthers Geschichte als Aufhänger und Fotos von den namenlosen Medikamenten. Ein Beitrag über den Nigerpolitan Club. Einer über Mode, die sich Frauen tatsächlich leisten konnten. Postings über Leute, die anderen Leuten halfen, aber keine Geschichten wie in *Zoe*, die immer von reichen Frauen handelten, die Kinder in einem Waisenhaus in die Arme nahmen, im Hintergrund gut sichtbar Reissäcke und Dosen mit Milchpulver.

»Aber, Esther, du musst mit dem Fasten aufhören«, sagte Zemaye. »Manchmal gibt Esther ihr ganzes Monatsgehalt ihrer Kirche, sie nennen es ›einen Samen säen‹, dann kommt sie zu mir und bittet mich, ihr dreihundert Naira für den Bus zu geben.«

»Aber, Ma, das ist nicht viel. Das können Sie sich leicht leisten«, sagte Esther und lächelte.

»Letzte Woche hat sie mit einem Taschentuch gefastet«, fuhr Zemaye fort. »Es lag den ganzen Tag auf ihrem Schreibtisch. Sie hat erzählt, dass

Telegram:@shabarsbibliothek

jemand in ihrer Kirche befördert wurde, nachdem er mit einem Taschentuch gefastet hatte.«

»Deswegen lag das Taschentuch auf ihrem Tisch?«, fragte Ifemelu.

»Aber ich glaube total an Wunder? Meine Tante wurde in ihrer Kirche von Krebs geheilt?«, sagte Doris.

»Mit einem Zaubertaschentuch, *abi?*«, spottete Zemaye.

»Sie glauben mir nicht, Ma? Aber es stimmt.« Esther genoss die Kameraderie und wollte nicht an ihren Schreibtisch zurückkehren.

»Du willst also befördert werden, Esther? Das heißt, du willst meinen Job?«, fragte Zemaye.

»Nein, Ma! Alle von uns werden im Namen Jesu befördert!«, sagte Esther, und alle lachten.

»Hat dir Esther erzählt, was für einen Geist du hast, Ifemelu?«, fragte Zemaye und ging zur Tür. »Als ich hier angefangen habe, hat sie mich immer wieder in ihre Kirche eingeladen, und eines Tages hat sie gesagt, dass es einen speziellen Gebetsgottesdienst für die Leute mit dem Geist der verführerischen Art gibt. Leute wie mich.«

»Das ist nicht sehr weit hergeholt?«, sagte Doris und grinste.

»Was für einen Geist habe ich, Esther?«, fragte Ifemelu.

Esther schüttelte den Kopf, lächelte und verließ das Büro.

Ifemelu schaltete ihren Computer ein. Ihr war gerade der Titel für ihren Blog eingefallen. *Die kleinen Freiheiten von Lagos.*

»Ich frage mich, mit wem Zemaye zusammen ist?«, sagte Doris.

»Mir hat sie erzählt, dass sie keinen Freund hat«, sagte Ifemelu.

»Hast du ihr Auto gesehen? Ihr Gehalt reicht nicht einmal für die Scheinwerfer? Ihre Familie ist nicht reich. Ich arbeite jetzt seit fast einem Jahr mir ihr zusammen, und ich weiß immer noch nicht, was sie eigentlich macht?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Vielleicht geht sie nach Hause, zieht sich um und wird nachts zu einer bewaffneten Räuberin«, sagte Ifemelu.

»Wie auch immer«, sagte Doris.

»Wir sollten was über Kirchen bringen«, sagte Ifemelu. »Esthers Kirche zum Beispiel.«

»Das passt nicht recht zu *Zoe*?«

»Es erscheint mir sinnlos, dass Tante Onenu drei Geschichten über langweilige Frauen bringt, die nichts erreicht und nichts zu sagen haben. Oder die jüngeren Frauen mit null Talent, die beschlossen haben, dass sie Modedesignerinnen sind.«

»Du weißt, dass sie Tante Onenu bezahlen, oder?«, fragte Doris.

»Sie bezahlen sie?« Ifemelu starrte sie an. »Nein, das wusste ich nicht. Und du hast gewusst, dass ich es nicht wusste.«

»Ja, das tun sie. Die meisten jedenfalls. Dir muss doch klar sein, dass das in diesem Land gang und gäbe ist?«

Ifemelu stand auf, um ihre Sachen einzusammeln. »Ich weiß nie, auf welcher Seite du stehst oder ob du überhaupt irgendwo stehst.«

»Und du bist so eine voreingenommene Schlampe?«, schrie Doris. Ihre Augen traten aus den Höhlen. Ifemelu, beunruhigt von der plötzlichen Veränderung, dachte, dass Doris unter ihrem Retrogehabe vielleicht eine dieser Frauen war, die sich verwandelte, wenn sie provoziert wurde, sich die Kleider vom Leib riss und sich auf der Straße prügelte.

»Du sitzt da und erlaubst dir ein Urteil über jeden«, sagte Doris. »Wer glaubst du, dass du bist? Warum glaubst du, dass du die Linie der Zeitschrift bestimmen kannst? Sie gehört dir nicht. Tante Onenu hat dir erklärt, wie sie die Zeitschrift haben will, und entweder du richtest dich danach oder du hast keinen Grund, hier zu arbeiten?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Du solltest dir eine Feuchtigkeitscreme kaufen und aufhören, die Leute mit deinem hässlichen roten Lippenstift zu erschrecken«, sagte Ifemelu. »Und du solltest dir ein Leben zulegen und dir abschminken, dass sich dir Türen öffnen werden, wenn du Tante Onenu in den Arsch kriechst und ihr dabei hilfst, diese gotterbärmliche Zeitschrift zu verlegen, denn das wird nicht passieren.«

Sie verließ das Büro und fühlte sich gewöhnlich, sie schämte sich für das, was gerade passiert war. Vielleicht war es ein Zeichen, den Job jetzt hinzuwerfen und mit ihrem Blog anzufangen.

Auf dem Weg hinaus hielt Esther sie auf und sagte ernst und leise: »Ma? Ich glaube, Sie haben den Geist, der Ehemänner abstößt. Sie sind zu hart, Ma, Sie werden keinen Mann finden. Aber mein Pastor kann den Geist vertreiben.«

Telegram:@shabarsbibliothek

50

Dike ging dreimal in der Woche zu einem Therapeuten. Ifemelu rief ihn jeden zweiten Tag an, und manchmal sprach er über die Sitzungen, manchmal nicht, aber jedes Mal wollte er etwas über ihr neues Leben hören. Sie erzählte ihm von ihrer Wohnung und dass sie einen Chauffeur hatte, der sie zur Arbeit fuhr, dass sie sich oft mit ihren alten Freundinnen traf und dass sie sonntags, wenn die Straßen leer waren, gern selbst fuhr; Lagos war dann eine sanftere Version seiner selbst, und die Menschen in der farbenfrohen Kleidung, die sie zum Kirchgang trugen, sahen aus der Ferne aus wie Blumen im Wind.

»Ich glaube, Lagos würde dir gefallen«, sagte sie, und er sagte eifrig und überraschenderweise: »Kann ich dich besuchen, Coz?«

Tante Uju war anfänglich dagegen. »Lagos? Ist es sicher? Du weißt, was er durchgemacht hat. Ich glaube nicht, dass er damit fertig wird.«

»Aber er möchte es so gern, Tante.«

»Er möchte es? Seit wann weiß er, was gut für ihn ist? Ist er nicht der, der mir das Kind nehmen wollte?«

Doch Tante Uju kaufte Dike das Ticket, und jetzt saßen sie und Dike in ihrem Wagen, krochen durch den dichten Verkehr von Oshodi, und Dike schaute mit weitaufgerissenen Augen aus dem Fenster. »O mein Gott, Coz, ich habe noch nie so viele Schwarze auf einmal gesehen!«, sagte er.

Sie hielten bei einem Fast-Food-Restaurant, und er bestellte einen Hamburger. »Ist das Pferdefleisch, Coz? Ein Hamburger ist es jedenfalls nicht.« Danach aß er nur noch *Jollof*-Reis und gebratene Bananen.

Telegram:@shabarsbibliothek

Seine Ankunft einen Tag, nachdem sie ihren Blog eingerichtet hatte, und eine Woche, nachdem sie gekündigt hatte, schien glückverheißend. Tante Onenu war weder überrascht noch versuchte sie, sie zu halten. »Komm und umarme mich, meine Liebe«, sagte sie und lächelte nichtssagend, während Ifemelus Stolz schal wurde. Doch Ifemelu war voller zuversichtlicher Erwartungen für *Die kleinen Freiheiten von Lagos* mit dem Foto des verträumten, verlassenen Kolonialhauses in der Titelleiste. Ihr erster Beitrag war ein kurzes Interview mit Priye samt Fotos von den Hochzeiten, die Priye organisiert hatte. Ifemelu hielt das meiste Dekor für überladen und übertrieben, doch der Beitrag wurde begeistert kommentiert, inbesondere das Dekor. *Phantastische Dekoration. Madam Priye, ich hoffe, Sie werden auch meine Hochzeit planen. Großartige Arbeit, weiter so.* Zemaye hatte unter Pseudonym ein Posting über Körpersprache und Sex geschrieben: »Erkennen Sie, ob zwei Personen es miteinander tun, indem Sie sie nur ansehen?« Auch dieser Beitrag wurde vielfach kommentiert. Doch die bei weitem meisten Kommentare erhielt Ifemelus Artikel über den Nigerpolitan Club.

> Lagos war nie wie New York oder eine andere Großstadt, wird es nie sein und wollte es auch nie sein. Lagos war immer unbestreitbar Lagos, aber auf diesen Gedanken käme man nie bei einem Treffen des Nigerpolitan Clubs, einer Gruppe junger Rückkehrer aus dem Ausland, die sich jede Woche versammeln, um darüber zu lamentieren, dass Lagos nicht New York ist, als wäre Lagos jemals auch nur annähernd mit New York vergleichbar gewesen. Ehrliche Auskunft: Ich bin eine von ihnen. Die meisten von uns sind nach Nigeria zurückgekehrt, um Geld zu machen, ein Unternehmen zu gründen, Regierungsaufträge und -kontakte

Telegram:@shabarsbibliothek

an Land zu ziehen. Andere sind mit Träumen in der Tasche und einem Hunger, das Land zu verändern, zurückgekommen, doch wir beschweren uns die ganze Zeit über Nigeria, und obwohl unsere Klagen begründet sind, wäre ich gern die Außenseiterin, die sagt: Geht zurück, wo ihr hergekommen seid! Wenn dein Koch nicht die perfekten Panini machen kann, dann nicht, weil er dumm ist. Sondern weil Nigeria kein Land mit einer Sandwich essenden Bevölkerung ist und sein letzter *oga* nachmittags kein Brot gegessen hat. Man muss es ihm also zeigen, und er muss es üben. Und Nigeria ist auch kein Land, in dem die Menschen unter Lebensmittelallergien leiden und heikel sind und sich von anderen unterscheiden und abheben wollen. Es ist ein Land, in dem die Leute Rindfleisch, Huhn, Kuhhaut, Eingeweide und getrockneten Fisch in ein und derselben Suppe essen. Man nennt es gut sortiert, also habt euch nicht so und macht euch klar, dass das Leben hier eben so ist, gut sortiert.

Der erste Kommentar lautete: *Blödsinniger Beitrag. Wer interessiert sich schon dafür?* Der zweite: *Gott sei Dank schreibt jemand endlich einmal über dieses Thema.* Na wa *diese Arroganz der nigerianischen Rückkehrer. Meine Cousine kam nach sechs Jahren in Amerika zurück, und neulich hat sie mich zur Vorschule begleitet, wo ich meine Nichte abgesetzt habe, und neben dem Tor sah sie Schüler für den Bus anstehen und hat gesagt: »Wow, die Leute stellen sich hier ja richtig an!«* Ein anderer früher Kommentator schrieb: *Warum sollten Nigerianer, die im Ausland studieren, selbst entscheiden dürfen, wo sie ihr Jahr im Nationalen Jugenddienst absolvieren? Nigerianer, die in Nigeria studieren, werden nach dem*

Telegram:@shabarsbibliothek

Zufallsprinzip postiert, warum also sollten Nigerianer, die im Ausland studieren, anders behandelt werden? Dieser Kommentar provozierte mehr Reaktionen als der Originalbeitrag. Am sechsten Tag hatte der Blog eintausend verschiedene Besucher.

Ifemelu moderierte die Kommentare, löschte Obszönitäten, freute sich an der Lebendigkeit des Blogs, über das Gefühl, an vorderster Front von etwas Aufregendem zu stehen. Sie schrieb ein langes Posting über den teuren Lebensstil mancher junger Frauen in Lagos, und einen Tag später rief Ranyinudo sie wütend und heftig schnaufend an.

»Ifem, wie kannst du so was machen? Das bin ganz eindeutig ich. Jeder, der mich kennt, wird wissen, dass ich es bin!«

»Das stimmt nicht, Ranyi. Deine Geschichte ist so weit verbreitet.«

»Was redest du da? Das bin ganz eindeutig ich. Hör dir das an!« Ranyinudo holte tief Luft und las dann laut vor.

> In Lagos gibt es viele junge Frauen mit unbekannten Geldquellen. Sie führen ein Leben, das sie sich nicht leisten können. Sie fliegen ausschließlich in der Businessclass nach Europa, haben aber Jobs, mit dem sie nicht einmal ein normales Flugticket bezahlen könnten. Eine von ihnen ist meine Freundin, eine schöne, brillante Frau, die in der Werbung arbeitet. Sie lebt auf The Island und ist mit einem wichtigen Banker zusammen. Meine Sorge ist, dass sie zu einer der vielen Frauen in Lagos werden wird, die ihr Leben über den Mann definieren, den sie nie wirklich haben können, gelähmt von einer Kultur der Abhängigkeit, Verzweiflung im Blick und eine Designerhandtasche um das Handgelenk.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ranyi, ehrlich, niemand wird dich erkennen. Bislang waren alle Kommentare von Leuten, die sich damit identifizieren können. So viele Frauen verlieren sich in einer Beziehung wie dieser. An wen ich wirklich gedacht habe, waren Tante Uju und der General. Die Beziehung hat sie kaputtgemacht. Mit dem General ist sie zu einem anderen Menschen geworden, und sie konnte nichts für sich tun, und als er starb, war sie verloren.«

»Und wer bist du, dass du dir ein solches Urteil erlaubst? War es etwa anders mit dir und dem reichen weißen Typ in Amerika? Hättest du heute die amerikanische Staatsbürgerschaft, wenn er nicht gewesen wäre? Wie hast du deinen Job in Amerika gekriegt? Du musst mit diesem Blödsinn aufhören. Hör auf, dich für was Besseres zu halten!«

Ranyinudo legte einfach auf. Ifemelu starrte das stille Telefon lange Zeit erschüttert an. Dann nahm sie den Beitrag aus dem Netz und fuhr zu Ranyinudo.

»Ranyi, es tut mir leid. Bitte, sei nicht mehr wütend«, sagte sie.

Ranyinudo schaute sie lange an.

»Du hast recht«, sagte Ifemelu. »Es ist leicht, ein Urteil zu fällen. Aber es war nicht persönlich gemeint, und die Absicht dahinter war nicht schlecht. Bitte, *biko*. Ich werde mich nie wieder auf diese Weise in dein Privatleben einmischen.«

Ranyinudo schüttelte den Kopf. »Ifemelunamma, dein Problem ist, dass du emotional frustriert bist. Bitte, geh und such Obinze.«

Ifemelu lachte. Das zu hören hatte sie als Allerletztes erwartet.

»Ich muss zuerst abnehmen«, sagte sie.

»Du hast nur Angst.«

Bevor Ifemelu ging, saßen sie auf der Couch, tranken Malzbier und schauten die neuesten Nachrichten über Berühmtheiten auf E!

Telegram:@shabarsbibliothek

Dike erklärte sich freiwillig bereit, die Blog-Kommentare zu moderieren, damit sie eine Pause einlegen konnte.

»O mein Gott, Coz, die Leute nehmen es wirklich persönlich!«, sagte er. Manchmal lachte er laut heraus, wenn er einen Kommentar las. Dann wieder fragte er sich, was ihm unbekannte Ausdrücke bedeuteten. *Was heißt »sich die Augen reiben«?* Als nach seiner Ankunft der Strom das erste Mal ausfiel, erschak er über die brummenden, schwirrenden, pfeifenden Geräusche ihres UPS. »O mein Gott, ist das ein Feueralarm?«, fragte er.

»Nein, das ist nur etwas, was dafür sorgt, dass mein Fernseher nicht durch verrückte Stromausfälle kaputtgeht.«

»*Das* ist verrückt«, sagte Dike, doch nur Tage später ging er hinter die Wohnung und schaltete den Generator selbst an, als der Strom ausfiel. Ranyinudo brachte ihre Cousinen mit, Mädchen ungefähr in seinem Alter mit schmalen Hüften, die in engen Jeans steckten, und knospenden Brüsten in engen T-Shirts. »Dike, du musst eine von ihnen heiraten«, sagte Ranyinudo. »Wir brauchen hübsche Kinder in unserer Familie.« »Ranyi!«, sagten ihre Cousinen verlegen und versuchten, ihre Schüchternheit zu überspielen. Sie mochten Dike. Es war so leicht, ihn zu mögen mit seinem Charme und seinem Humor und seiner Verletzlichkeit, die unübersehbar unter der Oberfläche lauerte. Er postete ein Foto auf Facebook, das Ifemelu von ihm mit Ranyinudos Cousinen auf dem Balkon aufgenommen hatte, und darunter schrieb er: *Die Löwinnen haben mich noch nicht gefressen, Leute.*

»Ich wünschte, ich könnte Igbo«, sagte er nach einem Abend, den sie bei ihren Eltern verbracht hatten.

»Aber du verstehst alles«, sagte sie.

»Ja, aber ich würde es gern sprechen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Du kannst es immer noch lernen«, sagte sie und war plötzlich verzweifelt, unsicher, wie viel es ihm bedeutete. Sie dachte wieder einmal daran, wie er schweißnass im Keller auf der Couch gelegen hatte. Sie fragte sich, ob sie noch mehr dazu sagen sollte oder nicht.

»Ja, vermutlich«, sagte er und zuckte die Achseln, als wollte er sagen, dass es bereits zu spät war.

Ein paar Tage, bevor er zurückflog, fragte er sie: »Wie war mein Vater wirklich?«

»Er hat dich geliebt.«

»Mochtest du ihn?«

Sie wollte ihn nicht anlügen. »Ich weiß es nicht. Er war ein großes Tier in der Militärregierung, und das stellt etwas mit dir an und bestimmt die Art und Weise, wie du mit anderen umgehst. Ich habe mir Sorgen um deine Mutter gemacht, weil ich der Ansicht war, dass sie etwas Besseres verdiente. Aber sie hat ihn geliebt, wirklich, und er hat dich geliebt. Er hat dich ganz liebevoll herumgetragen.«

»Ich kann einfach nicht fassen, dass Mom mir so lange verheimlicht hat, dass sie seine Geliebte war.«

»Sie wollte dich beschützen«, sagte Ifemelu.

»Können wir uns das Haus in Dolphin Estate anschauen?«

»Ja.«

Sie fuhr mit ihm nach Dolphin Estate und staunte, wie sehr es heruntergkommen war. Die Farbe blätterte von den Häusern ab, die Straßen waren mit Schlaglöchern übersät, und die ganze Anlage schien sich mit ihrer Schäbigkeit abgefunden zu haben. »Damals war es viel hübscher«, sagte sie. Er stand eine Weile da und schaute auf das Haus, bis der Pförtner sagte: »Ja? Gibt es ein Problem?« Sie stiegen wieder in den Wagen.

»Kann ich fahren, Coz?«, fragte er.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Bist du sicher?«

Er nickte. Sie stieg aus und ging um das Auto. Er fuhr sie nach Hause, zögerte etwas, bevor er auf die Osborne Road bog und reihte sich dann mit mehr Selbstvertrauen in den Verkehr ein. Sie wusste, dass es ihm etwas bedeutete, was sie nicht benennen konnte. Als abends der Strom ausfiel, sprang ihr Generator nicht an, und sie vermutete, dass man ihrem Fahrer Ayo mit Kerosin versetzten Diesel verkauft hatte. Dike klagte über die Hitze, über Moskitos, die ihn stachen. Sie öffnete die Fenster, hieß ihn das Hemd ausziehen, und sie lagen nebeneinander auf dem Bett und unterhielten sich zwanglos, und sie legte ihm die Hand auf die Stirn, bis sie ihn leise und gleichmäßig atmen hörte und wusste, dass er eingeschlafen war.

Am Morgen war es bewölkt, schiefergraue Wolken hingen am Himmel, Regen lag in der Luft. In der Nähe kreischte eine Schar Vögel und flog davon. Es würde bald regnen, ein aus dem Himmel fließendes Meer, die Bilder von DSTV würden körnig, Telefonnetze zusammenbrechen, Straßen überflutet, und der Verkehr käme ins Stocken. Sie stand mit Dike auf dem Balkon, als die ersten Tropfen fielen.

»Irgendwie gefällt es mir hier«, sagte er.

Sie wollte gern »Du kannst bei mir wohnen. Es gibt gute private Universitäten hier« sagen, aber sie tat es nicht.

Sie fuhr ihn zum Flughafen und blieb bei ihm, bis er durch die Sicherheitskontrolle musste, winkte und davonging. Als sie wieder zu Hause war, hallten ihre Schritte wider, als sie vom Schlafzimmer ins Wohnzimmer, auf den Balkon und wieder zurück ging. Später sagte Ranyinudo zu ihr: »Ich verstehe einfach nicht, warum ein so toller Junge wie Dike sich umbringen wollte. Ein Junge, der in Amerika lebt mit allem

Telegram:@shabarsbibliothek

Drum und Dran. Wie konnte er nur? Das ist ein sehr fremdartiges Verhalten.«

»Fremdartiges Verhalten? Wovon zum Teufel sprichst du? Fremdartiges Verhalten? Hast du *Das Alte stürzt* nicht gelesen?«, fragte Ifemelu und wünschte, sie hätte Ranyinudo nicht von Dike erzählt. Sie war wütender auf Ranyinudo als je zuvor, doch sie wusste, dass Ranyinudo es gut meinte und nur gesagt hatte, was viele Nigerianer sagen würden. Deswegen hatte sie seit ihrer Rückkehr niemandem außer ihr von Dikes Selbstmordversuch erzählt.

Telegram:@shabarsbibliothek

51

Als sie das erste Mal in die Bank gegangen war, hatte sie Angst gehabt, als sie an dem bewaffneten Wachmann vorbei und durch die piepende Tür musste, die sich hinter ihr schloss, so dass sie wie in einem aufrechten, versiegelten, luftlosen Glassarg stand, bis das Licht grün wurde. Hatten Banken schon immer diese demonstrativen Sicherheitsmaßnahmen angewandt? Bevor sie Amerika verlassen hatte, hatte sie Geld nach Nigeria überwiesen, und in der Bank of America musste sie mit drei verschiedenen Personen sprechen, und jede erklärte ihr, dass Nigeria ein Hochrisiko-Land sei; sollte etwas mit ihrem Geld passieren, wäre nicht die Bank dafür verantwortlich. Hatte sie das verstanden? Die letzte Frau, mit der sie sprach, zwang sie, es zu wiederholen. *Ma'am, entschuldigen Sie, ich habe Sie nicht gehört. Ich muss sicher sein, dass Sie verstanden haben, dass Nigeria ein hochriskantes Land ist.* »Ich habe verstanden!«, sagte sie. Sie lasen ihr eine Warnung nach der anderen vor, und sie fürchtete um ihr Geld, das durch den Äther nach Nigeria geschickt wurde, und sie hatte noch größere Angst, als sie die protzigen Sicherheitsmaßnahmen am Eingang sah. Doch das Geld lag sicher auf ihrem Konto. Und als sie jetzt die Bank betrat, sah sie Obinze im Bereich der Kundenberatung stehen. Er wandte ihr den Rücken zu, doch seine Größe und seine Kopfform waren unverwechselbar. Sie blieb stehen, ihr war fast schlecht vor Angst, und hoffte, er würde sich erst umdrehen, wenn sie sich wieder gefasst hatte. Dann drehte er sich um, und es war nicht Obinze. Ihre Kehle war zugeschnürt. In ihrem Kopf spukten Gespenster. Als sie wieder in ihrem Wagen saß, schaltete sie die

Telegram:@shabarsbibliothek

Klimaanlage ein und beschloss, ihn anzurufen, um sich von den Gespenstern zu befreien. Sein Telefon klingelte und klingelte. Er war jetzt ein großes Tier; er würde einen Anruf von einer unbekannten Nummer natürlich nicht annehmen. Sie schickte ihm eine SMS: *Decke, ich bin's.* Ihr Telefon klingelte nahezu augenblicklich.

»Hallo? Ifem?« Diese Stimme, die sie so lange nicht gehört hatte, sie klang sowohl verändert als auch unverändert.

»Decke! Wie geht es dir?«

»Du bist zurück.«

»Ja.« Ihre Hände zitterten. Sie hätte ihm zuerst eine E-Mail schicken sollen. Sie sollte plappern, sich nach seiner Frau und seinem Kind erkundigen, ihm erzählen, dass sie schon eine ganze Weile wieder da war.

»So«, sagte Obinze und zog das Wort in die Länge. »Wie geht es dir? Wo bist du? Wann kann ich dich sehen?«

»Wie wäre es mit sofort?« Der Leichtsinn, der sie oft überkam, wenn sie nervös war, hatte diese Worte herausgedrängt, aber vielleicht war es am besten, ihn sofort zu treffen und es hinter sich zu bringen. Sie wünschte, sie wäre besser angezogen, hätte ihr Lieblingswickelkleid mit dem vorteilhaften Schnitt getragen, aber ihr knielanger Rock war nicht schlecht, und auf ihren High Heels war sie immer selbstbewusst, und ihr Afro war trotz der Feuchtigkeit dankenswerterweise noch nicht allzu geschrumpft.

Obinze schwieg – zögerte er? –, und sie bereute ihre Unbesonnenheit.

»Ich bin schon etwas spät dran für eine Besprechung«, fügte sie rasch hinzu. »Aber ich wollte schnell hallo sagen, und wir können uns wann anders treffen …«

»Ifem, wo bist du?«

Sie erklärte, dass sie unterwegs zu Jazzhole war, um ein Buch zu kaufen, und in ein paar Minuten dort sein würde. Eine halbe Stunde später stand sie

Telegram:@shabarsbibliothek

vor der Buchhandlung, als ein schwarzer Range Rover vorfuhr und Obinze ausstieg.

Es folgte ein Moment, als sich der blaue Himmel wölbte, ein Moment der trägen Stille, als beide nicht wussten, was sie tun sollten, er ging auf sie zu, sie stand da und blinzelte, und dann war er bei ihr, und sie umarmten sich. Sie klopfte ihm auf den Rücken, einmal, zweimal, damit es sich wie eine kumpelhafte Umarmung, eine platonische, ungefährliche Umarmung anfühlte, doch er zog sie wenn auch nur ein wenig an sich und hielt sie einen Augenblick zu lange fest, als wollte er sagen, dass er kein Kumpel war.

»Obinze Maduewesi! Wie lange ist es her? Schau dich an, du hast dich überhaupt nicht verändert!« Sie war ganz durcheinander, und der neue schrille Klang ihrer Stimme ärgerte sie. Er sah sie an, es war ein offener, unerschrockener Blick, und sie konnte ihm nicht standhalten. Ihre Finger zitterten, das war schlimm genug, sie musste ihm nicht auch noch in die Augen schauen, so wie sie beide dastanden in der heißen Sonne, in den Abgasen der Awolowo Road.

»Es ist so schön, dich zu sehen, Ifem«, sagte er. Er war ruhig. Sie hatte vergessen, was für eine unaufgeregte Person er war. In seiner Haltung war noch eine Spur Jugendlichkeit zu erkennen: Er war derjenige, der es nicht allzu sehr versuchte, er war derjenige, den die Mädchen wollten und der die Jungen sein wollten.

»Du bist kahl«, sagte sie.

Er lachte und berührte seinen Kopf. »Ja. Aber vor allem weil ich es so will.«

Er war kräftiger geworden, nicht mehr der schmale Junge aus der Universitätszeit, sondern ein breiterer, muskulöserer Mann, und vielleicht

Telegram:@shabarsbibliothek

wirkte er deswegen kleiner, als sie sich erinnerte. In ihren High Heels war sie größer als er. Sie hatte nicht vergessen, sondern erinnerte sich jetzt neu daran, wie unaufdringlich er auftrat, seine schlichte schwarze Jeans, seine Lederslipper, wie er die Buchhandlung betrat, ohne das Bedürfnis zu haben, sie zu dominieren.

»Setzen wir uns«, sagte er.

In der Buchhandlung war es dämmrig und kühl, die Atmosphäre düster und eklektisch, Bücher, CDs und Zeitschriften lagen in den unteren Regalfächern. Ein Mann in der Nähe des Eingangs nickte ihnen zu, während er die großen Kopfhörer auf seinem Kopf zurechtrückte. Sie setzten sich gegenüber an einen Tisch im kleinen Café und bestellten Fruchtsaft. Obinze legte seine zwei Handys auf den Tisch; sie leuchteten oft auf und vibrierten, und er blickte darauf und wieder weg. Er trieb Sport, das sah sie seinem festen Brustkorb an, über den sich die beiden Taschen seines maßgeschneiderten Hemdes spannten.

»Du bist schon seit einer Weile zurück«, sagte er. Er beobachtete sie, und sie erinnerte sich daran, wie oft sie geglaubt hatte, dass er ihre Gedanken lesen konnte und Dinge über sie wusste, die ihr selbst nicht bewusst waren.

»Ja«, sagte sie.

»Was wolltest du kaufen?«

»Was?«

»Du wolltest ein Buch kaufen.«

»Eigentlich wollte ich mich nur mit dir hier treffen. Ich habe gedacht, dass ich mich an dieses Wiedersehen vielleicht erinnern will, und wenn ich mich daran erinnern will, dann in Jazzhole.«

»Und wenn ich mich daran erinnern will, dann in Jazzhole«, wiederholte er und lächelte, als hätte nur sie auf diese Ausdruckweise verfallen können. »Du bist noch immer ehrlich, Ifem. Gott sei Dank.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich glaube jetzt schon, dass ich mich daran werde erinnern wollen.« Ihre Nervosität legte sich; sie hatten die anfängliche Verlegenheit hinter sich gelassen.

»Musst du jetzt irgendwohin?«, fragte er. »Hast du Zeit?«

»Ja.«

Er schaltete beide Handys aus. Es war eine Seltenheit in einer Stadt wie Lagos, dass ein Mann wie er jemandem seine ungeteilte Aufmerksamkeit widmete. »Wie geht es Dike? Und Tante Uju?«

»Es geht ihnen gut. Er schlägt sich wacker. Er hat mich hier besucht und ist gerade erst wieder abgereist.«

Die Kellnerin brachte ihnen große Becher mit Mangoorangensaft.

»Was hat dich am meisten überrascht, als du zurückgekommen bist?«, fragte er.

»Ehrlich gesagt alles. Ich habe mich schon gefragt, ob irgendwas mit mir nicht stimmt.«

»Ach, das ist ganz normal«, sagte er, und ihr fiel wieder ein, dass er sie immer rasch beruhigt hatte, damit sie sich wohl fühlte. »Ich war viel kürzer fort, aber auch ich war überrascht, als ich zurückkam. Ich habe immer gedacht, dass die Dinge auf mich warten würden, aber das haben sie nicht getan.«

»Ich hatte vergessen, dass Lagos so teuer ist. Ich kann gar nicht fassen, wie viel Geld die Reichen in Lagos ausgeben.«

»Die meisten von ihnen sind Diebe oder Bettler.«

Sie lachte. »Diebe oder Bettler.«

»Es stimmt. Und sie geben nicht nur viel Geld aus, sie rechnen auch damit, viel ausgeben zu müssen. Neulich habe ich einen Mann getroffen, der mir erzählt hat, wie er vor ungefähr zwanzig Jahren ein Geschäft für Satellitenschüsseln eröffnet hat. Damals waren Satellitenschüssel noch

Telegram:@shabarsbibliothek

etwas Neues in diesem Land, er importierte also etwas, was die meisten Leute nicht kannten. Er stellte eine Kalkulation auf und errechnete einen guten Preis, der ihm einen guten Profit einbringen würde. Ein Freund von ihm, ein Geschäftsmann, der in sein Unternehmen investieren wollte, sah den Preis und bat ihn, ihn zu verdoppeln. Sonst, so hat er gesagt, würden die reichen Nigerianer nicht kaufen. Er hat ihn verdoppelt, und es funktioniert.«

»Verrückt«, sagte sie. »Vielleicht war es schon immer so, und wir wussten es nur nicht, weil wir es nicht wissen konnten. Jetzt ist es so, als ob wir ein Nigeria der Erwachsenen sehen, das wir nicht gekannt haben.«

»Ja.« Ihm gefiel, dass sie »wir« sagte, das sah sie ihm an, und ihr gefiel, dass ihr das »wir« so mühelos herausgerutscht war.

»Es ist so eine geschäftsmäßige Stadt«, sagte sie. »Deprimierend geschäftsmäßig. Sogar bei Beziehungen geht es nur ums Geschäft.«

»Bei manchen Beziehungen.«

»Ja, bei manchen«, pflichtete sie ihm bei. Sie sagten einander etwas, was sie noch nicht wirklich artikulieren konnten. Weil sie spürte, dass ihr erneut Nervosität in die Finger kroch, schaltete sie um auf Humor. »Und die Art, wie wir sprechen, hat etwas Hochtrabendes, was ich auch vergessen hatte. Ich habe mich wieder wahrhaft zu Hause gefühlt, als ich anfing, hochtrabend daherzureden.«

Obinze lachte. Sie mochte sein leises Lachen. »Als ich zurückkam, war es ein Schock zu sehen, wie schnell meine Freunde sich dicke Bierbäuche zugelegt hatten. Ich habe mich gefragt, was da los ist. Dann ist mir aufgegangen, dass sie die neue Mittelschicht sind, die dank der Demokratie entstanden ist. Sie hatten Arbeit und konnten es sich leisten, viel Bier zu trinken und auswärts zu essen, und du weißt ja, dass auswärts essen bei uns Huhn und Pommes heißt, und so sind sie dick geworden.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Ifemelus Magen zog sich zusammen. »Wenn du dich genau umsiehst, wirst du bemerken, dass das nicht nur für deine Freunde gilt.«

»Nein, Ifem, du bist nicht dick. Du bist sehr amerikanisch, was das angeht. Was Amerikaner für dick halten, kann ganz normal sein. Du müsstest meine Freunde sehen, dann würdest du verstehen, wovon ich rede. Erinnerst du dich noch an Uche Okoye? Oder Okwudiba? Sie können nicht einmal mehr ihre Hemden zuknöpfen.« Obinze hielt inne. »Du hast zugenommen, und das steht dir. *I maka*.«

Sie wurde verlegen, auf angenehme Weise verlegen, als sie ihn sagen hörte, sie sei schön.

»Du hast mich immer verspottet, weil ich keinen Hintern habe«, sagte sie.

»Das nehme ich zurück. An der Tür habe ich dich aus gutem Grund vorgehen lassen.«

Sie lachten, und als ihr Lachen verebbte, schwiegen sie und lächelten sich an, fremd und vertraut zugleich. Sie erinnerte sich daran, wie sie nackt von der Matratze auf dem Boden in Nsukka aufgestanden war, wie er sie angeschaut und gesagt hatte: »Ich wollte gerade sagen wackel mit dem Hintern, aber du hast nichts, womit du wackeln könntest«, und sie ihn spielerisch gegen das Scheinbein getreten hatte. Die Deutlichkeit der Erinnerung und die plötzliche Sehnsucht, die sie mit sich brachte, verunsicherten sie.

»Aber wenn wir schon von Überraschungen sprechen, Decke«, sagte sie. »Schau dich nur an. Ein großes Tier mit Range Rover. Geld zu haben muss deine Lage wirklich verändert haben.«

»Ja, so ist es vermutlich.«

»Erzähl schon«, sagte sie. »Wie?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Die Leute behandeln dich anders. Und ich meine nicht nur Fremde. Auch Freunde. Sogar meine Cousine Nneoma. Plötzlich kriechen dir alle möglichen Leute in den Arsch, weil sie glauben, dass du es erwartest, die übertriebene Höflichkeit, das übertriebene Lob, sogar übertriebener Respekt, den man überhaupt nicht verdient, und es ist so geheuchelt und so aufdringlich wie ein schlechtes, zu buntes Bild, aber manchmal fängst du an, ein bisschen was davon ernst zu nehmen und dich selbst anders zu sehen. Einmal war ich auf einer Hochzeit in meinem Heimatdorf, und der Zeremonienmeister hat einen albernen Lobgesang auf mich angestimmt, als ich reinkam, und da habe ich gemerkt, dass ich plötzlich anders gehe. Ich wollte es nicht, aber es war so.«

»Wie, bist du stolziert?«, sagte sie. »Zeig es mir.«

»Zuvor musst du mein Lob singen.« Er nippte an seinem Saft. »Nigerianer können so servil sein. Wir sind selbstbewusst, aber wir sind auch servil. Es fällt uns nicht schwer, unaufrichtig zu sein.«

»Wir haben Selbstvertrauen, aber keine Würde.«

»Ja.« Er sah sie anerkennend an. »Und diese übertriebene Arschkriecherei macht dich paranoid. Man weiß nicht mehr, was ehrlich oder wahr ist. Und dann werden andere für dich paranoid, aber auf andere Weise. Meine Verwandten sagen immer: Pass auf, wo du isst. Sogar hier in Lagos raten mir meine Freunde aufzupassen, was ich esse. Iss nicht im Haus einer Frau, weil sie dir was ins Essen tun wird.«

»Und passt du auf?«

»Was?«

»Passt du auf, was du isst?«

»Bei dir würde ich nicht aufpassen.« Eine Pause. Er flirtete offen mit ihr, und sie wusste nicht recht, was sie sagen sollte.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Aber nein«, fuhr er fort. »Wenn ich in einem fremden Haus essen wollte, dann würde ich annehmen, dass es jemand ist, der mir nichts ins Essen tut.«

»Es erscheint mir alles ziemlich verzweifelt.«

»Ich habe gelernt, dass alle in diesem Land alles für knapp halten. Wir glauben sogar, dass Dinge knapp sind, die nicht knapp sind. Und das führt zu Verzweiflung. Auch bei den Reichen.«

»Bei Reichen wie dir, meinst du«, stichelte sie.

Er hielt inne. Er hielt oft inne, bevor er sprach. Sie fand es exquisit; es war, als hätte er so großen Respekt vor seinem Zuhörer, dass er sich auf die bestmögliche Weise ausdrücken wollte. »Mir gefällt der Gedanke, dass diese Verzweiflung nicht in mir Fuß gefasst hat. Manchmal habe ich das Gefühl, dass mein Geld nicht wirklich mir gehört, dass ich es nur für eine Weile für jemand anders aufbewahre. Nachdem ich eine Wohnung in Dubai gekauft hatte, meine erste Wohnung außerhalb Nigerias, hatte ich nahezu Angst, und als ich Okwudiba erzählt habe, wie ich mich fühle, hat er gesagt, ich sei verrückt und solle aufhören mich zu benehmen, als wäre das Leben so wie in den Romanen, die ich lese. Er war so beeindruckt von meinem Besitz, und ich hatte einfach nur das Gefühl, als wäre mein Leben eine Anmaßung nach der anderen, und dann hatte ich Sehnsucht nach der Vergangenheit. Ich habe mich daran erinnert, wie ich bei Okwudiba in seiner ersten kleinen Wohnung in Surulere gewohnt habe und wie wir das Bügeleisen auf dem Ofen erhitzt haben, wenn NEPA den Strom abgeschaltet hat. Und wie sein Nachbar von unten ›Gelobt sei der Herr!‹ gerufen hat, als das Licht wieder anging, und wie es sogar für mich etwas Schönes hatte, als das Licht wieder brannte. Weil wir keinen Generator und keine Kontrolle über den Strom hatten. Aber diese Gedanken sind auf alberne Weise romantisch, weil ich natürlich nicht wieder so leben möchte.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Sie schaute ihn nicht an, weil sie Angst hatte, dass sich der Andrang von Gefühlen, die sie empfunden hatte, während er sprach, auf ihrem Gesicht abzeichnen würde. »Natürlich nicht. Dir gefällt dein Leben.«

»Ich lebe mein Leben.«

»Oh, wie geheimnisvoll wir sind.«

»Und was ist mit dir, berühmte Rasse-Bloggerin, Princeton-Stipendiatin, wie hast du dich verändert?«, fragte er lächelnd, stützte die Ellbogen auf den Tisch und neigte sich zu ihr.

»Als ich auf dem College war und als Babysitterin gejobbt habe, habe ich mich eines Tages zu dem Kind sagen hören: ›Das macht keinen Sinn!‹ Gibt es einen amerikanischeren Ausdruck als ›Sinn machen‹?«

Obinze lachte.

»Da habe ich gedacht, ja, vielleicht habe ich mich ein bisschen verändert.«

»Du hast keinen amerikanischen Akzent.«

»Ich habe mich bemüht, mir keinen zuzulegen.«

»Als ich deine Blogbeiträge im Archiv gelesen habe, war ich überrascht. Sie klangen überhaupt nicht nach dir.«

»Ich glaube trotzdem nicht, dass ich mich sehr verändert habe.«

»Oh, du hast dich verändert«, sagte er mit einer Bestimmtheit, die ihr instinktiv missfiel.

»Wie?«

»Ich weiß nicht. Du bist selbstbewusster. Vielleicht vorsichtiger.«

»Du klingst wie ein enttäuschter Onkel.«

»Nein.« Wieder eine dieser Pausen, doch diesmal schien er sich zurückzuhalten. »Aber dein Blog hat mich auch stolz gemacht. Ich habe gedacht, sie ist fortgegangen, sie hat was gelernt und sie hat sich etwas erobert.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Wieder wurde sie verlegen. »Ich weiß nicht, ob ich mir etwas erobert habe.«

»Und deine Ästhetik hat sich verändert«, sagte er.

»Wie meinst du das?«

»Hast du in Amerika dein Fleisch selbst gepökelt?«

»Wie bitte?«

»Ich habe einen Artikel über diese neue Bewegung der Privilegierten in Amerika gelesen. Die Leute wollen nur Milch direkt von der Kuh trinken und so weiter. Ich dachte, vielleicht gehörst du dazu, weil du eine Blume im Haar trägst.«

Sie lachte.

»Nein, wirklich, erzähl mir, wie du dich verändert hast.« Sein Ton war scherzhaft, dennoch spannte sie sich bei dieser Frage an; sie kam ihrem verletzlichen, weichen Kern zu nahe. Und so sagte sie leichthin: »Vermutlich hat sich mein Geschmack verändert. Ich kann gar nicht glauben, was ich jetzt alles hässlich finde. Die meisten Häuser in dieser Stadt. Ich bin jetzt jemand, der gelernt hat, freigelegte Holzbalken zu bewundern.« Sie verdrehte die Augen, und er lächelte über ihre Ironie, ein Lächeln, das ihr wie ein Preis erschien, den sie immer wieder gewinnen wollte.

»Eigentlich ist es so was wie Snobismus«, fügte sie noch hinzu.

»Es ist Snobismus, nicht so was wie«, sagte er. »Ich war so, was Bücher betrifft. Insgeheim hielt ich meinen Geschmack für besser.«

»Das Problem ist, dass ich es nicht immer nur insgeheim tue.«

Er lachte. »Das wissen wir.«

»Du hast gesagt, dass du so warst. Was ist passiert?«

»Passiert ist, dass ich erwachsen geworden bin.«

»Au«, sagte sie.

Telegram:@shabarsbibliothek

Er erwiderte nichts; doch seine spöttische Miene, die leicht hochgezogenen Augenbrauen, besagte, dass auch sie würde erwachsen werden müssen.

»Was liest du dieser Tage?«, fragte sie. »Du hast bestimmt jeden amerikanischen Roman gelesen, der je veröffentlicht wurde.«

»Ich lese mehr Sachbücher als früher, Geschichte und Biographien. Alles Mögliche, nicht nur Amerika.«

»Was, Amerika ist nicht mehr deine große Liebe?«

»Als mir klarwurde, dass ich Amerika kaufen kann, hat es seinen Glanz verloren. Als ich nur meine Leidenschaft für Amerika hatte, haben sie mir kein Visum gegeben, aber mit meinem neuen Bankkonto habe ich es sofort bekommen. Ich war ein paarmal dort. Ich habe daran gedacht, mir was in Miami zu kaufen.«

Es gab ihr einen Stich, dass er in Amerika gewesen war und sie nichts davon gewusst hatte.

»Und wie hat dir dein Traumland letztlich gefallen?«

»Als du das erste Mal in Manhattan warst, hast du mir geschrieben: ›Es ist wunderbar, aber es ist nicht der Himmel.‹ Daran habe ich gedacht, als ich in Manhattan zum ersten Mal mit dem Taxi gefahren bin.«

Auch sie erinnerte sich, dass sie das geschrieben hatte nicht lange, bevor sie den Kontakt zu ihm abbrach, bevor sie ihn hinter viele Mauern schob. »Das Beste an Amerika ist, dass es dir Platz gibt. Das gefällt mir. Es gefällt mir, dass man sich in diesen Traum einkaufen kann, er ist ein Lüge, aber man kann sich einkaufen, und das ist das einzig Wichtige.«

Er blickte in sein Glas, interessierte sich nicht für ihre philosophischen Spekulationen, und sie fragte sich, ob sie in seinen Augen Groll gesehen hatte, ob auch er sich daran erinnerte, dass sie ihn vollständig ausgeschlossen hatte. Als er fragte: »Bist du noch befreundet mit deinen

Telegram:@shabarsbibliothek

alten Freundinnen?«, glaubte sie, dass er danach fragte, wen sie noch ausgeschlossen hatte. Sie überlegte, ob sie es ansprechen oder warten sollte, bis er es ansprach. Sie sollte es ansprechen, das war sie ihm schuldig, aber eine namenlose Angst hatte von ihr Besitz ergriffen, eine Angst, empfindliche Dinge zu zerbrechen.

»Mit Ranyinudo ja. Und Priye. Die anderen sind jetzt Leute, die meine Freundinnen waren. So wie du und Emenike. Als ich deine E-Mails gelesen habe, war ich nicht überrascht, dass Emenike sich so verhalten hat. Er war schon immer so.«

Er schüttelte den Kopf und trank seinen Becher aus.

»Einmal war ich mit ihm in London, und er machte sich über den Mann lustig, mit dem er zusammenarbeitete, ein Nigerianer, weil er nicht wusste, wie man F-e-a-t-h-e-r-s-t-o-n-e-h-a-u-g-h ausspricht. Emenike sprach es phonetisch aus, so wie der Mann es gesagt hatte, was natürlich falsch war. Ich wusste auch nicht, wie man es ausspricht, und er wusste, dass ich es nicht wusste, und dann folgten diese schrecklichen Momente, als er so tat, als würden wir beide über den Mann lachen. Aber so war es natürlich nicht. Er lachte auch über *mich*. Das war der Augenblick, als ich begriff, dass er nie mein Freund gewesen war.«

»Er ist ein Arschloch«, sagte sie.

»Arschloch. Sehr amerikanische Ausdrucksweise.«

»Ja?«

Er zog wieder die Augenbrauen ein bisschen hoch, als wäre es nicht nötig, das Offensichtliche zu konstatieren. »Nach meiner Deportation hat Emenike keinen Kontakt aufgenommen. Letztes Jahr aber, nachdem ihm jemand erzählt hat, dass ich im Spiel bin, fing er an, mich anzurufen.« Obinze sagte »im Spiel« voller Hohn. »Er hat immer wieder gefragt, ob wir nicht gemeinsam Geschäfte machen könnten, diesen Unsinn. Und eines

Telegram:@shabarsbibliothek

Tages habe ich zu ihm gesagt, dass mir seine herablassende Haltung lieber gewesen wäre, und seitdem hat er mich nicht mehr angerufen.«

»Was ist mit Kayode?«

»Wir sind in Kontakt. Er hat ein Kind mit einer Amerikanerin.«

Obinze blickte auf seine Uhr und nahm seine Handys. »Ich will nicht gehen, aber ich muss.«

»Ja, ich auch.« Sie wollte diesen Augenblick, als sie im Geruch der Bücher saßen, in die Länge ziehen, Obinze neu entdecken. Bevor sie in ihre Autos stiegen, umarmten sie sich und murmelten beide »Schön, dich zu sehen«, und sie dachte an seinen Fahrer und ihren Fahrer, die sie neugierig beobachten mussten.

»Ich rufe dich morgen an«, sagte er, aber kaum saß sie in ihrem Wagen, als er ihr eine SMS schickte. *Hast du morgen Zeit zum Mittagessen?* Sie hatte Zeit. Es war ein Samstag, und sie sollte fragen, warum er nicht bei seiner Frau und seinem Kind war, und sie sollte nachfragen, was genau sie unternehmen wollten, aber sie verband eine Geschichte, ein Band so dick wie ein Tau, und deswegen mussten sie nicht darüber sprechen. Sie öffnete die Tür, als er klingelte, und er trat ein und bewunderte die Blumen auf ihrem Balkon, die weißen Lilien, die wie Schwäne aus den Töpfen wuchsen.

»Ich habe heute Morgen *Die kleinen Freiheiten von Lagos* gelesen. Oder vielmehr durchgearbeitet«, sagte er.

Sie freute sich. »Und was denkst du?«

»Der Beitrag über den Nigerpolitan Club hat mir gefallen. Ein bisschen selbstgefällig allerdings.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Als die Wahrheit«, sagte er und zog wieder die Augenbrauen leicht in die Höhe, es musste eine neue Marotte sein; sie erinnerte sich nicht, dass er

Telegram:@shabarsbibliothek

es früher getan hatte. »Aber es ist ein phantastischer Blog. Mutig und intelligent. Und mir gefällt das Layout.« Wieder einmal beruhigte er sie.

Sie deutete auf den Compound nebenan. »Erkennst du es wieder?«

»Ah. Ja.«

»Ich dachte, dass es perfekt ist für den Blog. So ein wunderschönes Haus und so wunderbar verfallen. Und die Pfaue auf dem Dach.«

»Es sieht ein bisschen wie ein Gerichtsgebäude aus. Diese alten Häuser und ihre Geschichten faszinieren mich immer.« Er zog an dem dünnen Eisengeländer ihres Balkons, als wollte er überprüfen, wie haltbar, wie sicher es war, und das gefiel ihr. »Irgendjemand wird es sich bald schnappen, es abreißen und einen glitzernden Block überteuerter Luxuswohnungen bauen.«

»Jemand wie du.«

»Als ich ins Immobiliengeschäft eingestiegen bin, habe ich daran gedacht, alte Häuser wie dieses zu renovieren, statt es abzureißen, aber es erschien mir sinnlos. Nigerianer kaufen keine Häuser, nur weil sie alt sind. Einen renovierten, zweihundert Jahre alten Getreidespeicher, wie er Europäern gefällt. Hier funktioniert das nicht. Und es erscheint mir nur logisch, weil wir Dritte Welt sind, und die Dritte Welt blickt nach vorn, wir mögen neue Dinge, weil das Beste noch vor uns liegt, während der Westen das Beste bereits hinter sich hat und sie deswegen einen Fetisch aus der Vergangenheit machen müssen.«

»Täusche ich mich, oder bist du es, der jetzt kleine Vorträge hält?«, fragte sie.

»Es ist einfach erfrischend, mit jemandem zu reden, der intelligent ist.«

Sie blickte von ihm weg, fragte sich, ob es ein Hinweis auf seine Frau war, und mochte ihn deswegen nicht.

»Dein Blog hat schon so viele Anhänger«, sagte er.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich habe große Pläne für den Blog. Ich möchte durch Nigeria reisen und Beiträge aus jedem Bundesstaat posten mit Bildern und Geschichten, aber ich muss langsam vorgehen, ihn etablieren und Geld mit Werbung verdienen.«

»Du brauchst Investoren.«

»Ich will dein Geld nicht«, sagte sie ein bisschen scharf und schaute unverwandt auf das eingesunkene Dach des leerstehenden Hauses. Die Bemerkung über jemanden, der intelligent war, hatte sie irritiert, weil es ein Hinweis auf seine Frau sein musste und sie ihn fragen wollte, warum er ihr das erzählte. Warum hatte er eine Frau geheiratet, die nicht intelligent war, nur um ihr dann zu erzählen, dass seine Frau nicht intelligent war?

»Schau dir den Pfau an, Ifem«, sagte er leise, als spürte er ihre Gereiztheit.

Sie sahen zu, wie der Pfau aus dem Schatten eines Baums kam, dann auf seinen Lieblingsplatz auf dem Dach flog und von dort sein verfallenes Königreich überblickte.

»Wie viele sind es?«

»Ein Männchen und zwei Weibchen. Ich hoffe immer, dass ich ihn beim Balzen erwische, aber bislang ist es mir nicht gelungen. Morgens wecken sie mich mit ihren Schreien. Hast du sie schon mal gehört? Sie klingen fast wie ein Kind, das nicht tun will, was man ihm sagt.«

Der schmale Hals des Pfaus streckte sich in die eine und dann in die andere Richtung, und als hätte er sie gehört, riss er den Schnabel auf und schrie.

»Du hast recht mit den Schreien«, sagte er und trat näher neben sie. »Sie haben etwas von einem Kind. Der Compound erinnert mich an ein Grundstück, das ich in Enugu gekauft habe. Ein altes Haus. Es wurde vor dem Krieg gebaut, und ich wollte es eigentlich abreißen, aber dann habe ich

Telegram:@shabarsbibliothek

beschlossen, es stehenzulassen. Es ist sehr elegant und ruhig, große Terrassen und alte Frangipani-Bäume im Garten. Innen renoviere ich es vollständig, es wird sehr modern, aber von außen behält es sein altes Aussehen. Lach nicht, aber als ich es zum ersten Mal gesehen habe, hat es mich an Poesie erinnert.«

Es hatte etwas Jungenhaftes, wie er »Lach nicht« sagte, und sie lächelte ihn dafür an, ein bisschen spöttisch, aber auch weil er wissen sollte, dass ihr die Vorstellung eines Hauses gefiel, das ihn an Poesie erinnerte.

»Wenn ich eines Tages vor allem davonlaufen werde, will ich dort leben«, sagte er.

»Die Leute werden wirklich exzentrisch, wenn sie reich sind.«

»Oder vielleicht sind wir alle exzentrisch, haben aber nicht das Geld, um es in aller Öffentlichkeit auszuleben? Ich würde dir das Haus gern zeigen.«

Sie murmelte etwas, eine vage Zustimmung.

Sein Handy klingelte schon eine Weile, ein endloses, dumpfes Brummen in seiner Tasche. Schließlich nahm er es heraus, schaute darauf und sagte: »Entschuldige, aber ich muss den Anruf annehmen.« Sie nickte und ging hinein, fragte sich, ob es seine Frau war.

Im Wohnzimmer hörte sie bruchstückhaft seine Stimme, laut, leise, dann wieder laut, er sprach Igbo, und als er hereinkam, biss er die Zähne zusammen.

»Alles in Ordnung?«, fragte sie.

»Es war ein Junge aus meinem Dorf. Ich zahle seine Schulgebühren, aber jetzt meint er, verrückte Ansprüche stellen zu können. Heute Morgen hat er mir eine SMS geschickt, dass er ein Handy braucht und ich es ihm bis Freitag schicken soll. Ein fünfzehnjähriger Junge. Diese Unverfrorenheit. Und dann ruft er mich an. Ich habe ihm gerade eine

Telegram:@shabarsbibliothek

Abfuhr erteilt und ihm gesagt, dass er sein Stipendium vergessen kann, um ihm Angst zu machen und zur Vernunft zu bringen.«

»Ist er mit dir verwandt?«

»Nein.«

Sie wartete auf eine Erklärung.

»Ifem, ich tue, was von reichen Leuten erwartet wird. Ich zahle die Schulgebühren von hundert Schülern in meinem Dorf und im Dorf meiner Mutter.« Er sprach mit aufgesetzter Gleichgültigkeit; es war kein Thema, über das er gern redete. Er stand neben dem Bücherregal. »Was für ein schönes Wohnzimmer.«

»Danke.«

»Du hast alle deine Bücher hergebracht?«

»Die meisten.«

»Ah. Derek Walcott.«

»Ich mag ihn sehr. Ich lese endlich ein bisschen Lyrik.«

»Ich sehe Graham Greene.«

»Ich habe wegen deiner Mutter angefangen, ihn zu lesen. Ich liebe *Das Herz aller Dinge*.«

»Nach ihrem Tod habe ich versucht, es zu lesen. Ich wollte, dass es mir gefällt. Ich dachte, wenn es mir gefällt, könnte ich vielleicht …« Er berührte das Buch und hielt im Sprechen inne.

Seine Wehmut rührte sie. »Es ist echte Literatur, eine so menschliche Geschichte, dass sie in zweihundert Jahren noch gelesen werden wird.«

»Du klingst wie meine Mutter«, sagte er.

Er erschien ihr vertraut und zugleich fremd. Zwischen den Vorhängen fiel ein Lichtstreifen ins Wohnzimmer. Sie standen neben dem Bücherregal, und sie erzählte, wie sie *Das Herz aller Dinge* endlich zum ersten Mal gelesen hatte, und er hörte auf seine intensive Art zu, als würde er ihre

Telegram:@shabarsbibliothek

Worte schlucken wie ein Getränk. Sie standen neben dem Bücherregal und lachten darüber, wie oft seine Mutter ihm nahegelegt hatte, dieses Buch zu lesen. Und dann standen sie neben dem Bücherregal und küssten sich. Zuerst war es ein zärtlicher Kuss, nur ihre Lippen berührten sich, dann berührten sich ihre Zungen, und sie fühlte sich, als hätte sie keine Knochen im Leib. Er zog sich als Erster zurück.

»Ich habe keine Kondome«, sagte sie unverfroren, vorsätzlich unverfroren.

»Ich wusste nicht, dass wir zum Mittagessen Kondome brauchen.«

Sie schlug ihn spielerisch. Millionen Unsicherheiten waren in ihren Körper eingedrungen. Sie wollte ihm nicht ins Gesicht sehen. »Ich habe ein Mädchen, das putzt und kocht. Im Gefrierfach ist Eintopf und *Jollof*-Reis im Kühlschrank. Wir können hier essen. Möchtest du etwas trinken?« Sie wandte sich der Küche zu.

»Was ist in Amerika passiert?«, fragte er. »Warum hast du den Kontakt einfach abgebrochen?«

Ifemelu ging in die Küche.

»Warum hast du den Kontakt einfach abgebrochen?«, wiederholte er leise. »Bitte, erzähl mir, was passiert ist.«

Bevor sie sich ihm gegenüber an den kleinen Esstisch setzte und von dem verkommenen Tennislehrer in Ardmore, Pennsylvania, erzählte, goss sie ihnen beiden Mangosaft aus einem Karton ein. Sie schilderte ihm kleine Details aus dem Büro des Mannes, an die sie sich noch deutlich erinnerte, den Stapel Sportzeitschriften, den klammen Geruch, doch als sie erzählte, wie er sie in sein Zimmer geführt hatte, sagte sie einfach: »Ich habe mich ausgezogen und getan, was er wollte. Ich konnte nicht glauben, dass ich feucht wurde. Ich habe ihn gehasst. Ich habe mich selbst gehasst. Ich habe

Telegram:@shabarsbibliothek

mich wirklich gehasst. Ich hatte das Gefühl, ich weiß nicht, als hätte ich mich selbst betrogen.« Sie hielt inne. »Und dich.«

Eine lange Weile sagte er nichts und blickte auf den Tisch, als müsste er die Geschichte verkraften.

»Ich denke nicht mehr oft daran«, fuhr sie fort. »Ich habe es nicht vergessen, aber ich denke nicht oft daran. Ich lasse es nicht zu. Es ist sehr merkwürdig, jetzt darüber zu reden. Es scheint ein so dummer Grund, alles aufzugeben, was wir hatten, aber es ist der Grund, und je mehr Zeit verging, umso weniger wusste ich, wie ich es wieder richten sollte.«

Er schwieg noch immer. Sie starrte auf die gerahmte Karikatur von Dike, die an der Wand hing, Dikes Ohren waren komisch in die Länge gezogen und spitz, und sie fragte sich, was Obinze empfand.

Schließlich sagte er: »Ich kann mir nicht vorstellen, wie elend du dich gefühlt haben musst und wie einsam. Du hättest es mir sagen sollen. Ich wünschte nur, du hättest es mir erzählt.«

Sie hörte seine Worte wie eine Melodie, und sie spürte, wie unregelmäßig ihr Atem ging, und schnappte nach Luft. Sie würde nicht weinen, es war lächerlich, nach so langer Zeit zu weinen, aber ihre Augen füllten sich mit Tränen, in ihrer Brust befand sich ein Felsen, und ihre Kehle brannte. Die Tränen juckten. Sie gab keinen Laut von sich. Er nahm auf dem Tisch ihre Hand in seine, und zwischen ihnen wuchs eine Stille, eine uralte Stille, die sie beide kannten. Sie war in dieser Stille, und sie war in Sicherheit.

Telegram:@shabarsbibliothek

52

»Lass uns Tischtennis spielen. Ich bin Mitglied in einem kleinen Privatclub auf Victoria Island«, sagte er.

»Ich habe seit Ewigkeiten nicht mehr gespielt.«

Sie dachte daran, dass sie ihn immer hatte schlagen wollen, obwohl er der Schulmeister war, und dass er stets amüsiert zu ihr gesagt hatte: »Versuch es mit mehr Kalkül und weniger Kraft. Mit Leidenschaft gewinnt man kein Spiel, auch wenn es gern behauptet wird.« Und jetzt sagte er: »Mit Ausreden gewinnt man kein Spiel. Du solltest es mit Kalkül versuchen.«

Er fuhr selbst. Er ließ den Motor an, und sofort war Musik zu hören. »Yori Yori« von Bracket.

»Ich liebe dieses Lied«, sagte sie.

Er drehte lauter, und sie sangen mit; der Song hatte etwas Überschwängliches, eine rhythmische, unverfälschte Freude, die alles leicht scheinen ließ.

»*Ahn-ahn!* Du bist noch gar nicht so lange zurück und kannst schon so gut mitsingen?«, sagte er.

»Als Erstes habe ich mich über die aktuelle Musik informiert. Diese neue Musik ist so aufregend.«

»Stimmt. In Clubs spielen sie jetzt nigerianische Musik.«

Sie würde diesen Augenblick nicht vergessen, als sie neben Obinze in seinem Range Rover saß im stehenden Verkehr und »Yori Yori« hörte – *Your love dey make my heart do yori yori. Nobody can love you the way I*

Telegram:@shabarsbibliothek

do –, neben ihnen ein glänzender Honda, das neueste Modell, und vor ihnen ein Datsun, der aussah, als wäre er hundert Jahre alt.

Nach ein paar Partien Tischtennis, die er alle gewann, wobei er sie ständig verspottete, aßen sie in dem kleinen Restaurant zu Mittag, in dem sie allein waren abgesehen von einer Frau, die an der Bar Zeitung las. Der Manager, ein runder Mann, der sein schlecht sitzendes schwarzes Jackett nahezu sprengte, kam wiederholt an ihren Tisch und sagte: »Ich hoffe, alles ist in Ordnung, Sah. Schön, dass Sie wieder einmal bei uns sind, Sah. Wie geht es in der Arbeit, Sah?«

Ifemelu neigte sich vor und sagte: »Gibt es einen Punkt, an dem du zu würgen anfängst?«

»Der Mann käme nicht so oft, wenn er nicht glauben würde, dass ich vernachlässigt werde. Du bist süchtig nach deinem Handy.«

»Entschuldige. Ich habe gerade nur meinen Blog gecheckt.« Sie war entspannt und glücklich. »Du solltest was für mich schreiben.«

»Ich?«

»Ja, ich werde dir einen Auftrag geben. Wie wäre es mit den Gefahren, die es bedeutet, jung, gutaussehend und reich zu sein?«

»Ich würde lieber über ein Thema schreiben, mit dem ich mich persönlich identifizieren kann.«

»Wie wäre es mit Sicherheit? Ich möchte etwas über Sicherheit bringen. Ist dir auf der Third Mainland Bridge schon mal was passiert? Jemand hat mir erzählt, dass er spät von einem Club weg und aufs Festland zurückgefahren ist, und ein Autoreifen ist geplatzt, und sie sind trotzdem weitergefahren, weil es so gefährlich ist, auf der Brücke anzuhalten.«

»Ifem, ich wohne in Lekki, und ich gehe nicht in Clubs. Nicht mehr.«

»Okay.« Sie blickte wieder auf ihr Handy. »Ich hätte gern immer wieder neue interessante Themen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Du bist zerstreut.«

»Kennst du Tunde Razaq?«

»Wer kennt ihn nicht? Warum?«

»Ich möchte ihn interviewen. Ich möchte eine wöchentliche Rubrik einrichten ›Insider über Lagos‹, und ich möchte mit den interessantesten Leuten anfangen.«

»Was ist interessant an ihm? Dass er ein Lagos-Playboy ist, der vom Geld seines Vaters lebt, besagtes Geld angehäuft dank eines Monopols für Dieselimporte, das sie sich gesichert haben, weil sie den Präsidenten kennen?«

»Er ist auch ein Musikproduzent und offenbar ein hervorragender Schachspieler. Meine Freundin Zemaye kennt ihn, und er hat ihr gerade geschrieben, dass er sich nur interviewen lässt, wenn er mich zum Abendessen einladen darf.«

»Wahrscheinlich hat er irgendwo ein Bild von dir gesehen.« Obinze stand auf und schob seinen Stuhl so heftig zurück, dass sie überrascht war. »Der Mann ist ein Schürzenjäger.«

»Sei nett«, sagte sie amüsiert; seine Eifersucht gefiel ihr. Auf der Rückfahrt zu ihrer Wohnung spielte er noch einmal »Yori Yori«, und sie wiegte sich und tanzte mit den Armen, sehr zu seinem Vergnügen.

»Ich dachte, dein Chapman wäre alkoholfrei gewesen«, sagte er. »Ich will einen anderen Song spielen. Wenn ich ihn höre, denke ich immer an dich.«

Obiwons »Obi Mu O« setzte ein, und sie saß still und schweigend da, als die Worte den Wagen erfüllten: *This is that feeling that I've never felt … and I'm not gonna let it die*. Als die männliche und weibliche Stimme in Igbo sangen, stimmte Obinze ein, wandte kurz den Blick von der Straße und sah sie an, als wollte er ihr zu verstehen geben, dass das ihre wahre

Telegram:@shabarsbibliothek

Unterhaltung war, er nannte sie schön, sie nannte ihn schön, beide nannten einander wahre Freunde. *Nwanyi oma, nwoke oma, omalicha nwa, ezigbo oyi m o.*

Bevor sie ausstieg, neigte er sich zu ihr und küsste sie auf die Wange, zögerte, ihr zu nahe zu kommen oder sie zu umarmen, als hätte er Angst davor, dass sie sich von dem Gefühl des Hingezogenseins überwältigen ließen. »Kann ich dich morgen sehen?«, fragte er, und sie sagte ja. Sie gingen in ein brasilianisches Restaurant in der Lagune, wo ihnen der Kellner einen Spieß nach dem anderen mit Fleisch und Fisch brachte, bis Ifemelu meinte, dass sie gleich platzen würde. Am nächsten Tag fragte er sie, ob sie mit ihm zu Abend essen wollte, und sie aßen in einem italienischen Restaurant, dessen überteuerte Gerichte langweilig schmeckten, und die trübselig dreinblickenden, langsamen Kellner mit Fliege machten sie ein bisschen traurig.

Auf dem Rückweg fuhren sie durch Obalende, Tische und Stände säumten die geschäftigen Straßen, in den Lampen der Händler flackerten orangefarbene Flammen.

Ifemelu sagte: »Halt an, ich möchte frittierte Bananen kaufen.«

Ein Stück weiter fand er einen Parkplatz vor einer Bierkneipe und stellte den Wagen ab. Er begrüßte die Männer, die auf den Bänken saßen und tranken, locker und herzlich, und sie freuten sich. »Chief! Gehen Sie ruhig rein. Ihr Wagen ist sicher.«

Die Händlerin versuchte Ifemelu zu überzeugen, auch gebratene Süßkartoffeln zu kaufen.

»Nein, nur Bananen.«

»Wie wäre es mit *Akara*, Tante? Habe ich gerade gemacht. Ganz frisch.«

»Okay«, sagte Ifemelu. »Ich nehme vier.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Warum kaufst du *Akara*, wenn du es gar nicht willst?«, fragte Obinze amüsiert.

»Weil das ein richtiges Unternehmen ist. Sie verkauft, was sie herstellt. Sie verkauft weder ihren Standort noch die Quelle, von der sie ihr Öl bezieht, oder den Namen desjenigen, der die Bohnen gestampft hat. Sie verkauft einfach nur, was sie selbst macht.«

Im Auto öffnete sie die ölige Plastiktüte mit den Bananen und schob sich eine kleine, perfekt frittierte gelbe Scheibe in den Mund. »Das schmeckt so viel besser als das in Butter getränkte Zeug im Restaurant, das ich kaum essen konnte. Und wir kriegen keine Lebensmittelvergiftung, weil das Frittieren die Keime abtötet.«

Er sah ihr lächelnd zu, und sie vermutete, dass sie zu viel redete. Auch diesen Augenblick würde sie nicht vergessen: Obalende in der Nacht, erhellt von hundert kleinen Lichtern, die lauten Stimmen betrunkener Männer und das Schwingen der breiten Hüften einer Frau, die am Wagen vorbeiging.

Er fragte, ob er sie zum Mittagessen einladen könne, und sie schlug ein zwangloses Lokal vor, von dem sie gehört hatte. Sie bestellte ein Hähnchen-Sandwich und beschwerte sich dann über den Mann, der in einer Ecke saß und rauchte. »Wie überaus amerikanisch, sich wegen des Rauchens zu beschweren«, sagte Obinze, und sie wusste nicht, ob er es als Zurückweisung meinte oder nicht.

»Sind bei dem Sandwich Pommes dabei?«, fragte Ifemelu den Kellner.

»Ja, Madam.«

»Aus richtigen Kartoffeln?«

»Madam?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Sind die Pommes gefroren und importiert, oder schneiden und frittieren Sie die Kartoffeln selbst?«

Der Kellner blickte gekränkt drein. »Sie sind gefroren und importiert.«

Als der Kellner sich entfernte, sagte Ifemelu: »Dieses gefrorene Zeug schmeckt widerlich.«

»Er kann nicht glauben, dass du tatsächlich richtige Kartoffeln willst«, sagte Obinze trocken. »Richtige Kartoffeln sind altmodisch für ihn. Denk dran, das ist unsere neue Mittelschichtwelt. Wir haben den ersten Zyklus des Wohlstands noch nicht vollständig hinter uns und können noch nicht zurück zum Anfang und Milch aus dem Kuheuter trinken.«

Jedes Mal, wenn er sie absetzte, küsste er sie auf die Wange, beide neigten sich zueinander und zogen sich wieder zurück, damit sie »Tschüss« sagen und aussteigen konnte. Als er sie zum fünften Mal vor ihrem Compound absetzte, fragte sie: »Hast du Kondome in der Tasche?«

Er schwieg eine Weile. »Nein, ich habe keine Kondome in der Tasche.«

»Ich habe vor ein paar Tagen welche gekauft.«

»Ifem, warum sagst du das?«

»Du bist verheiratet und hast ein Kind, und wir sind heiß aufeinander. Wen wollen wir mit diesen keuschen Verabredungen verarschen? Wir sollten es besser hinter uns bringen.«

»Du versteckst dich hinter Sarkasmus«, sagte er.

»Oh, wie vornehm du tust.« Sie war wütend. Es war gerade mal eine Woche her, dass sie ihn zum ersten Mal wiedergesehen hatte, und schon war sie wütend, wütend, weil er sie absetzte und nach Hause fuhr zu seinem anderen Leben, seinem wirklichen Leben, weil sie sich dieses Leben nicht vorstellen konnte, weil sie nicht wusste, in was für einem Bett er schlief, von was für einem Teller er aß. Seit sie sich mit ihrer Vergangenheit beschäftigte, stellte sie sich eine Beziehung mit ihm vor, doch nur in

Telegram:@shabarsbibliothek

verschwommenen Bildern und vagen Umrissen. Konfrontiert mit der Realität und dem silbernen Ring an seinem Finger, hatte sie Angst, sich an ihn zu gewöhnen, zu ertrinken. Oder vielleicht war sie schon ertrunken, und ihre Angst nährte von diesem Wissen.

»Warum hast du mich nicht angerufen, als du zurückgekommen bist?«, fragte er.

»Ich weiß es nicht. Ich wollte erst einmal Fuß fassen.«

»Ich hatte gehofft, dir dabei helfen zu können.«

Sie erwiderte nichts.

»Bist du noch mit Blaine zusammen?«

»Was geht dich das an, du bist ein verheirateter Mann?«, sagte sie mit einer Ironie, die viel zu bissig klang; sie wollte cool sein, distanziert, kontrolliert.

»Kann ich noch mit reinkommen? Um zu reden?«

»Nein, ich muss für meinen Blog recherchieren.«

»Bitte, Ifem.«

Sie seufzte. »Okay.«

In ihrer Wohnung setzte er sich auf die Couch, und sie setzte sich so weit wie möglich von ihm entfernt in einen Sessel. Plötzlich hatte sie eine gallige Angst vor was immer er als Nächstes sagen würde. Sie wollte es nicht hören, und deswegen sagte sie heftig: »Zemaye will einen ironischen Führer für Männer schreiben, die ihre Frau betrügen wollen. Sie hat erzählt, dass ihr Freund neulich unerreichbar war, und als er schließlich wieder aufgetaucht ist, hat er behauptet, dass sein Handy ins Wasser gefallen war. Sie hat gesagt, das ist die älteste Ausrede überhaupt, das Handy ist ins Wasser gefallen. Ich fand es komisch. Ich hatte es noch nie gehört. Das wird also die Nummer eins in ihrem Führer: Sag niemals, dass dein Telefon ins Wasser gefallen ist.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Für mich fühlt es sich nicht so an, als würde ich betrügen«, sagte er ruhig.

»Weiß deine Frau, dass du hier bist?« Sie verhöhnte ihn. »Ich frage mich, wie viele Männer sagen, dass es sich nicht anfühlt, als würden sie betrügen, wenn sie betrügen. Ich meine, würden sie jemals wirklich zugeben, dass es sich wie betrügen anfühlt?«

Er stand auf, seine Bewegungen zielgerichtet, und zuerst glaubte sie, dass er sich ihr nähern oder vielleicht auf die Toilette wollte, doch er ging zur Wohnungstür, öffnete sie und schloss sie hinter sich. Sie starrte die Tür an. Eine lange Zeit saß sie reglos da, dann stand sie auf und schritt auf und ab, unfähig, sich zu konzentrieren, sie fragte sich, ob sie ihn anrufen sollte, argumentierte mit sich selbst. Sie beschloss, ihn nicht anzurufen; ihr missfiel sein Verhalten, sein Schweigen, seine Heuchelei. Als Minuten später an der Tür geklingelt wurde, öffnete ein Teil von ihr nur widerwillig.

Sie ließ ihn ein, und sie setzten sich nebeneinander auf die Couch.

»Tut mir leid, dass ich einfach so gegangen bin«, sagte er. »Seitdem du zurück bist, bin ich einfach nicht ich selbst, und mir hat nicht gefallen, wie du geredet hast, als wäre diese Sache etwas Gewöhnliches. Das ist sie nicht. Und das weißt du. Ich glaube, dass du das gesagt hast, um mich zu verletzen, aber vor allem, weil *du* verwirrt bist. Ich weiß, es ist schwierig für dich, dass wir uns oft sehen und viel miteinander reden, und andererseits so viel vermeiden.«

»Du sprichst Code«, sagte sie.

Er sah gestresst aus und biss die Zähne zusammen, und sie sehnte sich danach, ihn zu küssen. Es stimmte, dass er intelligent und selbstsicher war, doch er hatte auch etwas Unschuldiges, ein Selbstvertrauen ohne Ego, etwas Zurückgeworfenes in eine andere Zeit, an einen anderen Ort, und das fand sie liebenswert.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich habe nichts gesagt, weil ich manchmal einfach so glücklich bin, nur weil ich mit dir zusammen bin, und das will ich nicht kaputtmachen«, sagte er. »Und weil ich was zu sagen haben will, bevor ich es sage.«

»Ich fasse mich selbst an und denke dabei an dich«, sagte sie.

Er starrte sie an, etwas aus dem Gleichgewicht gebracht.

»Wir sind keine Singles, die einander den Hof machen, Decke«, sagte sie. »Wir können nicht leugnen, dass wir uns voneinander angezogen fühlen, und darüber sollten wir vielleicht sprechen.«

»Du weißt, dass es nicht um Sex geht«, sagte er. »Dass es nie um Sex ging.«

»Ich weiß«, sagte sie und nahm seine Hand. Zwischen ihnen gab es ein schwereloses, grenzenloses Verlangen. Sie neigte sich zu ihm und küsste ihn, und zuerst reagierte er bedächtig, doch dann zerrte er an ihrer Bluse, schob die Schalen ihres BHs herunter, um ihre Brüste zu befreien. Sie erinnerte sich deutlich an seine feste Umarmung, und doch hatte ihre Vereinigung auch etwas Neues; ihre Körper erinnerten sich und erinnerten sich nicht. Sie berührte die Narbe auf seiner Brust, und erinnerte sich von neuem an sie. Den Ausdruck »sich lieben« hatte sie immer ein bisschen rührselig empfunden; »Sex haben« fühlte sich wahrhaftiger an und »ficken« war erregender, aber als sie danach neben ihm lag, beide lächelnd, manchmal lachend, ihr Körper von Frieden erfüllt, dachte sie, wie treffend er war, der Ausdruck »sich lieben«. Sogar ihre Nägel waren erwacht, jeder sonst taube Körperteil war erwacht. Sie wollte sagen: »Es ist keine Woche vergangen, in der ich nicht an dich gedacht habe.« Aber stimmte es? Selbstverständlich gab es Wochen, in denen er unter den Schichten ihres Lebens begraben gewesen war, aber es *fühlte* sich wahr an.

Sie setzte sich auf und sagte: »Mit anderen Männern habe ich immer die Decke gesehen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Er lächelte ein langes, bedächtiges Lächeln. »Weißt du, wie ich mich lange gefühlt habe? Als würde ich darauf warten, glücklich zu sein.«

Er stand auf und ging ins Bad. Sie empfand es als attraktiv, dass er nicht groß war, dass er solide, fest und nicht groß war. Sie sah darin ein Geerdetsein; er würde alles überstehen, er käme nicht leicht ins Schwanken. Er kehrte zurück, und sie hatte Hunger, und er fand Orangen in ihrem Kühlschrank und schälte sie, und sie aßen die Orangen, saßen nebeneinander, und dann lagen sie miteinander verschlungen und vollständig da, und sie schlief ein und merkte nicht, als er ging. Sie erwachte, und es war ein dunkler, bewölkter, regnerischer Morgen. Ihr Telefon klingelte. Es war Obinze.

»Wie geht es dir?«, fragte er.

»Ich bin ein bisschen groggy und nicht sicher, was gestern passiert ist. Hast du mich verführt?«

»Gott sei Dank hat deine Tür ein Bolzenschloss. Ich hätte dich nicht gern geweckt, nur damit du die Tür hinter mir abschließt.«

»Du hast mich also verführt.«

Er lachte. »Kann ich zu dir kommen?«

Sie mochte, wie er »Kann ich zu dir kommen« sagte.

»Ja. Es regnet wie verrückt.«

»Wirklich? Hier regnet es nicht. Ich bin in Lekki.«

Sie fand das auf alberne Weise aufregend, dass es regnete, wo sie war, und nicht regnete, wo er war, nur Minuten voneinander entfernt, und sie wartete voller Ungeduld, voller unter Strom stehender Freude darauf, dass sie gemeinsam den Regen sehen konnten.

Telegram:@shabarsbibliothek

53

Und so begannen die berauschenden Tage voller Klischees: Sie fühlte sich lebendig, ihr Herz schlug schneller, wenn er vor ihrer Tür stand, und sie betrachtete jeden Morgen, als würde sie ein Geschenk auspacken. Sie lachte oder schlug die Beine übereinander oder schwang leicht die Hüften, und war sich ihrer selbst dabei bewusster als früher. Ihr Nachthemd roch nach seinem Eau de Cologne, ein schwacher Duft nach Zitrus und Holz, und sie wusch es so lange wie möglich nicht, und sie zögerte es hinaus, einen Tropfen Handcreme vom Waschbecken zu wischen, der ihm heruntergefallen war, und nachdem sie sich geliebt hatten, ließ sie den Abdruck seines Kopfes auf dem Kissen unberührt, als wollte sie sein Wesen bis zum nächsten Mal bewahren. Sie standen oft auf dem Balkon und beobachteten die Pfaue auf dem Dach des verlassenen Hauses, hielten sich manchmal bei den Händen, und dann dachte sie an das nächste und das übernächste Mal, wenn sie es wieder tun würden. Das war Liebe, den nächsten Tag nicht erwarten zu können. Hatte sie als Teenager auch so empfunden? Die Gefühle schienen absurd. Sie wurde unruhig, wenn er auf eine SMS von ihr nicht sofort reagierte. Sie war eifersüchtig auf seine Vergangenheit. »Du bist die große Liebe meines Lebens«, sagte er zu ihr, und sie glaubte ihm, dennoch war sie eifersüchtig auf die Frauen, die er auch nur flüchtig geliebt hatte, die Platz in seinen Gedanken eingenommen hatten, und sie dachte daran, wie viel Aufmerksamkeit er hier in Lagos bekam, so gut wie er aussah, und so reich, wie er jetzt war. Als sie ihn Zemaye, der geschmeidigen Zemaye in ihrem engen Rock und mit ihren

Telegram:@shabarsbibliothek

hohen Plateausohlen, vorstellte, unterdrückte sie ihr Unbehagen, denn sie sah in Zemayes wachen, leuchtenden Augen die Augen aller hungrigen Frauen in Lagos. Es war grundlose Eifersucht, er tat nichts, um sie zu befördern; seine Liebe war transparent und hingebungsvoll. Sie staunte, was für ein aufmerksamer, intensiver Zuhörer er war. Er erinnerte sich an alles, was sie ihm erzählte. Das hatte sie noch nie erlebt, dass man ihr wirklich zuhörte, sie wirklich hörte, und dafür liebte sie ihn noch mehr; jedes Mal, wenn er sich am Telefon verabschiedete, geriet sie in Panik. Es war wahrhaft absurd. Ihre Teenagerliebe war weniger melodramatisch gewesen. Oder es lag an den veränderten Umständen, an seiner Ehe, über die er nie sprach. Manchmal sagte er »Am Sonntag kann ich erst am Nachmittag kommen« oder »Heute muss ich früh weg«, und sie wusste, dass es mit seiner Frau zu tun hatte, aber sie sprachen nicht darüber. Er versuchte es nicht, und sie wollte es nicht, oder sie redete sich ein, dass sie es nicht wollte. Es überraschte sie, dass er öffentlich mit ihr ausging, zum Mittag- und zum Abendessen, in seinen privaten Club, in dem sie der Kellner mit »Madam« ansprach, vielleicht weil er sie für seine Frau hielt; dass er bis nach Mitternacht blieb und nie duschte, wenn sie sich geliebt hatten; dass er nach Hause ging mit ihrem Geruch auf der Haut. Er war entschlossen, ihrer Beziehung so viel Würde wie möglich zu geben, so zu tun, als würde er nicht Versteck spielen, obwohl er es natürlich tat. Als sie einmal im unbestimmten Licht des späten Abends engumschlungen im Bett lagen, sagte er kryptisch: »Ich kann über Nacht bleiben, ich würde gern bleiben.« Und sie sagte rasch nein und sonst nichts. Sie wollte sich nicht daran gewöhnen, neben ihm aufzuwachen, gestattete sich nicht, daran zu denken, warum er in dieser Nacht bleiben konnte. Und so hing seine Ehe über ihnen, unausgesprochen, ungeprüft, bis er eines Abends, als sie nicht ausgehen

Telegram:@shabarsbibliothek

wollte, sagte: »Du hast Spaghetti und Zwiebeln. Ich möchte für dich kochen.«

»Solange ich kein Bauchweh davon kriege.«

Er lachte. »Das Kochen fehlt mir. Zu Hause kann ich nicht kochen.« Und in diesem Augenblick wurde seine Frau eine dunkle gespenstische Präsenz im Raum. Sie war fassbar und bedrohlich auf eine Weise, wie sie es nie gewesen war, wenn er gesagt hatte »Am Sonntag kann ich erst am Nachmittag kommen« oder »Heute muss ich früh weg«. Sie wandte sich von ihm ab und öffnete ihren Laptop, um nach ihrem Blog zu sehen. Tief in ihr war ein Heizkessel angesprungen. Auch er spürte sie, die unvermittelte Bedeutung seiner Worte, denn er kam zu ihr und stellte sich neben sie.

»Kosi hat die Vorstellung, dass ich koche, nie gefallen. Sie hat schlichte, traditionelle Vorstellungen, wie eine Ehefrau sein sollte, und sie glaubt, mein Wunsch zu kochen ist ein Vorwurf an sie, was natürlich albern ist. Deswegen habe ich damit aufgehört, damit Frieden herrscht. Ich mache Omelettes, aber damit hat es sich auch schon, und wir tun beide so, als wäre meine *Onugbo*-Suppe nicht besser als ihre. In meiner Ehe gibt es viel Heuchelei, Ifem.« Er hielt inne. »Ich habe sie geheiratet, als ich mich verletzlich fühlte. Damals war mein Leben in Aufruhr.«

Den Rücken ihm zugewandt sagte sie: »Obinze, koch einfach die Spaghetti.«

»Ich fühle mich für Kosi verantwortlich, und das ist alles, was ich fühle. Und ich möchte, dass du das weißt.« Er drehte sie sanft um, hielt sie an den Schultern, und er blickte drein, als wollte er noch mehr sagen, erwartete jedoch, dass sie ihm dabei half, und dafür loderte neuer Groll in ihr auf. Sie wandte sich wieder ihrem Laptop zu und erstickte nahezu an dem Impuls zu zerstören, aufzuschlitzen, zu verbrennen.

»Ich gehe morgen Abend mit Tunde Razaq essen«, sagte sie.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Warum?«

»Weil ich will.«

»Neulich hast du gesagt, dass du es nicht tun würdest.«

»Was passiert, wenn du nach Hause kommst und zu deiner Frau ins Bett steigst? Was passiert dann?«, fragte sie und hätte am liebsten geweint. Etwas zwischen ihnen war gesprungen und verdorben.

»Ich glaube, du solltest gehen«, sagte sie.

»Nein.«

»Obinze, bitte, geh einfach.«

Er weigerte sich zu gehen, und später war sie dankbar, dass er geblieben war. Er kochte Spaghetti, und sie schob sie auf ihrem Teller hin und her, ihre Kehle war ausgetrocknet, der Appetit war ihr vergangen.

»Ich werde dich nie um etwas bitten. Ich bin eine erwachsene Frau, und ich kannte deine Lage, als ich mich auf diese Sache eingelassen habe«, sagte sie.

»Bitte, sag das nicht«, sagte er. »Es macht mir Angst. Es gibt mir das Gefühl, dass ich verzichtbar bin.«

»Es ist nicht wegen dir.«

»Ich weiß. Ich weiß, dass es deine einzige Möglichkeit ist, ein bisschen Würde zu bewahren.«

Sie sah ihn an, und jetzt reizte sie sogar seine Vernünftigkeit.

»Ich liebe dich, Ifem. Wir lieben uns«, sagte er.

Er hatte Tränen in den Augen. Auch sie begann zu weinen, hilflos, und sie hielten sich aneinander fest. Später lagen sie im Bett, und die Luft war so reglos und still, dass das Gurgeln seines Magens laut war.

»War das dein Magen oder meiner?«, fragte er im Scherz.

»Deiner natürlich.«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Erinnerst du dich noch an das erste Mal, dass wir miteinander geschlafen haben? Du hast auf mir gestanden. Es hat mir gefallen, als du auf mir gestanden hast.«

»Das kann ich jetzt nicht mehr. Ich bin zu dick. Du würdest sterben.«

»Hör auf.«

Schließlich stand er auf und zog seine Hose an, seine Bewegungen langsam und widerwillig. »Morgen kann ich nicht kommen, Ifem. Ich muss meine Tochter –«

Sie unterbrach ihn. »Das ist okay.«

»Am Freitag muss ich nach Abuja.«

»Ja, das hast du gesagt.« Sie versuchte das Gefühl, dass er sie verlassen würde, wegzuschieben; es würde sie überwältigen, kaum dass er gegangen wäre und die Tür ins Schloss fiele.

»Komm mit«, sagte er.

»Was?«

»Komm mit nach Abuja. Ich habe nur zwei Besprechungen, und wir können das Wochenende über bleiben. Es wird uns guttun, an einem anderen Ort zu sein und zu reden. Und du warst noch nie in Abuja. Ich kann zwei Hotelzimmer buchen, wenn du möchtest. Sag ja. Bitte.

»Ja.«

Sie hatte es sich bislang nicht gestattet, doch als er gegangen war, schaute sie Kosis Fotos auf Facebook an. Kosis Schönheit war erstaunlich, die Wangenknochen, die makellose Haut, die perfekten weiblichen Kurven. Als sie ein Foto entdeckte, das aus einem unschmeichelhaften Winkel aufgenommen war, betrachtete sie es eine Weile und empfand ein kleines, böses Vergnügen dabei.

Telegram:@shabarsbibliothek

Sie war beim Friseur, als er ihr eine SMS schickte: *Tut mir leid, Ifem, aber ich glaube, es ist wahrscheinlich besser, wenn ich allein nach Abuja fahre. Ich brauche Zeit, um nachzudenken. Ich liebe dich.* Sie starrte den Text an und schrieb mit zitternden Fingern zwei Worte: *Verdammter Feigling*. Dann wandte sie sich an die Frau, die ihr Zöpfe flocht. »Willst du mir mit *der* Bürste beim Fönen die Haare frisieren? Du machst wohl Witze. Könnt ihr hier nicht mal euren Kopf einschalten?«

Die Frau war verwirrt. »Tante, Entschuldigung, aber damit habe ich Ihre Haare immer gebürstet.«

Als Ifemelu auf ihren Compound fuhr, stand Obinzes Range Rover vor ihrem Haus. Er folgte ihr nach oben.

»Ifem, bitte, versuch doch zu verstehen. Ich glaube, es ging alles etwas zu schnell, und ich brauche ein bisschen Zeit, um die Dinge in die richtige Perspektive zu rücken.«

»Ein bisschen zu schnell«, sagte sie. »Wie wenig einfallsreich. Sieht dir überhaupt nicht ähnlich.«

»Du bist die Frau, die ich liebe. Daran ist nichts zu ändern. Aber ich fühle mich verantwortlich für das, was ich tun muss.«

Sie wich vor ihm zurück, vor seiner heiseren Stimme, vor seinen nebulösen, bequemen Worten ohne Bedeutung. Was hieß »Ich fühle mich verantwortlich für das, was ich tun muss«? Hieß es, dass er sie weiterhin treffen wollte, aber verheiratet bleiben musste? Hieß es, dass er sie nicht mehr sehen wollte? Wenn er es wollte, konnte er sich klar ausdrücken, doch jetzt versteckte er sich hinter vagen Worten.

»Was willst du damit sagen?«, fragte sie ihn. »Was versuchst du mir zu sagen?«

Als er schwieg, sagte sie: »Fahr zur Hölle.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Sie ging in ihr Schlafzimmer und schloss die Tür ab. Aus dem Fenster sah sie seinem Range Rover nach, bis er um die nächste Kurve verschwunden war.

Telegram:@shabarsbibliothek

54

In Abuja war der Horizont weit, die Straßen waren breit, es herrschte Ordnung; wenn man aus Lagos kam, erstaunten einen Reihung und Raum. Die Luft roch nach Macht; hier taxierte jeder jeden, fragte sich, wie viel jemand wert war. Es roch nach Geld, leichtem Geld, Geld, das leicht die Hände wechselte. Und es triefte vor Sex. Obinzes Freund Chidi sagte, dass er in Abuja nichts mit Frauen anfing, weil er keinem Minister oder Senator auf die Zehen treten wollte. Jede attraktive junge Frau war hier auf geheimnisvolle Weise verdächtig. Abuja war laut Chidi konservativer als Lagos, weil hier mehr Muslime lebten, und auf Partys trugen Frauen keine freizügigen Kleider, doch man konnte Sex hier viel einfacher kaufen und verkaufen. In Abuja hätte Obinze Kosi beinahe betrogen, nicht mit einem der auffälligen Mädchen mit farbigen Kontaktlinsen und üppigen Extensions, die ihm unablässig Angebote machten, sondern mit einer Frau mittleren Alters in einem Kaftan, die neben ihm an der Hotelbar saß und sagte: »Ich sehe Ihnen an, dass Sie sich langweilen.« Sie schien hungrig auf Leichtfertigkeit, vielleicht eine unterdrückte, frustrierte Ehefrau, die sich für einen Abend befreit hatte.

Einen Augenblick lang überwältigte ihn Lust, eine bebende rohe Lust, aber dann dachte er daran, um wie viel gelangweilter er sich erst danach fühlen würde, wie versessen er darauf wäre, sie aus seinem Hotelzimmer zu schicken, und es schien die Mühe nicht zu lohnen.

Sie würde bei einem der vielen Männer landen, die in Abuja ein müßiges, schmieriges Leben in einem Hotelzimmer oder einer

Telegram:@shabarsbibliothek

Zweitwohnung führten, Leuten mit Verbindungen schmeichelten und vor ihnen katzbuckelten, um einen Vertrag zu bekommen oder für einen Vertrag bezahlt zu werden. Bei Obinzes letztem Aufenthalt in Abuja hatte so ein Mann, den er kaum kannte, eine Weile zwei junge Frauen am anderen Ende der Bar beobachtet und ihn dann beiläufig gefragt: »Können Sie ein Kondom erübrigen?« Obinze hatte verneint.

Jetzt saß er im Protea Asokoro an einem mit einem weißen Tischtuch bedeckten Tisch und wartete auf Edusco, den Geschäftsmann, der Land von ihm kaufen wollte, und stellte sich vor, Ifemelu säße neben ihm. Er fragte sich, wie sie Abuja finden würde. Sie würde es nicht mögen, seine Seelenlosigkeit, oder vielleicht doch. Ihre Ansichten waren nicht leicht vorherzusagen. In einem Restaurant auf Victoria Island hatte sie beim Abendessen einmal die Wand hinter seinem Rücken angestarrt und distanziert gewirkt, und er hatte befürchtet, dass sie wegen irgendetwas aufgebracht wäre. »Woran denkst du?«, hatte er gefragt.

»Ich denke, dass alle Bilder in Lagos schief aufgehängt sind«, sagte sie. Er lachte und dachte, dass er sich mit ihr wie mit keiner anderen Frau fühlte: amüsiert, wach, lebendig. Als sie das Restaurant verließen, sah er zu, wie sie zügig den Wasserlachen in den Schlaglöchern neben dem Tor auswich, und verspürte den Wunsch, alle Straßen in Lagos für sie zu glätten.

Er war hin und her gerissen: Einerseits glaubte er, dass die Entscheidung, ohne sie nach Abuja zu fliegen, richtig gewesen war, weil er nachdenken musste, andererseits machte er sich Vorwürfe. Vielleicht hatte er sie vergrault. Er hatte sie viele Male angerufen, ihr SMS geschickt und sie um ein Gespräch gebeten, aber sie hatte ihn ignoriert, was vielleicht besser war, denn er wusste nicht, was er sagen würde, sollten sie miteinander sprechen.

Telegram:@shabarsbibliothek

Edusco kam. Er hörte seine laute Stimme aus dem Foyer des Restaurants, wo er telefonierte. Obinze kannte ihn nicht gut – sie hatten sich über einen gemeinsamen Freund kennengelernt und bislang nur ein Geschäft miteinander gemacht –, doch Obinze bewunderte Männer wie ihn, Männer, die kein großes Tier kannten, die keine Kontakte hatten und ihr Geld auf eine Weise verdient hatten, die sich der simplen Logik des Kapitalismus nicht verwehrte. Edusco hatte nur die Grundschule und anschließend eine Lehre als Händler absolviert; er hatte mit einem Stand in Onitsha angefangen, und jetzt gehörte ihm das zweitgrößte Transportunternehmen des Landes. Er betrat das Restaurant mit großen Schritten und mit einem großen Bauch, sprach laut sein schreckliches Englisch; es wäre ihm nicht in den Sinn gekommen, an sich zu zweifeln.

Später feilschten sie um den Preis des Landes, und Edusco sagte: »Schau, mein Bruder. Zu diesem Preis wirst du es nicht verkaufen, niemand wird es kaufen. *Ife esika kita.* Die Rezession trifft alle.«

»Bruder, leg ein bisschen mehr drauf, wir sprechen von Land in Maitama und nicht in deinem Dorf«, sagte Obinze.

»Dein Bauch ist voll. Was willst du noch? Das ist das Problem mit euch Igbo-Leuten. Ihr kennt keine Brüder. Deswegen mag ich Yoruba, sie kümmern sich umeinander. Neulich bin ich ins Finanzamt in der Nähe meines Hauses gegangen, und der Mann, ein Igbo, ich habe seinen Namen gesehen und ihn auf Igbo angesprochen, hat mir noch nicht mal geantwortet. Ein Hausa spricht Hausa mit einem anderen Hausa. Ein Yoruba wird überall Yoruba mit einem anderen Yoruba sprechen. Aber ein Igbo spricht Englisch mit einem anderen Igbo. Ich bin überrascht, dass du Igbo mit mir sprichst.«

»Das stimmt«, sagte Obinze. »Es ist traurig, aber es ist das Vermächtnis eines besiegten Volkes. Wir haben den Biafra-Krieg verloren und gelernt,

Telegram:@shabarsbibliothek

uns zu schämen.«

»Das ist nur Egoismus!«, sagte Edusco, der sich nicht für Obinzes Theorien interessierte. »Der Yoruba hilft seinem Bruder, aber ihr Igbo? *I ga-asikwa.* Schau dir nur den Preis an, den du von mir verlangst.«

»Okay, Edusco, warum überlasse ich dir das Land nicht umsonst? Ich gehe und hole die Besitzurkunde und schenke sie dir.«

Edusco lachte. Edusco mochte ihn, das sah er; er stellte sich vor, wie Edusco bei einer Versammlung anderer Igbo-Selfmade-Männer, dreiste erfolgreiche Männer, die mit Riesengeschäften jonglierten und riesige Großfamilien unterstützten, von ihm erzählte. *Obinze ma ife,* würde Edusco sagen. *Obinze ist nicht wie diese nichtsnutzigen kleinen Jungen mit Geld. Er ist nicht dumm.*

Obinze blickte auf seine fast leere Flasche Gulder. Es war seltsam, wie glanzlos alles ohne Ifemelu war; sogar sein Lieblingsbier schmeckte anders. Er hätte sie nach Abuja mitnehmen sollen. Die Behauptung, dass er Zeit zum Nachdenken brauchte, war dumm, weil er sich letztlich nur vor einer Wahrheit drückte, die er bereits kannte. Sie hatte ihn einen Feigling genannt, und seine Angst vor Unordnung, vor der Zerstörung dessen, was er nicht mehr wollte, sein Leben mit Kosi, diese zweite Haut, in der er sich nie wirklich wohl gefühlt hatte, zeugte tatsächlich von Feigheit.

»Okay, Edusco«, sagte Obinze und fühlte sich plötzlich erschöpft. »Ich werde das Land nicht essen, wenn ich es nicht verkaufe.«

Edusco war verblüfft. »Willst du damit sagen, dass du mit meinem Angebot einverstanden bist?«

»Ja«, sagte Obinze.

Nachdem Edusco gegangen war, rief er Ifemelu immer wieder an, aber sie meldete sich nicht. Vielleicht hatte sie ihr Handy stumm geschaltet und aß an ihrem Esstisch. Vielleicht hatte sie das rosa T-Shirt an, das sie so oft

Telegram:@shabarsbibliothek

trug, es hatte ein kleines Loch im Nacken, und vorne war es mit HEARTBREAKER CAFÉ bedruckt; wenn ihre Brustwarzen hart wurden, fassten sie diese Worte wie auf dem Kopf stehende Kommas ein. Der Gedanke an ihr rosa T-Shirt erregte ihn. Oder vielleicht las sie im Bett, ihr Adaba-Wickeltuch über sich gebreitet wie eine Decke, mit nichts an außer kleinen schwarzen Hip Pants. Sie trug nur diese schlichten schwarzen Unterhosen, mädchenhafte Unterwäsche amüsierte sie. Einmal hatte er ihre Unterhose vom Boden aufgehoben, wohin er sie geworfen hatte, und den milchigweißen Fleck im Schritt betrachtet, und sie hatte gelacht und gesagt: »Willst du daran riechen? Ich habe noch nie verstanden, warum jemand an Unterwäsche riechen will.« Oder vielleicht saß sie vor ihrem Laptop und arbeitete an ihrem Blog. Oder sie war mit Ranyinudo ausgegangen. Oder sie telefonierte mit Dike. Oder sie stand mit einem Mann in ihrem Wohnzimmer und erzählte ihm von Graham Greene. Bei dem Gedanken, dass sie mit jemand anderem zusammen war, wurde ihm mulmig. Natürlich wäre sie nicht mit jemand anderem zusammen, nicht so schnell. Andererseits war sie unberechenbar und eigenwillig; sie konnte es tun, um ihn zu verletzen. Als sie zu ihm gesagt hatte »Mit anderen Männern habe ich immer die Decke gesehen«, hatte er sich gefragt, wie viele es gewesen waren. Er wollte sie danach fragen, tat es jedoch nicht aus Angst, dass sie ihm die Wahrheit sagte, und aus Angst, dass er sich anschließend für immer damit quälen würde. Sie wusste natürlich, dass er sie liebte, aber er fragte sich, ob sie wusste, wie sehr er sich nach ihr verzehrte, dass jeder Tag von ihr infiziert und beeinflusst war, und dass sie sogar Macht über seinen Schlaf hatte. »Kimberley betet ihren Mann an, und ihr Mann betet sich selbst an. Sie sollte ihn verlassen, aber sie wird es nie tun«, hatte sie einmal über die Frau gesagt, für die sie in Amerika gearbeitet hatte, die Frau mit *obi ocha*. Ifemelu hatte leichthin, ohne Nebengedanken gesprochen, und

Telegram:@shabarsbibliothek

doch hatte er aus ihren Worten den Stachel einer anderen Bedeutung herausgehört.

Wenn sie ihm von ihrem Leben in Amerika erzählte, hörte er mit einem Interesse zu, das an Verzweiflung grenzte. Er wollte Teil von allem sein, was sie getan hatte, mit jedem Gefühl vertraut sein, das sie empfunden hatte. Einmal hatte sie zu ihm gesagt: »In einer interkulturellen Beziehung muss man viel erklären. Meine Exfreunde und ich haben viel Zeit damit verbracht. Manchmal frage ich mich, ob wir uns überhaupt etwas zu sagen gehabt hätten, wenn wir aus demselben Land gewesen wären«, und er hatte es gern gehört, weil es seiner Beziehung zu ihr Tiefe gab und ihr die unbedeutende Neuigkeit fehlte. Sie waren aus demselben Land und hatten sich trotzdem viel zu sagen.

Sie unterhielten sich einmal über amerikanische Politik, als sie sagte: »Ich mag Amerika. Es ist das einzige andere Land auf der Welt, in dem ich abgesehen von Nigeria leben könnte. Einmal haben ein paar von Blaines Freunden und ich über Kinder geredet, und da wurde mir klar, sollte ich jemals Kinder haben, möchte ich nicht, dass sie in Amerika aufwachsen. Ich möchte nicht, dass sie Erwachsene mit ›Hi‹ begrüßen, sie sollen ›Guten Morgen‹ und ›Guten Tag‹ sagen. Ich will nicht, dass sie ›gut‹ murmeln, wenn sie jemand fragt, wie es ihnen geht. Oder fünf Finger heben, wenn man sie nach ihrem Alter fragt. Ich möchte, dass sie ›Mir geht es gut, danke‹ und ›Ich bin fünf Jahre alt‹ sagen. Ich möchte keine Kinder, die ständig gelobt werden müssen und einen Stern erwarten, wenn sie sich anstrengen, und im Namen der Selbstdarstellung Erwachsenen gegenüber pampig werden. Ist das schrecklich konservativ? Blaines Freunde haben das behauptet, und für sie ist ›konservativ‹ die schlimmste Beleidigung von allen.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Er hatte gelacht und gewünscht, er wäre dabei gewesen, und er wollte, dass das imaginäre Kind von ihm wäre, dieses konservative Kind mit den guten Manieren. Er sagte zu ihr: »Und wenn das Kind achtzehn ist, färbt sie sich die Haare lila.« Und sie sagte: »Ja, aber zu diesem Zeitpunkt hätte ich sie schon aus dem Haus geworfen.«

Auf dem Rückweg nach Lagos dachte er im Flughafen von Abuja daran, in die internationale Abflughalle zu gehen, ein Ticket nach irgendwohin zu kaufen, nach Malabo zum Beispiel. Dann empfand er kurz Selbstekel, denn das würde er selbstverständlich nicht tun; er würde tun, was von ihm erwartet wurde. Er stieg in das Flugzeug nach Lagos, als Kosi anrief.

»Ist der Flug pünktlich? Denk dran, Nigel hat Geburtstag, und wir führen ihn aus«, sagte sie.

»Natürlich denke ich dran.«

Eine Pause am anderen Ende. Er hatte sie angefahren.

»Entschuldige«, sagte er. »Ich habe merkwürdige Kopfschmerzen.«

»Liebling, *ndo*. Ich weiß, dass du müde bist«, sagte sie. »Bis später.«

Er legte auf und dachte an den Tag, als ihr Baby geboren wurde, die glitschige, kraushaarige Buchi, im Woodlands Hospital in Houston, wie Kosi sich ihm zugewandt hatte, als er noch mit seinen Latexhandschuhen kämpfte, und gesagt hatte, als wollte sie sich entschuldigen: »Liebling, das nächste Mal wird es ein Junge.« Er war vor ihr zurückgeschreckt. Da war ihm klargeworden, dass sie ihn nicht kannte. Sie kannte ihn überhaupt nicht. Sie wusste nicht, dass ihm das Geschlecht ihres Kindes gleichgültig war. Und er verachtete sie ein wenig, weil sie sich einen Jungen wünschte, denn es wurde von ihnen erwartet, dass sie sich einen Jungen wünschten, und weil sie sofort nachdem sie ihr erstes Kind auf die Welt gebracht hatte, in der Lage war zu sagen: »Das nächste Mal wird es ein Junge.« Vielleicht hätte er mehr mit ihr sprechen sollen, über das Baby, das sie erwarteten, und

Telegram:@shabarsbibliothek

über alles andere, denn sie sprachen nicht wirklich miteinander, obwohl sie freundliche Laute austauschten und gute Freunde waren und auf angenehme Weise miteinander schweigen konnten. Aber er hatte es nie versucht, weil er wusste, dass er völlig andere Fragen ans Leben stellte als sie.

Er wusste es von Anfang an, hatte es schon bei ihrer ersten Begegnung gespürt, nachdem ein Freund sie bei einer Hochzeit miteinander bekanntgemacht hatte. Sie trug das pinkfarbene Kleid der Brautjungfer, das tief ausgeschnitten war und ein Dekolleté freiließ, von dem er den Blick nicht wenden konnte, und als jemand eine Rede hielt und die Braut als »tugendhafte Frau« bezeichnete, nickte Kosi eifrig und flüsterte ihm zu: »Sie ist eine wahrhaft tugendhafte Frau.« Es überraschte ihn, dass sie das Wort »tugendhaft« ohne den leisesten Anflug von Ironie benutzen konnte so wie in den schlecht geschriebenen Artikeln der Seite für die Frau in den Wochenendausgaben der Zeitungen. *Die Frau des Pfarrers ist eine häusliche tugendhafte Frau.* Dennoch hatte er sie gewollt, mit aufwändiger Unbeirrbarkeit um sie geworben. Nie zuvor hatte er eine Frau mit so perfekt geschwungenen Wangenknochen gesehen, die ihr Gesicht so lebendig machten, so architektonisch wirken ließen, es strafften, wenn sie lächelte. Zudem war er neureich und desorientiert: In der einen Woche war er pleite und lebte in der Wohnung seiner Cousine, und in der nächsten lagen Millionen Naira auf seinem Bankkonto. Kosi wurde zu einem Prüfstein der Realität. Wenn er mit ihr zusammensein könnte, die so außergewöhnlich schön und doch so gewöhnlich war, vorhersehbar, häuslich und hingebungsvoll, dann würde sein Leben vielleicht auf glaubwürdige Weise seins. Sie zog aus der Wohnung, in der sie mit einer Freundin wohnte, in sein Haus und arrangierte ihre Parfümflaschen auf seiner Kommode, Zitrusdüfte, die er bald mit zu Hause assoziierte, und sie saß im BMW neben ihm, als hätte er den Wagen schon immer besessen, und sie schlug

Telegram:@shabarsbibliothek

beiläufig Reisen ins Ausland vor, als wäre er schon immer in der Lage gewesen zu reisen, und wenn sie gemeinsam duschten, schrubbte sie ihn mit einem rauen Schwamm, sogar zwischen den Zehen, bis er sich wie neugeboren fühlte. Bis er sein neues Leben wirklich in Besitz nahm. Sie teilte seine Interessen nicht – sie war jemand, der alles buchstäblich nahm, der nicht las, sie war zufrieden mit der Welt und nicht neugierig darauf –, doch er war ihr dankbar, schätzte sich glücklich, mit ihr zusammenzusein. Dann erzählte sie ihm, dass ihre Verwandten sich nach seinen Absichten erkundigten. »Sie fragen immer wieder«, sagte sie und betonte das »sie«, um sich selbst von dem Gerede um eine Heirat auszunehmen. Er durchschaute ihre Manipulation, und sie missfiel ihm. Trotzdem heiratete er sie. Sie lebten sowieso zusammen, und er war nicht unglücklich, und er dachte, dass sie mit der Zeit an Gewicht zulegen würde. Das tat sie in den vier Jahren ihrer Ehe nicht, außer physisch, und das auf eine Weise, die sie in seinen Augen noch schöner, frischer erscheinen ließ, sie hatte vollere Hüften und Brüste. Sie war eine gutgepflegte Zimmerpflanze.

Es amüsierte Obinze, dass Nigel beschlossen hatte, nach Nigeria zu ziehen, statt einfach nur zu kommen, wann immer Obinze seinen weißen Generaldirektor brauchte. Nigel verdiente gutes Geld, er konnte sich ein Leben in Essex leisten, das er sich früher nie hatte vorstellen können, aber er wollte in Lagos bleiben, zumindest eine Weile. Und so begann Obinze schadenfroh darauf zu warten, dass Nigel der Pfeffersuppe, der Nachtclubs und des Trinkens in den Hütten am Kuramo Beach überdrüssig würde. Doch Nigel blieb, wohnte in einer Wohnung in Ikoyi mit einer Haushaltshilfe und seinem Hund. Er sagte nicht mehr, »Lagos hat so viel Würze«, und er beschwerte sich häufiger über den Verkehr, und er hatte endlich aufgehört, seiner letzten Freundin nachzuweinen, einem Mädchen

Telegram:@shabarsbibliothek

aus Benue mit einem hübschen Gesicht und einem großen Talent zum Heucheln, die ihn für einen reichen libanesischen Geschäftsmann verlassen hatte.

»Der Kerl hat eine Glatze«, hatte Nigel zu Obinze gesagt.

»Mein Freund, dein Problem ist, dass du dich zu leicht und zu sehr verliebst. Jeder hat gesehen, dass das Mädchen dir was vorgemacht und nur auf das nächstgrößere Ding gewartet hat«, erwiderte Obinze.

»Sag nicht einfach ›größeres Ding‹, Kumpel!«, sagte Nigel.

Jetzt war er mit Ulrike zusammen, einer schlanken Frau mit einem eckigen Gesicht und dem Körper eines jungen Mannes, die in einer Botschaft arbeitete und entschlossen schien, die Zeit ihrer Postierung in Nigeria mit schlechter Laune zu verbringen. Beim Abendessen wischte sie ihr Besteck mit der Serviette ab, bevor sie zu essen begann.

»Das tust du in deinem Land nicht, oder?«, fragte Obinze sie kalt. Nigel warf ihm einen erschrockenen Blick zu.

»Doch, das tue ich«, sagte Ulrike und schaute ihm direkt in die Augen.

Kosi tätschelte unter dem Tisch seinen Oberschenkel, als wollte sie ihn beruhigen, was ihn wiederum ärgerte. Auch Nigel ärgerte ihn, weil er plötzlich über die Stadthäuser sprach, die Obinze bauen wollte, wie aufregend der Entwurf des neues Architekten war. Ein schüchterner Versuch, Obinzes Gespräch mit Ulrike zu beenden.

»Phantastische Raumaufteilung im Inneren, hat mich an die Fotos von den schicken Lofts in New York erinnert«, sagte Nigel.

»Nigel, ich werde den Entwurf nicht benutzen. Nigerianer wollen keine offene Küche, und wir zielen auf Nigerianer, weil wir verkaufen, nicht vermieten wollen. Offene Küchen sind gut für Ausländer, aber Ausländer kaufen hier keine Wohnungen.« Er hatte Nigel schon mehrmals erklärt, dass nigerianisches Kochen mit dem vielen Stampfen keine kosmetische

Telegram:@shabarsbibliothek

Angelegenheit war. Es war verschwitzt und stark gewürzt, und Nigerianer präsentierten das Endprodukt, nicht den Prozess.

»Kein Gespräch mehr über die Arbeit«, sagte Kosi fröhlich. »Ulrike, hast du schon mal nigerianisches Essen probiert?«

Obinze stand abrupt auf und ging auf die Toilette. Er rief Ifemelu an und merkte, wie er wütend wurde, als sie sich noch immer nicht meldete. Er gab ihr die Schuld. Er gab ihr die Schuld, dass er zu jemandem geworden war, der seine Gefühle nicht völlig unter Kontrolle hatte.

Nigel betrat die Toilette. »Was ist los, Kumpel?« Nigels Wangen waren knallrot wie immer, wenn er trank. Obinze stand neben dem Waschbecken, das Handy in der Hand. Wieder breitete sich erschöpfte Mattigkeit in ihm aus. Er wollte es Nigel erzählen, Nigel war vielleicht der einzige Freund, dem er voll vertraute, aber Nigel schwärmte für Kosi. »Sie ist eine Vollblutfrau, Kumpel«, hatte Nigel einmal zu ihm gesagt, und er hatte in seinen Augen die zärtliche und vergebliche Sehnsucht nach dem für ihn Unerreichbaren gesehen. Nigel würde zuhören, aber er würde ihn nicht verstehen.

»Entschuldige, ich hätte nicht so unhöflich zu Ulrike sein sollen«, sagte Obinze. »Ich bin einfach müde. Ich glaube, ich habe einen Malariaanfall.«

In dieser Nacht schmiegte sich Kosi an ihn. Es war nicht Ausdruck von Verlangen, als sie seine Brust streichelte und seinen Penis in die Hand nahm, sondern eine Opfergabe. Ein paar Monate zuvor hatte sie gesagt, dass sie ernsthaft versuchen wolle, »unseren Sohn« zu zeugen. Sie sagte nicht »unser zweites Kind«, sie sagte »unseren Sohn«. Sie lernte es in ihrer Kirche. *Das gesprochene Wort hat Macht. Erhebt Anspruch auf euer Wunder.* Er erinnerte sich daran, wie sie nach Monaten der Versuche, zum ersten Mal schwanger zu werden, schmollend und rechtschaffen gesagt

Telegram:@shabarsbibliothek

hatte: »Alle meine Freundinnen, die ein bewegtes Leben hinter sich haben, sind jetzt schwanger.«

Nachdem Buchi geboren war, erklärte er sich einverstanden mit einem Dankgottesdienst in Kosis Kirche, einer überfüllten Halle voll teuer gekleideter Menschen, die Kosis Freunde und Menschen wie sie waren. Er hielt sie für ein Meer schlichter Barbaren, klatschende, schwankende Barbaren, die alles akzeptierten und sich danach richteten, was ihr Pfarrer in seinem Designer-Anzug verlangte.

»Was ist los, Liebling?«, fragte Kosi, als er in ihrer Hand schlaff blieb. »Geht es dir nicht gut?«

»Ich bin nur müde.«

Ein schwarzes Haarnetz bedeckte ihr Haar, ihr Gesicht duftete nach der Creme mit Pfefferminzgeruch, den er immer gemocht hatte. Er wandte sich von ihr ab. Er wandte sich von ihr ab seit dem Tag, an dem er Ifemelu zum ersten Mal geküsst hatte. Er sollte nicht vergleichen, aber er tat es. Ifemelu forderte etwas von ihm. »Nein, komm noch nicht. Ich bring dich um, wenn du jetzt kommst«, sagte sie oder »Nein, Baby, beweg dich nicht«, dann krallte sie die Finger in seine Brust und bewegte sich nach ihrem eigenen Rhythmus, und wenn sie schließlich den Rücken durchbog und einen lauten Schrei ausstieß, war er zufrieden, weil er sie befriedigt hatte. Sie erwartete, befriedigt zu werden, Kosi nicht. Kosi reagierte auf seine Berührungen stets willfährig, und manchmal verdächtigte er ihren Pfarrer, den Frauen in seinen Predigten zu raten, dass sie Sex mit ihrem Mann haben sollten, auch wenn ihnen nicht danach war, denn sonst würde der Mann Trost bei einer Isebel suchen.

»Hoffentlich wirst du nicht krank«, sagte sie.

»Ich bin okay.« Normalerweise würde er sie in die Arme nehmen, ihr langsam den Rücken kraulen, bis sie eingeschlafen war. Aber das brachte er

Telegram:@shabarsbibliothek

jetzt nicht über sich. Während der letzten Wochen hatte er so viele Anläufe unternommen, ihr von Ifemelu zu erzählen, und sie wieder abgebrochen. Was sollte er sagen? Es würde wie aus einem albernen Film klingen, *Ich bin verliebt in eine andere Frau. Es gibt jemand anderen. Ich verlasse dich.* Dass dies Worte waren, die jemand ernsthaft außerhalb eines Films, außerhalb der Seiten eines Buches sagen konnte, erschien ihm komisch. Kosi schlang die Arme um ihn. Er befreite sich, murmelte etwas von einem nervösen Magen und ging auf die Toilette. Sie hatte ein neues Potpourri, eine Mischung getrockneter Blätter und Samen, in eine lila Schale auf dem Deckel der Toilettenspülung gefüllt. Der zu starke Geruch nach Lavendel nahm ihm die Luft. Er leerte die Schale in die Toilette und machte sich sofort Vorwürfe dafür. Sie hatte es gut gemeint. Sie hatte schließlich nicht gewusst, dass ihm der zu starke Lavendelgeruch nicht gefallen würde.

Nachdem er Ifemelu im Jazzhole zum ersten Mal gesehen hatte, war er nach Hause gekommen und hatte zu Kosi gesagt: »Ifemelu ist in der Stadt. Ich habe etwas mit ihr getrunken«, und Kosi hatte mit einer so indifferenten Gleichgültigkeit erwidert »Ach, deine Freundin von der Universität«, dass er es ihr nicht ganz abgenommen hatte.

Warum hatte er es ihr erzählt? Vielleicht weil er schon damals die Gewalt seiner Gefühle gespürt hatte und sie vorbereiten, es ihr stückchenweise beibringen wollte. Aber wie konnte sie nicht merken, dass er sich verändert hatte? Musste sie es nicht seinem Gesicht ansehen? Musste sie es nicht daran merken, wie viel Zeit er allein in seinem Arbeitszimmer verbrachte, wie oft er ausging, wie spät er nach Hause kam? Er hatte eigennützig gehofft, dass sein Verhalten sie entfremden, provozieren würde. Doch sie nickte nur, ein vorschnelles, zustimmendes Nicken, wenn er sagte, dass er in seinem Club gewesen war. Oder bei Okwudiba. Einmal hatte er gesagt, dass er noch immer an dem schwierigen

Telegram:@shabarsbibliothek

Geschäft mit den neuen arabischen Eigentümern von Megatel arbeite, und er hatte »Geschäft« beiläufig ausgesprochen, als würde sie bereits davon wissen, und sie gab vage, ermunternde Laute von sich. Doch er hatte überhaupt nichts mit Megatel zu tun.

Am nächsten Morgen erwachte er unausgeschlafen, seine Gedanken ummantelt von einer großen Traurigkeit. Kosi war bereits auf und geduscht, saß vor ihrem Frisiertisch, auf dem so sorgfältig arrangierte Cremes und Lotionen standen, dass er manchmal daran dachte, den Tisch umzuwerfen, nur um zu sehen, wie es diesen Fläschchen und Tiegeln erginge.

Als sie sah, dass er wach war, sagte sie: »Du hast mir seit einer Weile kein Omelette mehr gemacht, Zed«, kam zu ihm und küsste ihn. Und so machte er ihr ein Omelette und spielte mit Buchi unten im Wohnzimmer, bis Buchi einschlief, dann las er die Zeitungen, und die ganze Zeit wurde er diese Traurigkeit nicht los. Ifemelu nahm seine Anrufe noch immer nicht entgegen. Er ging hinauf ins Schlafzimmer. Kosi räumte einen Schrank aus. Ein Haufen Schuhe lag auf dem Boden, Pfennigabsätze stachen heraus. Er stand in der Tür und sagte leise: »Ich bin nicht glücklich, Kosi. Ich liebe jemand anderen. Ich möchte die Scheidung. Ich werde dafür sorgen, dass es dir und Buchi an nichts fehlt.«

»Was?« Sie drehte sich um und sah ihn ausdruckslos an.

»Ich bin nicht glücklich.« Er hatte nicht geplant, es so zu sagen, aber er hatte nicht einmal geplant, was er sagen würde. »Ich bin in jemand anderen verliebt. Ich werde dafür sorgen …«

Sie hob die Hand, die Handfläche ihm zugewandt, damit er aufhörte zu sprechen. Kein Wort mehr, sagte die Hand. Kein Wort mehr. Und es ärgerte ihn, dass sie nicht mehr wissen wollte. Ihre Handfläche war bleich, nahezu durchscheinend, und er sah das grünliche Zickzackmuster ihrer Adern. Sie

Telegram:@shabarsbibliothek

senkte die Hand. Dann sank sie langsam auf die Knie. Es fiel ihr leicht, auf die Knie zu sinken, denn sie tat es oft, wenn sie oben im Fernsehzimmer betete mit der Haushaltshilfe und dem Kindermädchen und wer sonst noch bei ihnen war. »Buchi, psst«, sagte sie dort oben zwischen den Gebeten, und Buchi tapste weiter herum, aber am Schluss kreischte sie immer mit ihrer hohen piepsenden Stimme: »Amen!« Wenn Buchi mit solcher Freude, solcher Begeisterung »Amen« sagte, befürchtete Obinze, dass sie zu einer Frau heranwachsen würde, die mit diesem Wort »Amen« die Fragen erstickte, die sie an die Welt richten wollte. Und jetzt sank Kosi vor ihm auf die Knie, und er wollte nicht begreifen, was sie tat.

»Obinze, wir haben eine Familie«, sagte Kosi. »Wir haben ein Kind. Sie braucht dich. Ich brauche dich. Wir müssen diese Familie zusammenhalten.«

Sie kniete vor ihm und bat ihn, sie nicht zu verlassen, und er wünschte, sie wäre wütend.

»Kosi, ich liebe eine andere Frau. Ich hasse es, dir weh zu tun und …«

»Es geht nicht um eine andere Frau, Obinze«, sagte Kosi und stand auf. Ihre Stimme klang jetzt wie Stahl, ihr Blick war hart. »Es geht darum, diese Familie zusammenzuhalten! Du hast vor Gott einen Eid geschworen. Ich habe vor Gott einen Eid geschworen. Ich bin eine gute Ehefrau. Wir sind verheiratet. Glaubst du, du kannst diese Familie zerstören, weil deine alte Freundin wieder in der Stadt ist? Weißt du, was es heißt, ein verantwortungsbewusster Vater zu sein? Du hast dem Kind gegenüber eine Verantwortung! Was du heute tust, kann ihr Leben ruinieren und sie beschädigen bis zu dem Tag, an dem sie stirbt! Und das alles nur, weil deine alte Freundin aus Amerika zurückgekommen ist? Weil du akrobatischen Sex hattest, der dich an deine Universitätszeit erinnert hat?«

Telegram:@shabarsbibliothek

Obinze wich zurück. Sie wusste es. Er ging in sein Arbeitszimmer und schloss die Tür hinter sich ab. Er hasste Kosi, weil sie es die ganze Zeit gewusst und so getan hatte, als wüsste sie es nicht, und für den Schlick der Demütigung, den das in seinem Magen hinterließ. Vielschichtige Schuldgefühle belasteten ihn, nicht nur weil er Kosi verlassen wollte, sondern weil er sie überhaupt geheiratet hatte. Er konnte sie nicht erst heiraten, wohl wissend, dass er es eigentlich nicht tun sollte, und sie jetzt, da sie ein Kind hatten, verlassen. Sie war entschlossen, verheiratet zu bleiben, und das war das mindeste, was er ihr schuldete, mit ihr verheiratet zu bleiben. Bei dem Gedanken, mit ihr verheiratet zu bleiben, überkam ihn Panik; ohne Ifemelu wäre die Zukunft eine endlose, freudlose Ödnis. Dann sagte er sich, dass er sich albern und dramatisch verhielt. Er musste an seine Tochter denken. Doch während er auf seinem Stuhl saß und sich drehte, um im Regal nach einem Buch zu schauen, spürte er, wie er bereits die Flucht ergriff.

Weil er sich in sein Arbeitszimmer zurückgezogen und dort auf der Couch geschlafen hatte, weil sie nicht mehr miteinander gesprochen hatten, glaubte er, dass Kosi am nächsten Tag nicht zur Taufe des Kindes seines Freundes Ahmed gehen wollte. Doch am Morgen hatte Kosi auf ihrem Bett ihren langen blauen Spitzenrock, seinen blauen senegalesischen Kaftan und dazwischen Buchis gerüschtes blaues Samtkleid ausgelegt. Nie zuvor hatte sie farblich aufeinander abgestimmte Kleidung für sie alle drei ausgesucht. Unten sah er, dass sie Pfannkuchen gemacht hatte, die dicken Pfannkuchen, die er mochte. Sie standen auf dem Tisch. Buchi hatte ein bisschen Ovomaltine auf ihrem Set vergossen.

»Hezekiah hat mich angerufen«, sagte Kosi nachdenklich. Es war sein Cousin in Awka, der nur anrief, wenn er Geld brauchte. »Er hat eine SMS

Telegram:@shabarsbibliothek

geschickt, dass er dich nicht erreichen kann. Ich weiß nicht, warum er so tut, als wüsste er nicht, dass du seine Anrufe ignorierst.«

Es war sonderbar, dass sie über Hezekiahs Heuchelei sprach, da sie selbst genauso heuchelte; sie legte frische Ananaswürfel auf seinen Teller, als hätte das Gespräch am Abend zuvor nie stattgefunden.

»Aber du solltest etwas für ihn tun, gleichgültig wie wenig, sonst wird er dich nicht in Ruhe lassen«, sagte sie.

»Etwas für ihn tun« hieß, ihm Geld geben, und Obinze hasste plötzlich die Neigung der Igbo, sich Euphemismen zu bedienen, wann immer sie von Geld sprachen, indirekter Andeutungen, zu gestikulieren, statt geradewegs zu deuten. Finde etwas für diese Person. Tu was für jene Person. Es ärgerte ihn. Es schien feig, insbesondere bei Leuten, die sonst überaus direkt waren. *Verdammter Feigling*, hatte Ifemelu ihn genannt. Sogar seine SMS und seine Anrufe hatten etwas Feiges, weil er wusste, dass sie nicht reagieren würde; er hätte zu ihrer Wohnung gehen und an ihre Tür klopfen können, auch wenn sie ihn nur wieder weggeschickt hätte. Und es war feig, dass er von Kosi nicht erneut die Scheidung verlangte, dass er es sich in Kosis Nichtwahrhabenwollen bequem machte. Kosi nahm ein Stück Ananas von seinem Teller und aß es. Sie war unbeugsam, unbeirrbar, ruhig.

»Nimm Daddys Hand«, sagte sie zu Buchi, als sie am Nachmittag Ahmeds festlich geschmückten Compound betraten. Sie wollte, dass Normalität zurückkehrte.

Sie wollte eine gute Ehe erzwingen. Sie trug ein in Silberpapier verpacktes Geschenk für Ahmeds Baby. Im Auto hatte sie ihm gesagt, was es war, aber er hatte es schon wieder vergessen. Zeltdächer und Buffettische standen in dem weitläufigen Compound, der grün und landschaftlich gestaltet war und am anderen Ende einen Swimmingpool versprach. Eine

Telegram:@shabarsbibliothek

Liveband spielte. Zwei Clowns liefen herum. Kinder tanzten und kreischten.

»Es ist dieselbe Band wie bei Buchis Party«, flüsterte Kosi. Sie hatte zur Feier von Buchis Geburt eine große Party veranstaltet, und er hatte diesen Tag wie aus der Ferne erlebt, eine Luftblase zwischen sich und der Party. Als der Zeremonienmeister »der neue Vater« sagte, war er seltsamerweise erschrocken, als er begriff, dass er gemeint war, dass er wirklich der neue Vater war. Ein Vater.

Ahmends Frau Sike umarmte ihn, kniff Buchi in die Wange, überall schlenderten Leute herum, die Luft war erfüllt von Gelächter. Sie bewunderten das neue Baby, das in den Armen seiner bebrillten Großmutter schlief. Und Obinze dachte, dass sie ein paar Jahre zuvor auf Hochzeiten gegangen waren, jetzt waren es Taufen, und in ein paar Jahren wären es Beerdigungen. Sie würden sterben. Sie würden alle sterben, nachdem sie durch ein Leben gestapft waren, in dem sie weder glücklich noch unglücklich waren. Er versuchte den düsteren Schatten abzuschütteln, der über ihm hing. Kosi ging mit Buchi zu einer Gruppe Frauen und Kinder nahe dem Eingang zum Wohnzimmer; dort wurde ein Spiel in einem Kreis gespielt, in dessen Mitte ein Clown mit roten Lippen stand. Obinze betrachtete seine Tochter – ihren unbeholfenen Gang, das blaue, mit seidenen Blumen besetzte Band, das auf ihrem dichten Haar saß, der flehentliche Blick hinauf zu Kosi. Ihr Ausdruck erinnerte ihn an seine Mutter. Den Gedanken, dass Buchi aufwuchs und ihm grollte, dass ihr fehlte, was er für sie hätte sein sollen, konnte er nicht ertragen. Aber entscheidend sollte nicht sein, ob er Kosi verließ oder nicht, sondern wie oft er Buchi sah. Er würde schließlich in Lagos leben und dafür sorgen, dass er so oft wie möglich mit ihr zusammen war. Viele Leute wuchsen ohne Vater auf. Er war ohne Vater aufgewachsen, obwohl ihn das tröstliche Bild seines

Telegram:@shabarsbibliothek

Vaters immer begleitet hatte, idealisiert und festgehalten in glücklichen Kindheitserinnerungen. Seit Ifemelu zurück war, suchte er nach Geschichten von Männern, die ihre Frauen verlassen hatten, und wünschte sich, dass sie gut ausgingen, dass die Kinder mit getrennten Eltern und nicht mit unglücklich verheirateten Eltern zufrieden wären. Aber die meisten Geschichten handelten von nachtragenden Kindern, die die Scheidung erzürnt hatte, von Kindern, die gewollt hatten, dass ihre Eltern zusammenblieben, auch wenn sie unglücklich waren. In seinem Club hatte er einmal aufgehorcht, als ein junger Mann ein paar Freunden von der Scheidung seiner Eltern erzählte, wie erleichtert er gewesen war, weil ihre Unzufriedenheit ihn schwer belastet hatte. »Ihre Ehe hat alles Glück in unserem Leben blockiert, und am schlimmsten war, dass sie nicht einmal gestritten haben.«

Obinze hatte am anderen Ende der Bar »Gut so!« gesagt und sich befremdliche Blicke damit eingehandelt.

Er sah noch immer Kosi und Buchi zu, die mit dem Clown mit den roten Lippen sprachen, als Okwudiba kam. »Der Zed!«

Sie umarmten sich, schlugen sich gegenseitig auf den Rücken.

»Wir war’s in China?«, fragte Obinze.

»Diese Chinesen, *ehn*. Ein sehr gerissenes Volk. Meine idiotischen Vorgänger in dem Projekt haben alle möglichen unsinnigen Geschäfte mit den Chinesen unterschrieben. Wir wollten ein paar Vereinbarungen revidieren, aber dann kamen fünfzig Chinesen zu der Besprechung und brachten Papiere mit und haben nur gesagt: ›Unterschreiben Sie hier, unterschreiben Sie da.‹ Sie zermürben dich mit Verhandlungen, bis sie dein Geld und auch deine Brieftasche haben.« Okwudiba lachte. »Komm, gehen wir rauf. Ich habe gehört, dass Ahmed oben Dom Pérignon gebunkert hat.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Im Esszimmer oben waren die schweren burgunderroten Vorhänge zugezogen und schlossen das Tageslicht aus, und ein hell strahlender großer Kronleuchter, der aussah wie eine Hochzeitstorte aus Kristall, hing in der Mitte von der Decke. Männer saßen um den großen Eichentisch, auf dem Flaschen mit Wein und Schnaps und Platten mit Reis und Fleisch und Salat standen. Ahmed ging ein und aus, gab dem Dienstmädchen Anweisungen, horchte auf die Gespräche und mischte sich mit einem oder zwei Sätzen ein.

»Den Reichen ist ihr Stamm egal. Je weiter nach unten man geht, umso wichtiger wird der Stamm«, sagte Ahmed, als Obinze und Okwudiba hereinkamen. Obinze mochte Ahmeds sarkastische Art. Ahmed hatte strategisch wichtige Hausdächer in Lagos gemietet, als die Mobilfunkfirmen Einzug hielten, und jetzt vermietete er die Dächer an sie weiter für ihre Basisstationen und verdiente, was er mit trockenem Humor das einzig saubere leichte Geld im ganzen Land nannte.

Obinze schüttelte den Männern die Hand, von denen er die meisten kannte, und bat das junge Dienstmädchen, das ein Glas Wein vor ihn gestellt hatte, um ein Coke. Der Alkohol würde ihn nur tiefer in seinem Sumpf versinken lassen. Er horchte auf die Unterhaltungen um ihn herum, die Witze, die Sticheleien, das Erzählen und Wiedererzählen. Dann taten die Männer, was sie ausnahmslos immer taten, sie begannen die Regierung zu kritisieren – gestohlenes Geld, nicht erfüllte Verträge, die heruntergekommene Infrastruktur.

»In diesem Land ist es sehr schwer, ein unbescholtener Beamter zu sein. Alles lädt dich dazu ein zu stehlen. Und das Schlimmste ist, dass die Leute wollen, dass du stiehlst. Deine Verwandten wollen, dass du stiehlst, deine Freunde wollen, dass du stiehlst«, sagte Olu. Er war dünn, hatte hängende Schultern und verströmte die Überheblichkeit seines ererbten Reichtums, seines berühmten Nachnamens. Einmal war ihm anscheinend ein

Telegram:@shabarsbibliothek

Ministerposten angeboten worden, und er hatte gemäß einer Legende geantwortet: »Aber ich kann nicht in Abuja leben, dort gibt es kein Wasser, ohne meine Boote kann ich nicht leben.« Olu hatte sich gerade von seiner Frau scheiden lassen, Morenike, Kosis Freundin aus Universitätstagen. Er hatte Morenike, die ein bisschen übergewichtig war, ständig bedrängt abzunehmen, ihn interessiert zu halten, indem sie sich fit hielt. Während der Scheidung hatte sie auf seinem Computer zu Hause eine geheime Datei mit pornographischen Fotos gefunden, alle von fettleibigen Frauen, Fettrollen an Armen und Bäuchen, woraus sie geschlossen hatte, und Kosi war ihrer Meinung, dass Olu ein spirituelles Problem hatte.

»Warum muss alles ein spirituelles Problem sein? Der Mann ist einfach ein Fetischist«, hatte Obinze zu Kosi gesagt. Jetzt betrachtete er Olu manchmal mit neugierigem Amüsement; man wusste nie bei den Leuten.

»Das Problem ist nicht, dass Beamte stehlen, das Problem ist, dass sie zu viel stehlen«, sagte Okwudiba. »Schaut euch nur diese Gouverneure an. Sie verlassen ihren Bundesstaat, kommen nach Lagos und kaufen Land, und sie machen erst was damit, wenn sie ihr Amt niederlegen. Deswegen kann sich heute niemand mehr leisten, Land zu kaufen.«

»Das stimmt! Die Spekulanten ruinieren die Preise für alle. Und die Spekulanten sitzen in der Regierung. Wir haben ernste Probleme in diesem Land«, sagte Ahmed.

»Aber das gilt nicht nur für Nigeria. Immobilienspekulanten gibt es auf der ganzen Welt«, sagte Eze. Eze war der reichste Mann im Raum, er besaß Ölquellen, und wie viele reiche Nigerianer war er frei von Angst und ein selbstvergessen glücklicher Mann. Er sammelte Kunst und erzählte allen, dass er Kunst sammelte. Er erinnerte Obinze an eine Freundin seiner Mutter, Tante Chinelo, eine Literaturprofessorin, die von einem kurzen Aufenthalt in Harvard zurückgekommen war und beim Abendessen zu

Telegram:@shabarsbibliothek

seiner Mutter gesagt hatte: »Das Problem ist, dass wir in diesem Land eine sehr rückständige Bourgeoisie haben. Sie haben Geld, doch sie müssen erst noch ein gehobenes Niveau entwickeln. Sie verstehen nichts von Wein.« Und seine Mutter hatte nachsichtig erwidert: »Es gibt viele verschiedene Arten, auf dieser Welt arm zu sein, aber es scheint zunehmend so, dass es nur eine Art gibt, reich zu sein.« Nachdem Tante Chinelo gegangen war, sagte seine Mutter: »Wie albern. Warum sollten sie etwas von Wein verstehen?« Es – sie verstehen nichts von Wein – hatte Obinze beeindruckt und auf gewisse Weise auch enttäuscht, denn er hatte Tante Chinelo immer gemocht. Er glaubte, dass irgendjemand Eze etwas Vergleichbares erzählt hatte – du musst Kunst sammeln, du musst was von Kunst verstehen –, und deswegen war der Mann mit dem Eifer eines erfundenen Interesses hinter Kunst her. Jedes Mal, wenn Obinze Eze sah und ihn unbeholfen über seine Sammlung sprechen hörte, war er versucht, Eze zu raten, sie zu verschenken und sich zu befreien.

»Grundstückspreise sind kein Problem für Leute wie dich, Eze«, sagte Okwudiba.

Eze lachte zustimmend und pflegte sein Gefieder. Er hatte seinen roten Blazer ausgezogen und über die Rückenlehne seines Stuhls gehängt. Er versuchte, sich stilistisch als Dandy zu geben, und trug nur Primärfarben, und seine Gürtelschnallen waren stets groß und auffällig wie vorstehende Zähne.

Am anderen Ende des Tisches sagte Mekkus: »Mein Fahrer hat angeblich die *WAEC*-Prüfung bestanden, aber neulich habe ich ihn gebeten, eine Liste zu schreiben, und er konnte noch nicht mal schreiben. Er kann weder ›Junge‹ noch ‹Katze‹ buchstabieren. Großartig!«

»Wenn wir schon von Fahrern sprechen, ein Freund hat mir neulich erzählt, dass sein Fahrer ein ökonomischer Homosexueller ist, der Mann

Telegram:@shabarsbibliothek

geht mit Männern, die ihm Geld geben, und zu Hause hat er Frau und Kinder«, sagte Ahmed.

»Ein ökonomischer Homosexueller!«, wiederholte jemand zu lautem Gelächter. Insbesondere Charlie Bombay schien sich zu amüsieren. Er hatte ein derbes Gesicht voller Narben und war ein Mann, der sich in einer Gruppe lauter Männer, die scharf gewürztes Fleisch aßen, Bier tranken und ein Arsenal-Spiel sahen, am wohlsten fühlte.

»Zed! Du bist wirklich still heute«, sagte Okwudiba, der sein fünftes Glas Champagner trank. *»Aru adikwa?«*

Obinze zuckte die Achseln. »Es geht mir gut. Ich bin nur müde.«

»Der Zed ist immer still«, sagte Mekkus. »Er ist ein Gentleman. Weil er einer von uns ist? Der Mann liest Gedichte und Shakespeare. Ein korrekter Engländer.« Mekkus lachte laut über seinen eigenen Nicht-Witz. An der Universität war er ein brillanter Mann für Elektronik gewesen, er hatte CD-Spieler repariert, die als hoffnungslose Fälle galten, und ihm hatte der erste PC gehört, den Obinze jemals gesehen hatte. Er schloss sein Studium ab und ging nach Amerika, kurz darauf kam er wieder zurück, ganz heimlich und sehr reich angeblich aufgrund massiven Kreditkartenbetrugs. Sein Haus war videoüberwacht; seine Wachmänner trugen automatische Gewehre. Und wenn jetzt in einem Gespräch auch nur nebenbei das Wort Amerika fiel, sagte er: »Nach dem Geschäft, das ich dort gemacht habe, kann ich nie wieder in Amerika einreisen«, als wollte er dem Gerede, das ihn verfolgte, den Stachel nehmen.

»Ja, der Zed ist ein seriöser Gentleman«, sagte Ahmed. »Könnt ihr euch vorstellen, Sike hat mich gefragt, ob ich jemanden wie den Zed kenne, den ich mit ihrer Schwester bekanntmachen könnte? Ich habe gesagt: *Ahn-ahn*, du suchst nicht jemand wie mich für deine Schwester, sondern jemand wie den Zed, stellt euch das vor!«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Nein, der Zed ist nicht still, weil er ein Gentleman ist«, sagte Charlie Bombay auf seine langsame Art. Sein starker Igbo-Akzent hing zusätzliche Silben an die Worte. Er saß vor einer Flasche Cognac, die er besitzergreifend vor sich gestellt und halb ausgetrunken hatte. »Sondern weil er nicht will, dass irgendjemand weiß, wie viel Geld er hat!«

Sie lachten. Obinze hielt Charlie Bombay für jemanden, der seine Frau schlug. Er hatte keinen Grund für diese Annahme; er wusste nichts über Charlie Bombays Privatleben, hatte seine Frau nie gesehen. Dennoch stellte er sich jedes Mal, wenn er Charlie Bombay sah, vor, dass er seine Frau mit einem dicken Ledergürtel schlug. Dieser großtuerische, mächtige Mann, dieser Pate, der den Wahlkampf des Gouverneurs seines Bundesstaates bezahlt hatte und jetzt ein Monopol auf fast jedes Geschäft in diesem Staat hatte, wirkte gewalttätig.

»Kümmert euch nicht um den Zed, er glaubt, wir wüssten nicht, dass ihm halb Lekki gehört«, sagte Eze.

Obinze gluckste pflichtbewusst. Er holte sein Handy heraus und schickte Ifemelu schnell eine SMS: *Bitte sprich mit mir*.

»Wir kennen uns noch nicht, ich bin Dapo«, sagte der Mann, der auf der anderen Seite neben Okwudiba saß, und reichte ihm begeistert die Hand, als hätte er Obinzes Existenz gerade erst bemerkt. Obinze schüttelte ihm halbherzig die Hand. Charlie Bombay hatte seinen Reichtum erwähnt, und damit war er für Dapo interessant geworden.

»Machen Sie auch in Öl?«, fragte Dapo.

»Nein«, erwiderte Obinze kurz angebunden. Er hatte zuvor Bruchstücke von Dapos Unterhaltung gehört, er beriet Ölfirmen, seine Kinder waren in London. Wahrscheinlich gehörte Dapo zu denen, die Frau und Kinder in England etablierten und nach Nigeria zurückkamen, um dem Geld hinterherzujagen.

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ich habe gerade erklärt, dass die Nigerianer, die sich ständig über die Ölfirmen beschweren, nicht begreifen, dass unsere Wirtschaft ohne sie zusammenbrechen würde«, sagte Dapo.

»Sie müssen etwas durcheinanderbringen, wenn Sie glauben, dass die Ölfirmen uns einen Gefallen tun«, sagte Obinze. Okwudiba sah ihn erstaunt an; der kalte Tonfall passte nicht zu ihm. »Die nigerianische Regierung finanziert im Grunde die Ölindustrie mit Aufforderungen zur Kapitalerhöhung, und die großen Ölfirmen haben sowieso vor, sich aus der Ölförderung an Land zurückzuziehen. Sie wollen sie den Chinesen überlassen und sich nur noch auf Offshore-Förderung konzentrieren. Es ist wie eine Parallelwirtschaft, sie bleiben offshore, investieren ausschließlich in Hightech-Ausrüstung, pumpen Öl aus Tausenden von Kilometern Tiefe. Sie stellen keine Nigerianer an. Die Arbeiter werden aus Houston oder Schottland eingeflogen. Also nein, sie tun uns keinen Gefallen.«

»Ja!«, sagte Mekkus. »Und die Leute sind Gesindel. Diese Unterwasserklempner und Tiefseetaucher und die Leute, die wissen, wie man unter Wasser Wartungsroboter repariert. Gemeines Gesindel, alle miteinander. Sie waren einen Monat ohne Alkohol auf der Plattform, und wenn sie im Flughafen ankommen, sind sie schon sturzbesoffen, und auf dem Flug randalieren sie. Meine Cousine war früher Stewardess, und sie hat gesagt, dass die Fluggesellschaften sie sogar Vereinbarungen über das Trinken haben unterschreiben lassen, sonst dürfen sie nicht mitfliegen.«

»Aber der Zed fliegt nicht mit British Airways, das kann er also nicht wissen«, sagte Ahmed. Er hatte einmal über Obinzes Weigerung gelacht, mit British Airways zu fliegen, schließlich flogen alle großen Tiere mit dieser Fluggesellschaft.

»Als ich als ganz normaler Mann Economy geflogen bin, hat mich British Airways wie Scheiße bei schlimmstem Durchfall behandelt«, sagte

Telegram:@shabarsbibliothek

Obinze.

Die Männer lachten. Obinze hoffte, dass sein Handy vibrieren würde, verzehrte sich vor Hoffnung. Er stand auf.

»Ich muss auf die Toilette.«

»Hier geradeaus«, sagte Mekkus.

Okwudiba folgte ihm.

»Ich fahre nach Hause«, sagte Obinze. »Ich will nur Kosi und Buchi holen.«

»Zed, *o gini?* Was ist los? Bist du wirklich nur müde?«

Sie standen oben an der geschwungenen Treppe, die von einem verschnörkelten Geländer gesäumt war.

»Du weißt, dass Ifemelu zurück ist«, sagte Obinze, und es wärmte ihn, nur ihren Namen auszusprechen.

»Ich weiß.« Okwudiba wollte damit sagen, dass er Bescheid wusste.

»Es ist ernst. Ich will sie heiraten.«

»*Ahn-ahn*, bist du Muslim geworden, ohne es uns zu erzählen?«

»Okwu, ich meine es ernst. Ich hätte Kosi nie heiraten dürfen. Ich habe es damals schon gewusst.«

Okwudiba holte tief Luft und atmete aus, als wollte er den Alkohol ausatmen. »Hör mal, Zed, viele von uns haben nicht die Frau geheiratet, die wir wirklich geliebt haben. Wir haben die Frau geheiratet, die da war, als wir bereit waren zu heiraten. Vergiss die Geschichte. Du kannst sie weiterhin sehen, aber es besteht keine Notwendigkeit, sich wie ein Weißer zu verhalten. Wenn deine Frau ein Kind von jemand anders bekommt, oder du sie schlägst, das sind Gründe für eine Scheidung. Aber dich hinzustellen und zu sagen, dass du kein Problem mit deiner Frau hast, aber sie für eine andere verlässt? *Haba*. Bitte, so verhalten wir uns nicht.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Kosi und Buchi standen am Fuß der Treppe. Buchi weinte. »Sie ist hingefallen«, sagte Kosi. »Sie will von Daddy getragen werden.«

Obinze stieg die Treppe hinunter. »Buch-Buch! Was ist passiert?« Sie konnte es nicht erwarten und streckte die Arme aus, noch bevor er bei ihr war.

Telegram:@shabarsbibliothek

55

Eines Tages sah Ifemelu den Pfau tanzen, die Schwanzfedern zu einem großen Fächer entfaltet. Das Weibchen stand daneben und pickte auf dem Boden, nach einer Weile ging sie weiter, gleichgültig gegenüber dem zitternden Federfächer des Männchens. Das Männchen schwankte plötzlich, vielleicht wegen des Gewichts der Federn oder wegen der Schwere der Zurückweisung. Ifemelu machte ein Foto für ihren Blog. Sie fragte sich, was Obinze davon halten würde; er hatte sie einmal gefragt, ob sie jemals gesehen hatte, wie das Männchen tanzte. Sie dachte oft an ihn; sie saß in einer Besprechung in einer Werbeagentur, und plötzlich erinnerte sie sich daran, wie Obinze mit einer Pinzette ein eingewachsenes Haar auf ihrem Kinn mit einer Pinzette ausgezupft hatte, ihr Kopf auf einem Kissen, er ganz nah bei ihr und sie aufmerksam betrachtend. Jede Erinnerung erstaunte sie mit ihrer leuchtenden Strahlkraft. Jede Erinnerung brachte ein Gefühl unwiederbringlichen Verlusts mit sich, eine schwere Last, die auf sie zu stürmte, und sie wünschte, sie könnte sich ducken, damit sie über sie hinwegrollte, damit sie sich retten konnte. Die Liebe war eine Art von Trauer. Die Vorstellung, für die Liebe zu leiden, hatte sie oft für ein wenig albern gehalten, doch jetzt verstand sie. Sie mied gewissenhaft die Straße auf Victoria Island, in der sich sein Club befand, und sie ging nicht mehr im Palms einkaufen, und sie meinte, dass auch er ihr Viertel in Ikoyi mied und sich von Jazzhole fernhielt. Sie war ihm nirgendwo begegnet.

Anfänglich spielte sie immer wieder »Yori Yori« und »Obi Mu O«, und dann hörte sie auf damit, denn die Lieder verliehen ihren Erinnerungen eine

Telegram:@shabarsbibliothek

Endgültigkeit, als wären es Totenlieder. Sie war gekränkt von der Halbherzigkeit seiner SMS und Anrufe, der Schlappheit seiner Anstrengungen. Er liebte sie, das wusste sie, aber ihm mangelte es an Stärke; sein Rückgrat war durch sein Pflichtgefühl geschwächt. Als sie nach einem Besuch in Ranyinudos Büro ein Blogposting veröffentlichte, wie die Regierung Hütten von Händlern abreißen ließ, schrieb ein anonymer Leser *Es klingt wie Poesie*. Und sie wusste, dass er es war. Sie wusste es einfach.

> Es ist Morgen. Ein Lkw, ein Lkw der Regierung, hält nahe dem großen Bürogebäude, neben den Hütten der Händler, und Männer springen heraus, Männer, die schlagen und zerstören und dem Erdboden gleichmachen und herumtrampeln. Sie zerstören die Hütten, reduzieren sie zu zersplittertem Holz. Sie tun ihre Arbeit, tragen »Abriss« wie forsche Geschäftsanzüge. Sie selbst essen in Hütten wie diesen, und wenn alle Hütten wie diese in Lagos verschwinden würden, hätten sie kein Mittagessen mehr, weil sie sich nichts anderes leisten können. Aber sie verwüsten, zertreten, schlagen. Einer von ihnen schlägt eine Frau ins Gesicht, weil sie ihren Topf und ihre Waren nicht nimmt und davonläuft. Sie steht da und versucht mit ihnen zu reden. Später brennt ihr Gesicht von dem Schlag, während sie zusieht, wie ihre Kekse in den Staub getreten werden. Ihr Blick schweift zum trostlosen Himmel. Sie weiß noch nicht, was sie tun wird, aber sie wird etwas tun, sie wird sich erholen, neu organisieren und woandershin gehen und ihre Bohnen und ihren Reis und ihre nahezu völlig verkochten Spaghetti verkaufen, ihr Coke und ihre Süßigkeiten und ihre Kekse.

Telegram:@shabarsbibliothek

> Es ist Abend. Vor dem großen Bürogebäude schwindet das Tageslicht und warten die Busse auf die Angestellten. Frauen gehen auf sie zu, sie tragen flache Schuhe und erzählen müßig folgenlose Geschichten. Die Schuhe mit den Pfennigabsätzen befinden sich in ihren Taschen. Aus der offenen Tasche einer Frau ragt ein Absatz wie ein stumpfer Dolch. Die Männer gehen zügiger zu den Bussen. Sie gehen unter Bäumen, unter denen nur ein paar Stunden zuvor der Lebensunterhalt der Essenshändler stand. Dort kauften sich Fahrer und Boten ihr Mittagessen. Doch jetzt sind die Hütten verschwunden. Sie sind ausradiert, nichts ist übrig, kein Einwickelpapier für ein Keks, keine Flasche, in der einst Wasser war, nichts, was darauf schließen ließe, dass sie einmal hier waren.

Ranyinudo drängte sie oft, auszugehen, sich zu verabreden. »Obinze war immer ein bisschen zu cool«, sagte Ranyinudo, und obwohl Ifemelu wusste, dass Ranyinudo sie nur aufheitern wollte, erstaunte es sie, dass alle anderen Obinze für nicht ebenso perfekt hielten wie sie.

Sie verfasste ihre Blogbeiträge und fragte sich, wie er darüber dachte. Sie schrieb über eine Modenschau, bei der sie gewesen war, wie sich ein Model in einem Ankara-Rock drehte, ein Rascheln leuchtender Grün- und Blautöne, und aussah wie ein hochmütiger Schmetterling. Sie schrieb über die Frau an einer Straßenecke auf Victoria Island, die erfreut »Gut, Tante!« sagte, als Ifemelu anhielt, um Äpfel und Orangen zu kaufen. Sie schrieb über die Aussicht von ihrem Schlafzimmerfenster: Ein weißer Reiher stand schlapp auf der Compoundmauer, erschöpft von der Hitze; über den Pförtner, der einer Händlerin dabei half, ihr Tablett auf den Kopf zu heben, ein so eleganter Akt, dass sie noch lange hinausschaute, nachdem die

Telegram:@shabarsbibliothek

Händlerin gegangen war. Sie schrieb über die Sprecher von Radiosendern, die mit aufgesetzten, komischen Akzenten sprachen. Sie schrieb über die Neigung nigerianischer Frauen, Ratschläge zu erteilen, ehrlich gemeinte Ratschläge voller Scheinheiligkeit. Sie schrieb über das überschwemmte Viertel voller Blechhütten, ihre Dächer flach wie zusammengedrückte Hüte, und die jungen Frauen, die dort lebten, modisch in engen Jeans und schlau, starrsinnig darauf bedacht, die Hoffnung nicht aufzugeben: Sie wollten einen Friseursalon eröffnen, studieren. Sie glaubten daran, dass ihre Zeit noch kommen würde. *Wir sind nur einen Schritt von diesem Leben in einem Slum entfernt, wir alle, die wir dieses Mittelschichtleben mit Klimaanlage führen*, schrieb sie und fragte sich, ob Obinze ihr zustimmen würde. Der Schmerz, dass er nicht mehr da war, wurde im Lauf der Zeit nicht kleiner; stattdessen schien er tiefer in sie hineinzusinken, immer klarere Erinnerungen heraufzubeschwören. Dennoch war sie im Einklang mit sich selbst: Sie war zu Hause, schrieb ihren Blog, sie hatte Lagos neu entdeckt. Sie war endlich wieder ganz am Leben.

Sie wandte sich ihrer Vergangenheit zu. Sie rief Blaine an, um hallo zu sagen, ihm zu erzählen, dass sie ihn immer für zu gut für sich, zu rein gehalten hatte, und er klang ein bisschen gestelzt am Telefon, als würde er sich nicht gerade über ihren Anruf freuen, aber am Schluss sagte er: »Schön, dass du angerufen hast.« Sie rief Curt an, und er klang erfreut, aufgeregt, von ihr zu hören, und sie stellte sich vor, dass sie wieder zusammen wären in einer Beziehung ohne Tiefe und ohne Schmerz.

»Waren die großen Geldbeträge, die ich für meinen Blog gekriegt habe, von dir?«, fragte sie.

»Nein«, sagte er, und sie wusste nicht recht, ob sie ihm glauben sollte oder nicht. »Bloggst du noch immer?«

Telegram:@shabarsbibliothek

»Ja.«

»Über Rasse?«

»Nein, nur über das Leben. Rasse funktioniert hier nicht wirklich. Mir kommt es vor, als wäre ich in Lagos aus dem Flugzeug gestiegen und hätte aufgehört, schwarz zu sein.«

»Klar.«

Sie hatte vergessen, wie amerikanisch er klang.

»Mit niemand anders war es wieder so wie mit dir«, sagte er. Das gefiel ihr. Er rief sie spätabends nigerianischer Zeit an, und sie sprachen darüber, was sie früher gemeinsam getan hatten. Die Erinnerungen schienen poliert. Er deutete vage an, sie in Lagos besuchen zu wollen, und sie gab vage Laute der Zustimmung von sich.

Eines Abends, als sie mit Ranyinudo und Zemaye ins Terra Kulture ging, um sich ein Stück anzusehen, lief ihr Fred über den Weg. Anschließend saßen sie alle zusammen in einem Restaurant und tranken Smoothies.

»Netter Typ«, flüsterte Ranyinudo Ifemelu zu.

Anfänglich sprach Fred wie früher über Musik und Kunst, seine Gedanken aufgebläht in dem Bedürfnis, zu beeindrucken.

»Ich würde gern wissen, wie du bist, wenn du keine Rolle spielst«, sagte Ifemelu.

Er lachte. »Wenn du mit mir ausgehst, wirst du es erfahren.«

Es folgte ein Schweigen, und Ranyinudo und Zemaye sahen sie gespannt an, und das amüsierte sie.

»Ich werde mit dir ausgehen«, sagte sie.

Er ging mit ihr in einen Nachtclub, und als sie sagte, dass sie die zu laute Musik und der Rauch und die kaum bekleideten Körper fremder Menschen, die ihr zu nahe kamen, langweilten, sagte er kleinlaut, dass auch er Nachtclubs nicht mochte; er hatte angenommen, dass sie ihr gefielen. Sie

Telegram:@shabarsbibliothek

sahen sich Filme an in ihrer Wohnung und in seinem Haus in Oniru, wo Bilder von Torbögen an den Wänden hingen. Es überraschte sie, dass ihm dieselben Filme gefielen wie ihr. Sein Koch, ein eleganter Mann aus Cotonou, machte einen Erdnusseintopf, den sie liebte. Fred spielte Gitarre für sie und sang mit heiserer Stimme und erzählte ihr, dass es sein Traum sei, Sänger in einer Folkband zu sein. Er war attraktiv, es war eine Art Attraktivität, die einem erst allmählich auffiel. Sie mochte ihn. Er schob oft die Brille auf seiner Nase nach oben, ein kleiner Stoß mit dem Finger, und das fand sie liebenswert. Als sie nackt auf ihrem Bett lagen, zufrieden und warm, wünschte sie, es wäre anders. Wenn sie nur fühlen könnte, was sie fühlen wollte.

Und dann, an einem wohligen Sonntagabend sieben Monate nachdem sie ihn zuletzt gesehen hatte, stand Obinze vor ihrer Tür. Sie starrte ihn an.

»Ifem«, sagte er.

Es war so eine Überraschung, ihn wiederzusehen, seinen kahlgeschorenen Kopf und seine wunderbar sanften Gesichtszüge. Sein Blick war eindringlich, intensiv, und sie sah das Auf und Ab seines heftigen Atmens. Er hielt ein großes, vollgeschriebenes Blatt Papier in der Hand. »Ich habe das für dich aufgeschrieben. Es ist, was ich wissen wollte, wenn ich du wäre. Was ich gedacht habe. Ich habe alles aufgeschrieben.«

Er hielt ihr das Blatt hin, seine Brust hob und senkte sich noch, und sie stand da, ohne nach dem Papier zu greifen.

»Ich weiß, dass wir akzeptieren könnten, was wir nicht füreinander sein können, und es sogar zur poetischen Tragödie unseres Leben machen könnten. Oder wir können handeln. Ich will handeln. Kosi ist eine gute Frau, und meine Ehe war eine Art zufriedener Schwebezustand, aber ich hätte sie nie heiraten dürfen. Ich habe immer gewusst, dass etwas fehlt. Ich

Telegram:@shabarsbibliothek

möchte Buchi großziehen, ich möchte sie jeden Tag sehen. Aber diese ganzen Monate habe ich geheuchelt, und eines Tages wird sie alt genug sein, um zu merken, dass ich heuchle. Ich bin heute ausgezogen. Im Moment wohne ich in meiner Wohnung in Parkview und hoffe, Buchi jeden Tag sehen zu können. Ich weiß, dass ich zu lange gebraucht habe, und ich weiß, dass du dein Leben weitergelebt hast, und ich verstehe vollkommen, wenn du unsicher bist und Zeit brauchst.«

Er hielt inne, verlagerte das Gewicht. »Ifem, ich will dich. Ich werde hinter dir her sein, bist du uns eine Chance gibst.«

Sie starrte ihn lange an. Er sagte, was sie hören wollte, und doch starrte sie ihn an.

»Decke«, sagte sie schließlich. »Komm rein.«

Telegram:@shabarsbibliothek

Dank

Mein großer Dank gehört meiner Familie, die Entwürfe gelesen, mir Geschichten erzählt und *»jisie ike«* genau dann gesagt hat, als ich es hören musste, mein Bedürfnis nach Raum und Zeit respektiert und nie in dem seltsamen und wunderbaren Glauben geschwankt hat, der aus Liebe entsteht: James und Grace Adichie, Ivara Esege, Ijeoma Maduka, Uche Sonny-Eduputa, Chuks Adichie, Obi Maduka, Sonny Eduputa, Tinuke Adichie, Kene Adichie, Okey Adichie, Nneka Adichie Okeke, Oge Ikemelu und Uju Egonu.

Drei wunderbare Menschen haben diesem Buch viel Zeit und Weisheit geschenkt: Ike Anya, *oyi di ka nwanne*, Louis Edozien und Chinakueze Onyemelukwe.

Für ihre Einsichten und ihre bemerkenswerte Großzügigkeit, mein Manuskript manchmal sogar mehrmals zu lesen, mich meine Figuren mit ihren Augen sehen zu lassen und mir zu erklären, was funktioniert und was nicht, bin ich folgenden lieben Freunden dankbar: Aslak Sira Myhre, Binyavanga Wainaina, Chioma Okolie, Dave Eggers, Muhtar Bakare, Rachel Silver, Ifeacho Nwokolo, Kym Nwosu, Colum McCann, Funmi Iyanda, Martin Kenyon (geliebter Pedant), Ada Echetebu, Thandie Newton, Simi Dosekun, Jason Cowley, Chinazo Anya, Simon Watson und Dwayne Betts.

Dank an Robin Desser, meiner Lektorin bei Knopf; an Nicholas Pearson, Minna Fry und Michelle Kane bei Fourth Estate; an die Mitarbeiter bei der Wylie Agency, insbesondere Charles Buchan, Jackie Ko und Emma Paterson; an Sarah Chalfant, Freundin und Agentin, für das fortwährende Gefühl der Sicherheit; und an das Radcliffe Institute for Advanced Study in Harvard für das kleine Büro voller Licht.

Telegram:@shabarsbibliothek

Glossar

419er Vorschussbetrüger

abi? stimmt’s?

Ahn-ahn Aber, aber; um Gottes willen

Akara gebratene Bohnenküchlein

Aru adikwa? Alles in Ordnung

AS Amerikanische Schwarze

Aso Rock Inselberg neben der Präsidentenvilla in Abuja, Symbol für Macht

biko bitte

chai Ausdruck der Überraschung, des Entsetzens

chelu Warte; einen Augenblick

Chin-chin frittierte Süßigkeiten aus Mehl, Zucker, Milch und Muskat

Egusi-Suppe scharfe Suppe mit Rindfleisch und den Kernen einer westafrikanischen Melone

ehn Na und

eziokwu ehrlich

Garri westafrikanisches Maniokprodukt, das mit Suppen gegessen wird

Ghana-Must-Go-Taschen große gewebte rotblau karierte Plastiktaschen; Ursprung: Illegal eingewanderte Ghanaer wurden während der 80er Jahre aus Nigeria ausgewiesen und benutzten diese Taschen, um ihr Hab und Gut zu transportieren.

gini? Was?

Gra-gra Hartnäckigkeit, Durchsetzungsvermögen

Haba! Beruhige dich!

Telegram:@shabarsbibliothek

ga asikwa ja, richtig

Igwe König

inugo Hörst du? Hast du gehört?

jaga-jaga zerzaust

Jollof-Reis Reis mit Süßkartoffeln, Huhn, Fisch und Tomatenmark

kedu hallo, wie geht’s?

Kenkey Klöße aus fermentiertem Mais

kwa? Wirklich? Sicher?

mba nein

Mumu Dummkopf

Na wa Ausdruck der Entrüstung: »nicht zu fassen«

Naija nigerianisches Pidgin

NAS nicht-amerikanische Schwarze

ndo Ausdruck des Mitgefühls, tut mir leid

NEPA National Electric Power Authority; Elektrizitätswerke

ngwa schnell, na los

nno willkommen

NTA Nigerian Television Authority; Regierungsfernsehen

O di egwu unglaublich

O gini? Was ist los?

Ofada-Reis Reissorte, die zu einem Eintopf aus getrocknetem Fisch, Rindfleisch und Paprika gegessen wird

oga Yoruba respektvoll: Herr

Okada in Nigeria produziertes Motorrad

omalicha Igbo: schön

Onugbo-Suppe Eintopf aus Tarowurzeln, Bitterspinat, Rindfleisch, Kutteln und getrocknetem Fisch

oyinbo weiß, Weißer, Fremder

Telegram:@shabarsbibliothek

rapuba lass gut sein

Suya gegrilltes Fleisch

Tufiakwa Gott bewahre

Ube Yamsart

WAEC West African Examination Council; nicht profitorientierte Prüfungsbehörde für Westafrika mit dem Ziel, die Bildung (in Ghana, Liberia, Nigeria, Sierra Leone, Gambia) zu verbessern

Telegram:@shabarsbibliothek

Impressum

Erschienen bei FISCHER E-Books

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
›Americanah‹ bei Fourth Estate, London 2013

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2014
Covergestaltung: buxdesign

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.
Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.
ISBN 978-3-10-402049-5

Telegram:@shabarsbibliothek

Abonnieren Sie **Ihren persönlichen Newsletter** der Fischer Verlage

Unter allen Neu-Abonnenten verlosen wir monatlich ein Buchpaket

Ihre Vorteile:

Wir informieren Sie jederzeit über

- unsere Neuerscheinungen
- Lesungen und Veranstaltungen in Ihrer Nähe
- Neuigkeiten von unseren Autorinnen und Autoren
- Gewinnspiele u. v. m.

Melden Sie sich jetzt online an auf
www.fischerverlage.de/newsletter

Telegram:@shabarsbibliothek

Telegram:@shabarsbibliothek

LOVELYBOOKS

Wie hat Ihnen das Buch ›Americanah‹ gefallen?

Schreiben Sie hier **Ihre Meinung** zum Buch

Stöbern Sie in Beiträgen von anderen Lesern



© aboutbooks GmbH
Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content).
Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.

Telegram:@shabarsbibliothek

This file was downloaded from Z-Library project



Your gateway to knowledge and culture. Accessible for everyone.

z-library.sk z-lib.gs z-lib.fm go-to-library.sk

Official Telegram channel

Z-Access

https://wikipedia.org/wiki/Z-Library

Telegram:@shabarsbibliothek